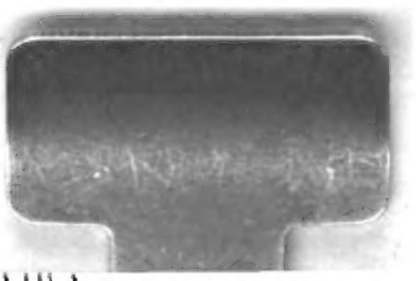
Per. 164 g - 4, 1

Museum

(J. 1855–57. in 4° Per. 15 ck



Digitized by Google

<36623552160011

S

<36623552160011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift

für

Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

1858.

Erstes Halbjahr: Januar — Juni.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Frankfurt am Main.

Expedition des Frankfurter Museums.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

C. Naumann's Druckerei in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalts-Verzeichniß

des

vierten Jahrganges des Frankfurter Museums.

Erstes Halbjahr: Januar—Juni 1858.

Bemerkung: Diejenigen Artikel, deren Autor nicht mit dem Namen oder einer Chiffre bezeichnet ist, sind vom Herausgeber verfaßt.

Gedichte.

	N°
Altschottische Ballade von Friedrich Bodenstedt	1.
Alessandro Stradella, nach L. Carrer von W. Nolte	11.
Sonette nach Lorenzo de Medici, Ariosto, Tasso von A. Doerr	15.
Madrigal nach Guarini von A. Doerr	15.
Miltons Sonett an Cromwell, von F. Bodenstedt	17.
Königliche Anerkennung, von Moritz Hartmann	17.
Mohammed, von Hermann Lingg	18.
Sonette nach Shakspeare, von F. Bodenstedt	19.
Papagei und Rabe, von Dräxler-Manfred	20.
Die stille Größe, von F. M. Hessemer	21.

Novellen und Erzählungen.

Abwärts und Aufwärts. Eine culturhistorische Novelle von F. Zehender	1—15.
Der Reichsbaron. Preisgekrönte Novelle von Ernst Fritze	16—26.

Biographie, Charakteristik, Geschichtsbilder.

Robert Schumann, nach J. W. von Wasielewski, von Schnyder von Wartensee	6.
Franz Beyschlag, von H. W.	7.
Dr. Georg Wohlfarth	8.
Ludw. Holberg, nach Prutz, von H. W.	12. 14.
Carl Leopold Goldschmidt	13.
Justus Möser	15.
Deutsche Sitten zu Anfang des 18. Jahrhunderts, von K. Biedermann	
Stimmen über die Herzogin von Orleans	22.
W. A. Mozart, nach O. Jahn, von Schnyder von Wartensee	25. 26.
Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland zu Anfang des 10. Jahrhunderts. Von Franz Löher	26.
Bogumil Goltz. Geschildert von A. von E.	26.
Ein Brief von Börne	1.
J. H. G. Düring, von H. W.	3.
A. Bitzius	7.
Die Frau Rath	7.
Pompeo Marchesi	8.
Beda Weber	10. 14.
Böhl von Faber	15.
Sigismund Neukomm	16.
Emanuel Osmund	25.

Länder- und Völkerkunde, Correspondenz.

Schilderungen aus Frankreich, von Moritz Hartmann	1. 3–5. 7. 13–15. 18.
Wissenschaftliches Leben in Oesterreich, von n. r.	3. 4.
Reise-Erinnerungen aus Griechenland, von Gottfried Semper	8. 16.

Digitized by Google

	N°
Aus einem Pariſer Briefe	8.
Die Gräber zu Ottenſen	10.
Briefe aus Wien, von dr	4. 10.
Briefe aus Heidelberg, von y.	3. 5.

Literaturkunde.

Eine Dichterſchule des Materialismus, oder die Epigonen der franzöſiſchen Romantik. Von Alex. Büchner	1—3. 5.
Eine Frankfurter belletriſtiſche Wochenſchrift aus Goethe's Jünglingszeit	2.
Die neueſte Unterſuchung über Gottfried von Straßburg, von Dr. theol. Eduard Steitz	10.
Schiller als Philoſoph. Vortrag von Kuno Fiſcher in Jena	15—25.
Zur Bettina-Frage	17. 18.
Illuſtration der Geſchichte in Bilderwerken und Anthologien, von H. W.	19.
Die älteſten Spuren Shakſpeare's in Deutſchland	23. 24.

Kritik.

Geibels Brunhild, v. Karl Gödecke	4—6.
Schad's Muſenalmanach, von M. C.	4.
A. Diezmann's Goethe-Schiller-Muſeum	6.
Julius Fröbel über Amerika, von F. Rittweger	7—8. 10.
Holtei's Album für den Friedhof in Graz	8.
Giſela von Arnim: dramatiſche Werke. Von A. Sch—l.	9.
Findel, deutſche Nationalliteratur	10.
Die beiden Caglioſtro, Drama von Giſeke	10.
Gieſebrechts Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit, von Dr. J—n.	12.
Georg Webers Weltgeſchichte	12.
Neue Romane, von Gl.	12. 14.
Sternbergs Erinnerungsblätter	13.
Mythoterpe von Amara George	14.
Max Büdingers öſterreichiſche Geſchichte, von J—n.	15.
Ludwig Knapps Syſtem der Rechtsphiloſophie, von V.	16.
Biedermann's „Deutſchland im 18. Jahrhundert. Von S.	16.
O. Dolch, das Studententhum. Von S.	18.
Deutſche Träume von L. Steub; von M. C.	20.

Theater und Muſik.

Hans Waldmann, Trauerſpiel	1.
Shakſpeare's und Deinhardſteins Viola	2
Der zerbrochene Krug	6.
Shakſpeare's Othello	9.
Die Zouaven in Frankfurt, von W. N.	9.
Der Tonkünſtler J. Joachim, von G.	9.
Frankfurter Theater	14.
Halévy's Meluſine	15.
Ole Bull	17.
Marie Seebach	19. 20.
Matinée derſelben, von a. u.	21.

Bildende Künſte.

Courbets neue Bilder	3.
Schwind's Aſchenbrödel, geſtochen von Thäter; von M. C.	4.
Kunſtausſtellung in München	5.
Dubufe, der Pariſer Congreß	11.
P. Becker's Saar-Album, von R.	12.
Carl Cauer	12.
Steinle's Arbeiten für das Kölner Muſeum. Von n.	17.

Aufſätze vermiſchten Inhalts.

Pädagogiſche Briefe von F. C. Paldamus. 1. Der Unterricht in der Literatur	1—3.
Bemerkungen über die Todesſtrafe, v S.	10.
Das Pikante der franzöſiſchen Schrift- und Umgangsſprache, von Alexander Büchner	12.
Zur Begrüßung der Revue Germanique	13.
Bericht über das Preisausſchreiben für Novellen	13.
Aphorismen über die menſchlichen Sinne, von Julius Schaller	21—24.
Der Johannistag als Feſt der Sommerſonnenwende	25

Unterhaltungen

und Beſprechungen neuer Erſcheinungen, durch alle Nummern gehend. Die ausführlicheren ſelbſtſtändigen Artikel ſind unter den betreffenden Rubriken verzeichnet.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Ct., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL.

N°. 1. **Frankfurt a/M.,** den 2. Januar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Abwärts und aufwärts, Novelle von F. Zehender. — Eine Dichterschule des Materialismus, von Alex. Büchner. — Altschottische Ballade von F. Bodenstedt. — Schilderungen aus Frankreich, von Moritz Hartmann. 1. 2. — Pädagogische Briefe von F. C. Paldamus. 1. — Theater: Hans Waldmann von Scholz. — Unterhaltungen: ein Schreiben von L. Börne u. a.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

1. Ein freudenreicher Pfingstmontag.

Was, meinst du, will aus dem Kindlein werden? —

Vor ungefähr hundert Jahren wurde in einer deutschen Schweizerstadt, deren Leben und Treiben damals in Vielem mit dem der kleinern deutschen Reichsstädte sich vergleichen ließ, ein besonders festlicher Tag gefeiert, ein Pfingstmontag. Die hohen, mit steinernen Bildsäulen gezierten Brunnen der Stadt prangten nach altem Brauch am frühen Morgen schon im Schmucke frischer Kränze. Die Kinder liefen von einem zum andern, um zu sehen, ob nicht irgendwo, wie's auch schon geschehen, eine spaßhafte Figur oder ein lustiger Vers angebracht sei; die Friseure aber liefen noch eifriger mit den Puderbeuteln von einem adeligen Hause zum andern, von der „Löwenburg" zur „Engelburg", vom „Fittich" zum „Ritter" und vom „alten Bären" zum „Pfauen" und zum „goldenen Löwen", denn überall warteten die Rathsherren und die Zunftmeister und andere Leute in hohem Amt und Würden mit Ungeduld, bis der unentbehrliche Haarkünstler komme, ihnen Perücke und Zopf würdig aufzustutzen zum feierlichen Zug in die Kirche. Denn heute war

Digitized by Google

Schwörtag, da Bürgermeiſter und Rath in der großen Hauptkirche zum St. Johann von Neuem den Huldigungseid abnahmen von der geſammten ehrbaren Bürgerſchaft; drum zogen die Bürger, den Degen, das Abzeichen des wehrhaften Mannes, an der Seite, die Zunftmeiſter an der Spitze, nach den Zünften geordnet, in die Kirche, und von den ſchönen majeſtätiſchen Perücken der Geiſtlichkeit und der adeligen Rathsherren an bis zu dem beſcheidenen in ſchwarzes Band gefaßten Zöpfchen des ärmeren Bürgers waren alle Stufen und Schattirungen des alterthümlichen Hauptſchmucks zu erkennen. Auch die längeren und kürzeren Feiertagsröcke von verſchiedenen Farben und Knöpfen, die nur an ſolchen feſtlichen Bürger- und etwa an Familientagen aus dem Kaſten genommen wurden, verriethen höhern und niedern Stand oder auch längſt entſchwundene oder neu aufgetauchte Formen und Sitten. In hochgeſtimmter und blumenreicher Rede ermahnte der Antiſtes von der Kanzel die Verſammelten zur Treue gegen die Obrigkeit und ſchilderte das Glück, welches allda herrſche, wo die Waagſchalen der Gerechtigkeit für Jeglichen nach gleichem Geſetze ſteigen und fallen, wo die fürweiſe Obrigkeit nicht umſonſt das Schwert trage, ſondern zur Rache über die Uebelthäter, und wo das Wort Gottes gleich als aus einem Spritzkrug lauterlich und rein ausgegoſſen werde über ein gottesfürchtiges Volk. Alsdann ſchwuren ſie den gnädigen Herren Treue mit erhobener Rechten, und feierlich zogen ſie wieder aus der Kirche, ein Jeglicher auf ſeine Zunft, wo ein reichliches Mahl ihrer wartete, beſtehend aus mächtigen Braten und Paſteten, zugemeſſen nach dem freigebigen Maßſtab der alten Zeit, und ein kräftiger Trunk, zu befeſtigen bürgerliche Liebe und Eintracht.

Aber während ſo eine feierliche und freudige Stimmung die ganze Stadt bewegte, war in dem Junkernhauſe zum „Paradiesvogel" große Sorge und Bekümmerniß. Es wohnte darin ein Junker Diethelm von Randenburg, der ſich nach langem Beſinnen mit einer ſchönen aber ſtolzen Tochter aus einem der reichſten adeligen Geſchlechter vermählt hatte. Er ſaß als angeſehener und einflußreicher Rathsherr im Kleinen Rathe und durfte darum bei der Ceremonie in der Kirche nicht fehlen, und doch wäre er lieber zu Hauſe geblieben; denn es wurde ſtündlich des erſten Kindes Ankunft auf der Welt erwartet, und des Rathsherrn viele Sorgen um den Staat verhinderten ihn doch nicht daran, ein zärtlicher Familienvater zu ſein. Kaum war der Gottesdienſt zu Ende, ſo eilte er nach Hauſe, und wie ſchnell war ſeine Sorge in Freude verwandelt, als ihm ſchon beim Eintritt ins Haus durch das ſchöne ſteinerne Portal der alte Diener die Nachricht entgegenbrachte, er ſei Vater eines erſtgebornen Sohnes geworden. Schon war die eine Magd beſchäftigt, die andere nach alter Sitte mit einem großen Blumenſtrauße, der das ganze Mieder bedecken mußte, zu ſchmücken und einen andern großen Blumenſtrauß ihr in die rechte Hand zu geben, damit ſie, durch dieſe Sinnbilder der Freude

Digitized by Google

und durch eine blendend weiße Schürze weithin kenntlich, die frohe Botschaft von der Geburt eines Sohnes von einem verwandten oder befreundeten Hause zum andern trage.

Nachdem der Herr Rathsherr sich genug am Anblick seines ersten Söhnleins gefreut und gegen seine Gemahlin die schönsten Hoffnungen über dessen Zukunft ausgesprochen hatte, trieb ihn die Freude zurück zu seinen Amtsgenossen, die sich eben am Mahle erquickten; er fand dieselben auf der „Zunft oder Stube der Herren" und kündete ihnen alsobald die Vermehrung der wohladeligen Gesellschaft durch einen hoffnungsvollen Sprößling seines Stammes an, und als der aus Silber getriebene Gesellschaftspokal die Runde machte, so wurde nicht ermangelt, auf den zukünftigen Junker ein Hoch auszubringen und ihm alle ritterlichen Tugenden in reichem Maße anzuwünschen.

So war der junge Diethelm von Randenburg — denn den väterlichen Namen erhielt er wenige Tage nachher in der heiligen Taufe als Stammhalter des vielhundertjährigen Geschlechts — unter allen Vorzeichen der Freude und des Glücks in diese Welt hereingetreten. Silberne Löffel wurden ihm in die Wiege gelegt von der Taufpathin, und der Pathe, der regierende Bürgermeister von Meyenburg, brachte ihm in einem kleinen silberbeschlagenen Geldkistchen oder Sparhafen, wie man's damals nannte, einen doppelten Dukaten.

Keine solche goldne Sonnenstrahlen leuchteten einem andern Knäblein, welches am Abend des gleichen Pfingstmontags, während schon der kräftige Zunftwein des Jahres **1753** die ruhigen Bürger ungewöhnlich aufgeregt hatte, in einer ärmlichen bürgerlichen Haushaltung mitten in Noth und Entbehrung die hellen Aeuglein aufschlug. An der Keßlergasse wohnten seine Eltern, wo an Werktagen früh und spät der Kupferschmiede und Klempner Klopfen und Hämmern wiederhallte, im Hause zum „alten Thurm" dicht an der Stadtmauer, das in seinen niedrigen Stuben und Kammern mehrere arme Familien beherbergte. Der Vater war ein Maler und Glaser seines Handwerks; einer seiner Vorfahren, Tobias Stimmer, hatte als Künstler manche Häuser der Vaterstadt mit Frescomalereien geziert; dieser sein Nachkomme aber war froh, wenn die vornehmen Herren der Stadt ihn beriefen, ihre Stuben zu malen oder ihre Karossen und Schlitten zu lakiren oder auch die kleinen runden Scheiben, die, trüb genug, damals die Fenster vornehmer Häuser bildeten, zu ergänzen und mit biegsamem Blei gehörig zu befestigen. Den Namen Tobias hatte er von seinem berühmten Vorfahren ererbt, aber nichts außerdem; schon eine Reihe Töchter hatte ihm seine Frau geboren, aber noch keinen Sohn, und obgleich es ihm schwer genug wurde, die Haushaltung mit vier Kindern durchzubringen, so wünschte er sich doch noch ein fünftes, und zwar nur darum, weil er hoffte, es werde vielleicht ein Söhnchen sein und seinen edlen Namen auf die Nachwelt fortpflanzen können. Dieser sehnliche Wunsch wurde ihm nun erfüllt, und zwar auch an dem von

Digitized by Google

Jung und Alt geliebten Pfingstmontag. „Geh du nur in die Kirche und auf die Zunft, wie sonst", sagte am Morgen dieses Tages seine Frau zu ihm; „die Nachbarin, die Kupferschmiedin bleibt bei mir den ganzen Tag; aber hör', vergiß nicht, mir am Abend von der Zunft einen schönen Kram mitzubringen und ein Paar gute Tropfen alten Wein; du wirst dann, so Gott will, vielleicht hier auch einen andern Kram finden, den du dir schon lange gewünscht hast."

Er hatte keine Versuchung zu widersprechen; denn einmal hätte es nichts gefruchtet; wenn seine kräftige Frau ihre Meinung gesagt hatte, so blieb es dabei; — und dann hätte er in der That nicht gerne den Zunftanlaß versäumt, der so selten wiederkehrte und auf den sich oft der älteste Bürgersmann noch freute wie ein Kind. Drum ließ er sich von der ältesten Tochter seinen Zopf zurecht machen und in ein schwarzes Band einwickeln, welches breit und in eine Schleife geschlungen über den hohen Kragen des Rockes herunterhing; ließ sich den einzigen Tuchrock, den er besaß, tüchtig bürsten und die blanken Knöpfe etwas abreiben, daß sie glänzten, nahm dann feierlich den alten Degen mit versilbertem Griffe, der über seinem Bette hing, ein Erbstück vom Vater, herunter und gürtete ihn um, und ein buntblumiges Sacktuch so in die Rocktasche steckend, daß ein Zipfel herausschaute, nahm er Glück wünschend Abschied und schritt in gehobener Stimmung nach dem Zunfthaus der Schmiede, zu deren Genossenschaft er gehörte.

Es war Abend geworden, und schon brannten die Lichter in dem geräumigen Zunftsaal der Schmiedstube, dessen eine nach der Hauptgasse der Stadt zugekehrte Ecke in einen weiten hellen Erker ausmündete. Laute Stimmen erschollen unharmonisch durch einander; hie und da hörte man, wie eine kräftige Faust auf den Tisch schlug; dort sah man, wie ein nerviger Arm den großen Zunftpokal an den Mund führte und geleert mit Nachdruck wieder auf den Tisch stellte; auf den langen Tischen stand eine Flasche an der andern, dazwischen hie und da noch Reste der Mahlzeit, in Papiere gewickelt, für Hausfrau und Kinder bestimmt; auf einem Schrank an der Seite standen große zinnerne Kannen, aus welchen fortwährend die geleerten Flaschen wieder gefüllt wurden; denn die Schmiede sind ein durstiges Geschlecht. Im Erker, den einige gemalte Scheiben zierten, saßen die Vorgesetzten der Zunft in ruhigen Gesprächen, und am entgegengesetzten Ende des Tisches, etwas entfernt vom stärksten Tumulte, satz Meister Stimmer mit einigen Männern vom gleichen Handwerk, die eine behagliche Freude dem Treiben der ausgelassenen Jugend vorzogen und einem alten Manne zuhörten, der ihnen von den alten Zeiten erzählte, da die Junker noch nicht Alles den Franzosen nachgemacht hätten, da man in der ganzen Stadt noch ein einfacheres Leben geführt. Von Zeit zu Zeit schlichen Kinder mit kleinen Körben schüchtern heran, um die Ueberreste der gewaltigen Kalbsbraten und Pasteten für Mutter

Digitized by Google

und Geschwister in Empfang zu nehmen; denn das Quantum der aufgetragenen Speisen mußte so berechnet sein, daß nicht nur Jeder nach Herzenslust seinen langgesparten Appetit stillen, sondern auch noch einige tüchtige Stücke für die Seinigen auf die Seite legen konnte. Manche brachten's selbst in der Rocktasche mit nach Hause, manche ließen's durch ihre Kinder abholen. Jetzt bahnte sich auch ein kleines Kind hastig durch das Getümmel einen Weg zu dem Tische, an welchem Meister Stimmer saß, und sagte ihm freudig etwas ins Ohr. Sogleich verklärte sich sein schon sehr vergnügtes Angesicht noch mehr; er stand auf, nahm sein Glas, stieß kräftig an mit seinen Genossen und sagte: „So eben habt ihr einen neuen Mitzünftigen bekommen, und zwar soll es ein Tobias werden wie ich einer bin; drum trinkt eure Gläser aus bis zum Grund, daß er heranwachse zu einem wackern Bürger unsrer Stadt." — Dann stand er auf, gab dem Kinde die noch einmal gefüllte Flasche in die Hand, packte seinen „Kram", d. h. die aufbewahrten Reste der Mahlzeit in die weiten Rocktaschen und eilte in der frohesten Laune nach Haus, seinen künftigen Tobias zu begrüßen.

Mit hellen Augen schaute ihm dieser aus dem alten Korbe, in welchen er in Ermangelung einer Wiege gelegt worden war, entgegen. Alle Sorgen verschwanden aus dem väterlichen Herzen, wenn er an diese Freude dachte, er hätte sie der ganzen Welt erzählen mögen. „Hast du's auch in den Paradiesvogel sagen lassen?" fragte er plötzlich seine Frau. „Das versteht sich von selbst", antwortete diese, „daran muß mich Niemand erinnern; meine alte Herrschaft würde ich nie vergessen, und wenn ich tausend Jahre werden sollte. Und denke dir die Freude: dort ist heut morgen auch ein Knäblein zur Welt gekommen, und der Herr Rathsherr freut sich darüber ganz unsinnig und hat mir ein Kraftsüppchen geschickt, das man für die junge Frau gekocht hatte. So habe ich hier zu Haus festlich gelebt, wie ihr auf der Zunft; Gott lasse nun beide, den Junker Rathsherrn und uns viel Freude an diesen Kindern erleben!" — Meister Stimmer ging nachdenkend in der Stube hin und her und schaute immer wieder sein Söhnlein an und sagte dabei in abgebrochenen Sätzen: „Am Pfingstmontag zur Welt kommen — am Schwörtag — während der Vater Gesundheit trinkt auf der Zunft — am gleichen Tag mit dem Junker von Randenburg — das geschieht nicht alle Tage — das bedeutet etwas!" — Nun packte er seinen Kram aus, sonderte das Beste ab für die Frau und setzte sich mit den Töchtern heiter zu Tisch, jede durfte einen Schluck Zunftwein aus seinem Glase nehmen. Und als er nach dem frohen Tage zu Bette ging, murmelte er stets vor sich hin: „Am Schwörtag geboren werden — am gleichen Tag mit dem Junker — und noch Tobias heißen dazu — das bedeutet etwas Außerordentliches!"

Digitized by Google

2. Das adelige Haus.

Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

Wenn seit jenem Pfingstmontag der Junker von Randenburg zum Portal des Paradiesvogels heraustrat, so verriethen Gang und Haltung und Blick, daß er sich um ein großes Gut reicher dünkte als kurze Zeit vorher. Schon früher hatte es ihm zwar nicht an hohem Bewußtsein seiner Würde und seiner vornehmen Abkunft gefehlt, auch wurde dies täglich genährt durch Alles, was ihn umgab. Sein hohes steinernes Haus am Markte, geziert von einem säulengetragenen Portal, über welchem zwei steinerne Löwen ruhten, trug die Inschrift: „Wie ein Löwe bewachst du, Christus, die Deinen." Ein schöner Erker ruhte auf dem Portal, und von dem Dache desselben schaute in Stein gehauen ein stolzer Paradiesvogel herab mit künstlich gebildetem Schweife; zwei aus Kupfer getriebene Drachen waren oben an dem weitvorspringenden Dache des Hauses angebracht, um bei Regengüssen das Wasser aus weitgeöffneten Rachen reichlich auf die Gasse zu speien; des Hauses untere Räume enthielten Stallung und Scheuer; auf breiten Treppen gelangte man auf die mit Steinplatten belegte Hausflur des ersten Stockes, auf welcher man ringsherum an den Wänden viel alte Familienbilder in Oel und den Stammsitz der Edeln von Randenburg erblickte. Die Erkerstube sowohl als auch ein mächtiger Gesellschaftssaal mit eisernem Kronleuchter erinnerten beständig an den alten Reichthum des Geschlechtes, welches hundert Jahre vorher dieses Haus hatte erbauen lassen. Wer als stattlicher Rathsherr mit vergoldetem Degengriff, wohlfrisirten Locken und juwelenbesetzten Schuhschnallen aus diesem Hause heraustrat, durfte wohl das Haupt etwas höher tragen, als ein Anderer, und der Junker von Randenburg verstand sich auch darauf, als wär's ihm angeboren worden. Seine Schritte waren mit Bedacht abgemessen, seine Bewegungen ruhig, so daß niemals die Perücke in allzuheftige Bewegung gerieth; sein Blick war gebieterisch, sein Haupt ragte über die meisten seiner Mitbürger hinaus; drum wich man ehrerbietig zurück, wenn er über den Markt schritt, und wer ihn auch nicht gekannt hätte, hätte doch von ferne gesehn, daß Einer der Großen der Republik herangeschritten komme. Mit dem Bürgersmann war er leutselig und herablassend, doch hatte er gegen ihn einen ganz andern Ton, als gegen Seinesgleichen, und wußte ihn sich auf manchen Schritt vom Leibe zu halten; den Bauer würdigte er kaum eines Blicks, geschweige denn eines freundlichen oder theilnehmenden Wortes; er hielt viel auf den Unterschied der Stände und wachte in seiner Umgebung strenge darüber, daß Niemand im Geringsten die Schranken seines Standes überschreite. Drum hörte er von nichts weniger gerne sprechen als von der Aufklärung des Volkes; das Bauernvolk, war sein Grundsatz, soll man so lassen, wie es seit alten Zeiten gewesen, es sei so am glücklichsten und sei nicht dazu bestimmt, die Köpfe höher zu tragen, als sie ihm

Digitized by

gewachsen seien. An dieser Gesinnung hielt er unerschütterlich fest in der Lenkung des Staates; es fehlte ihm weder an Geist, noch an Klugheit, noch an Bildung, noch an Gewandtheit im Umgang; er hatte die besten Klassiker gelesen und vergnügte sich noch oft ein Stündchen an Homer und Horaz; er hatte Paris gesehn und einen Theil von Deutschland. Durch all dies ragte er über die meisten seiner Amtsgenossen hinaus, und man prophezeite ihm vielfach, daß er nach und nach zu den höchsten Würden im Staat emporsteigen werde. (Fortsetzung folgt.)

Eine Dichterschule des Materialismus,

oder die Epigonen der französischen Romantik.

Eine literarhistorische Skizze von Alex. Büchner.

Motto: Besser ist's, im eignen Lande
Wasser aus dem Schuh zu trinken,
Als in fernem, fremdem Lande
Honigtrunk aus goldner Schale.
Kalewala.

Man hat die Franzosen ein von Natur monarchisches Volk genannt. Mag sich in der Politik dieser Satz behaupten oder widerlegen lassen, in ihrer Dichtung spricht ihm die Erfahrung seine Wahrheit zu. Sie lehrt uns bei Betrachtung der französischen Literaturgeschichte, daß sich die Dichter unserer Nachbarn gern und leicht einer streng formellen und conventionellen Disciplin fügen und vor jeder Veränderung und Neuerung in derselben mehr als billig erschrecken, aber auch, wenn dieses Band einmal gewaltsam gesprengt ist, in die wahllose Anarchie der von ihren Ketten losgerissenen Sklaven auseinanderfahren, statt sich als freie Kulturmenschen nach Lust und Belieben auf einem passenden Gebiet, unter Respektirung der natürlichen Grenzen, angemessen zu bewegen. Die erstere Erscheinung einer straffen, fast militärischen Ordnung und Organisation zeigt die klassische, die Zweite eines ziellosen Hinwegstürmens die romantische Dichtung auf, und Angesichts der letzteren und ihrer Folgen darf man sich fragen, ob die so pedantische und eintönige literarische Harmonie des siebzehnten Jahrhunderts nicht immer noch besser sei als dieses unüberlegte Verfolgen lockender Phantome auf Richtungen, die nicht untersucht, auf Wegen, deren Scheidepunkte nicht geprüft worden sind.

Wir haben anderwärts ausgeführt, wie gebieterisch sich in Frankreich gegenwärtig das Verlangen nach der Endschaft dieser poetischen Wirrniß geltend macht, seitdem die kurze romantische Republik todt ist, ihre Doktrinen verschollen, die Gipfelpunkte ihrer poetischen Leistungen, ihre dramatischen Dichtungen, von der Bühne verschwunden sind, und sie selbst nur noch der Literaturgeschichte angehört; seit dem Augenblick, da die matte, selbst schon wieder verstorbene klassische Reaktion Ponsards und seiner Ecole du bon sens

Digitized by Google

jene Sieger faſt ohne Widerſtand von dem erſt kürzlich behaupteten Schlachtfelde jagte. Inmitten der verſchiedenen Loſungsworte und Standarten nun, welche ſeither aus dieſem Getümmel aufgetaucht ſind, macht ſich ſeit mehreren Jahren durch Fähigkeiten, theilweiſen Erfolg und die überraſchendſte Neuheit ihrer äſthetiſchen Doktrinen eine literariſche Parthei geltend, deren Betrachtung die nachſtehenden Zeilen gewidmet ſein ſollen.

Dieſe junge Dichtergeſellſchaft, welche ſich, wohl mit demſelben anſtürmenden Sinn, der in Ponſard's „Brigade" lag, la jeune Phalange nennen darf, ruht mehr auf den Beſtrebungen und Ausgangspunkten, als den Reſultaten der Romantiker, greift alſo ſowohl nach den engliſchen und deutſchen Vorbildern derſelben, als nach den, dem Klaſſicismus zuerſt feindlichen, naturaliſtiſchen Beſtrebungen ihrer eignen Literatur zurück, und ſetzt endlich in einer ganz antinationalen Weiſe die modernſten philantropiſch kosmopolitiſchen Ideen und Intereſſen zu jenen Elementen neu hinzu. Wenn alſo Jean Jacques Rouſſeau als der Ahn, und Chateaubriand und die Staël als die Großeltern dieſer Schule erſcheinen, ſo ſind ihre nächſten Erzeuger Lamartine's weichliche, ſentimentale, naturfreundliche und liberale Muſe und Viktor Hugo's hochfliegender, überkräftiger, trotzig männlicher Geiſt; als nahbetheiligte Zeugen ſind die engliſche Seeſchule, Byron und Shelley, Schiller, Goethe, Jean Paul und unſere eigene Neuromantik zugegen, und das Wiegenlied ſingt mit ſeinem Buch: Du bon, du vrai et du beau (1853) als Brevier in der Hand, der myſtiſch rationaliſtiſche, halb Schelling'ſche, halb Hegel'ſche Philoſoph Viktor Couſin, von welchem das ſonſt ziemlich ſchwächliche Witzblatt Figaro kürzlich treffend geäußert hat:

Le chef de l'école éclectique
Païen, chrétien, moderne, antique;
Son système est un pique-nique
Ou la doctrine évangelique
Fraternise avec le Portique.

Den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit bildet ein kräftig anſtrebendes und würdiges Organ der öffentlichen Meinung, die neue Revue de Paris, welche auch die Sand zu ihren Mitarbeitern zählt und wegen ihrer politiſch-liberalen Haltung im Frühjahr 1856 zwei ſchnell aufeinanderfolgende Verwarnungen erhielt. Von ihren drei Hauptredaktoren, Louis Ulbach, Laurent Pichat und Maxime Ducamp ſind die beiden Letzteren an den poetiſchen Manifeſtationen eifrig betheiligt, und insbeſondere Ducamp, mit welchem wir uns alsbald ausführlich zu beſchäftigen haben, ſteht als anerkannter Mittelpunkt und Führer der ganzen Richtung da. Das zahlreiche und, wie es ſcheint, zumeiſt ganz jugendliche Perſonal derſelben aber will erſt noch in der, von jenem Chef abgeſteckten Arena ſeine dichteriſchen Sporen und Lorbeeren verdienen und ſetzt ſich, wenigſtens nach der ausländiſchen Phyſiognomie einiger Namen zu

Digitized by Google

ſchließen und ganz im Einklang mit ſeinen kosmopolitiſchen Tendenzen, nicht allein aus Angehörigen Frankreichs, ſondern auch Deutſchlands, Englands und Spaniens zuſammen.

Die Gattung, welche ſich dieſe Dichter bis jetzt faſt ausſchließlich gewählt haben, iſt die Lyrik, und zwar die ernſte, ſchwungreiche, odenhafte Lyrik höheren Styls, mehr romantiſcher als klaſſiſcher Natur, eine Lyrik von gewandter und oft ſelbſt ſtudirter, allein doch ſehr freier Form, wie ſie in Lamartine und namentlich in Hugo aufgetaucht iſt, losgeriſſen von der ſchleppenden, conventionellen Ausdrucksweiſe und engen Verskünſtelei der klaſſiſchen Odenſchmieder, voll pittoresker, neuer, gewagter Ausdrücke und kühner enjambements, allein bei alledem doch weit entfernt von der ſchalkhaften und naiven Anmuth der galliſchen Muſe, welche in den Chanſons Berangers und der Volksliederdichter und, unter den Romantikern, bei Alfred de Muſſet in ſo originellen, ſo durchaus nationalfranzöſiſchen Tönen redet. Allein hiermit und mit der fanatiſchen Oppoſition gegen die Klaſſiker und ihre Akademie hört auch die Verwandtſchaft der Neuerer mit den, übrigens äußerſt hochgeſchätzten Romantikern auf, und eine, von den äſthetiſchen Prinzipien derſelben ganz verſchiedene Theorie tritt an deren Stelle. Dieſe ganz neue und merkwürdige Doktrin iſt folgende.

Da jede Dichtung ſelbſtredender Weiſe im Einklang mit dem Geiſt ihrer Zeit ſtehen muß, ſo ſoll man vor allen Dingen ſein Augenmerk auf den letzteren richten. Er offenbart ſich in einer doppelten Richtung: theoretiſch in den Ideen des Wahren, Guten, Schönen, des ſteten Fortſchritts, der allgemeinen Menſchenliebe oder Brüderlichkeit, in der Humanität, der Philanthropie, dem Kosmopolitismus und Liberalismus, den Friedenscongreſſen und einer aufgeklärten Vernunftreligion, beziehungsweiſe dem Glauben an Seelenwanderung; praktiſch in den grandioſen modernen Erfindungen, vor allem des Dampfes und ſeiner verſchiedenartigen Erſcheinungen in der Lokomotive, dem Schrauben- und Schaufelboot und allen Arten von Maſchinen, der Elektricität, des Leuchtgaſes, der Photographie, des Chloroforms u. ſ. w. Dieſe beiden ſich gegenſeitig ergänzenden Richtungen ſoll der Dichter verherrlichen, populariſiren, weiterführen, ſich gewiſſermaßen zum Propheten und Träger einer allgemeinen, auf dieſe Principien und Errungenſchaften baſirenden Weltreligion machen. Vor dieſer Miſſion verſchwindet alles Andere, namentlich der fortwährende Kultus und die ſtete Nachahmung der, für die Mitwelt abgeſtandenen, wenn auch einſt in ihrer Art berechtigten Antike. Die Dichtung wird nicht mehr, wie ſeither, Selbſtzweck bleiben, ſondern zunächſt im Dienſt und dereinſt als Führerin des kosmopolitiſchen Fortſchritts auftreten; der Dichter ſoll nicht mehr zurück-, ſondern nur noch vorwärts blicken und ſchreiten.

Doch laſſen wir, ſtatt dieſes Referats, den Führer der Schule, Maxime

Digitized by Google

Ducamp, ſelbſt über deren Beruf reden. Er thut dies ausführlich und offiziell in einer Abhandlung, welche zuerſt in der Revue de Paris erſchien und dann der, unter dem Titel Chauts modernes, 1855, veröffentlichten Sammlung ſeiner Gedichte vorangeſchickt wurde. Dieſe Abhandlung nimmt als eigentliches und anerkanntes Manifeſt der Schule eine ähnliche Stellung und Bedeutung wie Hugo's Vorrede zu ſeinem Cromwell für die Romantiker, und ihrer Zeit Dubellay's Illustration de la langue française für die aufkeimende Plejade, in Anſpruch.

Obwohl lang und in der Darſtellung in eine gewaltige Breite auseinandergehend, iſt dieſes Manifeſt als ſolches doch nichts weniger als vollſtändig und klar und imponirt mehr durch die Neuheit und Kühnheit, als durch die Begründung und Durchdachtheit ſeiner Ausſprüche. Doch genügt uns ſeine Betrachtung zur vollſtändigen Erkenntniß des theoretiſchen Wollens der Schule.

Mit einer Erwähnung der durchſchnittlichen Gleichgültigkeit des Publikums gegen neu auftretende Dichtungen beginnend, will Ducamp nicht, wie es die Dichter meiſt thun, über dieſe vielberufene Erſcheinung klagen. Er findet das Publikum weder undankbar noch gleichgültig und gibt ihm Recht, wenn es intereſſirt und amüſirt ſein will. Als die ſtarken Männer unſerer Race, die Viktor Hugo, Lamartine, Barbier, Vigny, Balzac, aus der Menge hervortraten und ſprachen, iſt alsbald Stillſchweigen entſtanden, und Jeder hat ihnen gehorcht. Die Zeit war ihnen freilich günſtig, denn Frankreich erhob ſich gerade aus Trauer und Schmach und die Künſte krochen nur mühſam in dem Geleiſe einer auf immer abgenutzten Tradition dahin. So groß aber auch die Erfolge, ſo zahlreich und kräftig auch die Anhänger jener Männer waren, ſo haben dieſelben doch bis jetzt, wo ſie alt werden, noch keine Nachfolger für ihre dichteriſchen Würden gefunden. „Hugo, unſer Meiſter, der Größte und Liebſte von allen, iſt im Exil, und Lamartine, gekreuzigt, mit Dornen gekrönt und in der Seite verwundet (alſo eine Art von poetiſchem Chriſtus), ſchreibt lange Geſchichten und ſieht ſich zu zwangsweiſer literariſcher Arbeit verurtheilt." Aehnlich verhält es ſich mit den Anderen, die frühere Nacht iſt zurückgekehrt, und wo findet ſich der ſchöpferiſche Gott, „der Mitleid mit uns haben und fiat lux! ſagen wird?"

Nach einer nun folgenden langen Ausführung über den gegenwärtigen Verfall der franzöſiſchen Dichtung durch die Schuld des Klaſſicismus und der denſelben vertretenden Akademie wird die Letztere mit einer Reihe der entſchiedenſten, hie und da ſehr ungehobelten, zum Theil gerechten, zum Theil unverdienten Vorwürfen überhäuft und muß, mit neuen Zugaben, das Aergſte, was ſie vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren aus dem Munde der Romantiker vernahm, noch einmal hören. „Statt ein modernes Gewand anzulegen und die weiße Tunika der Leviten zu tragen, hat ſie ſich in verbrauchte Togen und am Ellenbogen durchgeriebene Wämſer geſteckt." Die rieſigen

Digitized by Google

Bewegungen unſerer Zeit, die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und der Induſtrie haben ſie kalt gelaſſen, „man entdeckt die Dampfkraft, — wir beſingen Venus, die Tochter der bitteren Welle; man entdeckt die Elektricität — wir beſingen Bacchus, den Freund der blutrothen Trauben. Das iſt abſurd!“ So erſcheint jene Geſellſchaft als ein Don Quixote, der vor Sebaſtopol mit Speerwürfen gegen Lankaſterkanonen ſtreiten will, und repräſentirt nur den engen Routiniergeiſt Frankreichs, „welcher Einen Schritt vorwärts nur thut, um das Recht zu haben, deren drei zurückthun zu dürfen.“ Das letzte Preisgedicht, welches dieſe „Gerontokratie“ ausgeſchrieben hat, betrifft als Thema die Akropolis von Athen, denn „man glaubt ſich mit Troja und den Panathenäen zu einer Zeit beſchäftigen zu müſſen, welche Dampfkraft, Electrizität, Gas, Chloroform, Schraubenboote, Galvanoplaſtik und Photographie kennt und an die Luftſchifffahrt ſtreift.“ (Fortſetzung folgt.)

Altſchottiſche Ballade. *)

Ueber Höhen des Hochlands
Und Tiefen des Hags
Der gute Georg Campbell
Ritt aus eines Tags.
Schmuck ſaß er im Sattel,
Stolz ritt er einher;
Heim kam ſein gutes Roß,
Doch nimmer kam er!

O wie die alte Mutter
Voll Kümmerniß war!
Die junge Braut ſchluchzend
Zerraufte ihr Haar.
So ſtattlich im Sattel
Beſtiefelt ſaß er;
Leer heim kam der Sattel,
Doch nimmer kam er!

„Meine Wieſe liegt grün,
Ungemäht iſt mein Korn,
Ungebaut meine Scheune,
Mein Kind ungebor'n.“
Schmuck ſaß er im Sattel,
Stolz ritt er einher,
Heim kam ſein gutes Roß,
Doch nimmer kam er!

Friedrich Bodenſtedt.

*) Aus der neuen Sammlung von Robert Bell, London 1856, wo dieſe merkwürdige Ballade den Titel trägt: Bonnie George Campbell.

Digitized by Google

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

1. Von Angers nach Nantes. — Die Loire. — General Bonchamp und ſein Monument. — Die große Wieſe.

Wir verließen Angers am 26. Auguſt des Jahres 1852; Angers, die uralte Stadt, die man auch „die ſchwarze" nennt von wegen des ſchwarzen Schlafrocks von Schiefer, den faſt all die alten Giebelhäuſer tragen. Mit Dampf fahrend, hatten wir bald die ganze Provinz Anjou hinter uns, die wenigſtens durch ihre Vertreter, die Grafen und Herzoge von Anjou, das ganze Mittelalter hindurch eine große Rolle ſpielte und heute ein vergeſſenes Departement iſt. Die Loire war wieder einmal ausgetreten; das thut ſie mehremale des Jahres, und die Regierung hütet ſich, ſie in dieſem Vergnügen zu ſtören. Die Loire fließt ſo fern von Paris; warum ſollte die Centraliſation ſich um ſie kümmern? Hier wäre Gelegenheit, dieſelben Klagelieder anzuſtimmen, die ich ſchon im ſüdlichen Frankreich häufig angeſtimmt. Für den Augenblick indeß und als bloßer maleriſcher Effekt betrachtet, war es gar nicht übel, ſo durch den ungeheuren See zu fahren, der durch die Ueberſchwemmung entſtanden war, vorüber an den Häuſergruppen, die ſich da und dort inſelartig aus den Fluthen erhoben. Das Land iſt ergiebig zwar bringt es in Folge der Ueberſchwemmungen weniger ein als es könnte, doch noch immer genug, um den Bauer von Anjou reich und conſervativ zu machen. Auch ſind die Häuſer auf Hügel gebaut und vor den gewöhnlichen Ueberſchwemmungen ſicher: ſo ſieht man der Calamität denn mit größerer Gemüthsruhe zu. — Die Loire ließ ſich von der übrigen Waſſermaſſe durch die raſchere Bewegung der Wellen und durch die zahlreichen Schiffe unterſcheiden, welche ſie trug. Erſt nach mehrſtündiger Fahrt kamen wir an den Punkt, wo ſich die Fluth ganz in das Bette zuſammendrängte, um deſto wilder und großartiger Nantes und dem Ocean entgegen zu brauſen. Zwiſchen dem Bett und einer ſchönen Hügelkette läuft die Eiſenbahn hin. An den Hügeln liegen hier und da in den Ausbuchtungen ſchöne Flecken mit modernen und alten feudalen Schlöſſern, mit einzelnen von Epheu bedeckten Thürmen, mit Wein- und Obſtgärten und einer, wie es ſcheint, ganz luſtigen Bevölkerung.

Die Tracht der Weiber wird hier eigenthümlicher, die thurmhohen Hauben, die durch einen ganzen Dachſtuhl von Drähten emporgehalten werden, ſind nichts Seltenes mehr; im dritten oder vierten Flecken, den man paſſirt, zwingen ſie dem Fremdling kaum noch ein Lächeln ab. — Iſt es hier romantiſch an dieſen bethürmten Hügelketten, ſo iſt es drüben, am linken Loireufer, überaus lieblich, manchmal prachtvoll. Im Gegenſatz zu den vorſpringenden Felſenbäuchen hier erheben ſich dort ſanftſchwellende Anhöhen, deren Abhänge von grünen, ſaftigen Matten bedeckt ſind, auf denen zahlreiche Heer-

Digitized by Google

den weiden. Oder es blickt ein ſtolzes Schloß mit breiten Flügeln, hundert Fenſtern und ſchimmernden Wänden auf die Loire herab, mitten aus einem dichten Eichenparke oder regelmäßig gezogenen Alleen und Gärten. Varades, das in unſerer Nähe liegt und mit einem gemüthlichen Kirchthurm und mit einem breiten Plateau herübergrüßt, erinnert uns, daß wir uns bereits auf dem Boden der Chouans, auf dem Schauplatz des „großen Krieges", „de la grande guerre" befinden. Gegenüber in St. Florentin befindet ſich das Monument des braven Chouan-Generals Bonchamp, und dieſes Monument des Chouan-Generals hat ein Republikaner gemacht, David von Angers. Auf dem Fußgeſtell ſind die Worte zu leſen: Grâce aux prisonniers! Es waren dies die letzten Worte des Generals, als er hier von republikaniſchen Kugeln durchbohrt ſein tapferes Leben aushauchte, und mit dieſen letzten Worten hat er den Gefangenen das Leben gerettet, da ihnen zum Voraus der Tod beſtimmt war. Denn der Krieg zwiſchen Republik und bäuerlicher Treue war ein grauſamer Krieg. Wahrlich, dieſer Legitimiſt hat verdient, daß ein Republikaner ſein Monument erdacht und verfertigt, und von dem Republikaner iſt es ſchön und brav, daß er es gethan hat. Zeichnen wir dergleichen Züge auf, wir brauchen ſie — und Andere brauchen ſie auch!

Hier vor Varades haben die Vendeer im Jahre 1793, von den Republikanern verfolgt, ihren merkwürdigen Uebergang über die Loire bewerkſtelligt, und dort auf der Inſel, mitten im Strome, La Meilleraie genannt, fiel der General Bonchamp. In einer Viertelſtunde erreicht man Ancenis, ein reizendes Städtchen mit einem Hafen, das an unſere Rheinſtädtchen erinnert. Dann immer von ſchönen Weingärten, lieblichen Hügeln, dem Strome der Loire und einer langen Kette von Inſeln begleitet, fährt man dahin auf dem kecken Schienenweg, oft von tiefen Hohlwegen verſchlungen, immer, wenn man wieder ans Tageslicht emportaucht, aufs Neue von dem reizenden Anblick diesſeits und jenſeits des Stroms überraſcht. Endlich ziehen ſich die Felſenhügel rechts weiter ins Land zurück und weit, weit dehnt ſich vor uns die ungeheure Wieſe von Thouare aus, eine Wieſe, die ſaftig grün, breit mit der Loire um die Wette, drei Stunden weit bis an die Mauern von Nantes hinläuft — eine Wieſe, die hinreichen würde, die Heerden des Patriarchen Abraham und ſeines Neffen Loth zu nähren, ohne daß die beiden Scheiks jemals genöthigt wären, ſich aus Mangel an Weide von einander zu trennen.

2. Das Schloß. — Die Stadt der Namneten. — Alan der Fuchs. — Das Volkslied, das ihn beſingt. — Cardinal Retz.

Am Eingange in die Stadt Nantes, ganz nahe an der Loire, wahrſcheinlich ehemals von ihr beſpült, liegt das im 10. Jahrhundert von Alan Krausbart, auch „der Fuchs" genannt, erbaute Schloß. Ein enormes Gebäude,

Digitized by Google

von einem Graben umgeben, von dicken Mauern und überaus maſſenhaften runden Thürmen geſchützt. Die Zugbrücke gewährt den einzigen Zugang. Es iſt eine Veſte, wie wir der Art noch mehr in Frankreich, aber keine mehr in Deutſchland finden, wie überhaupt Deutſchland, ſeiner Civiliſation entſprechend, auch äußerlich ein moderneres Anſehen hat, als die Provinzen Frankreichs. Dieſes Schloß iſt ein Stück Mittelalter in ſeiner rauheſten Geſtalt; bei ſeinem Anblick iſt man überraſcht von der Wahrhaftigkeit der alten Chroniken und Lieder, ſelbſt wenn man dieſe mit Glauben und Phantaſie geleſen hat. Es macht den gehörigen Eindruck, um den Wanderer zu erinnern, daß er in eine uralte Stadt tritt, obwohl dieſe vielleicht noch um anderhalb Tauſend Jahre älter iſt, als ihr Schloß. Die Stadt der Namneten, welche Cäſar vorfand und die ſich tapfer vertheidigte, war ja ſchon damals eine große und mächtige Stadt. Alan der Fuchs aber hat ſie zuerſt mit der Bretagne vereinigt, da ſie bereits von franco-galliſcher Bevölkerung beſetzt war, nachdem er die Normannen definitiv aus ihren Mauern verjagt und dem verwüſteten Ort durch Privilegien Bürger, und durch die Erbauung des Schloſſes Sicherheit und Ruhe vor den Normannen gegeben. Alan aber gehört zu jener Reihe von Helden, welche die bretoniſche Unabhängigkeit gegen Franken und Normannen mit wunderbarer Tapferkeit vertheidigte und die, wie Morvan-Lez-Breiz, „die Hüfte der Bretagne“, wie Neumanoiou, der Armin der Bretonen, und Andere noch heute in Liedern gefeiert werden und den Bretonen förmlich zu myſtiſch-erhabenen Geſtalten geworden ſind. Das Lied auf Alan den Fuchs oder Alan at lonarn lautet treu überſetzt alſo:

Bärtig iſt Alan der Fuchs, er kläfft und kläfft und kläfft im Holze:
„Weh dem fremden Haſen!“ Seine Augen ſind geſchärfte Bolze.

Scharf ſind ſeine Zähne, ſeine Füße ſchnell als ob er fliege,
Roth von Blut ſind ſeine Klauen und er kläfft: „Zum Krieg, zum Kriege!“

Wetzen ſah ich die Bretonen ihre Waffen, ihre wilden,
Nicht auf Steinen der Bretagne, aber auf den Frankenſchilden.

Ernten ſah ich die Bretonen auf dem Schlachtgefild der Franken,
Aber nicht mit ſchart'gen Sicheln, mit den Schwertern, mit den blanken.

Nicht das Korn und nicht den Weizen, wie ſie auf den Feldern wachſen,
Nein! die Aehren ohne Bart vom Land der Franken und der Sachſen.

Dreſchen ſah ich die Bretonen, aber nicht mit holznen Flegeln —
Dreſchen mit den Hufen ihrer Pferde und mit ehrnen Schlegeln.

Einen Freudenſchrei vernehm' ich, wie er tönt aus Siegers Munde,
Hallend von dem Berg Sanct Mikel fort, bis zum Elorner Grunde,

Von dem Kloſter zu Sanct Wettas hallend bis ans End der Erden;
Allerwärts in der Bretagne ſoll der Fuchs geprieſen werden.

Tauſend tauſendmal geprieſen ſei der Fuchs von Tag zu Tagen,
Nie ſoll man dies Lied vergeſſen, aber um den Sänger klagen.

Digitized by Google

Der dies Lied zum erstenmale sang, hat niemals mehr gesungen;
Ihm die Zunge abzuschneiden, ach, dem Franken ist's gelungen.

Aber fehlt die Zunge, blieb ihm noch das Herz und mit den Händen
Weiß er immer noch des Liedes Pfeile klingend zu versenden. *)

So das Lied auf Alan den Fuchs. Daß nicht von Normannen die Rede ist bei dem Normannenbesieger, darf nicht wundern. Die Bretonen haben sich einmal gewöhnt, alle ihre Feinde, und wenn sie aus Arabien kämen, Franken oder Sachsen zu nennen. Den ersten Namen adoptirten sie von ihrem nächsten Feinde, der sie unter den Karolingern bedrängte, den zweiten brachten sie von jenseits des Meeres aus Britannien, auf ihrer Flucht vor Hengist und Horsa, mit herüber. Die Franken aber nennen sie auch Gallier. Das alte Schloß hat, wie man es ihm auf den ersten Blick ansieht, noch viele andern Geschichten erlebt, die wir aber nicht erzählen wollen. Einen patriotischen Seufzer kostete es, da es mich an Anna von Bretagne erinnerte, die hier geboren worden ist. Sie war die vorbestimmte Braut des römischen Königs Maximilian I., dem sie von Karl VIII. weggekapert wurde, was die Bretagne an Frankreich und nicht an Oestreich brachte. Die Bretonen freilich haben keine Ahnung davon, welches Geschickes sie auf diese Weise verlustig gegangen sind. Ein kleines Gitterfenster, welches auf die Loire sieht, wird als dasjenige bezeichnet, aus welchem der Verschwörer Cardinal Retz entwischt ist; dasselbe ist auffallend klein und eng. Cardinal Retz hat offenbar zu der dünnen Sorte gehört. (Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe.

Von F. C. Baldamus.

I. Der Unterricht in der Literatur.

Sie wollen in Ihrem Museum der Pädagogik, geehrter Herr, gelegentlich ein Blatt gönnen; ein Entschluß, der gewiß höchst dankenswerth ist. Das soll nicht etwa heißen, als mangelte es an pädagogischer Schriftstellerei: könnte man doch eher behaupten, daß die Produktion auf diesem Gebiete das Bedürfniß überflügelt hat, daß die Praxis, auf die es doch vor Allem ankommt, den theoretischen Auseinandersetzungen nicht nachgekommen ist und Mühe genug haben wird, ihnen nachzufolgen. Und doch fehlt es wiederum an Mittheilungen verständigender und erläuternder Art; freilich nicht sowohl an denen, die nur für Fachgenossen bestimmt sind, sondern an solchen, die in weitere Kreise zu dringen suchen. Ueber Mangel an Theilnahme für Unterricht und Erziehung haben wir nun allerdings in jetziger Zeit nicht zu klagen: namentlich was die Zahl der Anstalten betrifft, welche Gelegenheit

*) Uebersetzung von Ludwig Pfau.

Digitized by Google

zur Erwerbung nöthiger und nützlicher Kenntnisse bieten, zeichnet sich unsere Zeit so durch Eifer und Freigebigkeit aus, daß man fast besorgen möchte, man sorge zu viel und sorge insbesondere durch zu vielerlei. Aber in einem Punkte sind wir doch noch zurück, ja vielleicht selbst gegen frühere Zeiten zurück, wenn wir die Unvollkommenheit und Unvollständigkeit des damaligen Schulwesens in Anschlag bringen. Ich meine das allgemeine Verständniß der Schul- und Erziehungsfrage hat nicht gleichen Schritt mit der Entwicklung des Schulwesens gehalten. Erlassen Sie mir heute einen ausführlichen Nachweis dieses Mißverhältnisses: daß die Familie nach und nach eine andere Stellung zur Erziehung eingenommen hat, das beweist schon die übergroße Zahl der allerwärts aufblühenden Erziehungsanstalten, die doch gewiß bezeugt, daß die Familie oft ihre Kinder nicht selbst erziehen wollen oder auch vielleicht nicht erziehen können. Stimmen Sie mir aber darin zu, daß manche Angelegenheit des Schullebens, manche Frage der Erziehung, der Schulorganisation und Lehrmethode, wohl aus dem engern Kreise der Esoteriker in den Kreis des gebildeten Publikums übertragen werden könnte und sollte, daß dadurch die Theilnahme für die Schule, das Eingehen auf deren Zweck und Streben, die bewußte Stellung gegenüber einer so hochwichtigen Angelegenheit befördert werden würde: so gestatten Sie mir nun wohl statt weitläufiger Einleitung gleich Ihnen eine Frage vorzulegen, die gewiß nicht ohne Interesse für die Schule und für weitere Kreise ist. Sie lautet: was ist von dem Unterrichte in der Literaturgeschichte auf Schulen zu halten?

Stürzen wir uns einmal in die Fluth der Programme und Prospekte: überall begegnen wir literaturgeschichtlichen Bestrebungen. Gymnasien, Realschulen, höhere Bürgerschulen, Töchterschulen führen unter den Unterrichtsgegenständen der oberen Klassen Unterricht in deutscher Literaturgeschichte auf: Gymnasien setzen wohl auch hie und da besondere Stunden für griechische und römische Literaturgeschichte, Real- und höhere Töchterschulen auch wohl cours de littérature française an. Ja selbst Anstalten, die einer niedigeren Bildungsstufe dienen sollen, suchen dem Geschichtsunterricht oder dem in der deutschen Sprache einige literarhistorische Zuthat zu geben. Und selbst bis zu allgemeiner Literaturgeschichte hat man sich verstiegen; noch kürzlich hat der durch große Sammelwerke bekannte Dr. Gräsſe ein Lehrbuch der allgemeinen Literaturgeschichte, (wenn ich nicht irre sogar auch für „Bürgerschulen") geschrieben. Nun freilich fingiren bisweilen Buchhandel und Schriftstellerei Bedürfnisse, aber man sollte doch denken, daß ein solcher speciell für den Unterricht berechneten Leitfaden nicht erscheinen könnte, wenn ihm nicht irgendwo bestehende Einrichtungen einen Vertrieb in Aussicht stellten. Das Faktum steht dann wohl fest: literaturgeschichtlicher Unterricht wird in höheren und selbst in mittleren Bildungsanstalten ertheilt, und zwar mit Vor-

Digitized by Google

liebe; man sieht es als besonders empfehlend an, wenn ihn der Prospektus recht nachdrücklich betont. Angehende Lehrer pflegen ihre Befähigung gerade für diesen Unterricht gern hervorzuheben, und bei Ankündigungen von Privatunterricht geschieht dieses Gebietes gerne Erwähnung.

Wie verhält sich nun gegenüber diesem Thatbestande die Stimme der Pädagogen von Fach? Man sollte doch denken dergleichen Zustände könnten nicht von außen her bewirkt, sondern müßten durch die Schule selbst, durch die Fachmänner hervorgerufen werden. Denn wenn auch leider hie und da die Schule immer noch die Stellung und Leitung entbehren muß, die sie zu ihrem Gedeihen braucht, so weit ist doch wohl überall ein fachmännisches Element mitwirkend, daß die innere Gestalt der Schule wesentlich ihr eigenes Werk ist. Man möchte also glauben, daß die namhaftesten Pädagogen dem Unterricht in der Litteraturgeschichte das Wort reden, ja ihn für nothwendig erachten. Und doch ist es nicht so. Lesen Sie nur, was Palmer in seiner trefflichen Pädagogik (Thl. 2, S. 190.) sagt, und zwar vom Gymnasium: und nun stimmen Sie sich zu den Schulen herab, deren wissenschaftliche Tendenz unter dem Gymnasium steht, um zu ermessen, was er wohl von diesen gesagt haben würde. Wenn sich nun auch sonst, in pädagogischen Schriften, Programmabhandlungen und Journalartikeln, manche Bedenken gegen literarhistorischen Unterricht finden, wie kommts doch, daß die Praxis damit so wenig übereinstimmt? Freilich hat auch die jetzige Unterrichtspraxis, die Literaturliebe, um nicht zu sagen: die Großthuerei mit Literaturgeschichtsstunden, ihre Vertreter, und zwar in dem Lager derer, welche das Wohl der Jugend und das Heil der Zukunft in der unabläßigen Steigerung der Lernziele und Vermehrung des Lerninhaltes erblicken. Man will die Sache wohl durch Methodik annehmbar machen; wenn nur die methodischen Künsteleien fruchtbarer und weniger erschwerend wären! Dann aber ist in der Schule der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Ideal und Wirklichkeit sehr groß. Wie Vieles sieht so einladend in den pädagogischen Büchern, Programmen, Organisationsentwürfen und Lehrplänen aus! Und dann sehen Sie die Sache einmal in praxi an: ist's nicht oft genug etwas ganz Anderes und zwar nichts Besseres? Wohl ist die Aufgabe der Schule eine große und schwere, leichter in Worten auszudrücken, als in Thaten zu erfüllen: je mehr der strebsame Lehrer sie zu erfüllen sucht, desto größere Schwierigkeiten findet er. Aber daneben ist's doch auch wahr: die Schule ist viel zu viel von Theorie und Methode absorbirt, die gesunde Praxis zurückgedrängt, mit der abstrakten Pädagogik aber auch die heraufschraubende moderne Richtung begünstigt worden. Doch lassen Sie uns zur Literaturgeschichte zurückkehren!

Sie besorgen doch nicht, daß ich deren hohe Bedeutung verkenne? Gewiß nicht; mir scheint vielmehr kein Gebiet der allgemeinen Theilnahme so wür-

Digitized by Google

dig, keins ſo reich an Belehrung und Genuß, keins geiſtig und ſittlich ſo bildend, wie die Literaturgeſchichte, richtig aufgefaßt und zweckmäßig betrieben. Iſt ſie doch — wenn man ſie nicht auf das Poetiſche im engern Sinne beſchränkt und nicht zu einer Sammlung von Namen und Zahlen macht — im Grunde die Quinteſſenz aller Geſchichte! Und wenn wir der deutſchen Literaturgeſchichte insbeſondere gedenken: iſt nicht Bekanntſchaft mit derſelben, Verſtändniß des deutſchen Geiſteslebens und ſeines Entwicklungsganges, Freude und Liebe für die zahlreichen glanzvollen Erſcheinungen in den Annalen unſres Schriftenthums, vertraute Einkehr in die reichen Schätze deſſelben für jeden Deutſchen, der Anſpruch auf Bildung macht, wünſchenswerth, um nicht zu ſagen unerläßlich?

Wer ein ſolches Ziel aufſtellt, der hat auch zu lehren, wie man dahin gelangen könne! Nun, vielleicht genügt für den erſten Anfang der Nachweis, daß der bisher betretene Weg dahin nicht führt. Wenn wir nämlich an die oben erwähnten Schulbemühungen denken, ſo müſſen wir ja dem Ziele leidlich nahe kommen, ſofern jener Unterricht nur einigermaßen Früchte trägt.

Sind wir ihm jedoch ſo nahe? Hat's auch nur den Anſchein, als ob fortgeſetzte Bemühungen uns ſo weit bringen würden? Ich muß leider Beides beſtreiten. — (Fortſetzung folgt).

Theater.

Am zweiten Weihnachtsabend wurde zum erſtenmal aufgeführt: Hans Waldmann, Bürgermeiſter von Zürich; ein hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Akten, von W. V. Scholz. Der Verfaſſer lebt in Wiesbaden, und man ſagte ſich in Frankfurt, ſein Stück ſei dort mit großem Beifall aufgenommen worden. Der Zudrang war außerordentlich; das Orcheſter mußte dem Publikum eingeräumt werden, gewiß nicht zum Vortheil der Aufführung; denn etwas Muſik iſt immer wohlthätig in den Pauſen eines ſo anſpannenden Genuſſes, wie eine weitläufige Tragödie ihn gewähren ſoll.

Nichts iſt unzuverläſſiger als die Empfehlung eines dramatiſchen Dichters, die von ſeinem Wohnort ausgeht. Ein junger Mann, der zur Abfaſſung von fünf Akten Muth und Ausdauer beſitzt, iſt ſchwerlich ganz ohne Talent; er iſt in den eintönigen Geſellſchaftskreiſen einer mittleren oder kleineren Stadt eine intereſſante Erſcheinung; er trägt die Pointen und Kraftſtellen ſeines Werkes mit Ausdruck vor, er verſchafft uns die Spannung eines erſten Spielabends, wie ſollte man ihm nicht wohlwollen? Die Claque, die ihn empfängt, handelt im beſten Glauben und geht oft von gebildeten Leuten aus, denen grade in ſolchen Fällen der Compaß des Urtheils untreu wird. Wir wenden uns von den Vorausſetzungen weg zum Drama des Herrn Scholz.

Der Stoff, den er ſich gewählt hat, gehört nicht zu den bekannteren. Die Meiſten erinnern ſich nur im Allgemeinen, daß in mancher deutſchen und benachbarten Stadt um die Neige des Mittelalters ein kräftiger Mann ſich erhob, der an Herrſchergeiſt eines größeren Schauplatzes würdig war, aber durch Ueberhebung und Nichtachtung eingewurzelter Vorrechte zu Grunde ging. Meiſt waren ſolche Volksführer aus der Maſſe der Kleinbürger hervorgegangen und wurden von ihr getragen; leider ließ der Haufe ſie meiſt im Stich, wenn die in den

Digitized by Google

Traditionen der Staatslenkung aufgewachsene bevorzugte Klasse sie ernstlich angriff. Er gaffte stumm nach dem Schaffot, um daheim den Todten noch lange Zeit als Liebling, als Hausgott zu verehren.

Einer der ausgezeichnetsten Demagogen der Art war Hans Waldmann von Zürich, der andere Kriegsthaten ungerechnet, mit Hans Hallwyl von Bern im Jahr 1476 die Eidgenossen befehligte, als sie dem gewaltigen Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, bei Murten die furchtbarste Niederlage beibrachten. Der Ruhm der Schweizer stieg so hoch, daß die damaligen Großmächte sich um ihre Freundschaft bewarben und der Bürgermeister einer Stadt wie Zürich selbst für Oesterreich und Frankreich, als Freund oder Feind, eine wichtige Person war. Vor allen Hans Waldmann, der zwar von unscheinbarer Herkunft, aber in jeder Beziehung stattlich und imposant, vom Zürchervolk auf Händen getragen wurde und in dem kleinen Staat unumschränkt waltete, bis die Geschlechter ihn zu stürzen wußten. Er war als Vertreter des Bürgerthums ein Sohn seiner Zeit, und eignet sich außerdem durch seine vielen und großen Erfolge bei den Frauen zum Helden einer Dichtung.

Hier tritt uns nun gleich ein Grundfehler des neuen Trauerspiels ins Auge. Wir müssen alle die bedeutenden Vorzüge des Helden auf Treu und Glauben annehmen; denn obwohl im Stück sehr viel von seinen Thaten erzählt wird, namentlich Waldmann selbst fortwährend von denselben bramarbasirt, erkennen wir doch in ihm keine der Eigenschaften, die einen Helden ausmachen; am wenigsten den Zürcher, den Eidgenossen. Die Anlässe, die ihn bewegen, bald Muth zu fassen, bald wieder zu schwanken, sind äußerst geringfügig. Im Verhältniß zu den Frauen zeigt er nicht die kernhafte gesunde Kraft, welche die Töchter einer unverbildeten Zeit gewinnt, sondern die Eitelkeit eines modernen Salonhelden, der sich in seinen Abenteuern spiegelt, und zwar auf eine nicht sinnlich derbe, sondern abgefeimte Weise, die zu dem breiten Schwall seiner Rodomontaden wenig paßt. Er läßt sich von einem Stadtknecht, Schneevogel, zur Herrschsucht, zum Umsturze der Gesetze aufregen. Unbegreiflich, wie dieser Rüpel an der Seite eines Helden als Versucher auftreten darf; sein täppisches Zureden wäre kaum fähig, ein Kind zum Obstnaschen zu ermuthigen.

Im Anfang des Stücks hören wir die Unzufriedenen, an deren Spitze die Familie Göldli steht, vor dem Züricher Stadthaus den Untergang Waldmanns berathen. Sie wünschen den verbannten Lazarus Göldli herbei, auf dessen Thatkraft sie Vertrauen setzen, dessen Frau Eleonore aber, wie wir bald erfahren, seine Begabung weniger schätzt; denn sie hat sich nach seiner Entfernung der Liebe Waldmanns ergeben. Zu den einheimischen Verschwörern gesellt sich Theiling aus Luzern, den sie zuweilen nach Zürich bestellen, damit er als ein beredtsamer Mann gegen Waldmann spreche. Theilings Frau, Hedwig, hat früher den Bürgermeister von Zürich heiß geliebt; und, wie Heinrich Göldli versichert, „der Rest in ihrem Herzen heißt Waldmann.“ Theilings Angriffe gegen Waldmann drehen sich hauptsächlich um den Punkt, daß derselbe im Krieg durch mailändische Bestechung veranlaßt worden sei, Bellinzona unerobert zu lassen. Er spricht diese Beschuldigung so laut aus, daß herbeikommende Leute von Waldmanns Parthei sie vernehmen. Der Rathsherr Edlibach, der auch Geschichtschreiber ist, vertheidigt den Bürgermeister in einer recht gelungenen und kräftig gehaltenen Schilderung der gefahrvollen Kriegeszeit, „wo jede Sehnsucht Waldmann hieß.“ Schneevogel (den Herr Haase, beiläufig gesagt, ganz richtig als Mittelding von Vertrauten und Hanswurst auffaßte) spricht in volksthümlicherem Ton für seinen Herrn. Dieser Ton wird im Stück durch gereimte Verse angedeutet, zu denen Herr Scholz aber weniger die altdeutschen Reimpaare, etwa in der freien Behandlung von Wallensteins Lager, als vielmehr daktylische, oft verschlungene und à la Heine schlotternde Versmaße wählt. So spricht Theiling einmal:

Sie erfahren's, ob früher, oder später:
Bei Bellenz war Waldmann Verräther;

was ungefähr den Tonfall des bekannten Verses hat:

Ich bin dein Vater Zephises
Und sage Dir Nichts als dieses.

Waldmann naht mit Graf Stadion, dem Gesandten Oesterreichs, der ihm nicht bloß politische, sondern persönliche Freundschaft zollt. Auf Schneevogels Anzeige läßt er den Wühler Theiling arretiren.

In einer Kapelle versammeln sich die Verschwornen, mit ihnen der heimlich zurückgekehrte Lazarus Göldli. Wir erfahren, daß die Politik dieser Männer darin besteht, Waldmanns gefährliche Maßregeln gutzuheißen, ja sie zu befördern, um ihm den Haß des Volkes aufzuladen. Diese Art von Pessimismus halten nicht blos wir für gemein, sondern auch Lazarus; gleichwohl nimmt er daran eifrigen Antheil. Zunächst soll der Antrag an den Bürgermeister unterstützt werden, daß er die Hunde der Bauern als dem Wild schädlich todtschlagen lasse; dies wird, so hofft man, die Empörung zum Ausbruch bringen.

Im Haus der Göldli treffen wir Lazarus mit seiner Mutter, die im ganzen Stück nichts thut, als nicht verstehn, was ihr Sohn denkt, fühlt oder handelt, und darum besser wegbliebe. Auch Theilings Weib ist anwesend, und erfährt bald durch Heinrich Göldli, daß ihr Gemahl von ihrem ehemaligen Geliebten zum Tod verurtheilt ist. Auf ihre verzweifelte Klage bemerkt Lazarus Göldli höhnisch, sie könne ja als Wittwe den Waldmann heirathen! Dieser Lazarus zeigt sich im ganzen Stück etwas nobler als die Andern; man möge sich nun von diesen einen Begriff machen. Seine Mutter scheint ihn diesmal zu verstehen; sie sagt mit Recht: „Pfui, Pfui!" Auch hören wir, daß Waldmann gegen die Tödtung der Hunde gewesen; erst als ein Rathsmitglied das Recht, Hunde zu halten, ein heiliges genannt, habe er gerufen: „So schafft es ab!" Die Verschwornen hoffen nun, das Landvolk werde gegen die Stadt aufbrechen.

Wir werden in das Haus Waldmanns geführt. Die Freunde Oeheim, Edlibach, sodann auch der Schultheiß von Luzern als Abgesandter seiner Stadt mahnen dringend von der Enthauptung Theilings ab; Waldmann bleibt unbeweglich wie Sophokles' Kreon oder Shakspeare's Cäsar. „Ich bin", sagt er wörtlich, „in Zürich Kaiser und Pabst in einer Person. Was ich auf Erden binde, laß ich so fest binden, daß dem Himmel die Lust vergeht, es wieder aufzulösen. Was ich auf Erden köpfen lasse, ist im Himmel auch geköpft."

Die Männer gehen, und Hedwig Theiling tritt auf. Sie ist vom Haus der Göldli hierhergeeilt, um ihres Mannes Leben zu erbitten. Es entsteht eine gewaltsam aufregende Scene, in welcher Fräulein Janauscheck eine bewundernswerthe, erschütternde tragische Kraft entfaltete. Leider wird diese Scene durch die wollüstige Eitelkeit, mit der Waldmann sein Opfer auf die Folter spannt, ja durch ihr ganzes Raffinement widerwärtig. Die Trommeln wirbeln schon zur Hinrichtung, Hedwig fühlt sich so weit getrieben, daß sie dem Bürgermeister nicht bloß das Bekenntniß ihrer Liebe, sondern die Liebe selbst anbietet. Da tönt eine Glocke, Theiling ist enthauptet, mit einem Fluch entfernt sich Hedwig.

Im dritten Akte ist Marcus Antonius Schneevogel beschäftigt, den Cäsar Waldmann anzukleiden und ihn zur Erstrebung der Königswürde anzufeuern; der gute Stadtknecht wird mit seinem ewigen Zuruf; „eine Krone, nur ein winzig Krönchen, nur ein lumpiges Krönchen" geradezu abgeschmackt. Er sagt übrigens auch manches Wahre, z. B. daß die Könige von Europa eher für den kleinsten Grafen, als für den größten Bürgermeister Solidarität übernehmen. Er nennt den Göldli den Züricher Brutus; die Verschworenen müssen wohl etwas von dieser Vergleichung ahnen, denn auch sie bemerken bald darauf, „daß des Märzen Idus da ist."

Während eines langen Gespräches des Lazarus mit seiner Mutter, in welchem er dieser unter Anderem vorwirft, daß sie ihn nicht mit Schönheit gesäugt habe, — denn durch dies Mißgeschick ist seine Frau Eleonore die Buhlerin Waldmanns geworden — tönen die Sturmglocken. Lazarus entfernt sich. In der nun folgenden Rathsversammlung meldet der Stadt-

Digitized by Google

knecht, daß das Landvolk herandringt. Waldmann sagt dem Göldli einige spitzige Redensarten, und Schneevogel erlaubt sich gegen den Patricier noch derbere Aeußerungen, was dieser mit Recht sehr unpassend findet. Edlibach hat die Bauern beruhigt durch die Zusage, daß für ihre Beschwerden Abhülfe erbeten werden soll. Waldmann, obwohl damit nicht zufrieden, läßt sie vor; ihr Sprecher, ein einfacher Bauer, spricht etwas zu vernünftig über das Maß der Freiheit, das den verschiedenen Ländern nach ihrer Eigenthümlichkeit bestimmt scheint; er deducirt für das fünfzehnte Jahrhundert nicht übel, wie im meerumgebenen England die Regierung weniger auf Macht als auf Freiheit gegründet sein dürfe, wie in Deutschland der umgekehrte Fall vorliege, und Aehnliches. Waldmann jedoch verficht die Autorität; er nimmt die Acte, gegen deren Annahme die Landschaft aufs Neue huldigen will, nicht an, und droht endlich, die Empörer im Nothfall mit Oesterreichs Hülfe zu bändigen. Ja er will nach Baden zu Graf Stadion gehen, um dies alsbald ins Werk zu setzen. Nun hatte sich zwar Zürich ein Menschenalter vorher mit Oesterreich verbündet und seine Helme im Kampf gegen die Eidgenossen mit dem Pfauenschweif geschmückt; doch darf Waldmanns Anrufung der Intervention allerdings für Hochverrath gelten und gibt den Gegnern willkommenen Anlaß zur Aufwiegelung des Volks. Waldmann trifft jedoch zu Hause seine Eleonore, die treulose Gemahlin des Lazarus, die ihm wie eine George Sand'sche Geliebte ergeben ist. Sie redet ihm mit der Kraft einer Vetruria oder Volumnia zu, den Landesverrath nicht zu begehen, und ist stolz in dem Gefühl, ihre anstößige Leidenschaft durch diese vaterländische Handlungsweise zu adeln.

Wir wissen nicht deutlich, warum Waldmann dennoch nach Baden geht; wir treffen ihn bei Graf Stadion, wo seine Freunde ihm den Fortgang der Empörung melden und er die Cäsar-Parodie durch den Ausruf „Brutus, auch du?" (denn die Stadt Zürich sei sein Brutus) fortsetzt. Er erklärt, nach der Stadt zurückkehren zu wollen, obwohl die Freunde ihm den Zustand derselben als sehr gefahrdrohend schildern und Graf Stadion ihm in Oesterreich eine ehrenvolle Aufnahme verheißt („ein Krönchen", sagt wieder Schneevogel zwei- bis dreimal). In Zürich wird unterdeß das Volk durch einige Marktredner, namentlich einen Bürstenbinder, dem manche gelungene Kannegießerphrase in den Mund gelegt ist, aufgewiegelt. Schneevogel, der sie mit derben Worten zurechtweist, wird zusammengestochen; Waldmann mit den Seinen kommt herzu, betrachtet mit Rührung den Sterbenden und geht mit den Seinen in die Rathsversammlung. Hier kommt es zu offenem Streit. Seiler von Luzern verlangt, daß Waldmann sich gefangen gebe. Der Pöbel stürmt, und Lazarus Göldli's Auftreten gibt den Ausschlag; Waldmann wird mit Edlibach, Oeheim und Ammann gefangen genommen.

Im fünften Akt hält Lazarus zu Hause einen langen Monolog — denn die Anwesenheit seiner überflüssigen Mutter macht ihn nicht zum Dialog — in welchem er dem Entschluß nahe kommt, den großen Bürgermeister zu retten, bis der Gedanke an Eleonore ihn wieder davon abbringt. Als die Genossen eintreten, ist er mit ihnen eines Sinnes und neckt sie nur ein Wenig mit der Vorstellung, daß Waldmann noch immer zu fürchten sei. Eleonore tritt ein und bittet den Gemahl um Gnade für den Geliebten; doch vergebens. Sie bleibt mit der Schwiegermutter allein und erklärt ihr in leidenschaftlicher Rede Einiges über die Rechte der freien Frau.

In der nun folgenden Kerkerscene finden wir Waldmann reich und prächtig gekleidet, zum Tode bereit. Was sich hier der Dichter erlaubt, ist selbst für die geduldigste Gallerie etwas stark und verzerrt die Meinung, die man von des Helden Gewalt über Frauenherzen erhalten soll, ins Fratzenhafte. Die Wittwe des hingerichteten Theiling tritt auf, erklärt ihm, daß sie ihn geliebt habe, spricht ihre Bewunderung für ihn aus und bittet ihn um Verzeihung. Als ihn unter Glockengeläute der Commandant zum Schaffot abruft, ruft er ihr, *indem er sie in die Arme faßt*, noch zu: „Auf Wiedersehen!"

Digitized by Google

Vor der Hinrichtung gedenkt Waldmann noch einmal mit stolzer Wehmuth der großartigen Laufbahn, die er durchmessen hat. Der hintere Vorhang wird aufgezogen, man sieht Zürich im Morgenglanz, der im Sinne des Sterbenden auch den Zukunftsglanz bedeutet. Nicht ganz passend; denn Waldmann stirbt nicht für eine Idee, am wenigsten für diejenige, die Zürich groß gemacht hat. Das Volk zerfließt in Thränen, da er durch die Reihen geht. Lazarus Göldli ist mit sich unzufrieden; er empfängt die Botschaft, daß seine Gemahlin sich vergiftet habe. Graf Stadion naht; er überbringt für Waldmann ein österreichisches Fürstendiplom und denkt ihn hierdurch der heimischen Gerichtsbarkeit zu entrücken — zu spät! Er kommt gerade zum Trauermarsch, der den Sarg begleitet.

Dies ist der Verlauf der Tragödie. Die Motivirung darin ist überall verfehlt; es findet sich kein einziger Zug, der, klar und genügend begründet wäre, sei es nun aus der Situation oder aus den Persönlichkeiten. Die Charakteristik ist fast durchgängig roh, die Männer gespreizt, die Frauen unnatürlich. Trotz alledem blickt aus dem Stücke manche Talentspur, manches Zeichen von poetischer und dramatischer Kraft. Der Ausdruck, obwohl vielfach unrein und trivial, ist doch in den komischen wie ernsten Scenen an bestechenden Wendungen nicht arm; die Schilderungen und längeren Reden sind nicht ohne Schwung. Vor allem ist hervorzuheben, daß das Stück, im Gegensatz zu den meisten Werken angehender Dramatiker, in den letzten Akten an Haltung, Zusammenhang und Interesse eher zu- als abnimmt. Wenn auch, wie Jemand bemerkte, das Hervorrufen des Dichters am Schlusse nicht motivirter war als die meisten Handlungen im Drama, so darf man doch an sein Debüt Erwartungen knüpfen.

Herr Köckert gab die Titelrolle gut. Des trefflichen Spiels der Fräulein Janauschek, der interessanten Leistung des Herrn Haase haben wir schon gedacht.

Die hiesige Intendanz hat in der letzten Zeit scharfen und wo verdienten Tadel dafür hören müssen, daß sie in der Auswahl neuer und neu einstudirter Stücke einem gemeinen Geschmack huldigte, der weder den modernen Forderungen, noch dem Bildungsbedürfniß eines voranstrebenden Publikums entsprach. Der Erfolg des „Waldmann“ war kein günstiger und doch wurde die Aufführung allgemein gebilligt. Das neue Stück ist zum mindesten ein interessantes Wagniß und gibt in Lob und Tadel manche Anregung. Der Zudrang zur ersten Vorstellung war größer, als er bei einer Prunk-Oper oder bei einer Gelegenheitsposse zu sein pflegt. Diese Erscheinung ist erfreulich; sie zeigt, daß die Directionen mit Unrecht dem Publikum den Sinn für das Ernstere absprechen, und daß sie nur aus Denkfaulheit und Vergnügen am Schlendrian die Zuhörer für ebenso trivial und ungebildet ausgeben, wie sie mitunter selbst sind.

Unterhaltungen.

— Der **Autographensammlung von Anton Baer in Frankfurt** entnehmen wir folgendes Schreiben Ludwig Börne's aus dem Jahr 1817:

Hochlöbliches Rechneiamt!

In dem sub No. 2011 d. d. 23. Juli 1816 mir zugekommenen hochverehrlichen Senatsbeschluß, wodurch mir als ehemaligem Beamten eine jährliche Pension von 400 fl. zuerkannt worden, wurde ich meinen rückständigen Gehalt betreffend zur Geduld verwiesen, „bis von Löblicher Ausgleichungscommission wegen Bewilligung der Rückstände überhaupt Verfügung erfolgt seyn wird.“ Da nun diese Angelegenheit jetzt beendigt ist, und dem Vernehmen nach den übrigen pensionirten Staatsdienern ihre rückständigen Besoldungen ausbezahlt worden sind,

Digitized by Google

ſo bitte ich ein höchlöbliches Rechneiamt gehorſamſt, die Realiſirung meines rückſtändigen Gehalts auch gefälligſt bei mir eintreten zu laſſen.

Mein Guthaben beträgt vierhundert Gulden, und ſchreibt ſich vom Jahr 1815 her. Nehmlich für das 2. Quartal des genannten Jahres, wo ich noch dienſtthuend war, 200 fl. nach dem Fuße meiner damaligen Beſoldung von 800 fl., und 200 fl. für das 3. und 4. Quartal jenes J. nach dem Betrag der mir bewilligten Penſion von 400 fl.

In Erwartung einer geneigten und baldigen Willfahrung meiner Bitte habe ich die Ehre zu verharren

Eines hochlöblichen Rechneiamts ergebenſter

Frankfurt, den 28. Januar 1817. Dr. Baruch, ehemaliger Polizei-Actuar.

— Der dritte Jahresſchluß des **Frankfurter Kunſtvereins** iſt mit der Verloſung der von demſelben angekauften Kunſtgegenſtände geſchehen. Die Liſte der verlooſten Preiſe iſt reich an werthvollen Gemälden und anderen Kunſtſachen. Die Landſchaften von H. Kaufmann, H. Gude, Dielmann, F. Bamberger und H. Funk, die Genrebilder von E. Geſelſchap, L. von Hagn, A. Lier, Hillingford und Andrer gehörten ſicherlich den beſſern Leiſtungen der neueren Kunſtſchulen an und bildeten eine zwar kleine, aber gewählte Galerie. Für die Ausſtellung des nun beginnenden Jahres 1858 hat der Kunſtverein eine Sammlung von 75 vorzüglichen Photographien, welche nach den Originalgemälden der großen Kunſtausſtellung in Mancheſter aufgenommen ſind, angekauft. Dieſelben ſind Meiſterwerke der neuerfundenen Kunſt und vom höchſten Intereſſe; durch Wiedergabe berühmter Werke von Raphael, Rubens, Velasquez, Van Dyck, Johann Mabuſe, Guido Reni, Tizian, Teniers, Dürer, Ph. Wouverman, Martin Schön, H. Holbein und Anderen, bieten ſie dem Kunſtfreunde, der die Originale geſehen, eine herrliche Erinnerung, wie dem, der ſich mit den Copien begnügen muß, doch immerhin einen Blick in die geiſtige Auffaſſung der Künſtler. — Wie wir hören, ſind für die neuzueröffnende Ausſtellung noch Bilder von Schick in Carlsruhe (der Chriſtabend, nach Hebel), von Fr. Voltz in München (Schafbilder), von Klein in Düſſeldorf (holländiſcher Seeſtrand), von E. Hübner (eine Ueberraſchung), ſowie mehrere Gemälde des berühmten Realiſten G. Courbet in Paris eingelaufen; wir erinnern uns noch, wie vor Jahren ein größeres Werk des Letzteren die hieſigen Kunſtfreunde in Aufregung brachte. — e. —

— Der ehemals berühmte und einflußreiche Socialreformer, Robert Owen, hat es in hohem Alter noch unternommen, ſein merkwürdiges Leben zu erzählen; ſo eben iſt in London der erſte Band des originellen Buches erſchienen. (**The life of Robert Owen, written by himself.**) Owen ſteht in ſeinem ſechs und achtzigſten Jahr. Er gehört in der erſten Epoche ſeines Wirkens zu den ehrwürdigen Männern, die chriſtlicher dachten, als die engherzige Geiſtlichkeit ſeines Landes und mancher andern Länder; betrachten ſich doch noch jetzt viele Mitglieder derſelben vorzugsweiſe als die Seelſorger der reichen, vielſpendenden Häupter! Owen war arm geboren, kam aber durch ſeine überaus glücklichen Gaben ſo weit, daß er Schwiegerſohn des reichen Fabrikanten Dale in Mancheſter wurde und als Beſitzer des Manufacturdorfes New-Lanark in Schottland ein ungeheures Vermögen erwarb. Eine ganze Bevölkerung verdankte ihm Bildung und Wohlſtand; er ſchuf Kinder- und Armenſchulen und ſetzte ſich vor, in immer großartigerem Maßſtab das menſchliche Elend zu bekämpfen. Mag man ſeine Lehre, daß an die Stelle von Lohn und Strafe das Wohlwollen treten ſoll, belächeln: er war in jener Zeit ein Reformator, der an die Grundſätze der Sittlichkeit, der evangeliſchen Gleichheit und Menſchenliebe anknüpfte; an Grundſätze alſo, in welchen die ewige Wahrheit des reineren Socialismus beſteht. Daher fand ſeine Thätigkeit die Unterſtützung des Parlaments und die ehrenvollſte Anerkennung eines ſo frommen Fürſten wie Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen. Dieſe Periode iſt es, die er im erſten Band ſeiner Lebensgeſchichte darſtellt. Die folgende, in der er dem Würtemberger Rapp die Colonie New-Harmony in

Digitized by Google

Indiana abkaufte, um hier eine verworrene, ſchwärmeriſche Religions- und Geſellſchaftslehre zu verwirklichen, iſt unerfreulich. — Sein Sohn war vor vier Jahren — wir wiſſen nicht, ob noch jetzt — amerikaniſcher Geſandter in Neapel.

— Von dem Rieſenwerke „Allgemeine Encyclopädie von Erſch und Gruber" (Leipzig, Brockhaus) ſind wieder zwei Quartbände erſchienen, der 64ſte und 65ſte der erſten Section, welche die Buchſtaben A—G umfaßt. In denſelben ſind von literariſcher Bedeutung die Lebensbeſchreibungen des Orientaliſten Geſenius, des Idyllendichters Salomon Geßner und des Gelehrten Conrad Geßner. Sittliches und philoſophiſches Intereſſe haben die Artikel Geſicht, Geſinnung, Geſpräch, Geſpenſt, von K. H. Scheidler, alle reich mit Citaten aus deutſchen Dichtern ausgeſtattet. Den Juriſten gehen die ausführlichen Abhandlungen Geſetz, Geſetzbücher, Gewalt, Gewährleiſtung (von C. W. Heimbach) an; ebenſo Geſinde von B. Emminghaus; Gewere von O. Stobbe hat den Umfang eines Buches. Der Nationalökonomie und Induſtrie gehören die ausgedehnteſten Artikel: Geſpinnſtpflanzen und Gewerbspflanzen von Garcke; Gewerbe von Haſemann, 100 Quartſeiten ſtark, während Getreide von demſelben faſt einen halben Band umfaßt. Der erſte Theil der Encyclopädie erſchien 1818; dem Frankfurter Muſeum wird es zum Vergnügen gereichen, dereinſt den letzten anzeigen zu können.

— **Goethe's Stellung zum Chriſtenthum** iſt das Thema eines Vortrags, den ein holländiſcher Gelehrter, J. van Oosterzee, an der Akademie zu Utrecht gehalten hat. Der Redner bekundet die vielſeitigſte, gründlichſte Beleſenheit in der Goethe-Literatur, und obwohl kirchlich geſinnt, vergißt er doch nie die Achtung vor dem Genius. Des Dichters religiöſes Bekenntniß hat in ſeinem langen Lebensgang manche Veränderungen erlitten, ſo daß Oosterzee auf daſſelbe den Satz anwendet: „Die Welt iſt voller Widerſpruch; und ſollte ſichs nicht widerſprechen?" Er unterſcheidet nun in dieſen Wandlungen mehrere Epochen; vorerſt die Klettenberg'ſche oder die Zeit der Verbindung mit Jung-Stilling, Hamann, Lavater. In dieſer iſt eine ſtarke Innerlichkeit, eine entſchiedene Vorliebe für das Bibliſche nicht zu verkennen. Derſelben ganz entgegengeſetzt iſt die Zeit nach Goethes Rückkehr von Italien, ſie charakteriſirt ſich durch eine ausgeſprochene Abneigung gegen das Chriſtenthum, die während des Umgangs mit Schiller als ein wahrhaft „julianiſcher" Haß erſcheint. In dem letzten Menſchenalter, das der Dichter durchlebte, findet Oosterzee eine mehr ruhige Betrachtung und theilweiſe Würdigung des Chriſtenthums vorherrſchend.

— Der berühmte franzöſiſche Juriſt Laboulaye, derſelbe, der kürzlich im Streite zwiſchen Bunſen und Stahl ein gewichtiges Wort mitſprach, hat eine Sammlung Novellen unter dem Titel „Souvenirs d'un voyageur" herausgegeben. In mehreren derſelben ſpricht ſich große Theilnahme aus, die der Verfaſſer dem deutſchen Land und ſeinen Sitten zollt. Der Held der dritten Erzählung, Jodocus, ein in London wohnender gelehrter Sammler iſt ein Deutſcher. Eine der Novellen, Don Ottavio ſpielt in Wiesbaden. Herr Laboulaye macht ſich gelegentlich über die geſchraubte Inſchrift des dortigen Gaſthofes zu den vier Jahreszeiten luſtig. Dieſelbe endigt mit den Worten: „non hic curatur qui curat", was der Verfaſſer nicht unglücklich in altfranzöſiſcher Sprache wiedergibt: „il n'y a cure pour qui a cure."

— **Ueber Geldkriſen.** Bald nachdem durch die Operationen der Law'ſchen Zettelbank Tauſende verarmt waren, ſchrieb Daniel Defoe, der Verfaſſer des Robinſon: „Dieſes große Unglück wird der ganzen Welt eine heilſame Lehre geben; die unſelige Begier, ſeinen ſcheinbaren Beſitz ins Endloſe zu vermehren, wird aufhören. Schon ſehe ich ein beſcheidenes Glück ſeinen Werth wieder erhalten; ſchon ſehe ich die Tugenden der Sparſamkeit, des unverdroſſenen Fleißes und der Zufriedenheit wieder zu Ehren kommen." Seit Daniel Defoe ſo Schönes zu ſehen glaubte, hat die Welt leider noch manchen Rückfall gehabt.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 2. Frankfurt a/M., den 9. Januar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Eine Dichterschule des Materialismus**, von Alex. Buchner. (Forts.) — **Pädagogische Briefe**: Der Unterricht in der Literaturgeschichte, von F. C. Baldamus. (Forts.) — **Eine belletristische Wochenschrift aus Goethe's Jugendzeit.** — **Theater**: Viola, nach Shakspeare von Deinhardstein. — **Unterhaltungen**: Poetischer Liszt-Cultus. — Der Sänger Brandt. — Agassiz und Schimper. — Lasaulx. — Gentz und Garve. — Macaulay über W. Penn. — Erklärung.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Sein Söhnlein betrachtete der Junker Tag für Tag mit Stolz und Wohlgefallen, zumal da es im ersten Jahre schon eine große Lebhaftigkeit des Geistes verrieth und körperlich so gut erstarkte, als man es nur wünschen konnte. Je lauter die Wände von seinem Schreien wiederhallten, desto mehr freute sich der Papa; auch ein wenig Eigensinn gefiel ihm nicht übel, denn das verrathe Kraft und Festigkeit, pflegte er zu sagen, und die könne ein Junker in den künftigen Tagen wohl brauchen. Seine Gemahlin hörte ihn gerne so sprechen, war es doch zum Lobe ihres erstgebornen Lieblings. „Kommt dann einmal ein Töchterlein“, pflegte sie zu sagen, „so wollen wir schon dafür sorgen, daß es sich ein sanfteres Wesen angewöhne, aber bei den wilden Knaben wäre doch nur die Mühe verloren.“ — Im dritten Jahre des geliebten Söhnleins kam wirklich um die Weihnachtszeit ein Töchterlein zur Welt; da war die Freude abermals groß im Hause zum Paradiesvogel. Die

Digitized by Google

Taufe, in welcher es den mütterlichen Namen Adelheid erhielt, wurde mit besonderer Pracht gefeiert; im alten Saale prangte der eiserne Kronleuchter im reichsten Lichterglanz; diesmal wurde der Seckelmeister von Neuforn zum Pathen erwählt und zur Pathin eine Frau Rittmeister Zieglerin zum Pfauen. Der Junker von Randenburg fühlte sich auf dem Gipfel des Glücks, zumal da er vor Kurzem zum Statthalter, d. h. zu einem der drei regierenden Häupter des kleinen Staats, erhoben worden war. Der Kopf eines Ebers, den man im nahen Walde zur Seltenheit erlegt hatte, zierte als Prachtstück die Tafel des mit vielendigen Hirschgeweihen gezierten Saales.

Ueberhaupt liebte die adelige Herrin des Hauses Prunk und Glanz über die Maßen. Zu den fünf schweren seidenen Roben, welche sie als Mitgift aus dem väterlichen Hause empfangen, wurde jedes Jahr eine noch schönere hinzugefügt; eine Lieblingsbeschäftigung war für sie, den reichen Juwelenschmuck zu betrachten und zu ordnen, der sich durch Erbschaft von verschiedenen Generationen her in den Truhen ihres schwesterlosen Gemahls angesammelt hatte; die Sopha, Fauteuils und Sessel im ganzen Hause bekamen auf ihre Anordnung neue Ueberzüge von schwerer Seide, von blauer Farbe die einen, von rother die andern, weil sie gehört hatte, daß in Sanssouci, in Friedrichs des Großen Schloß, diese Farben besonders beliebt seien. Auch begnügte sie sich für ihre Toilette nicht mit dem Friseur ihres Mannes, sondern jeden Morgen mußte ein anderer zu bestimmter Zeit zu ihren Diensten sich einfinden und ihr schönes schwarzes Haar nach der Sitte an Ludwigs XV. Hofe zu kunstreichen hochaufgethürmten Locken gestalten. So verfloß ihr manche Stunde in vielen kleinen Sorgen um des äußern Lebens Zier; dafür strahlte sie auch in Bällen, Abendgesellschaften und am Spieltisch in unübertroffenem Glanze; ihre Toilette war eben so untadelig wie ihre französische Conversation; von Vielen war sie bewundert und angestaunt, aber auch von Vielen beneidet. Dienstboten und Handwerksleute hatten viel zu leiden von ihrer stolzen und heftigen Art zu befehlen, zu tadeln und zu meistern; als eine hochmüthige Frau war sie in der ganzen Stadt bekannt, und alte Weiber flüsterten unter einander, wenn sie am Abend vor den Häusern auf den Bänken saßen und sie in ihrer Pracht vorbeifuhr, das werde einmal kein gutes Ende nehmen.

Viel hohe Pläne über die Zukunft ihrer Kinder nährte die stolze Frau, wenn sie an der feingeschnitzten Wiege ihres Töchterleins saß, und vertrieb damit ihrem Gemahl die Wolken von der Stirne, wenn er unwillig über die Beschränktheit oder Charakterschwäche seiner Amtsgenossen vom Rathhause zurückkam. Da wußte sie schon voraus zu sagen, aus welchem Hause einst ihr Erstgeborner die Braut sich erwählen, wieviel Jahre die kleine Adelheid im Welschland zubringen müsse, und welche glänzende Mitgift einst an Gold und Silber, an Wäsche und Hausgeräth beide erhalten sollten. Von den

Digitized by Google

Unarten und Fehlern der Kinder dagegen, die auch ſchon deutlich zum Vorſchein kamen, vermied ſie zu reden; das waren keine willkommenen Gegenſtände der Unterhaltung; ſie wollte ihrem Gemahl nicht die gute Laune nehmen und erzählte nur von den geſcheidten Einfällen der Kleinen. In die eigentliche Zucht der Kinder miſchte ſie ſich nicht viel, die überließ ſie den Dienſtboten, den Lehrern und dem Katechismus; ſie wollte Freude von ihren Kindern haben, nicht Verdruß. Sich eingehend mit ihnen zu beſchäftigen, dazu hätte ſie unmöglich Zeit gehabt; ihre Friſur und das Ankleiden nahm täglich einige ſchöne Morgenſtunden weg; die franzöſiſche Lektüre durfte ſie nicht ganz verſäumen, um von Voltaire, Rouſſeau, auch von Racine und Molière etwas gewandt reden zu können. Die meiſten Abende der Woche waren durch Einladungen in Beſchlag genommen, oder ſie empfing eingeladene Gäſte im Hauſe. Viele Stunden des Tages waren alſo die Kinder gerade in den Jahren, wo ſie für zarte und reine Eindrücke ebenſo außerordentlich empfänglich ſind, wie für rohe und gemeine, den Dienſtboten überlaſſen. Dieſe Sitte oder Unſitte war allgemein in den vornehmen Familien; das Leben, die Mode, der gute Ton verlangten es, daher fand man nichts Arges daran.

Glücklicher Weiſe herrſchte nicht gerade ein ſchlimmer Geiſt unter den Dienſtboten im Paradiesvogel. Der alte Diener des Herrn war die Gutmüthigkeit ſelbſt; er hatte früher viele Feldzüge mitgemacht, unter Prinz Eugen gefochten, und liebte es, dem kleinen Diethelm von ſeinen Kriegen und Schlachten zu erzählen, ihn auf den Knieen zu wiegen und der Trompete Ton nachzuahmen, als ſäße der Kleine auf einem galoppirenden Pferde; auch lachte er ihn aus, wenn er über einen Schmerz ſogleich klagte; wenn er in beſonders guter Laune war, zeigte er ihm eine lange Narbe am Arme, die ihm von einem türkiſchen Säbelhiebe geblieben war, und erzählte dazu die Geſchichte ſeiner Rettung aus augenſcheinlicher Lebensgefahr. Hundertmal hatte er die Geſchichte ſchon mit den gleichen Worten erzählt, hundertmal hörte der Knabe mäuschenſtill zu mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und immer bat er wieder um dieſe Lieblingsgeſchichte von den grauſamen Türken. Auf Ordnung im Hauſe hielt der alte Johann mit militäriſcher Strenge, daher mußten die beiden Mägde ihm gehorchen ohne Widerrede; häßliche Worte, giftige oder unanſtändige Geſpräche duldete er nicht in ſeiner Gegenwart. Solche Dinge kamen aber doch zuweilen vor, wenn er nicht gerade zugegen war, ohne daß man dabei auf die zarten Ohren der Kinder Rückſicht genommen hätte. Da die Herrin des Hauſes, im Ueberfluß erzogen, das Sparen nicht kannte, ſo fragte ſie nicht darnach, wie die Reſte der Mahlzeiten verwandt wurden; ſie überwachte weder den Keller, noch die Speiſekammer, ſie ließ darüber die Küchenmagd ſchalten und walten nach ihrem Belieben, und empfahl ihr nur, arme Leute nicht hungrig abziehen zu laſſen. Ihre verſtorbene Mutter hatte den Armen viel Gutes gethan und der Tochter oft geſagt,

Digitized by Google

das Almosengeben mache nicht arm; bei dieser guten Sitte sollte es daher in ihrem Hause auch bleiben. Daß sich's bei dieser Ordnung die Dienstboten sehr wohl behagen ließen, ist nicht zu verwundern, Keines vergaß sich selbst; gab's etwas zu feiern, so machten sie für sich selbst Kuchen und sparten dabei weder die Butter noch den Zucker; dem alten Soldaten wurde eine Flasche guten Weins in sein Kämmerchen gebracht, damit er nicht brumme, und mancher halbe Rehschlegel, manches Stück Confekt wanderte fort zu guten Bekannten; den Kindern wurde der Mund mit Mandeln oder Rosinen gestopft.

Ein guter Engel kehrte manchmal ein im Hause, der vieles Schlimme wieder gut machte und sich ein nicht geringes Verdienst erwarb um die Zucht der beiden vornehmen Kinder — das war des Tobias Stimmer, des armen Malers Frau, die früher als von Jedermann geliebtes „Anneli" viele Jahre hindurch die Stelle einer Köchin und Schlüsselbewahrerin im Hause des alten Herrn von Randenburg trefflich verwaltet hatte und darum noch stets bei jeder Festlichkeit oder wichtigen häuslichen Angelegenheit unentbehrlich war. Als eine von Grund aus ehrliche Seele hatte sie während vieler Dienstjahre nie eines Pfenniges Werth für sich auf die Seite gethan, die andern Dienstboten stets scharf überwacht, kluge Sparsamkeit geübt und dem jetzigen hochangesehenen Junker Statthalter, da er schon in seinen Bengeljahren stand, noch manche Unart und Unbesonnenheit ernstlich verwiesen, und ward deshalb von ihm stets besonders hoch in Ehren gehalten. Seit ihrer Heirath genoß sie manche Wohlthat in dem reichen Hause; so oft sie daher im Stillen etwas wirken konnte zum Besten ihrer alten Herrschaft, so that sie es mit Freuden. Obwohl sie viel zu thun hatte mit ihrer eignen Haushaltung, brachte sie manchen Abend, wenn der Junker mit seiner Gemahlin in eine Gesellschaft fuhr, im Paradiesvogel zu, nahm ihr kleines Tobiaschen, welches frühe viel Verstand zeigte und durch seine komischen Einfälle bei allen Leuten wohlgelitten war, mit sich, setzte sich mit den beiden Kindern des Hauses zusammen an den schönbemalten Ofen der Erkerstube, erzählte ihnen, während sie emsig das Spinnrad trieb, schöne Geschichten und Manches aus der alten Zeit, und ermahnte sie dabei mit trefflichen Beispielen, Gott zu fürchten, den Eltern willig zu gehorchen und Frieden unter einander zu halten. Diese Abendstunden am Ofen waren den Kindern wahre Feste; dem Anneli hätten sie Alles zu lieb gethan, mehr als der oft übelgelaunten Mama. Der Junker und seine Frau gaben dem Meister Tobias viel Arbeit und seinem Söhnchen des Diethelms abgetragene Kleider, und störten nicht im Mindesten das innige Verhältniß der drei Kinder unter einander und zu ihrer ungelehrten, aber doch wohlerfahrenen Erzieherin.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Dichterſchule des Materialismus,

oder die Epigonen der franzöſiſchen Romantik.

Eine literarhiſtoriſche Skizze von Alex. Büchner.

(Fortſetzung.)

In Summa ſieht Ducamp in der Akademie, die wenigen, in den Tagen arger Begriffsverwirrung dort eingetretenen Romantiker abgerechnet, nicht mehr eine literariſche, ſondern nur noch eine, „aus den Trümmern aller Miniſterien und Tribünen“ zuſammengeſetzte politiſche Geſellſchaft, „welche immer rückwärts, nie vorwärts blickt.“ Auch erſcheinen die ſtarken Männer, welche den Mißgriff begangen haben, dort einzutreten und damit ein halbes oder ein ganzes Kehrt in ihren Richtungen zu machen, nicht mehr in den Sitzungen. Schon vor ſeinem Exil galt Viktor Hugo daſelbſt für einen Proſkribirten, und Lamartine hat ſich ſeit mehr als zehn Jahren nicht mehr dort blicken laſſen. „Eines Tages aber wird dieſe fade Schwätzergeſellſchaft, welche nicht einmal mehr die Kraft hat, die Laſt ihres eignen Diktionärs zu tragen“, von einem Gouvernement aufgelöſt werden; die an ihre Stelle zu ſetzenden Dichter und Gelehrten werden ganz anders arbeiten, indem ſie, mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln, „das Schöne, Wahre, Gute“ ſuchen, und Wer (was ſeither durch Arsène Houſſaye geſchehen iſt) in der Geſchichte des Einundvierzigſten (d. h. nicht exiſtirenden) Seſſels der franzöſiſchen Akademie, die literariſche Geſchichte Frankreichs ſchreiben will, dem kann es, von Molière bis Lamennais, von Jean Jacques Rouſſeau bis Balzac an verkannten Größen nicht fehlen.

Nach dieſem überaus langen und leidenſchaftlichen Exkurs gegen die vierzig Unſterblichen findet Ducamp den Grund der gegenwärtigen poetiſchen Impotenz und Unfruchtbarkeit Frankreichs darin, daß man noch nicht gewagt hat, moderne und wirklich lebendige Stoffe anzupacken. Angeſichts des ſeitherigen, tauſendmal umgewendeten und neuſtaffirten Formenkrams, hinter welchem der Beſchauer, „mit Hamlet nur Worte! Worte! Worte! finden wird“, kann eine Wiedergeburt nicht ferne ſein. Wie die religiöſe Architektur in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, im Vorgefühl des Herannahens von Gutenbergs göttlichem Werkzeug und der Stimme Luthers, matt wurde, ihre Schwäche unter der Unendlichkeit der Zierrathe verbarg, und le gothique flamboyant als die letzte Anſtrengung des Spitzbogenſtyls erſchien, ſo ſind auch wir bei „der littérature flamboyante angelangt, und die Wiedergeburt iſt nicht ferne.“

Die Anzeichen derſelben erſcheinen in allen den Geburtswehen, welche ſeit ſechzig Jahren die Erde leidet. Sie bewegt ſich, legt, wie Taſſo's Chlorinde, Stück für Stück ihre unbequeme Rüſtung ab, um ein neues Gewand anzuziehen, und wenn die Furchtſamen in dem Allem nur das Herannahen des Endes der Welt erblicken, ſo erkennt der Denker darin die Spuren neuen

Digitized by Google

Lebens. Bei deſſen Geburt aber bedarf es keiner Ueberſchwemmungen durch Barbaren, keiner Gottesgeißeln, Verheerungen, Unterdrückungen einer Race durch die andere; die Umwandlung wird friedlich ſein, und wie „die Kanone die Katapulte getödtet hat, ſo wird der Dampf die Kanone tödten." „In zweihundert Jahren und vielleicht viel früher werden große Armeen aus England, Frankreich und Amerika (die Wiege der kosmopolitiſchen Ideen der Schule, Deutſchland, wird nicht genannt) verbündet nach Aſien ziehn, Schaufeln ihre Waffen, Lokomotiven ihre Pferde, Kanäle, Eiſenbahnen, Städte, Brücken, Häfen, allgemeiner Reichthum das Reſultat ihrer Arbeit." „Frankreich iſt in Rom, in Athen, in Konſtantinopel (1855). Wenn wir nicht da wären, hier wie dort, ſo würde die begonnene Auflöſung ſich vielleicht vollenden."

Welches wird, Angeſichts ſolcher Ereigniſſe, die Rolle der Literatur ſein? Eine unendliche! Sie wird das neue Dogma definitiv zu formuliren (und nicht auch eine neue dogmatiſche Akademie zu bilden?), die Wiſſenſchaft der düſtern Wolken, hinter welchen ſie ſich gefällt, zu entkleiden und die Induſtrie zu leiten haben, „denn, ſo leid es mir für die Träumer thut, dieſes Jahrhundert gehört den Planeten und den Maſchinen."

Nachdem er dieſes Dictum gegeben, zeigt ſich der Prophet für ſeine Perſon ganz beſcheiden. So klein ſeine Laterne auch ſein mag, ſo will er ſie doch vorwärts kehren, um in die Zukunft hinaus zu leuchten, „weil die Vergangenheit Sterne genug gehabt hat, um unſrer Sonnen nicht zu bedürfen." „Denn", ſetzt er, in ſeiner weitſchweifigen Ausdrucksweiſe von ſeinem Gedankengang, einem höchſt geſuchten und prätentiöſen Aperçu zulieb, ganz abſpringend, hinzu, „Nero ſteckte bei ſeinen Feſten eingetheerte Sklaven an, das war, ich gebe es zu, eine ſehr originelle Beleuchtungsart, aber, offen geſtanden, ich liebe das Gas und das elektriſche Licht mehr."

Die Literatur ſoll alſo, nachdem ſie alles Vergangene gründlich erſchöpft hat, nun in der Wiſſenſchaft eine prächtige Rolle ſpielen, ſie Leib an Leib faſſen, ihr die conventionelle Kleidung, in welche man ſie gegen ihren Willen ſteckte, abreißen und ſie den erſtaunten Menſchen ſo zeigen, wie ſie wirklich iſt, jung, reizend, lächelnd, nachſichtig und ſtrahlend, mit einem Wort, ſie ſoll die Wiſſenſchaft populariſiren. Denn die, ſeit der Renaiſſance eingetretene Emancipation der Naturkunde von den katholiſchen Dogmen hat eine gänzliche Trennung von Wiſſenſchaft und Religion herbeigeführt. Zwar gibt es immer noch Leute, welche an den Teufel glauben, wie jener Erzbiſchof, welcher die Eiſenbahnen als eine Züchtigung der Wirthshäuſer für ihre ſonntägliche Entweihung durch Kärrner und Kondukteurs bezeichnete, allein der Teufel iſt doch ſchon lange todt, getödtet durch die Wiſſenſchaft, da er ja ohnehin mit dem Bischen Feuer, das er ſpeit, nicht ohne Erröthen vor der nächſten Lokomotive beſtehen könnte. Den handgreiflichſten Wider-

Digitized by Google

ſpruch dieſes Satzes von dem getödteten Teufel ſetzt dann Ducamp gleich hinterdrein in einer abſoluten Leugnung der Teufelshypotheſe an ſich, indem er äußert: „Wenn ein Teufel beſteht, ſo iſt Gott unmöglich“, oder will er vielleicht ſagen, daß Gott erſt möglich und exiſtent geworden iſt, ſeit die Wiſſenſchaft ſeinen Gegenſatz umgebracht hat? „Oeffnen wir ohne Scheu“, fährt er dann, mit gleichen Füßen in den Bibelglauben hineinſpringend, fort, „das in der Apokalypſe verkündigte Buch des Lebens! Gott iſt vollkommen, er liebt und hegt unvollkommene, allein perfektible Weſen. Lieben, arbeiten wir in dieſem Sinne!“

Neben der Wiſſenſchaft beſteht eine andere, höchſt gewaltige Bewegung, die der Induſtrie. Warum ſollte die Literatur nicht auch dieſe leiten wollen? Es iſt nicht wahr, daß, wie man oft geſagt hat, Wiſſenſchaft und Induſtrie die Kunſt tödten, ſo wenig als die Photographie der Malerei geſchadet hat, deren Commis und Reiſenden ſie vielmehr macht, indem ſie ihr das authentiſchſte Material aus den entfernteſten Ländern zuſammenträgt. Wie die Wiſſenſchaft, ſo hat aber auch die Induſtrie ihre poetiſchen Glanzpunkte, welche eine Darſtellung verdienen. „Man hat ſo oft die Schmiede des Vulkan beſungen, warum ſollte man die Werkſtätten von Indret und Creuzot nicht beſingen?“ Denn was ſind Vulkan und die Cyklopen vor einer ſolchen Eiſenſchmiede, deren gewaltiger Reiz anziehend aber mit einer nicht hierher gehörigen Breite beſchrieben wird.

Natürlich geht Ducamp nicht ſo weit, die Antike, auf welche er hier unlogiſcher Weiſe und nur durch einen gelegentlichen Anlaß, ausführlich zurückkommt, ganz zu verwerfen und zu verbannen. Er findet das Studium des Alterthums geſund und kräftigend, allein von da bis zu deſſen ausſchließlichem Kultus und ſeiner Verſetzung in unſere Gegenwart iſt noch ein weiter Schritt. „Wir wollen das Zeitalter des Perikles wie das des Auguſtus kennen, aber doch im neunzehnten Jahrhundert leben und denken.“ Denn Was iſt für uns vom trojaniſchen Krieg übrig? Die Helden ſeiner wenig regrettablen Zeiten ſind todt, ebenſo ihre Leidenſchaften (?!) ihre Sitten und Religionen. Die Urſachen, welche ſie zu den Waffen trieben, gehören heute vor das Zuchtpolizeigericht, und die Macht dieſer Könige der Könige, dieſer Völkerhirten, würde ſelbſt den Prinzen von Monaco mitleidig lächeln machen. Uebrigens gehörten auch die Sänger jener Epochen ganz und nur ihrer Zeit an. Unſere Zeit aber bietet dem Dichter ſchöne Schauſpiele genug. Soll die Literatur allein, inmitten unſerer gewaltigen Bewegungen, unthätig bleiben? „Ihr Ziel, ihre Pflicht, ihre Miſſion, der Grund ihres Daſeins iſt eine beſtändige Arbeit an der Erweiterung des menſchlichen Geiſtes, an der Bekämpfung des Irrthums.“ Allegoriſch dargeſtellt nimmt ſich ihr bevorſtehender, friedlicher Feldzug folgendermaßen aus:

„Welche Schlachtfanfaren! welche Siegeslieder! welche Armee! An der

Spitze der (lyriſche) Dichter, der, den Gott auf die Stirn geküßt hat, der Auserwählte! Dann kommt die Infanterie der Romanſchreiber, beſtändig in Verbindung mit dem Artilleriekorps der Hiſtoriker. Dahinter, in ſchöner Ordnung, die ſchwerbewaffnete Cavallerie der Dramaturgen, Tragiker und Komiker durcheinander und von denſelben Trompetenſignalen geleitet. Auf den Flanken bewegt ſich die unregelmäßige leichte Reiterei der Journaliſten und Vaudevilliſten, und im Nachtrab rückt, langſam, aber beſtändig, das Geniekorps der Philoſophen und Dialektiker voran."

Leider ſind die Literaten noch fern von dieſer ſchönen, dereinſtigen Vereinigung, und zwar nicht nur durch eigne Schuld. Eines Tages aber, vielleicht erſt in hundert Jahren, wird ein Dichter zur Regierung eines großen Staates berufen werden. Frankreich hätte dieſe „erhabene Thorheit" beinahe ſchon einmal mit Lamartine begangen. „Ob es darum ſchlechter gegangen wäre? Ich glaube es nicht."

Nach vielem Polemiſiren, Allegoriſiren, Symboliſiren und Herumfahren zwiſchen diſparaten Dingen kommt Ducamp endlich zu einer greifbaren äſthetiſchen Behauptung, der, daß die Zeiten des Satzes: l'art pour l'art! die Kunſt iſt ſich Selbſtzweck! vorbei ſind. Selbſt Viktor Hugo, der dieſem Satz ſein ganzes Leben lang huldigte und ihn hoch oben auf die Fahne der Romantik ſchrieb, ſoll davon zurückgekommen ſein, weil er geſagt hat: „le poète a charge d'âmes." Was an die Stelle dieſes Satzes treten ſoll, iſt ſchon ausführlich dargeſtellt. Die Literaten ſollen nicht böſe werden, daß man ihnen ſo viele grauſame Wahrheiten geſagt hat, denn Ducamp hat dieſelben nicht aus Stolz oder Ueberſchätzung eignen Talentes ausgeſprochen, ſondern „aus einer unendlichen Zärtlichkeit für Euch, aus einer außerordentlichen Liebe für die heiligen Sachen der Kunſt und des Gedankens!"

„Drei große Bewegungen", fährt er, abſchließend und reſumirend, fort, „die humanitariſche, die wiſſenſchaftliche und die induſtrielle, führen, in ihrer gegenſeitigen Unterſtützung und Ergänzung, wie ein dreifacher Strom, unſere Zeit nach einer ſicheren Neugeſtaltung hin. Miſche ſich die literariſche Kunſt (l'art littéraire) kühn hinein, bade ſie ſich ohne Furcht in den fruchtbaren Waſſern dieſes regenerirenden Stromes! Sie wird darin Kräfte finden, die ſie nicht vermuthet, und die Macht, die Welt aufzuheben. Leite, beruhige, errege ſie dieſe Kräfte je nach Bedürfniß, gehe ſie mit ihnen voran, ſonſt werden dieſe nicht auf ſie warten, ſondern ſie, ferne von ſich, in Schwäche und Ermattung ſterben laſſen! Ein letztes Wort: die antikiſirenden Dichter, ſchon durch das Bedauern um die Vergangenheit gequält, haben das goldene Zeitalter hinter uns, in die älteſte Geſchichte der Erde verſetzt. Sie haben ſich darin getäuſcht; ich ſchwöre es bei dem ewigen Fortſchritt, daß das goldene Zeitalter vor uns iſt! Es iſt noch zu weit entfernt, als daß wir es in unſerer gegenwärtigen Exiſtenz erreichen könnten,

Digitized by

aber wir können wenigſtens die Straße bahnen, welche nach dieſen ſchönen Ländern der Zukunft führt, das iſt mehr als unſere Pflicht, das iſt unſere Miſſion!"

(Fortſetzung folgt.)

Pädagogiſche Briefe.

Von F. E. Paldamus.

(Fortſetzung.)

Wir ſind in dem Punkte, auf den es vor Allem ankommt, hinter den Franzoſen und Engländern in dieſem Stücke zurück! Wir mögen ihnen an Kenntniſſen überlegen ſein, in dem, was wir nationale Bildung nennen könnten, werden wir gewaltig übertroffen. Der Franzoſe, der Engländer kennt ſeine National-Literatur praktiſch; er lieſt die bedeutenderen Schriftſteller, und nicht blos die neueren und neueſten, ſondern auch ältere. Er iſt nicht mit einer Legion von Urtheilen ausſtaffirt, ſondern er kennt die Schriften, auf deren Kenntniß ſich jene Urtheile ſtützen ſollen. Und bei uns? Abgeſehen von denen, welche ſich aus Beruf und Neigung eingehender mit literarhiſtoriſchen Studien beſchäftigen, wer geht in ſeiner Lectüre über das Neue und über das Bekannteſte hinaus? Vergleichen Sie einmal das Verhältniß der Deutſchen zu Goethe und das der Engländer zu Shakſpeare! Wie Viele leſen denn Goethe wirklich, wenn wir einige der bekannteſten Titel abrechnen? Ich rede nicht von den Schriften, deren Inhalt von weniger allgemeinem Intereſſe iſt. Glauben Sie eine Bekanntſchaft mit „Wahrheit und Dichtung" überall vorausſetzen zu dürfen, wo man auf „höhere Bildung" Anſpruch macht und Goethe's Werke im Bücherſchranke ſtehen hat? Oder wäre es nicht Kühnheit zu glauben, daß Schillers ſchöner Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung allgemein gekannt ſei? Und wenn wir uns zu Herder und Leſſing wenden, läßt ſich da etwas Anderes ſagen, als daß Beide — den Cid des Einen, die auf der Bühne gangbaren Dramen des Andern abgerechnet — praktiſch gar nicht bekannt ſind? Wollen Sie an eine andere Thatſache erinnert ſein? Beſitzt denn die deutſche Literatur bei allem unſerem Reichthum an periodiſchen Schriften nur ein Organ, das ihr ausſchließlich dient? Muß nicht jedes Blatt, das halbwegs eine ſolche Aufgabe verfolgt, eine gute Portion Geduld und Reſignation auf den Weg nehmen?

Aber freilich, wie ſollte wohl Intereſſe für Nationalliteratur gedeihen, wo alles nationale Intereſſe faſt Contrebande iſt? Wo am Ende noch, in würdiger Nachahmung des Siècle de Louis XIV. ein Siècle de Napoléon III. Europa beglücken wird? Leider iſt es nur zu wahr, Mangel an energiſchem Nationalgefühl verkümmert auch unſerer Literatur die Stellung, die ihr gebührt. Man verkennt aber die Fähigkeit der Schule, wenn man von ihr verlangt, daß ſie da Erſatz gebe, wo an hundert Punkten verſehen und ver-

Digitized by Google

nachläſſigt wird. Das Leben von der Schule aus reformiren zu wollen, das iſt ein großer Irrthum, und wer ein ſolches Ziel zu verwirklichen ſucht, ſchwächt nur die Kraft der Schule, die eben auf ihrem innigen Zuſammenhang mit den jeweiligen Zuſtänden beruht. Nur muß man das Berechtigte von dem Unberechtigten, das Geſunde und Entwickelungsfähige von dem Ungeſunden und Unfruchtbaren zu unterſcheiden wiſſen.

Bei uns — ſo ſcheint es mir — nimmt die Bekanntſchaft mit vaterländiſcher Literatur keineswegs nach Rang und Stand und äußerer Stellung zu: gerade die höheren Stände, die „Gebildeten", ſtehen darin, und nicht blos verhältnißmäßig, zurück. Die Begünſtigung des Ausländiſchen, die Beſchränkung auf das Neueſte und Pikanteſte, insbeſondere auf Lyrik und Romanliteratur iſt juſt bei ihnen recht zu Hauſe. Während dem gebildeteren Mittelſtande Goethe und zumal Schiller noch die großen Meiſter ſind, mit denen man gerne verkehrt, und deren Namen man nicht blos mit dem Munde nennt, hat gerade die „höhere" Schicht der Geſellſchaft ſie ſo ziemlich „überwunden." Für ſie iſt nur noch die literarhiſtoriſche Phraſe da, bei der Goethe noch ſo leidlich wegkömmt, Schiller aber iſt längſt „langweilig" geworden mit ſeinem Pathos, ſeiner Subjektivität, ſeinem Idealismus, und wie die Schlagworte alle heißen.

Und das iſt es, verehrteſter Herr, woran wir wohl mehr als Ueberfluß haben; die literarhiſtoriſche Phraſe, das Schlagwort, das angeeignete Urtheil: das ſind die erborgten Fetzen, die eine ſchmähliche Blöße decken. Hier wie in vielen Dingen vertritt das Urtheil die Sachkenntniß und ſchlimm genug, daß es ſo iſt: denn nicht nur daß darin ein Stück geiſtiger Armuth liegt, es iſt auch ein ſittlicher Mangel, ja es iſt ein durchaus undeutſches Weſen, welches die gute alte deutſche Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit preisgibt.

Wie man aber auch die Schule in Schutz nehmen, auf die ihrer Wirkſamkeit geſteckte Grenzen hinweiſen, an die mannichfachen Einflüſſe erinnern möge, welche in unſerer Zeit die Intentionen und Bemühungen der Schule abſchwächen und hindern — abweiſen darf die Schule die Rechnung nicht, welche in den berührten Thatſachen liegt. Sie wird ernſtlich zu prüfen haben, ob theils die ungenügende Bekanntſchaft mit deutſcher Literatur, theils die oberflächliche beurtheilende Weiſe nicht irgendwie mit auf ihre Rechnung zu ſetzen ſei.

Und allerdings ließe ſich behaupten: *der literarhiſtoriſche Unterricht wird oft zu früh begonnen.* Ja ich würde meinen, daß *literarhiſtoriſcher Unterricht im ſtrengen Sinne des Wortes, auf keiner Schule zu ertheilen ſei.* Denn wenn uns die Literaturgeſchichte eine Darſtellung des Entwickelungsganges iſt, den das geſammte geiſtige Leben einer Nation gegangen iſt in beſonderer Bezugnahme auf den Ausdruck deſſelben im Schriftenthum, ſo ſehen Sie einen Inhalt vor ſich von ſolcher Bedeutung, ſolchem

Digitized by

Umfange, ſolchen Vorausſetzungen, daß damit kein Kinderſpiel getrieben werden darf, daß es eines gereiften Geiſtes und anſehnlicher Vorkenntniſſe bedarf, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Zwei Vorausſetzungen aber ſind beſonders ins Auge zu faſſen, die ſchon vorhandene Kenntniß der politiſchen Geſchichte, und zweitens die Kenntniß der Literatur ſelbſt. Denn bei dem engen Zuſammenhange der politiſchen und literariſchen Zuſtände heißt es doch in die Luft malen, wenn man denen literariſche Zuſtände entwickeln und ſchildern will, welche mit den jeweiligen politiſchen Verhältniſſen nicht vertraut ſind. Und wie ſoll denn eine *Geſchichte* der Literatur gegeben werden, wenn nicht die Schriften ſchon bekannt ſind, deren Entſtehung, Zuſammenhang, Werth nun dem Verſtändniß näher gebracht werden ſoll? So möchte denn wohl in *dieſem* Sinne keine Schule (Univerſitäten und polytechniſche Akademien ausgenommen) literarhiſtoriſchen Unterricht ertheilen *können*.

Gleichwohl möchte dieſe Ueberzeugung nicht überall zur Geltung gekommen ſein, und auch da, wo man ſich ihr im Ganzen wohl anſchlöſſe, die Schulpraxis ihre eigenen Wege gehen. Noch iſt nicht an allen Gymnaſien die beſondere Lektion für griechiſche und römiſche Literaturgeſchichte verſchwunden, obwohl ſie ſich gewiß nicht als fruchtbringend erwieſen hat, und man durch angemeſſene einleitende und begleitende Bemerkungen bei der Lektüre der Schriftſteller meiſt beſſere Reſultate erzielt. Welchen Werth hat doch dies leere und öde Namenverzeichniß, das in ſolchem beſonderen Unterricht gegeben zu werden pflegt, verbunden mit einigen charakteriſirenden Notizen! Die Frage noch unerörtert, wie es mit den Lehrkräften für ſolchen Unterricht ſtehe: was kann der Sekundaner, ſelbſt der Primaner mit dergleichen Entwickelungen und Urtheilen anfangen? Es wird für ihn ein Beſitz, den er entweder gar nicht gebrauchen, oder — was noch wahrſcheinlicher — *mißbrauchen* wird. Das gilt auch von dem Unterricht in deutſcher Literaturgeſchichte, der ſich nicht wie jener auf die Gymnaſien beſchränkt, ſondern auf die verſchiedenſten Unterrichtsanſtalten ausdehnt. Bleiben wir zunächſt bei der Gelehrtenſchule ſtehen, wie weit kann ſie hierin gehen? Und doch wird immer wieder der Verſuch gemacht, eine zuſammenhängende Geſchichte der deutſchen Literatur mitzutheilen. Wollte man aber ſelbſt — wie man nicht *kann* — dieſen Schulen ein ſolches Recht zugeſtehen, was können wohl die andern leiſten, welche es mit niedrigeren Altersſtufen zu thun haben und nicht im Beſitze ſo ausgiebiger Bildungsmittel ſind? Und dennoch verſuchen auch, wie aus den Schulprogrammen erſichtlich, dieſe Schulen, Real-, Bürger-, Töchterſchulen, ſich im literaturgeſchichtlichen Unterricht. Das Reſultat aber iſt, meines Erachtens, mindeſtens gleich Null. Knaben von 13—15 Jahren (Sie ſehen, ich gehe noch über das 14. Jahr hinaus) — und Literaturgeſchichte? Können ſie doch nicht einmal den bedeutendſten Erſcheinungen gegenüber eine nur einigermaßen genügende Stellung gewinnen, und nun gar die *innere*

Digitized by Google

Entwickelung des nationalen Geisteslebens an sie heranbringen! Daß es aber doch geschieht, sogar nicht selten geschieht, das ist unleugbar und ist von nachtheiligem Einfluß. Denn anstatt daß das Interesse für Dichter und Dichtung dadurch erweckt, der Schüler oder die Schülerin befähigt würde, sich im weiteren Leben selbständig damit zu beschäftigen, anstatt daß ein Gewinn erzielt würde — mich dünkt, es würde meistens ein Deficit entstehen. Man schwächt vielmehr das Interesse, man verkümmert die reine Freude, man tödtet den Bildungstrieb und gibt zum Ersatz jene moderne Blasiertheit, der Alles bekannt scheint und die doch nichts kennt, die das schon überwunden hat, was spätern Jahren aufbehalten bleiben und nie überwunden werden sollte. Oder gehe ich zu weit, wenn ich diesem verfrühten und verkehrt angelegten Unterricht einen so unerquicklichen Einfluß zuschreibe? Ich sollte meinen, man könne nicht streng genug urtheilen, wenn man an die Altersstufe der Knaben und Mädchen denkt, just das Alter, in dem man sich so leicht fremde und halbe Urtheile aneignet. Diejenigen, welche von der Schule zu höheren Bildungsanstalten übergehen und in ihrem späteren Berufsleben in näherer Beziehung zur Wissenschaft und Literatur bleiben, haben freilich Gelegenheit, ihr Wissen zu ergänzen und zu berichtigen. Und schon diesen möchte es schwer halten, jene Schulerrungenschaften wieder los zu werden oder zu reformiren. Aber der weit größere Theil der Schüler hat solche Gelegenheit nur mittelbar, nur durch sein eigenes Interesse und Streben; das aber wird durch jene reflexionsvolle, unjugendliche Weise nicht geweckt und belebt, sondern erdrückt und getödtet. (Schluß folgt.)

Eine Frankfurter Wochenschrift aus Goethe's Jünglingszeit.

In Frankfurt erschien in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein belletristisches Blatt in kleinem Octav, welches den Titel führte: „Der Unsichtbare, eine moralische Wochenschrift." Wir haben den ersten Theil derselben vor uns, der 26 Lieferungen, vom Januar bis zum Juni des Jahres 1765 umfaßt. Er gibt in dem redseligen, bald ehrbaren, bald schäckernden Ton jener Zeit Erzählungen, am liebsten im orientalischen Gewande, Betrachtungen über Häuslichkeit und Erziehung, Charakterschilderungen und Aehnliches. Mit französischen Citaten sind die Aufsätze reich gespickt und auf „Herrn Rousseau" wird öfter Bezug genommen. Die Erzählungen aus dem Leben sind mitunter „verzweifelt naiv"; in unserer verdorbenen Zeit dürfte dergleichen nicht geboten werden. Ueber verschlechterte Zeiten und Sitten wird eben so häufig, und oft ganz mit denselben Argumenten geklagt, wie heutzutage; so heißt es einmal in einem Schreiben an den Herausgeber: „Ist es wohl ein Wunder, daß so viele tüchtige Mannspersonen sich für dem Ehestand scheuen, da sie sehen, wie unsere Töchter erzogen werden?" Der Unsichtbare scheint nämlich in der Frankfurter Gesellschaft Glück gemacht zu haben, er empfing fortwährend Anfragen und poetische Beiträge, die meist in Epigrammen, komischen Erzählungen, Episteln und anakreontischen Liedern bestehen. Zusendungen und Briefe füllen einen beträchtlichen Theil des Blattes. Der Herausgeber drückt sich deshalb sehr schonend über den Werth derselben aus. Dieser Umstand gibt übrigens dem „Unsichtbaren", mit Rücksicht auf die damalige Epoche von Goethe's Leben, ein besonderes Interesse. Es

Digitized by Google

war die vom Dichter so anschaulich geschilderte Zeit, da er mit anderen jungen Frankfurtern der besseren Stände Sonntagspartien, Wasserfahrten und andere Ausflüge zu machen pflegte. Wir erfahren aus seiner Erzählung, daß in der jungen Gesellschaft ein heiterer, dem zärtlichen Verkehr günstiger, nach den damaligen Modebegriffen unschuldiger Ton herrschte. Man erinnere sich nur jener in Wahrheit und Dichtung mitgetheilten Anrede an die „Gepaarten und Ungepaarten." Unmöglich kann die Existenz des „Unsichtbaren" einem Kreis unbekannt geblieben sein, dessen Mitglieder sich durch die Lebhaftigkeit ihres geselligen Verkehrs oft genug poetisch angeregt fanden. Goethe sagt in Bezug auf seinen Freund Horn: „Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen, hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lustpartien, und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten, stutzten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung der Begebenheit immer eine neue Begebenheit." Er gibt sogar die Analyse eines komischen Heldengedichtes von Horn, das eine Schlittenfahrt zum Gegenstand hatte. Der Verfasser wie die Gesellschaft bildeten sich auf dieses Epos nicht wenig ein und stellten es den damals berühmtesten Mustern der komischen Gattung gleich. Der Gedanke liegt nahe, daß im Sommer 1765, in welchem dieser Verkehr stattfand, manches dichterische Erzeugniß aus dem Kreise der Goethe'schen Freunde in die Redaktion des „Unsichtbaren" wanderte, der ja zur Aufnahme auch schwächerer Producte freundlich bereit war, da „er selbst nicht ohne Fehler schrieb."

Ohne uns in Vermuthungen zu ergehen, ob auch der junge Wolfgang gelegentlich ein Mitarbeiter am „Unsichtbaren" gewesen, geben wir aus den Gedichten, die das Wochenblatt enthielt, einige Bruchstücke als Proben der Poesie, die in Goethe's Heimath betrieben wurde, als er selbst zu dichten anfing.

Der Frühling unseres Lebens
Geht träumend dahin,
Und spielend vergehen die Tage
Nebst unserer Lust.
Wie wenn bei stürmenden Wellen
Und reißender Fluth
Ein träger Schiffer nicht wachet
Und doch nicht verdirbt:
So lebt ein sicherer Jüngling,
Und ohne Gefahr
Durchlebt er gefährliche Stunden,
Sich selbst kaum bewußt.

Du kleiner Götterknabe,
Komm her mit deinem Bogen
Und mit den scharfen Pfeilen,
Und schieße mir ein Mädgen,
Ein kleines braunes Mädgen,
Die mit den Augen lächelt,
Die mit den Lippen zaubert
Und mit den Händen winket,
Und wenn ich sie erhasche,
Sich weigernd mir ergiebet.
Ein solches liebes Mädgen
Bring mir, du kleiner Amor,
Ich will sie Doris nennen.

Digitized by Google

Ob auch im Monde Mädgen wohnen,
Die einen Kuß mit Küsse lohnen?
Das weiß ich nicht!
Daß aber ich auf unsrer Erde
Noch manches Mädgen küssen werde,
Ist kein Gedicht.

Wir geben zum Schluß die Abonnements-Anzeige des Unsichtbaren: „Dieses Wochenblatt wird hinkünftig alle Montage in der Eßlingerischen Buchhandlung allhier zu Frankfurt, wie auch zu Mannheim und Cassel, das Stück à 4 Kr. ausgegeben werden. Sollten sich aber einige Liebhaber finden, die für den ganzen Winter pränumeriren wollten, so bezahlen selbige nicht mehr als einen Gulden."

Theater.

Am Neujahrsabend sahen wir das köstliche „Was ihr wollt" von Shakspeare, unter dem Titel „Viola" von Deinhardstein bearbeitet. Tieck hat in den ästhetischen Gesprächen, die den Rahmen zu seinem Phantasus bilden, dieses Stück vor allen zur Aufführung im Kreis gebildeter Dilettanten empfohlen. Für einen solchen paßt es vortrefflich, und es haben vielleicht die Mitglieder jedes dramatischen Leseabends, der in Deutschland besteht, dieses heitere, geistig belebte Spiel zum Vortrag ausgewählt. Auf der öffentlichen Bühne jedoch ist der Charakter der Gegenwart für das Lustspiel ein wesentliches Erforderniß; die stylisirte Komödie mit ihrer fremdartigen Sprechweise, ihrem phantastischen Costüm bedarf durchaus einiges literarischen Verständnisses. Um die reiche Fülle von Laune und Menschenkenntniß, die Shakspeare's Lustspiele enthalten, für die Bühne nutzbar zu machen, hat man sie umgearbeitet. Es gibt hierfür zwei Verfahrungsweisen; die ältere, die Schreivogel-West befolgte, besteht darin, das Stück mit einem kühnen Ruck in das moderne Leben zu versetzen, aus den illyrischen Herzögen, den venetianischen Kaufherren kurzweg deutsche Obersten und Commerzienräthe zu machen. Deinhardstein dagegen ließ den Zeit- und Ortscharakter bestehen und unternahm es, das Einzelne verständlicher zu motiviren und dem bequemen Publikum der Neuzeit zugänglicher zu machen. In der That hat er den Zusammenhang etwas klarer hergestellt; aber leider blickt überall die flache Routine durch und gerade die feinsten Züge gehen verloren. Daß er den Narren mit einigen Witzen des „Probstein" in „Wie es euch gefällt" aufgestutzt hat, mag hingehen; daß derselbe Narr bei dem für toll ausgegebenen Malvolio nicht wie im Original als Pfarrer, sondern als Arzt erscheint, zerstört uns zwar eine der heitersten Scenen, findet aber seine Entschuldigung in denselben Verhältnissen, die uns nöthigen, in Don Carlos statt des Domingo einen Schreiber Perez auftreten zu lassen. Daß aber die Charaktere entstellt werden, ist auf keine Weise zu rechtfertigen. Namentlich ist es höchst verfehlt, wenn Malvolio als ein Dummkopf erscheint; er, der bei Shakspeare ein ernster, höflicher, für delicate Aufträge brauchbarer Vertrauensmann ist, dessen Eigenliebe durch einen excentrischen Anstandsformalismus zur lästigen Thorheit gesteigert wird. Leider setzte Hr. Haase seine Aufgabe darin, den schon hinlänglich degradirten Sonderling völlig zum Hanswurst zu erniedrigen. Shakspeare's Malvolio, der in seinem übertrieben conventionellen Wesen als Puritaner verspottet wird, erschien auf unserer Bühne in einem kaum schicklichen Costüm, das man von dem des Narren schwer unterscheiden konnte. Unsere andern Schauspieler, die nicht so berühmt sind als Hr. Haase, machten an diesem Abend ihre Sache besser. Hr. Vollmer als Junker Andreas verdient Lob; ebenso war der Junker Tobias des Hrn. Werkenthin eine gute, drastisch komische Figur, die uns an Dörings Falstaff in seinen gelungenen Momenten erinnerte. Fräulein Bognar entwickelte in der anstrengenden Doppelrolle der Viola weit mehr Kraft und Talent, als Viele ihr zusprechen wollen.

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— In Weimar erſchien kürzlich eine „Feſtgallerie von Zukunftskunſt-Porträts zu Franz Liſzt's Geburtstagsfeier", von G. Treumund. Der pſeudonyme Verfaſſer iſt ein Geiſtlicher, Paſtor Steinacker. Der Meiſter ſelbſt, heißt es in einem der Lieder, ſei aufgetreten

Wie ein Geſtirn, das hell und blendend
Am fernen Himmelsſaum ſich hob
Und ſtrahlenſchimmernd, ſegenſpendend
Die Welt mit Licht und Glanz umwob.

Hierauf werden die thätigſten Anhänger der neuen muſikaliſchen Richtung mit den Apoſteln Chriſti zuſammengeſtellt; Hans von Bülow in Berlin heißt ein Petrus, der den Meiſter nie verläugnet hat. Dräſeke in Dresden wird mit Paulus verglichen, da er früher den Jüngerkreis verfolgte, dem er ſich jetzt anſchließen will. Judaſſon in Leipzig dagegen figurirt als Judas, weil er den Apoſtelkreis verließ „als Selbſtſucht, jene feile Dame, mit Silberlingen nah ihm war." Am ſchmeichelhafteſten läßt Steinacker den Meiſter zu ſeinem Schüler Joſeph Joachim in Hannover ſprechen:

„Biſt an meiner Bruſt gelegen,
Warſt Johannes mir genannt;
Zogſt mit meinem reichſten Segen
In dein neues Heimathland."

Die zahlreichen Dilettantismen der Zukunftsmuſik werden ſchließlich mit Martha's und Maria's verglichen. — Hengſtenberg's Kirchenzeitung tadelt aufs heftigſte die Ausdrucksweiſe, deren ſich hier ein evangeliſcher Pfarrer bedient. Der letztgenannte Umſtand geht uns nichts an; wir würden jedoch eine derartige Apotheoſe des Weimariſchen Kapellmeiſters, auch wenn ſie vom profanſten Literaten ausginge, etwas ſtark finden.

— Der Sänger Brandt, der in den hieſigen Wirthshaus-Anzeigen als „der unbekannte" angezeigt wurde, iſt nicht etwa, wie man nach dieſen Anzeigen vermuthen möchte, ein Humbug, ſondern in der That eine höchſt eigenthümliche Perſönlichkeit. Seine Stimme iſt ein herrlicher Bariton-Baß, und ſein Vortrag bringt beſonders im elegiſchen Geſang ergreifend an's Herz. Er begleitet ſeine Lieder mit einer Drehorgel, deren Ton dem einer Phisharmonika gleichkommt und ein äußerſt kunſtreiches Walzwerk haben muß, da Brandt ſelbſt Stücke von ſo ſchwierigen Accompagnements wie Schuberts „Wanderer" und Spevers „drei Liebchen" mit ihr vorträgt. Der „unbekannte Sänger" tritt weder in Theater- und Concertſälen, noch in Soiréen auf, ſo oft man ihn auch dazu hat veranlaſſen wollen. Am liebſten ſingt er Abends in Wirthshäuſern oder auf Straßen und Märkten, welches letztere ihm jedoch in Frankfurt nicht geſtattet wurde; in den Rheinſtädten, wo er ſich vorher aufhielt, verſammelte er oft auf dieſe Weiſe eine gedrängte Schaar von Kindern und Erwachſenen um ſich her. Er erinnert an die fahrenden Sänger der Vorzeit, und man hört manche Vermuthungen darüber ausſprechen, ob ſonderbare Schickſale oder Bizarrerie ihn zu einer ſo eigenthümlichen Figur machen.

— **Agaſſiz und Schimper.** Gegen Ende der zwanziger Jahre widmete ſich in München ein Kreis hochbegabter junger Männer den Naturwiſſenſchaften. Zu den heroorragendſten unter ihnen gehörte außer Louis Agaſſiz der um vier Jahre ältere Karl Schimper. Beide waren ſchon mit wichtigen Arbeiten betraut worden, beide bildeten in genialem Verkehr neue Anſichten aus und konnten bereits als Gründer einer philoſophiſch-botaniſchen Schule gelten. Mit Beſtimmtheit ließ ſich vorausſagen, daß Agaſſiz, der Waadtländer, den Nationalruhm ſeiner ſchweizeriſchen, wie Schimper (aus Mannheim gebürtig) den ſeiner deutſchen Heimath bedeutend mehren werde. Fragen wir jetzt, nachdem ein Menſchenalter darüber hingegangen

Digitized by Google

iſt, nach dem Lebensloose der Beiden, ſo ergibt ſich eine betrübende Zuſammenſtellung. Agaſſiz wurde Profeſſor zu New-Cambridge bei Boſton; er bereitet eben ein Werk über Naturgeſchichte der vereinigten Staaten vor. Die neueſten transatlantiſchen Blätter bringen die Nachricht, daß die Unterzeichnungen für dieſes Werk — in dem unwiſſenſchaftlichen, proſaiſchen Amerika! — einen Betrag von anderthalb Millionen Dollars erreicht haben. Und wie erging es dem trefflichen Schimper, der in dem geiſtig bewegten, wiſſenſchaftlichen Deutſchland blieb? Er wäre wahrſcheinlich bereits in Noth und Dürftigkeit zu Grunde gegangen, wenn ihm nicht ſeit einem Jahr der Chef eines Mainzer Handlungshauſes für Wohnung und Unterhalt ſorgte.

— Während Ernſt von Laſaulx bei allen Fernſtehenden noch immer als Vorkämpfer der ultramontanen Anſchauungen gilt, ſind Diejenigen, die man als dem Kern der Partei angehörig bezeichnen kann, längſt an ihm irre geworden. Schon ſein „Neuer Verſuch einer Philoſophie der Geſchichte“ (vergl. Jahrg. III., No. 15 dieſer Blätter) ſchien es zweifelhaft zu laſſen, ob ihr Verfaſſer mehr einer dogmatiſch-kirchlichen oder einer philoſophiſch idealen Anſicht der hiſtoriſchen Thatſachen huldige. Demnächſt wird der geiſtvolle Philologe eine Schrift über Sokrates und Chriſtus heraus geben; aus dieſer wird es wohl klar werden, ob irgend eine Seite oder welche ihn zu den ihrigen zählen kann. Ein ſo durchgebildeter, feiner und doch ſchwungvoller Geiſt verdient auch abgeſehen vom Parteigetriebe, daß man ſeine Entwickelungen oder Wandlungen beachte.

— **Friedrich von Gentz' Briefe** an **Chriſtian Garve**, herausgegeben von Dr. Schönborn, Gymnaſiumsdirektor in Breslau, bilden einen höchſt intereſſanten Beitrag zur Literaturkunde, ein merkwürdiges Verbindungsglied zwiſchen zwei himmelweit von einander getrennten Perioden. Gentz erſcheint hier ſprudelnder, wärmer, jugendlicher als wir ihn ſonſt kennen; der treffliche Garve zeigt ſich der Verehrung ganz würdig, die er bei den Zeitgenoſſen fand, und die ſelbſt Goethe oder Schiller in dem Xenion ausſprach:

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender reden:
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt!

Der Herausgeber hat dies Bändchen der zu Breslau abgehaltenen ſechſten Verſammlung deutſcher Philologen, Schulmänner und Orientaliſten zur Erinnerung gewidmet.

— In einer ſoeben erſchienenen neuen Auflage ſeiner Geſchichte von England hält Macaulay alle Beſchuldigungen aufrecht, die er in der erſten gegen William Penn, den berühmten Quäker, ausgeſprochen hat. Im Text läßt er die Erzählung, wie Penn bei ſchmählichen Handlungen betheiligt geweſen, unverändert abdrucken; in einer Anmerkung ſucht er mit vielen Beweisſtellen die Anſicht des gelehrten Dixon zu widerlegen, daß in den Quellen ein gewiſſer George Penne, nicht William gemeint ſei. Er ſchließt mit den Worten: „Wenn geſagt wird, es ſei unglaublich, daß ein ſo guter Mann an einer ſo ſchlechten Sache theilgenommen habe, ſo kann ich nur erwiedern: Dieſe Sache war noch lange nicht die ſchlechteſte, an der er theilgenommen hat. Ich laſſe daher den Text, und werde ihn laſſen, unverändert wie er urſprünglich lautete.“ Mehrere engliſche Literaturblätter nehmen in dieſer Verhandlung Partei gegen den Geſchichtſchreiber, obwohl ſie es begreiflich finden, daß Lord Macaulay vertheidigt, was Herr Macaulay geſchrieben hat. Auch das Athenäum gehört zu ſeinen Gegnern, wenn es auch erklärt, Macaulay's Ruhm ſei ein Nationaleigenthum und die engliſche Literatur erleide Schaden, wenn das Zutrauen zu ihm geſchwächt werde.

Erklärung. Diejenigen welche dem im dramatiſchen Jahrbuche für 1858 des Herrn Profeſſors Gubitz erſchienenen und von mir herrührenden Trauerſpiel Virginia einige Aufmerkſamkeit ſchenken ſollten, muß ich erſuchen dieſes Jugendwerk nach einer Bearbeitung letzter Hand beurtheilen zu wollen, die bereits in meiner im Jahre 1837 bei Georg Franz in München herausgekommenen Gedichteſammlung abgedruckt iſt, und keine mir fremden Zuſätze enthält. Weimar, im Januar 1858. A. v. Maltitz.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

FREIE STADT FRANKFURT
ZEITUNGS-STEMPEL

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 3. Frankfurt a/M., den 16. Januar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Eine Dichterschule des Materialismus**, von Alex. Büchner. (Forts.) — **Wissenschaftliches Leben in Oesterreich.** — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. 3. Nantes. — **Pädagogische Briefe:** Der Unterricht in der Literaturgeschichte, von F. C. Paldamus. (Schluß.) — **Aus Heidelberg:** Ein Jubiläum und zwei Begräbnisse. — **Unterhaltungen:** Bilder von Courbet. — Rachel Felix. — Der Musiker Düring. — Der Christbaum, u. A.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

3. Das bürgerliche Haus.

Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. —

Welch ein Unterschied zwischen den hohen, weiten, glänzenden Räumen des Paradiesvogels und den niedrigen, ärmlichen Stuben des alten Thurms, in dem der Meister Tobias seine Herberge hatte! Wie oft mußte seine sorgenbeladene Frau an diesen großen Unterschied denken, wenn sie, das kleine Laternchen in der einen, das Tobiaschen an der andern Hand, am späten Abend in ihre Herberge zurückkehrte. Die Tage, welche sie im Dienst des alten Herrn von Randenburg als hübsche, geliebte und geachtete Magd zugebracht hatte, waren goldene Tage gewesen im Vergleich zu denen, welche an der Seite ihres an Verstand und Thätigkeit weit unter ihr stehenden Mannes ihrer warteten. Vom Hochzeitstage an mußte sie lernen das Kreuz tragen; sie trug es mit Geduld und Festigkeit und scheuchte die muthlosen Gedanken alsbald davon mit einem Lieblingsvers, den sie vor sich her sang, wie z. B.

Digitized by Google

Gott hat mich bei guten Tagen
Oft ergötzt, sollt' ich jetzt
Nicht auch etwas tragen?

Ihr Mann war zwar gutmüthig und zum Nachgeben stets bereit, ja sie hätte ihm oft etwas mehr Eigensinn gewünscht; aber er hatte seine großen Schwachheiten, die ihn stets verhinderten, durch sein Handwerk auf einen grünen Zweig zu kommen. Er war nie an strenge Ordnung gewöhnt worden; drum lag in seiner Werkstätte stets alles bunt durcheinander, und wenn er ein Werkzeug, eine Farbe brauchte, so verlor er über dem Suchen oft die beste Zeit. Die stets wohlgescheuerte Küche bildete zur staubigen Werkstätte den schärfsten Gegensatz; hundertmal hatte die Frau schon geduldig die ganze Werkstätte aufgeräumt; was half's? am andern Tage war Alles wieder im Alten; das war ihr ein tägliches großes Aergerniß. Dann war ihr Mann kein Freund des Schreibens; fast hatte er diese für seinen Beruf unentbehrliche Kunst wieder verlernt seit seinen Schuljahren; weit hatte er's überhaupt darin nie gebracht; drum verstand er auch nicht, Ausgaben und Einnahmen, Ankäufe und Bestellungen ordentlich aufzuzeichnen. Das gab wieder großen Verdruß, endlose Mißverständnisse; die Frau mußte stets zu Hülfe kommen, des Mannes Schwäche so gut als möglich verbergen, und doch konnte sie nicht verhüten, daß nicht manche schöne Bestellung von andern Meistern dem guten Tobias vor der Nase weggenommen wurde. Wie oft gelobte sie sich dabei, kein Opfer scheuen zu wollen, um ihr begabtes Knäblein in die beste Schule zu schicken! An den Töchtern that sie ihr Möglichstes, um nachzuhelfen, damit sie wenigstens nothdürftig rechnen, schreiben und lesen könnten; denn die Mädchenschulen waren damals im erbärmlichsten Zustande; die Lehrerinnen, die sog. „Lehrgotten" waren froh, wenn sie nur das junge Plaudervolk etwas an Ruhe und Stille gewöhnen konnten; aber die Mehrzahl lernte in der ganzen Schulzeit keinen ordentlichen Brief schreiben; viele wußten sich später, wenn sie etwas unterschreiben sollten, nicht anders zu helfen, als indem sie statt ihres Namens drei wacklige Kreuze auf das Papier setzten.

Eine gute Köchin war die geplagte Malersfrau; aber da des Mannes Einkünfte gar spärlich flossen, so konnte sie ihre höhern Künste nur etwa an besondern Festtagen anwenden; darum beschränkte sie sich in der Regel auf das Habermus- und Wassersuppekochen, Rüben- und Kartoffelsieden; zur Milch wurde oft aus dem im Paradiesvogel schon einmal gekochten Kaffeesatz ein schwacher Kaffee bereitet, und wenn sie dem Manne am Abend einen „Schübling" d. h. eine gestopfte und geräucherte Wurst sieden und aus Zwiebeln und Kartoffeln einen Salat bereiten, oder wenn sie gar an einem festlichen Tag den Kindern eine „Böllendünne", d. h. Zwiebelkuchen backen konnte, war sie überglücklich und die Kinder lebten davon wie Fürsten. Mit wahrer Weisheit wußte sie ihre Ausgaben einzutheilen und doch dabei ohne Wissen

Digitized by Google

ihres Mannes hie und da einen Sparpfennig in eine kleine Kaſſe zurückzulegen, damit ſie, wenn einmal Tobias die Schule beſuche, ihm die koſtbaren Bücher daraus kaufen und das Schulgeld bezahlen könne. Eine leichte Ahnung ſchwebte ihr vor in den trüben Stunden, er werde noch einmal ihrem Hauſe Glück und Ehre bringen. Wie ſauber und ordentlich hielt ſie ſtets ſeine Kleider, wie ängſtlich bewahrte ſie ihn vor aller rohen Geſellſchaft, wie erfinderiſch wußte ſie ihm mitten im Elend der Armuth doch manche kleine Freuden zu bereiten, die dann wie Sternchen am Himmel ſeines armſeligen Lebens leuchteten! Von des Chriſtkinds Eſelein erzählte er Wochen lang vor Weihnachten, und wenn der heilige Abend kam, ſiehe, ſo übertraf das, was er brachte, noch die beſcheidenen kindlichen Erwartungen.

Drei ihrer Töchter machten ihr große Freude; die älteſte durfte ſie manchmal in den Paradiesvogel begleiten, um zu helfen, wenn eine große Gaſterei oder auch eine Wäſche rüſtige Hände und ſchnelle Füße nöthig machte, da tummelte ſie ſich dann, daß es eine Freude war zuzuſehn. Die zweite Tochter hatte eine geſchickte Hand zu jeder feinen Arbeit; daher beſchloß die Mutter, ſie die Nähterei lernen zu laſſen, damit ſie bald durch Arbeit in den vornehmen Häuſern etwas für die Haushaltung verdienen könnte. Da in der Stadt großer Aufwand in Putz und Kleidern getrieben wurde, ſo waren gute Näherinnen ſehr geſucht. Die dritte noch nicht erwachſene Tochter half gerne in allen Geſchäften des Hauſes und rechnete ſichs zur hohen Ehre, wenn ſie einmal einen ganzen Tag lang die Küche ganz allein beſorgen durfte; die jüngſte aber hieß der Faulpelz; denn ſie ſtand immer zuletzt auf, ſchlug im Hange zur Unordnung dem Vater nach und war verdroſſen zu jedem Geſchäfte. Obgleich ſie in der Schule viele Schläge bekam und auch der Vater, der ſie gar nicht leiden mochte, häufig die Ruthe bei ihr anwandte, — ſie blieb ein ungerathenes Kind, und die Mutter ſah ihretwegen mit Sorgen in die Zukunft. Um alle dieſe Kinder zu ſättigen, mußten große Schüſſeln und Platten auf den Tiſch geſtellt werden, und vielmal gab es äußerſt ſchmale Koſt; es drückte der Mutter faſt das Herz ab, wenn ſie zu dem dünnen Kaffee oder zu den wäſſerigen weißen Rüben, den wohlfeilſten Nahrungsmitteln, den hungrigen Kindern Schnittchen Brod abſchneiden mußte, die der leichteſte Wind hätte fortwehen können; aber ſie konnte oft nicht anders, und hätte ihr nicht der gute Junker Statthalter manchmal einen Sack Mehl oder ein Viertel Kartoffeln zukommen laſſen, ſie hätte mit ihren Kindern faſt Hungers ſterben müſſen.

Das Alles war aber noch nicht das ſchwerſte Kreuz, welches die treffliche Mutter zu tragen hatte. Das ſchwerſte fing erſt recht an zu drücken, als ihr Liebling, der kleine Tobias, allmählig aus den erſten Kinderjahren herauswuchs. Zwar war ihr Mann ganz damit einverſtanden, etwas Rechtes müſſe aus ihm werden, das hatte er ja ſchon an ſeinem Geburtstage gehofft;

Digitized by Google

aber über die Mittel dazu hatte er seine eigensinnigen und beschränkten Ansichten, und wenn er in allen andern Dingen im Gefühl seiner Schwäche der Frau gerne nachgab, so glaubte er die Erziehung eines Sohnes doch viel besser zu verstehen als sie, und schalt sie darum oft, sie verwöhne den Knaben und setze ihm hohe Gedanken in den Kopf, die ihn einst nur unzufrieden machen könnten. Des Vaters Handwerk sollte er lernen, war seine Meinung; wenn etwas in ihm stecke, so werde er's dann wohl weiter bringen als er, und wenn etwa noch ein Funke seines großen Vorfahren in ihm glimme, so werde der bei der Malerei am besten auflodern. Drum sollte er früh dem Vater helfen beim Farbenreiben, beim Vergolden von Spiegelrahmen, beim Glasschneiden; aber leider that er dies Alles weder mit Lust noch mit Geschick. Der Vater wollte es erzwingen; es gerieth nur immer weniger. So hatte der kleine Tobias viel zu leiden von der bösen Laune des ungeduldigen Vaters. Aber wie Balsam für die kindliche Seele, die ein edleres Sehnen verspürte, war es ihm, wenn er an einem Sonntag Nachmittag in einem Winkel an der Stadtmauer ungestört in einem schönen Geschichtenbuch lesen und mit seiner lebhaften Phantasie sich in die alten Zeiten zu den Helden der Griechen oder zu den Rittern des Mittelalters versetzen und sich in eine schönere Welt oder in ein stilles Kloster hineinträumen konnte. Da fühlte der Knabe oft mit einer tiefen Sehnsucht, daß die staubige Werkstatt nicht seine rechte Heimath sein könne, und wagte es doch Niemand zu sagen.

Die treue Mutter verstand sein Sehnen und Träumen wohl und war fest überzeugt, er werde einst nicht durch seiner Hände Arbeit, sondern durch seines Geistes Gaben einen Weg sich bahnen in der Welt, darum ging all ihr Streben mitten in den schweren Haushaltungssorgen darauf hinaus, diese Geistesgaben zu nähren. Sie nahm ihn gerne mit in das schöne Junkerhaus, damit sein jugendlicher Sinn mit noch andern Bildern sich fülle, als denen der Armuth und niedriger gewöhnlicher Arbeit; sie sorgte pünktlich für seine Kleidung, damit auch von früh auf ein Sinn für äußern Anstand bei ihm sich bilde; sie führte ihn in die Kirche und überall hin, wo es etwas Neues und Lehrreiches zu sehen gab, und freute sich innig darüber, wenn er mit besonderem Eifer die Lieder und Sprüche lernte, die der Provisor der Schule aufgab. Meister Tobias sah dies Alles mit andern Augen an. „Du verdirbst mir das Bürschchen für jede ordentliche Arbeit!" rief er ihr oft unwillig zu; „du wirst doch aus ihm nicht einen Gelehrten und Verkehrten machen wollen!" — In solcher Laune warf er ihm oft die Bücher weg und befahl ihm eine andere Arbeit. Das schnitt der Mutter tief ins Herz; denn sie hatte hohe Pläne, mit denen sie kaum wagen durfte hervorzutreten. —

Wenn Tobiaschen mit der Mutter in den Paradiesvogel kam, so hatte der Junker immer besondere Freude an ihm. Es gefiel ihm, wenn der Kleine auf spaßhafte Fragen frischweg antwortete und dann seinerseits jeder-

Digitized by Google

zeit eine Frage bereit hatte. Er nahm ihn oft mit ſeinem eignen Knaben in den Garten hinter dem Hauſe, gab ihnen von den beſten reifen Früchten und ſetzte ſich mit ihnen ins Gartenhaus; da mußte der kleine Tobias gewöhnlich die Geſchichte des kleinen David und des großen Goliath erzählen, die ihm beſonders gefiel, oder auch die des Abſalon, der an der Eiche hängen blieb; das that er mit drolliger Lebhaftigkeit und begleitete die Erzählung mit anſchaulichen Geſtikulationen. Des Junkers eigner Sohn ſah und hörte auch erſtaunt zu; er hätte es ihm nicht gleichthun können, obgleich er ſeinen Unterricht im Hauſe genoß bei einem Privatſchulmeiſter, Tobias dagegen in einer öffentlichen Schule. Aber die Knaben ſchloſſen ſich nahe aneinander an, und der Junker von Randenburg ſah es gerne; denn er dachte, der Eifer des armen Kindes werde ſeinem Söhnchen ein heilſamer Sporn ſein.

Schon nahte die Zeit, wo der junge Diethelm, der eine gründliche klaſſiſche Bildung erhalten ſollte, wie ſie der Papa ſelbſt beſaß, in die lateiniſche Schule eintreten mußte. Von Tobias dachte Jedermann, er werde nach bürgerlicher Weiſe in der deutſchen Schule fortfahren, bis er das Nöthigſte zum Fortkommen werde gelernt haben. Die Mutter aber hoffte etwas Anderes; ihr ſehnlichſter Wunſch war, den Knaben in der lateiniſchen Schule zu ſehen; doch fürchtete ſie, ausgelacht zu werden, wenn ſie davon nur redete. Der Gedanke begleitete ſie aber Tag und Nacht, und ſie betete eifrig zu Gott, er möchte ihr doch einen Ausweg zeigen. Da fiehl ihr ein Stein vom Herzen, als eines Sonntags nach der Kirche der Junker Statthalter ſie in ſeinen Garten rief und zu ihr ſagte: „Was meint ihr, Anneli, habt ihr nichts dawider, wenn mit Oſtern euer grundgeſcheidtes Tobiaschen mit meinem Diethelm in die lateiniſche Schule gehen ſoll? Er mag werden einmal, was er will, am Latein trägt er nicht ſchwer, und wer weiß, am Ende wird noch ein halber Profeſſor aus ihm! Aber ohne Spaß, ich möchte es ſo haben, weil's meinen Burſchen um ſo mehr anſpornen würde; für das Schulgeld und die Bücher werde ich ſorgen; ihr werdet alſo nichts dawider haben?“

Der erfreuten Mutter wollte das Herz übergehn vor Ueberraſchung und inneren Jubels; mit tauſend Freuden ſtimmte ſie zu, nur, meinte ſie, würde ihr Mann darüber etwas raiſonniren, der es jetzt ſchon nicht gern ſehe, wenn der Knabe nur einmal ein Buch zum Leſen in die Hand nehme. „Wenn der es beſſer verſtehen will“, ſagte der Junker etwas barſch, „ſo ſchickt ihn nur zu mir; ich will ihm dann den Kopf ſchon zurechtſetzen. Er wird doch nicht ſeinem eignen Kind das Glück mit Füßen treten wollen! Alſo Punktum! es bleibt dabei! mit Oſtern wird das Tobiaschen ein Lateinſchüler, eine Art von Studioſus; dann kann ſich die Mutter was drauf einbilden!“ —

Mit dieſen Worten verließ der Junker den Garten raſch wieder, ſo daß dem Anneli keine Zeit blieb, höflich zu danken. Aber mit ungeduldiger Haſt eilte es nach Hauſe, um dem lieben Söhnlein und den Töchtern und dem

Digitized by Google

Manne die frohe Neuigkeit zu erzählen, die auch im alten Thurm eine lebhafte Bewegung hervorbrachte. Der Kleine hüpfte auf vor Freuden; die Schwestern brachten die Nachricht den Leuten oben und unten im Hause und fanden kaum Glauben dafür. Dem eigensinnigen Vater aber wollte die Sache nicht in den Kopf. „Da seh' ich schon", brummte er, „da werden wir unserm gelehrten Bürschchen bald zu gering und zu gemein sein; der Hochmuth wird ihn packen, wo ihn nur die Haut anrührt, und des Vaters Handwerk wird er verachten; 's ist doch ein Elend, wo so ein Junker was sagt, da ist der Vater nicht mehr Meister über die eignen Kinder!" — Als er so weiter fortfahren wollte, sagte ihm Anneli des gnädigen Herrn weitere Botschaft an ihn; da verstummte er allmählig, aber bei der ersten Gelegenheit schüttete er vor seinen Zunftgenossen den bittersten Grimm darüber aus, daß der Junker Statthalter seinen Tobias mit Gewalt zu einem Gelehrten machen wolle. Doch verhallte sein Grimm in die Luft; in den Paradiesvogel ging er nicht, um zu protestiren, so mußte er geschehen lassen, was nicht zu ändern war. Der Mutter aber war der Tag ein hoher Freudentag, an welchem ihr Knäblein zum ersten Male in die lateinische Schule wanderte; Spott hörte sie genug darüber; das machte sie aber nicht irre, war doch ein Theil ihrer schönsten Hoffnungen schon erfüllt. Tobias aber ging mit wo möglich noch größerer Ehrfurcht in die lateinische Schule als am Sonntag in die Kirche und stellte sich vor, die Lehrer darin müßten ganz andere Gesichter haben als die in der deutschen; und jedes Wort, das man darin höre, sei wie vom Himmel herab geredet. Nach den ersten Stunden darin mußte er an der Tafel des Junker Statthalter zu Mittag speisen und durfte ein Gläschen rothen Wein austrinken. Das war der glorreichste Tag seines bisherigen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dichterschule des Materialismus,

oder die Epigonen der französischen Romantik.

Eine literarhistorische Skizze von Alex. Büchner.

(Fortsetzung.)

Die allgemein logische wie die ästhetische Kritik dieses Manifestes ergibt sich fast von selbst, denn man braucht nur die Begriffe von Dichtung und wissenschaftlicher Literatur, von Kunst und Moral bestimmt zu scheiden, um zu erkennen, auf welcher kolossalen Verwechselung der disparatesten Richtungen alle jene kühnen, abgerissenen Behauptungen beruhen. Wie es scheint ohne es zu wissen und zu wollen, ist Ducamp, eine Strecke weit, auf den Weg eines großen Theils unserer modernen Aesthetiker gerathen, auf den Weg, das Kunstschöne als eine nothwendige Abstraktion aus dem Schönen in der Natur und in der Geschichte (Moral) darzustellen. Allein nur eine

Digitized by Google

Strecke weit, denn er ſpringt von dieſem Axiom häufig wieder ab, um das Weſen und den Beruf der Kunſt als eine Arbeit an der Herſtellung jenes Schönen, namentlich des moraliſch-hiſtoriſch Schönen, zu definiren. Hier konſtituirt nun eine erſtaunliche, aber in der Geſchichte der Künſte nicht ſeltene Verwechſelung von Mittel und Zweck den logiſchen Fehler, unter welchem ſeine ganze Doktrin leidet, wenn Doktrin überhaupt aus jener im Reſumé dargeſtellten, leidenſchaftlichen Deklamation abgeleitet werden kann.

Ducamp verkehrt das ideale Element der Kunſt in deren Material und ſetzt an jene Stelle das Material derſelben, den Menſchen und ſeine Beziehungen zur Außenwelt, und zwar nicht den individuellen Menſchen, ſondern ſtets ſeinen Gattungsbegriff. Was die Realität nur durchgeiſtigen und ihr, in Verbindung mit einer gewiſſen Form, die Weihe der Kunſt geben ſoll, das wird mit plumpen Händen erfaßt und, ſo gut oder ſchlecht es geht, in die Wirklichkeit hineingezwungen, grade als ob man einen ganzen Kuchen nur aus Sauerteig kneten oder einen ganzen Rock nur aus Knöpfen zuſammenſetzen wollte. Wir erheben keinen Einwand gegen die Richtigkeit und Tüchtigkeit der ſocialpolitiſchen Geſinnungen und Hoffnungen, welche das Manifeſt ausſpricht, aber warum ſetzt es dieſelben mit ſo ſtarker Tendenz als nothwendigen und faſt als alleinigen Gegenſtand der Dichtung? Nicht die abſtrakte Geſinnung an ſich iſt poetiſch, ſondern der durch eine erhabene Geſinnung, durch eine muthige That, durch eine ſchöne Hoffnung, durch einen ſtarken Glauben geadelte Menſch. Das goldene Zeitalter liegt weder vor noch hinter uns, ſondern in der ſtets exiſtirenden, beſſeren Minorität der Menſchen. Die Anregung der Dichtung hat allerdings nicht aus einer Bewunderung der Vergangenheit, aber auch nicht aus einem Herbeizwingen der Zukunft, ſondern aus einem richtigen Verſtändniß der Stimmungen und Empfindungen der Gegenwart hervorzugehen. Politiſch wie moraliſch betrachtet iſt jenes Fortſchrittsbeſtreben der Schule ohne Zweifel höchſt ehrenwerth, aber damit behauptet es noch nicht einen verdienten Platz in der Aeſthetik. Was ein tüchtiger Leitartikel, eine gediegene politiſche oder Feſtrede, ein unvergleichlicher nationalökonomiſcher Traktat, eine treffliche Predigt oder eine hochfliegende philanthropiſche Friedenskongreßviſion vorſtellen kann, das iſt darum an ſich noch nicht poetiſch und wird es auch nicht durch glatte oder pittoreske Worte, in welche man es kleidete. Um ihre Geſinnung zu bethätigen, hätte die Schule klüger und wohl mit beſſerem Erfolg ihre Plätze auf der Tribüne, im Journalbureau, auf der Kanzel und auf dem Katheder als auf dem Helikon geſucht, und wenn vielleicht obſchwebende Zeitverhältniſſe Solches unthunlich machten, ſo rechtfertigt ſich daraus der hier ergriffene Ausweg doch noch nicht. Wer, um ein Gleichniß zu gebrauchen, gewohnt iſt und verſteht, Schwert und Büchſe oder Hammer und Meiſel zu führen, hat darum, daß ihm gerade weder Waffen noch Werkzeuge zur Hand

Digitized by Google

ſtehen, noch nicht die Pflicht, das Recht und die Fähigkeit, nach der Feder zu greifen, die ſich zufällig in ſeinem Bereich befindet. Man kann mit einem Wort ein guter Menſch, aber ein ſchlechter Muſikant, ein tüchtiger Politiker, Prediger, Journaliſt, und darum doch noch kein Dichter ſein — wie umgekehrt! Die Politik reformiren, die Wiſſenſchaft populariſiren, die Induſtrie leiten und in dieſen drei Punkten den Fortſchritt fördern, iſt ſehr verdienſtlich, allein iſt es lyriſch? Der individuelle Menſch, ſeine Liebe und ſein Haß, ſein Wollen, Fehlen und Vollbringen, das iſt das ewige und unveränderliche Thema aller Poeſie wie aller Künſte; in dieſem Sinne haben die Alten den Beruf der Muſen richtig aufgefaßt, in dieſem Sinne werden ſie bis an der Welt Ende Vorbilder, wenn auch nicht mit dem engen Handwerksgeiſt der franzöſiſchen Klaſſiker Wort für Wort nachzuahmende, zu amplificirende und — abzuſchreibende Muſter bleiben.

So ſchüttet denn Ducamp das Kind mit dem Bade aus und verwechſelt den Mißbrauch mit dem Gebrauch, wenn er, um der theilweiſen Hohlheit des franzöſiſchen Klaſſicismus willen, der ſo einfachen und naturwahren Antike den Stab bricht, die ſtabile und reaktionäre Haltung der Akademie mit dem lebenskräftigen Weſen des Hellenenthums auf Eine Stufe ſetzt, und die Entführung und den Ehebruch der Helena als einen Gegenſtand der Zuchtpolizeigerichte abthut, da doch grade analoge Themata in der modernen Welt nicht allein vor den Tribunalen, ſondern auch in Drama und Roman eine der wichtigſten Rollen ſpielen. Wir Andern, die wir die ſo geſunde antike Speiſe nie verfälſcht und uns an der unverfälſchten den Magen nie überladen haben, empfinden auch nicht den unnatürlichen Ekel davor, der dem Franzoſen mit einer neuen Uebertreibung auf den Grund einer früheren Uebertreibung jetzt davor erwachſen mag, und reſpektiren den allgemein menſchlichen Inhalt zum Trotz des allerdings verbrauchten, mythologiſchen und allegoriſchen Apparats.

Aber grade hier, inmitten ſeiner emancipationsluſtigſten Beſtrebungen, bricht bei Ducamp das autoritätsbedürftige, ſtets nach einer konventionellen Organiſation ſtrebende Weſen des Franzoſen wieder durch. Naturam expellas furea, tamen usque recurret. Er reißt ſich von der klaſſiſchen Diktatur nur los, um eine andere, die philanthropiſch-materialiſtiſche, herbeizurufen; er verläßt ein enges Gebiet nur, um ſich auf einem anderen, für die Poeſie noch enger begrenzten einzuſchließen; er verwirft den Kultus Eines fremden Elementes nur, um ſich, mit Ueberſehung der möglichen nationalen Selbſtändigkeit, der Abhängigkeit an anderweitige, gleichfalls ausländiſche Einflüſſe hinzugeben.

Wir können hier nicht des Näheren auf die anerkannte Thatſache zurückkommen, daß die ſämmtlichen gewaltſamen Literaturbewegungen des modernen Frankreichs direkt oder indirekt aus England und Deutſchland datiren. Nur ſind wir freilich weit entfernt, das Heil einer Dichtung ausſchließlich in der einſeitigen Wahrung ihres ſtreng nationalen Standpunktes und in der Ver-

achtung fremder Kunst und einem Ausschluß ihrer Einflüsse zu erblicken. Vielmehr lehrt die Literaturgeschichte in vielen Beispielen, sowohl aus dem Verhältniß der antiken zu den modernen, als der modernen Literaturen unter einander, daß der Einfluß der einen auf die andere, wie z. B. der Italiens auf England in der Renaissanceperiode und der Englands auf Deutschland im vorigen Jahrhundert, äußerst segensreich sein kann, wenn er nicht allzu unmittelbar und mehr durch Anregung als zu Zwecken direkter Nachahmung wirkt. Dagegen beweisen auch andere Beispiele, vor allen die Verzwängung der französischen Poesie durch die Antike und der Verfall der Literaturen in Spanien, England, Italien und Deutschland in Folge ihrer Nachäffungen des französischen Klassicismus, wie schädlich solche Einflüsse werden, wenn sie zu weit gehen, zu direkt wirken, das volksthümliche naturalistische Element zu Gunsten einer exotischen Hof- und Kunstpoesie verdrängen; wenn der Poet den heimischen klaren Born verschmäht, um im fernen Lande einen verfälschten „Honigtrunk aus goldner Schale" zu schlürfen.

Dieses letztere Verhältniß aber droht, wie uns scheint, durch mißverstandene auswärtige Anregungen für Frankreich hereinzubrechen, und ein entschiedenes Vorgehen in der Verfolgung solcher Doktrinen und eines antinationalen Styls würde die französische Dichtung in einen ähnlichen betrübten Zustand, wie der der Nachbarländer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war, stürzen, um die Verschuldung jenes Verfalls in der bedauerlichsten Weise durch eigne Abhängigkeit heimzuzahlen. Ein Anderes sind die, für mehrere, auf ähnlicher Kulturstufe stehende Nachbarvölker gemeinschaftlichen poetischen Ideen und Anregungen — ein Anderes die specifisch nationalen Spekulationen zweier germanischen Völker, deren speciell philosophische Disposition von dem leichtlebigen, der Bläße des Gedankens abholden Romanen auf das Grellste absticht.

Und hier erfaßt der Letztere, mit eifrigem Nachahmungstrieb, die schwierigsten und eigenthümlichsten Schriftsteller jener Nationen, ihre Shakspeare und Byron, ihre Goethe und Jean Paul, und will sich zu ähnlichen Gestalten wie Hamlet, Lear und Manfred, Mignon und Faust begeistern. Hier schafft er sich, statt der kaum entthronten griechischen Mythologie, eine andere, welche sich in der wunderlichsten Weise aus alt- und neuasiatischen, egyptischen, biblisch jüdischen und christlichen Ingredienzien zusammensetzt, und symbolisirt und allegorisirt so wacker als je darauf los. Hier adoptirt er endlich an ganz unrichtiger Stelle die von Cousin aus deutschen Philosophemen zusammengetragene politisch-philosophisch-moralische Theorie vom Wahren, Guten und Schönen und hält diesen eklektischen Optimismus und seine socialpolitischen Utopien für eine unerschöpfliche Fundgrube der Dichtung, nur, weil seine persönliche Ueberzeugung demselben anhängt.

Dieser letztere Punkt ist derjenige, der der neuen Schule am meisten und gründlichsten schadet, der ihre Verwechselung wissenschaftlicher und moralischer

Digitized by Google

mit äſthetiſchen Tendenzen herbeiführt und ſie zu einer Vergötterung der gewaltigen Hebel der modernen Induſtrie verleitet. Wie kahl, nüchtern und eng ſich jene Lehre von einer Leitung und Populariſirung der Wiſſenſchaft und Induſtrie durch die Literatur in der poetiſchen Praxis der Schule ausnimmt, werden wir bei der näheren Betrachtung ihrer Leiſtungen ſelbſt erkennen. Hier haben wir nur noch zum Schluß dieſer allgemein kritiſchen Erwägung den Satz von der Beſingung des Dampfs, der Lokomotive, der Elektricität u. ſ. w. zu überlegen. Dieſer Satz macht einen Kardinalpunkt der ganzen Doktrin aus und hat namentlich eine ausgedehnte Anwendung von Ducamp ſelbſt erhalten, welcher einen eigentlichen und wohl den Hauptabſchnitt ſeiner Chants modernes als *Chants de la matière* dorthin richtet.

Als die ſicherſten Mittel zur Realiſirung des Programms, als Träger des Fortſchritts, als Herbeiführer des ewigen Völkerfriedens und allgemeiner Zufriedenheit ſollen die Lokomotive, die Spule, die Photographie, das Gas die Elektricität um ihrer ſelbſt willen poetiſch gefeiert werden. Der künſtleriſche Beruf, die äſthetiſche Seite dieſer Naturkräfte und mechaniſchen Produkte ſoll einerſeits in ihrer impoſanten äußeren Erſcheinung an ſich, andererſeits in ihrer Beziehung zu dem gegenwärtigen und zukünftigen Beſten des Menſchen liegen. Die ſchwachen Seiten dieſes Kohlenkultus, dieſer Dampfäſthetik, dieſer Gasmythologie, dieſer Chloroformlyrik finden ſich aber auf flacher Hand. Niemand wird leugnen, daß dieſe Dinge, die nun einmal reell exiſtiren, auch künſtleriſch benützt werden können, ſo weit ſie im Bezug auf den Mittelpunkt aller Kunſt, den Menſchen, erſcheinen. Es kann ſogar eine Ode auf die Lokomotive an ſich, oder ein Lehrgedicht über die Elektricität ſehr verdienſtlich werden. Allein dieſe Themata in weiterer Ausdehnung und mit mehr oder weniger Ausſchließlichkeit dem poetiſchen Kultus empfehlen, das heißt das Werkzeug über den Meiſter ſetzen und die poetiſche Idee unter die materielle Thatſache herabziehen. Einen untrüglichen Prüfſtein der künſtleriſchen Natur eines Thema's gibt die Solidarität aller Künſte bezüglich ihrer Regeln für ihre artiſtiſchen Stoffe. Was beſungen wird, das muß auch, freilich mutatis mutandis für die Details, gemalt, geſungen, in Stein und Erz dargeſtellt werden können. (Leſſing, über die Grenzen von Poeſie und Malerei.) Laokoon und Lear, Cleopatra und Medea, die Julien Rouſſeau's und Shakſpeare's, die Iphigenien der alten Tragiker wie Goethe's, ſind eben ſo dankbare und mögliche Themata für den Maler, Bildner, Tonkünſtler und Mimiker, wie für den Dichter. Was aber würde man ſagen, wenn Kaulbach die Elektricität malen, Rietſchel eine Lokomotive in Marmor hauen, Wagner den Lärm einer Spinnfabrik in Orcheſtermuſik ſetzen, die Seebach das Flackern einer Gasflamme mimiſch darſtellen wollte? Als Staffage und Nebenwerk iſt das Alles zuläſſig und brauchbar, aber nie und nimmermehr als Hauptſache. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Wiſſenſchaftliches Leben in Oeſterreich.

Zwei Wiſſenſchaften haben ſich im Laufe der letzten Jahre in Oeſterreich zu wahrhaften Modewiſſenſchaften herausgebildet: die Nationalökonomie und die mittelalterliche Kunſtgeſchichte. Alle Welt ſpricht, lieſt und ſchreibt leider auch über volkswirthſchaftliche Dinge. Die Nationalökonomie herrſcht faſt ausſchließend in der öſterreichiſchen Journaliſtik, ſie iſt der gewöhnlichſte Geſprächsſtoff in der Geſellſchaft, ſie übt die größte Anziehungskraft im Hörſaale, ja ſelbſt zur Erlangung des Doktorhutes erſchien es jüngſt in einem Falle unumgänglich, die beſte und kürzeſte Trace für irgend eine Lokalbahn zu verfechten. Ein ächter alter Doctor juris utriusque, wo hätte der ſich es ſonſt träumen laſſen, daß er auch wiſſen müſſe, ob die Bahn von Turnau nach Prag dieſen oder jenen Weg einzuſchlagen habe! Neben der mit wahrem Fanatismus betriebenen Nationalökonomie erfreut ſich keine andere Wiſſenſchaft — unbeſchadet natürlich einzelner tüchtigen Leiſtungen in andern Fächern — einer ſo allgemeinen Pflege und einer ſo reichen vom Staate ausfließenden Gunſt als die mittelalterliche Kunſtgeſchichte. Dafür das Concordat als Erklärungsgrund ausſchließlich anzuführen, ließe ſich nicht rechtfertigen, wohl darf man aber einen fördernden und zeitigenden Einfluß des geſteigerten kirchlichen Lebens auf die mittelalterlichen Kunſtſtudien annehmen.

Die beſondere Blüthe dieſer beiden einander ſo ſehr entgegengeſetzten Wiſſenſchaften geſtattet einen intereſſanten Rückſchluß auf die Strömungen, welche das geiſtige Leben in Oeſterreich durchziehen. Auf der einen Seite eine merkwürdige Vertiefung in die materiellen Tendenzen der Gegenwart, eine betrübende Annäherung an jenes Lebensideal, nach welchem aller Werth der Exiſtenz auf Gulden und Kreuzer zurückgeführt werden kann, auf der andern Seite die Verherrlichung einer Zeit und einer Anſchauungsweiſe, die den Männern der Volkswirthſchaft gewöhnlich als der größte Greuel erſcheint, und im Gegenſatze zu den materiellen Beglückungsplänen der letzteren den Spiritualismus auf die Spitze treibt. Unwillkürlich zieht man dabei eine Parallele zu dem anderen deutſchen Großſtaate. In Preußen, bei allem induſtriellen Eifer, iſt es der Nationalökonomie noch nicht gelungen, als theoretiſche Disciplin eine hervorragende Stellung zu gewinnen. Sie iſt auf den preußiſchen Hochſchulen neben der reinen Jurisprudenz ein bloßes Stiefkind, deſſen Entwickelung dem Zufall überlaſſen bleibt. Noch viel weniger darf die mittelalterliche Kunſtgeſchichte dem Glauben ſich hingeben, daß ihr Studium hier der gleichen Pflege und Liebe ſich erfreue, wie jenes des klaſſiſchen Alterthums. In keinem Lande der Erde, Italien nicht ausgenommen, iſt die Antike ſo heimathlich geworden wie im Norden Deutſchlands, in keinem erſcheint die Kenntniß des helleniſchen Lebens ſo innig mit der gelehrten Bildung verwachſen, als hier. Die Stimmen, welche z. B. in der Architektur

Digitized by Google

der Wiederbelebung der Antike das Wort reden, gehören vorzugsweise dem deutschen Norden an, und der Winkelmannskultus, welcher hier seit einem Jahrzehnt eingeführt wurde, wird nur durch die Verehrung überragt, welche Platon im fünfzehnten Jahrhunderte zu Florenz genoß.

Im deutschen Kaiserstaate ist die klassische Archäologie kaum dem Namen, gewiß nicht der Sache nach gekannt. Das Interesse am Hellenenthum entspricht in trauriger Weise der Bedeutung des kaiserlichen Antikenkabinets und macht wesentlich die Mühe, die sich Einzelne geben, die griechischen Studien in den Hintergrund zu rücken, überflüssig.

Wenden wir dagegen das Auge auf die Kunst des Mittelalters, so stoßen wir auf das entgegengesetzte Schauspiel. Preußen und Oesterreich besitzen das Institut der Conservatoren, in beiden Staaten ist die Erhaltung mittelalterlicher Kunstdenkmale ein Gegenstand der Regierungssorge geworden. Aber in Preußen entfaltet das Institut der Conservatoren nur eine geringe Lebenskraft. Herr von Zumpt ist nicht blos das älteste und höchste, sondern auch das beinahe ausschließlich thätige Mitglied desselben und mußte erst neulich das Leid erleben, daß sein Erhaltungseifer in Bezug auf die Kölner Mauritiuskirche gerade im Kreise der Conservatoren auf den heftigsten Widerstand stieß. In Oesterreich blüht und gedeiht die gleiche Einrichtung in hohem Grade, sie genießt die besondere Gunst der Regierung und hat sich im Laufe von vier Jahren zu einer Macht im Staate emporgeschwungen.

An der Spitze der Behörden zur Erhaltung der mittelalterlichen Baudenkmale steht die Centralcommission in Wien, mit der Vertretung ihrer Interessen in den Provinzen (die Lombardei nicht inbegriffen) sind 56 Conservatoren und 46 Correspondenten beauftragt. Der gesammte Klerus, die höchsten Militärbehörden, alle Ministerien beeilen sich, der Centralcommission ihre guten Dienste anzubieten und in ihrem Kreise sie zu unterstützen. Dieselbe verfügt über viele Kräfte, aber noch über ungleich mehr Geld. Auf ihre Kosten werden an den entferntesten Orten sorgfältige Aufnahmen wichtiger Monumente veranstaltet, Archäologen und Architekten auf Reisen gesendet und die Resultate der Forschungen in liberalster Weise veröffentlicht. Daß der Erfolg den gemachten Anstrengungen und aufgewendeten Kosten entspreche, wird Jeder bereitwillig zugeben, der sich mit den in Oesterreich seit etwa fünf Jahren publicirten kunsthistorischen Arbeiten vertraut gemacht hat. Es liegen uns in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht weniger als vier große Werke vor, die alle auf die mittelalterliche Kunst in Oesterreich Rücksicht nehmen und unter sich das unbestrittene Verdienst theilen können, für die Kunst- und Kulturgeschichte ein bis dahin so gut wie unbekanntes Land neu entdeckt zu haben. Zwei derselben verdanken dem privaten Unternehmungsgeist ihren Ursprung, die beiden andern gehen unmittelbar von der Wiener Centralcommission aus.

Digitized by

Die bekannte Buchhandlung von Ebner und Seubert in Stuttgart, in deren Händen ſich der kunſthiſtoriſche Verlag förmlich centraliſirt, läßt ſeit zwei Jahren ein umfangreiches Sammelwerk über „die mittelalterlichen Kunſtdenkmale des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates" in Form und Anordnung dem Heideloffſchen Repertorium über die alte ſchwäbiſche Kunſt verwandt, erſcheinen. Die hier befolgte Methode kann nicht als Ideal empfohlen werden. Wir werden ohne alle Vermittlung, ohne jeglichen Uebergang durch alle Jahrhunderte, alle Kunſtgattungen und alle Provinzen durchgejagt, befinden uns heute im deutſchen Oeſterreich in der romaniſchen Periode, werden morgen mit der ungariſchen Gothik vertraut gemacht, um das nächſte Mal von der altchriſtlichen Kunſt Iſtriens Anſchauungen zu empfangen. Dieſer abſolute Mangel ſyſtematiſcher Behandlung iſt ein ſchlimmer Umſtand. Hätten aber die Herausgeber gewartet, bis ſie eine vollkommene Ueberſicht der öſterreichiſchen Kunſtdenkmäler und ſo die Fähigkeit gewonnen, dieſelben nach Zeit und Styl zu ordnen und den Entwickelungsgang der Phantaſie an ihnen zu beweiſen: ſo würden wir wahrſcheinlich niemals das Werk erhalten haben. Ueberdies macht ſich der oben gerügte Mangel an den öſterreichiſchen Monumenten am wenigſten fühlbar. Sie gehören nämlich verſchiedenen Kulturvölkern an und beſitzen keinen organiſchen Zuſammenhang unter einander. Nach der Verſicherung des einen Herausgebers, Eitelberger, ſoll ſich dies zwar anders verhalten und bis nur das Material geſichtet und geordnet ſei, auch die Hand an eine Monumentalgeſchichte Oeſterreichs im Zuſammenhange mit der politiſchen und Kulturgeſchichte des Kaiſerſtaates gelegt werden. Wir ſind aber überzeugt, daß dieſes dem Centraliſationsſyſteme geſpendete Compliment den Schöpfern des letzteren gewiß am wenigſten willkommen war. Wäre die Vorausſetzung, auf welcher jene Behauptung beruht, wahr, wären ſchon im Mittelalter zwiſchen den Ländern, welche gegenwärtig den Kaiſerſtaat zuſammenſetzen, einheitliche Beziehungen vorhanden geweſen, ſo wären ja die modernen Staatsmänner Oeſterreichs um das in Wahrheit große Verdienſt und den Ruhm gebracht, das einheitliche Oeſterreich geſchaffen zu haben. So lange man nicht beſſere Beweiſe beibringt, werden wir nach wie vor an der Meinung feſthalten, daß Bramante und Palladio, Tizian und Mantegna durchaus nicht mit Meiſter Pacher und Ruheland, mit Reyſek und Godl auf demſelben Blatt der Geſchichte abgehandelt werden können.

Die in den vorliegenden Lieferungen getroffene Auswahl von Denkmälern läßt an Intereſſe und Mannichfaltigkeit nichts zu wünſchen übrig. Bei Gelegenheit der Schilderung der Kirche von Heiligenkreuz wird uns in anziehender und gründlicher Weiſe das Syſtem der Ciſterſienſer-Architektur vorgeführt, an die Beſchreibung der romaniſchen Kirche S. Jäk knüpft ſich ungezwungen eine Aufzählung der andern gleichzeitigen Bauten Ungarns, der Dom von Parenzo, das Baptiſterium zu Aquileyas ziehen durch ihr hohes

Digitized by Google

Alter, der Dom von Trient durch die eigenthümliche Mischung deutscher und italienischer Formen die Aufmerksamkeit auf sich. Man irrt, wenn man glaubt, nur der Kunstforscher schöpfe Nutzen aus diesen Studien, das allgemeine gebildete Bewußtsein habe von denselben keinen Gewinn zu erwarten. Glücklicher Weise ist der Streit, inwiefern Deutschland ein Kulturanrecht an die östlichen Donauländer besitzt, verstummt, hoffentlich für ewige Zeiten beigelegt. Sollte er sich erneuern, so hätten wir an den ungarischen Bauten des Mittelalters lebendige Zeugnisse, wie Alles, was dem höheren Geistesleben Ungarns angehört, der Kultur dient und die Civilisation fördert, aus dem deutschen Westen hinübergetragen wurde. Wenn sich in Böhmen an Bauten des sechszehnten Jahrhunderts Anklänge an türkische Kuppelformen vorfinden (Chrudim, Humprecht bei Sobotka), so ist das nur eine historische Kuriosität. Daß aber alle ungarischen Kirchen des Mittelalters das deutsche Gepräge an sich tragen, beweist die gänzliche und unabwendbare Abhängigkeit der Kultur vom deutschen Nachbarlande. Wir werden den Herausgebern zu großem Danke verpflichtet sein, wenn sie uns die Kunstschätze der österreichischen Ostprovinzen noch weiter aufschließen. Und damit man nicht sage, wir wünschen nur Belege für den dominirenden deutschen Einfluß auf die fremden Nachbarstämme zu schauen, so würden wir ihnen die zahlreichen galizischen Holzkirchen, die letzten und einzigen Zeugnisse slavischer Kunstthätigkeit, zur besondern Würdigung empfehlen. — (Schluß folgt.)

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortsetzung.)

3. Charakter und Ausdehnung von Nantes. — Börse und Theater. — Gassen und Plätze. — Cambronne — sein Monument. — La garde meurt. — Die Blumenmädchen. — Schönheit des Geschlechtes.

Die Stadt Nantes, obwohl nur von etwas mehr als hunderttausend Menschen bevölkert, hat doch eine außerordentliche Ausdehnung, und daran ist die Loire Schuld. Sie theilt sich hier in viele Arme und bildet viele Inseln, auf denen der größere Theil der Stadt liegt, die dadurch eine Art von Fluß-Venedig wird. Der älteste Theil liegt am rechten Ufer auf dem festen Lande und dehnt sich vom Schlosse bis zum Ende des Hafens, längs des Ufers eine starke halbe Stunde weit. Die Inseln sind durch unzählige Brücken, unter denen manche schöne und kunstvolle, mit einander verbunden; die letzte gegen Süden führt nach einem neuen Stadttheile, der sich spitzig weit auf das feste Land des linken Ufers hinausstreckt. Rings um die Stadt,

Digitized by

beſonders gegen Norden, reihen ſich unzählige Landhäuſer, die ſich von Tag zu Tag vermehren, hier und da ſchon ganze Gaſſen bilden und bald den ländlichen Charakter verlieren werden. Das elegante Leben und der Luxus concentrirt ſich vorzugsweiſe auf dem Platz Graſtin, der von einem reichen und guten Bürger ſeinen Namen hat, und in den umliegenden Gaſſen, Plätzen und Paſſagen; die commercielle Welt wimmelt unten auf den Quais, längs des Hafens, den man auch La Foire nennt, und die induſtrielle iſt über die Inſeln vertheilt. Der Hafen macht keinen großen Eindruck, ja er erſcheint unbedeutend, wenn man an den von Marſeille oder Havre, oder gar an einen engliſchen denkt. Die Schiffe liegen zwiſchen den Inſeln vertheilt und ſind von den Häuſern oder Pappeln bedeckt, ſo daß ſich nirgends eine Maſſe präſentirt und der prächtige Anblick eines Maſtenwaldes verloren geht. Freilich hat es andererſeits auch ſeinen Reiz, wie die Maſte mit ihren Flaggen zwiſchen grünen Wipfeln oder Häuſergiebeln hervorlugen. Das commerzielle Leben unten an der Loire, die moderne Freudenwelt oben auf dem Platz Graſtin ſind durch zwei hervorſtechende Gebäude vertreten: durch die Börſe und durch das Theater. Mit beiden haben die Nantaiſen artiſtiſches Malheur gehabt, über das der Fremde lächeln muß. Die Börſe wollten ſie ſich geſchmackvoll mit Statuen auszieren und da haben ſie kunterbunter eine Gemeinde aufs Dach geſtellt, die aus folgenden Perſonen beſteht, von denen die eine nicht begreift, warum ſie ſich neben der andern befindet. Da ſtehen Mars, die Aſtronomie, der Tanz, Minerva, die Verſchwiegenheit, der Handel, Pomona, die Hygiea und weiß der Himmel welche mythologiſchen und allegoriſchen Perſonnagen von beiden Geſchlechtern. So auf der Börſe. Auf dem Theater aber ſtehen acht Muſen; da es fertig war, zeigte es ſich, daß für alle neun edle Schweſtern nicht Platz genug, und da entſchloß man ſich kurz und ſchaffte eine der Töchter Mnemoſyne's ab. Trotz dieſer Gotteslästerlichkeit nimmt ſich das Theater auf dem ſchönen Platz nicht übel aus. Dieſer iſt das Centrum der Stadt, und als Centrum einer franzöſiſchen Stadt iſt er denn, neben dem Theater, ganz und gar von Hotels, Reſtaurants und Café's eingenommen, welche Abends prächtig beleuchtet ſind und dem Platz das Anſehen eines einzigen großen, luſtigen Speiſeſaales geben. An dieſen ſchließt ſich der Cours Henri IV, den man jetzt aus zeitweiliger Gefälligkeit und nach hergebrachter Veränderlichkeit Cours Napoleon nennt. Es iſt nichts mehr und nichts weniger als ein engliſcher Square, wie man ihn in London hundert- oder zweihundertmal findet. Doch iſt er der Stolz der Nantaiſen, die ſich einbilden, ſo was wiederhole ſich nicht zweimal in Europa, wenn man das Palais Royal in Paris aus dem Spiele läßt. Auch vergleichen ſie ihren Cours am liebſten und nach Art der franzöſiſchen Provinzialen, die ihre Vorbilder immer in Paris ſuchen, mit dem Palais Royal, dem er doch nicht im geringſten ähnlich iſt, wenn nicht darin, daß auch er der Lieblingaufent-

Digitized by Google

halt der Ammen und Kinder ist. In seiner Mitte erhebt sich das Monument des Generals Cambronne, der aus diesem Departement stammte. Die Statue, auf nicht sehr hohem Sockel, gehört zu jener Gattung von Monumenten, wie man sie in Frankreich oft findet, und die überall nachgeahmt werden sollten. Anspruchslos stehen sie dem Volke näher und machen einen größern und lebendigern Eindruck; einfach, sind sie nicht mit großen Kosten verbunden und erfordern nicht erst große nationale Anstrengung, bis sie ins Leben gerufen werden. Sie entstehen spontaner, unbefangener, erwecken nicht durch langes Hin- und Herreden zu hoch gespannte Erwartungen, dagegen einmal aufgestellt, befriedigen sie um so leichter. Der nur geringe Kostenaufwand, den sie erfordern, macht es jeder nur etwas bemittelten Gemeinde möglich, das Andenken eines verdienstvollen Bürgers in ihrer Mitte ehrenvoll zu erhalten. Auch in Deutschland hat Rauch mit seinen edlen Bildsäulen Scharnhorst's und Gneisenau's ein Beispiel gegeben, das dort aber noch zu selten nachgeahmt wird.

Dieser Art nun also ist auch die bronzene Statue des waterlooer Cambronne, nur ist sie weniger würdig und mehr theatralisch. Natürlich findet sich am Sockel die Phrase, welche Cambronne der Aufforderung, sich zu ergeben, entgegengedonnert haben soll: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!" Man weiß, daß diese Phrase après coup fabricirt worden ist. Cambronne hat anders, und wie ich meine viel besser, energischer geantwortet mit einem einzigen Worte. Es besteht im Original wie in deutscher Uebersetzung aus nur fünf Buchstaben, paßt aber freilich nicht in französische Geschichtsbücher und Zeitungen und noch weniger auf den Sockel eines Heldenmonuments. So haben es denn auch die Franzosen nach ihrer Art und im Geiste und Styl der Napoleonischen Proklamationen paraphrasirt.

Links vom Platze Grastin führt eine breite und prächtige Straße, die mit der Brüsseler Rue Madeleine viel Aehnlichkeit hat, auf den tiefer liegenden, langweilig regelmäßigen Place Royal. Des Abends ist die Gasse aufs allerschönste bevölkert und aufs absichtlichste dunkel. Zahllose Spaziergänger wogen auf und ab, gern aufgehalten von den niedlichen Blumenmädchen, welche Veilchen und andere Blumen im besten Französisch und mit viel Grazie anbieten. Sie tragen das gewisse enganliegende weiße Häubchen, das vorn keine Spitzen hat, sondern aufgepufft ist, und über die Brust vom Scheitel aus zwei lange, gekerbte Streifen herabfallen läßt. Es ist das eine der vielen Arten bretonischer Coiffüre und hat die größte Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung ägyptischer Sphinxe — vielleicht der einzige Grund für die Behauptung des gelehrten Akademikers Herrn P...., daß die Bretonen von den alten Aegyptern abstammen. Doch sind die Mädchen mit allen ihren Blumen und Reizen nicht im Stande, die spazirende Männerwelt von einem gewissen Tabakladen in dieser Straße abzuhalten. Dort drängt sie sich in Masse zu-

Digitized by Google

ſammen. Hinter dem Labentiſche ſitzt eine Mutter mit ihren zwei Töchtern; alle Drei elegant und ſittſam gekleidete Damen, alle Drei ganz comme il faut in Sprache und Benehmen, alle Drei ſich des beſten Rufes erfreuend und alle Drei, Mutter und Töchter, Wunder der Schönheit.

Hier, o deutſcher Wanderer, dem Winkelmann und Goethe den Sinn gebildet haben, in deſſen Herzen ſich noch ein Reſt alt-germaniſcher Frauenverehrung findet — hier kaufe deine Cigarren und überzeuge dich, du, der du zum alten Okeanos wanderſt, daß Herodot Recht hat und daß die Enden der Erde mit koſtbaren Gütern geſegnet ſind. Sonſt aber ſchließe von dieſen und den Blumenmädchen nicht weiter auf die Schönheit des Geſchlechts, das die Ufer der Loire bewohnt. Denn jene Mutter mit ihren Töchtern, und die Blumenmädchen ſind Ausnahmen; im Ganzen iſt das umwohnende Geſchlecht mit Schönheit nicht beſonders ausgeſtattet. (Fortſetzung folgt.)

Pädagogiſche Briefe.

Von F. C. Baldamus.

(Schluß.)

Geſtatten Sie mir noch einen Blick auf Methode, Hülfsmittel, Lehrkräfte zu werfen. Soll einmal auf einer Schule Unterricht in Literaturgeſchichte ertheilt werden, ſo iſt die Methode im Ganzen als gegeben zu betrachten. Das heißt, Niemand wird die allgemeine Aufgabe der Schule und die dem Unterricht zugewieſene Zeit unberückſichtigt laſſen. Damit iſt auf der einen Seite das Aufgeben ſtrengerer Wiſſenſchaftlichkeit und größerer Vollſtändigkeit, auf der andern das Hinzielen auf *poſitive* Kenntniſſe gefordert. Und finden Sie darin nicht ein unlösbares Problem gegeben? Nehmen Sie beſondere Rückſicht auf das *Lernen* der Schüler, ſo wird eine Sammlung von Namen, Zahlen, Titeln mit obligater Kritik das Reſultat werden; halten Sie ſich in den weiteren Grenzen wiſſenſchaftlicher Erörterung, verſuchen Sie in die innere Geſchichte, in die bewegenden Ideen und Richtungen einzuführen, ſo wird bei dem beſten Schüler der Erfolg gering, bei der großen Mehrzahl ſo gut wie nichts erreicht werden.

An Hülfsmitteln fehlt es freilich nicht, wenn man jedes Lehrbuch oder jeden Leitfaden ſo nennen will: deren gibts die Hülle und Fülle, lang und kurz, in Paragraphen oder tabellariſch angelegt, für jede Species von Schulen. Aber wie ſchwer iſt es, ſich für eines derſelben mit vollſter Ueberzeugung entſcheiden: bei dem beſten bleiben noch Bedenken übrig. Schulmäßig im ſtrengeren Sinne möchte ich keines dieſer Bücher und Büchlein nennen, wie gut man ſie auch bei Vorträgen vor einer reiferen Zuhörerſchaft gebrauchen könne. Indeß auch für dieſen Zweck ſteht unſern literaturgeſchichtlichen Lehr-

Digitized by Google

büchern etwas im Wege, ihr Mangel an Originalität. Denn wenn schon in Bezug auf die Hülfsmittel für den Geschichtsunterricht die Klage nur gar zu berechtigt ist, daß aus 10 Büchern das 11te gemacht wird, daß sich Kompilation auf Kompilation stützt, so gilt dies noch in höherem Grade auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Ich lege das geringere Gewicht darauf, daß auf diese Weise sich falsche Angaben von Buch auf Buch fortpflanzen; es läßt sich das nicht gutheißen, aber es kommt auf solche einzelne Irrthümer (für den Zweck des Unterrichts natürlich) nicht so gar viel an. Aber die Kompilation in Bezug auf die Urtheile — diese scheint mir höchst mißlich und nachtheilig. Ich glaube, es läßt sich unschwer nachweisen, daß unsere literargeschichtliche Literatur neuerer Zeit von einigen Tonangebern so beeinflußt ist, daß sie wenig Selbständigkeit besitzt: Gervinus, Schlosser, Hillebrand, Vilmar sind die bestimmenden Autoritäten für die Leitfaden und Leitfädchen. Das Verdienst dieser Männer soll nicht geschmälert werden, aber Sie wissen ja am besten, verehrter Herr, wie vorsichtig z. B. Gervinus zu gebrauchen ist. Nun ist in die deutsche Literaturbetrachtung auch der Parteigeist eingedrungen: das Zeitalter der Tendenz sucht überall Tendenzen und bemüht sich, die modernen Anschauungen und Begriffe in den vergangenen Zeiten zu entdecken; und wenn sie sich da nicht gutwillig entdecken lassen, kurzweg sie hineinzuschieben. Welche Gefahr für die sich an die Matadore anschließenden Sammler, für die Compilatoren! Es ist auf diese Weise mehr als möglich, daß in sich unvereinbare, weil auf entgegengesetzten Standpunkten erwachsene Urtheile in demselben Handbüchlein neben einander stehen. Leider darf ich heute dieses interessante Thema nicht ausführlicher besprechen: aber das möchte doch wohl von jedem Lehrer, der mit literaturgeschichtlichem Unterricht auf Schulen beschäftigt war, zugestanden werden, wie es an einem recht brauchbaren kürzeren Leitfaden doch fehlt. Größere Werke lassen sich aber nicht gut benutzen; sie liegen in ihrer ganzen Anlage und Haltung über der Schule. Solche Bücher endlich, welche durch Sammlung von Musterstücken zugleich den Stoff zu vermitteln suchen, müssen, wenn sie ernsteren literarhistorischen Zwecken dienen sollen, so umfänglich sein, daß sie höchstens in der Hand des Lehrers sein können. Das aber ist stets ein Uebelstand für der Unterricht in Schulklassen.

Was endlich die Lehrkräfte betrifft, welche sich diesem Unterrichte zuwenden, so scheint mir auch hier eher Mangel als Reichthum zu sein. Dabei gehe ich freilich von der Voraussetzung aus, daß der Lehrer selbständige Studien gemacht hat und nicht von den Grundrissen, Leitfäden und Lehrbüchern abhängig ist. Es ist allerdings eine starke Forderung, aber wie soll der Unterricht sonst recht lebendig und fruchtbar werden? Was aber wird nicht heut zu Tage von dem Lehrer verlangt! Auch darin haben unsere Ansprüche eine Höhe erreicht, die der Sache schwerlich Nutzen bringt. — Eine geeig-

Digitized by

nete Lehrkraft für literarhiſtoriſchen Unterricht, meine ich, werden kaum alle die Schulanſtalten beſitzen, welche dergleichen Unterricht ertheilen zu wollen glauben. Iſt es der Fall, ſo iſt es ein Glücksfall: denn wenn bei der Anſtellung der Lehrer darauf eine beſondere Rückſicht genommen werden ſoll, werden vermuthlich weit berechtigtere Bedürfniſſe weniger beachtet und befriedigt. Im Ganzen finde ich gerade bei jüngeren Lehrern eine größere Geneigtheit, literarhiſtoriſchen Unterricht zu ertheilen, und das liegt wohl in der Natur der Sache. Nicht nur, daß die jungen Männer, welche nach Beendigung der akademiſchen Studien ſich der Schule zuwenden, im engſten Zuſammenhange mit der Wiſſenſchaft ſtehen, ein Zuſammenhang, der wohl nie ganz aufhören ſoll, aber doch durch die Praxis eine andere Geſtalt gewinnt — ſie treten an die Unterrichtsaufgabe mit idealerem Sinne heran, mit einer Wärme und Begeiſterung, die in ihrer jugendlichen Kraft Schranken und Hinderniſſe nicht ſieht noch beachtet. Die Kunſt, ſich in die Bedürfniſſe und Fähigkeiten des Lernenden zu verſetzen und danach den Unterrichtsſtoff und die Unterrichtsform zu beſchränken und zu modificiren, wird nur durch die Lehrerfahrung erworben, ja ihre Aneignung erfordert Kampf und Entſagung. Unſere Amts- und Berufsgenoſſen, die ſich mit literarhiſtoriſchem Unterrichte an Schulen beſchäftigt haben und noch beſchäftigen, werden, ſelbſt wenn ſie der in dieſen Blättern vertretenen Anſicht nicht beipflichten, ſicher davon zu erzählen wiſſen, wie ihrer reicheren Schulerfahrung gegenüber von Kurſus zu Kurſus der literarhiſtoriſche Stoff ſich mehr und mehr ſichtete, wie ſo manches, das erſt unentbehrlich ſchien, als überflüſſig und unzweckmäßig beſeitigt wurde. Und derjenigen Lehrer, welche durch wiederholte Verſuche, in dieſen Gebieten auf Schulen zu unterrichten, von der Mißlichkeit des Unternehmens ſich überzeugt haben und in dieſer Ueberzeugung eine ſolche Aufgabe gern Anderen überlaſſen, werden nicht wenige ſein.

Doch zum Schluß! Geſtatten Sie mir, nachdem bisher faſt nur Zweifel und Bedenklichkeiten vorgetragen worden ſind, noch einige mehr poſitive Andeutungen. Vor Allem wiederhole ich, daß ich auf Kenntniß der vaterländiſchen Literatur, auf Pflege derſelben den größten Werth lege. Darum halte ich es für wünſchenswerth, ja für nothwendig, daß höhere Schulen dieſem Gebiete mehr Raum vergönnen, als leider in der Regel geſchieht. Ich nehme dabei die höheren realiſtiſchen Anſtalten, wie Handelsakademien und polytechniſchen Schulen nicht nur nicht aus, ſondern ſtelle gerade an ſie dieſe Forderung, nachdrücklicher als an den Gymnaſien, da an den Beſuch der letzteren ſich in der Regel der Beſuch der Univerſität anſchließt. Dieſe aber, die deutſchen Hochſchulen, ſollten mehr für literarhiſtoriſche Vorleſungen thun, als für jetzt auf den meiſten geſchieht. Mit Fug und Recht iſt noch in kürzeſter Zeit darauf hingewieſen worden, daß kaum eine deutſche Univerſität einen ordentlichen Lehrſtuhl für vaterländiſche Literatur beſitzt, und wenn die deutſche

Digitized by Google

Literaturgeschichte und die deutsche Literatur in dem Lektionskatalog vertreten sind, so ist's zumeist die Sprache und Literatur des Mittelalters, die ältere Zeit, der sich die Thätigkeit der Docenten zuwendet: Goethe, Schiller, Lessing ꝛc. kommen so gut wie nicht vor, oder nur parergisch, und werden angehenden Privatdocenten überlassen.

Daß dem gebildeten und Bildung suchenden größeren Publikum der Städte, Männern und Frauen, durch öffentliche Vorträge und Privatkurse Gelegenheit geboten werde, den eigenen Verkehr mit vaterländischer Dichtung zu fördern, das Verhältniß zu derselben inniger und bewußter zu machen: das ist gewiß lebhaft zu wünschen, und wo es, wie hier, in angemessener, nicht blos dilettantischer Spielerei begünstigender Weise geschieht, bereitwillig anzuerkennen. Aber auch der Schule ist eine Mitwirkung nicht bloß zu gönnen, sondern mit Entschiedenheit aufzuerlegen, jeder Schule, die *über* der elementaren Stufe der reinen Volksschule steht. Ja selbst dieser letzteren möchte ich ein so hohes und herrliches Gut, einen solchen Nationalschatz, nicht ganz und gar entziehen. Nur sollte die Schule nicht sowohl Literatur*geschichte* lehren, als vielmehr die Bekanntschaft mit der Literatur *vermitteln*, an die Dichtungen der Meister heranführen, durch den Verkehr mit denselben *unmittelbar* wirken, zu weiterer Beschäftigung anregen und zum späteren Verständniß des Zusammenhanges und der Bedeutung der einzelnen Zeiten und Erscheinungen, also für ein *späteres* Betreiben der Literaturgeschichte selbst *befähigen*. Das scheint mir die Aufgabe der Schule in dieser Beziehung zu sein.

Den Weg aber eingehender zu zeichnen, der zur Erfüllung dieser Aufgabe einzuschlagen sein möchte, das muß ich einer andern Gelegenheit aufsparen, nachdem dieses erste Schreiben bereits sich über meine Absicht ausgedehnt hat. Ich darf jene Frage um so mehr vertagen, als sie sich ohne eine sorgfältige Prüfung der andern „über den deutschen Unterricht auf Schulen" nicht wohl erledigen läßt. Sie erlauben mir daher wohl, nächstens das so eben erwähnte Unterrichtsgebiet zum Gegenstand der Besprechung zu machen.

Aus Heidelberg.

(Ein Jubiläum und zwei Begräbnisse.)

„Es ist Etwas faul im Staate Heidelberg." Jedenfalls gibt es kaum eine Stadt der Welt, in der man ungestörter den Musen leben könnte, als in der Musenstadt Heidelberg. Natürlich sprechen wir hier nicht von den alltäglichen kleinen Polterabenden, wenn der Musensohn in die Kneipe zieht und aus ihr heimkehrt. Mit Ausnahme Dieses ist Heidelberg so ruhig wie das stille Meer, und wer sich aus der Welt, ihren geistigen Kämpfen, ihren philosophischen und politischen Aufregungen zurückziehen will, dem rathen wir die Heidelberger Luft.

Und doch haben in den letzten acht Tagen drei Ereignisse in dem stillen Heidelberg die Windstille ein ganz klein wenig unterbrochen. Die Ereignisse aber waren ein Mittagessen

Digitized by Google

und zwei Begräbniſſe. So was findet auch anderswo mitunter ſtatt, und deßwegen dürfen wir uns nicht gar zu ſehr wundern, daß Heidelberg dergleichen ebenfalls nicht umgehen kann. Das Mittageſſen war natürlich ein Feſteſſen, und noch natürlicher ein Jubel-Eſſen. In einem gut geregelten Staate ſollte es eigentlich gar keine anderen Feſt- und Zweckeſſen geben, als ſolche, die wenigſtens einer ſilbernen oder goldenen Hochzeit, ein fünfzig oder hundertjähriges Jubiläum feiern. Die Jugend hat keine Tugend, und deßwegen gibt es auch eigentlich kein anderes, ganz ſicheres Verdienſt als dasjenige, welches mit der Verdienſtmedaille oder der Verdienſtſchnalle nach zwanzig- oder dreißigjährigem Dienſte belohnt wird.

Unſer Zweckeſſen galt am vorigen Sonntage dem fünfzigjährigen Geburtstage des Muſeums, — Sie ſehen wie ſehr es meine Pflicht iſt, Ihnen darüber zu berichten. Das Muſeum geht mit dieſem Tage aus der Hand der Actiengeſellſchaft, mit deren Geld es gebaut wurde, in die Hand der Mitglieder des Muſeums über, ein Ereigniß, das zugleich mit einem Regierungswechſel Hand in Hand ging, da an die Stelle des bisherigen, freiwillig zurücktretenden erſten Vorſtandsmitgliedes und Großwürdenträgers Profeſſor Vangerow Profeſſor Häuſſer gewählt worden war. Dies Ereigniß gab natürlich auch den Stoff zu den obligatoriſchen Toaſten, die Profeſſor Häuſſer mit Humor und Geiſt zu würzen wußte. Es wurde leidlich gegeſſen, viel getrunken (beſonders von den jungen Muſenſöhnen), Reden gehalten; und — faſt wäre alles ächt Heidelbergiſch, „ſtille, ſtille, kein Geräuſch gemacht" abgelaufen, als ein Student auf den Gedanken kam, Heinrich von Gagern leben zu laſſen, und dieſer in zwei Worten ſein Hoch dem deutſchen Volke und ſeiner beſſeren Zukunft zuſchob. Es ging dann auf eine Minute ein fremder Geiſt durch die geweihten Räume des Heidelberger Muſeums, bis daß — ein neuer Redner aus dem Kreiſe der älteren Herren auftrat, und das Fünkchen mit ſchönen, klangreichen und ebenſo hohlen Phraſen wieder auswehte. Dann war alles wieder in Ordnung, bis nach einer Weile ein anderer Student die Keckheit hatte, Schleswig-Holſtein leben zu laſſen. Das war des Guten zu viel, und wir hörten das Zauberwort: „Keine Politik" ſich herauswagen, freilich ohne augenblicklichen Erfolg, da der Toaſt auf Schleswig-Holſtein mit Jubel aufgenommen wurde. Aber der Dämpfer: „Keine Politik!" that dennoch ſeine Wirkung oder hatte ſie bereits während des ganzen Feſtes gethan. Es hat uns gefreut, daß die junge Welt der ältern hier eine kleine Lehre gegeben hat. Wo achtzig Männer zuſammentreten, da ſollte außer dem guten und ſchlechten Witze auch das ernſte Wort ſeinen Ort finden. In England regen ſich bei jedem Glaſe Wein nach Tiſch die Geiſter der Nation, treten alle hohen Intereſſen des Volkes zu dem Feſttiſche heran, und machen ſich im ernſten Worte, wie in keckem Humor der Anweſenden geltend. So lange es noch möglich iſt, daß in Deutſchland die beſten Kräfte großer und kleiner Städte zu Feſten ſich zuſammenfinden, ohne von dem, was der Nation Noth thut, wenigſtens ſtellenweiſe angeregt und hingeriſſen zu werden, ſo lange — „Stille, ſtille! keine Politik!" höre ich den Dr. R. rufen, und möchte ſeinen Nachmittagsſchlaf heute nicht wieder ſtören. Den Studenten aber, die ihren Lehrern die kleine Lection gegeben, daß man zur guten Stunde das Vaterland, ſeine Freuden und Leiden nicht vergeſſen ſoll, gebührt unſer Dank. Wenn die alten Herren ſingen lernen, wie die jungen pfeifen, ſo kommt am Ende doch wieder einmal ein wenig Zugluft in die Segel des Heidelberger Schiffleins, die jetzt nur matt am Maſte hängen.

Die beiden Sterbefälle ſind die des „Vater" Winter und eines alten Briefträgers. Der „Vater" Winter war bis 1849 der einflußreichſte Mann in Heidelberg. Er war eine kernige, aber auch ſehr widerhakige Natur. Sein Begräbniß hat ein paar hundert Leute zur letzten Ehre für ihn herbeigerufen. Sie haben ſich ſelbſt geehrt, indem ſie dem Mißliebigen Ehre erzeigten, wo Niemand ihnen dafür Dank wußte. Das iſt immer achtbar und verdient Anerkennung.

Der andere Sterbefall iſt aber eine hohe Wohlthat für ganz Heidelberg. Der ſich endlich zur Ruhe begeben hat, iſt nämlich ein alter, ſteinalter Briefträger, der nicht mehr gut

Digitized by Google

ſah, nicht mehr recht hörte, nicht mehr von der Stelle konnte, der leibhaftige hinkende Bote Alle ſechs oder acht Wochen wurde er krank, und dann kam eine leiſe Störung in alle Briefbeförderung von ganz Heidelberg. Denn ſo oft er unwohl war, trat ein anderer Briefträger für ihn, ein zweiter für dieſen, ein dritter für den zweiten ein, bis zum letzten; es war als wenn man an eine Reihe Bleiſoldaten ſtößt und alle umfallen. Die Oberpoſtbehörde hatte ein zu gutes Herz, den alten Mann zu beſeitigen; und alle Briefempfänger zu gute Herzen, ſich über die Störungen, die der dauernde Wechſel verurſachte, zu beklagen. Aber was noch mehr Herzensgüte von der Poſtbehörde verräth, iſt, daß alle Jahre alle Heidelberger Briefträger ihr Viertel wechſeln Die Folge iſt, daß dann acht Tage lang der neue Briefträger ſich einſchießen muß, und allerlei Mißverſehen vorkommen. Fragt man, warum auch dieſer regelmäßige Wechſel ſtattfinde? ſo iſt die einfache Antwort: weil die Viertel nicht gleich ſind, und man den Briefträgern gegenüber billig ſein muß!! Das nennt man für ſeine Leute ſorgen. Ob die Poſtbehörde nie daran gedacht, daß dadurch die Briefempfänger in Nachtheil kommen könnten? Wir glaubens faſt, denn ſonſt iſt ſie ſo billig denkend dem Publikum, wie dem Briefträger gegenüber. Gott gebe dem guten alten hinkenden Boten die Ruhe, die er ſich ſauer erlaufen hat. Die Bureaukratie hat auch ihre ſchönen Seiten, deßwegen theilen wir dies Exempel von Herzensgüte mit. —

Unterhaltungen.

— **Neue Bilder von G. Courbet.** Von Courbet ſind in unſerm Kunſtverein gegenwärtig drei Bilder ausgeſtellt: eine Jagdſcene, ein Mühlen-Interieur mit „Cribleuses de blé“ und eine Schneelandſchaft. Seit er ſein „Begräbniß zu Ornans“ gemalt, hat er an Technik, an Virtuoſität im Wiedergeben des Natureindrucks der Gegenſtände noch zugenommen. Sein künſtleriſcher Grundſatz iſt derſelbe geblieben; er iſt der Anſicht, daß die Erſcheinung der Dinge eines Idealiſirens nicht bedarf, daß ein Quadrat Wirklichkeit, aufs Gerathewohl von Sehlinien umgrenzt, in jedem Falle ein Motiv für die Malerei ſein kann und daß es nur darauf ankommt, ihre Spiegelung im Auge von der Leinwand widerſtrahlen zu laſſen, den ſonnbeglänzten Wald wie die Pfütze, das griechiſche Profil wie den zufällig die Stirn entſtellenden Leberfleck. Wer ſich nicht auf Discuſſionen einlaſſen mag über die Kunſtidee ſelbſt und über Das was allen Meiſtern, auch den bisher ſogenannten Realiſten, im Sinne lebte, der muß Courbets Standpunkt gelten laſſen und ihn von dieſem aus beurtheilen. Er muß, wo ein Jagdſtück gegeben wird, mit einem Jäger zufrieden ſein, der am Tannenſtamm lehnend ungefähr den Ausdruck eines müßigen Verkäufers am Ladentiſch oder eines unmuthigen Thürſtehers hat. Er muß dem Künſtler geſtatten, daß er in dem Bilde „kornſiebende Mädchen“ die Figur zur Linken leblos und langweilig von der Mittelfigur abtrenne und zur Rechten einen Knaben mit blöder, waſſerköpfiger Miene in den Mehlkaſten glotzen laſſe. Ja noch mehr: es iſt nach Courbets Grundſätzen eine veraltete, pedantiſche Anſicht, daß der Raum, in dem die Mädchen arbeiten, irgend etwas von heimiſcher Stimmung an ſich tragen müſſe. Zeigt er uns in Haltung und Beugung eines der Siebmädchen, in der graziös arbeitenden Hand der anderen, in der derb drolligen Geſtalt eines Hornbläſers im Jagdſtück, daß er auch das Innigere zu belauſchen und darzuſtellen wüßte, ſo ſucht er dies Vergehen hart daneben durch eine beleidigende Plattheit gutzumachen. Seine „Schneelandſchaft“ iſt, was den Stimmungs-Eindruck betrifft, noch am reinſten; das todtgehetzte Wild, der kalte Ton, der tiefblaue Schatten des braunen Gebüſches ſind mit unnachahmlicher Wahrheit getroffen. Leider ſtört auch hier die Sonderbarkeit der Umgrenzung des Dargeſtellten; wir haben eine Landſchaft ohne Luft und Himmel vor uns; der nach dem Grundſatz der Zufälligkeit gezogene Rahmen

Digitized by Google

iſt ganz mit Terrain ausgefüllt. So oft ein bedeutendes Talent ſich anſchickt, die inneren, ewig wahren Geſetze der Kunſt aufzuheben, findet es auch Nachbeter, die ſich in dem Gedanken gefallen, es werde nun Neues, Unerhörtes geleiſtet werden. Wir ſehen aber in jeder Kunſt, heiße ſie Malerei, Muſik oder Poeſie, daß ſolche pomphaft angekündigte Umwälzungen ſich im Ausgang nichtig erweiſen. Dies erwarten wir auch von den Courbet'ſchen Neuerungen, wenn der künſtleriſche Geiſt in ihm ſich nicht geſund genug erweiſen ſollte, das Unächte und Barocke von ſich abzuſtoßen. Den Enthuſiasmus für ſeine großen und ſeltenen techniſchen Vorzüge des Breiteren auszuſprechen, überlaſſen wir Kennern von Beruf oder Solchen, die ſich dafür halten.

— **Bemerkungen über Rachel Felix.** Die große Tragödin erreichte genau das Lebensalter jener berühmten Adrienne Lecouvreur, die ſie auf der Bühne ſo ergreifend vorführte. Rachel ließ ihre Kinder, die zugleich Enkel Napoleons des Großen ſind, in der katholiſchen Religion erziehen; die Gerüchte aber, die ihr die Abſicht des Uebertrittes zu derſelben Kirche zuſchrieben, ſind genügend widerlegt; Rachel fühlte ſich auf der Höhe ihres Ruhmes mit großer Energie als Jüdin und gab dieſer Geſinnung in der Rolle der Eſther, — deren Darſtellung ſie gerne auf das jüdiſche Faſtnachtsfeſt verlegte, — den lebhafteſten Ausdruck. Der Ort ihrer Geburt iſt nicht mit Sicherheit anzugeben; die franzöſiſchen Nekrologe ſagen, ſie habe in der deutſchen Schweiz in einer Zeit, da ihre Eltern auf einer Reiſe begriffen waren, das Licht erblickt. Das Converſationslexikon nennt Paris als ihre Heimath; örtliche Traditionen, die jedoch ſämmtlich ſehr ſchwach begründet ſind, nennen Speier, Colmar, auch Rödelheim bei Frankfurt. Von den eigens für ſie gedichteten Dramen ſind die bekannteſten Scribe's Czarin und Adrienne Lecouvreur, Augier's Diana, Delphine Gay-Girardin's Lady Tartüffe und Legouvé's Medea, welche letztere ſie jedoch nach der Durchſicht zurückwies. Als der bedeutendſte Tag in ihrem Leben darf der 12. Juni 1833 genannt werden, an welchem ſie im Théâtre Français als Camilla in Corneille's Horatiern auftrat und ſich mit einem Mal in ihrer ganzen Größe bekundete. Bei franzöſiſchen Autoren, die gern ſolche Angaben auf die Spitze treiben, kann man leſen: von dem Moment an, da ſie die vier Worte „Rome, Rome, Rome enfin!“ geſprochen, ſei das große Drama wieder auferwacht. Am Tag nach dieſem Ereigniß meldete Jules Janin durch einen berühmt gewordenen Artikel im Journal des Débats der gebildeten Welt: ein ſiebzehnjähriges Mädchen, die Tochter armer Juden, habe die todtgeglaubte claſſiſche Tragödie der Franzoſen neu geſchaffen. Seitdem iſt dieſer Kritiker der Laufbahn Rachel's bald mit väterlichem Rath, bald mit Ermunterung, zuweilen mit Eiferſucht gefolgt. Ihre Entwickelung war ihm eine Herzensangelegenheit. Dieſer Umſtand blickt auch aus dem Nachruf hervor, den er ihr in den Débats widmet, und verleiht demſelben einen größeren Werth als anderen nekrologiſchen Artikeln.

— Der am 7. Januar in ſeinem 78. Jahre verſtorbene Muſiker Johann Heinrich Georg Düring, erſter Fagottiſt im Theaterorcheſter und Organiſt der deutſch reformirten Gemeinde, war der Gründer des erſten Geſangvereines in unſerer Stadt und trug dadurch weſentlich bei zur muſikaliſchen Bildung derſelben. Goethe, der im Jahre 1814 oder 1815 einer Sonntagsübung des Vereines mit Fräulein von Hügel, der Tochter des Gouverneurs, beiwohnte, widmet ihm in ſeinen Bruchſtücken aus einer Reiſe am Rhein, Main und Neckar, in dem Abſchnitte, der das Kunſtleben Frankfurts ſchildert, ehrende Anerkennung mit folgenden Worten: „Daß auch in den andern Künſten ein thätiger Geiſt ſich zu regen anfange, davon gibt eine Singſchule Zeugniß, welche Herr Düring aus eignem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunſt unternommen. Dieſe Anſtalt iſt ſchon ſo weit gediehen, daß junge Perſonen beiderlei Geſchlechts, die ſich ſeiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten in den Kirchen beider Confeſſionen Muſiken aufgeführt zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Concerten iſt dieſes geſchehen. Jeden Sonntag früh findet eine ſolche Uebung ſtatt, zu welcher auf Anmeldung auch Zuhörer zugelaſſen werden. Ein größeres

Digitized by Google

Lokal wäre der Anſtalt zu gönnen, wodurch ſie auch einmal ſehr gewinnen würde. Sie empfiehlt ſich allen Muſikfreunden und es wird ihr auch weder an Unterſtützung fehlen, noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmitt einen trefflichen Muſikdirektor beſitzt und die Oper mit Talenten geſchmückt iſt, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunſt ergötzen, ſondern auch dieſelbe durch Lehre und Unterricht verbreiten und fortzupflanzen ſich zur Pflicht machen." (G. W. B. 43. S. 359. f.) H. W.

— **Der Chriſtbaum.** In Wien hat der gelehrte Rabbiner Dr. Jellinek, ein hochverdienter Orientaliſt, die Mitglieder ſeiner Gemeinde in beredten Worten ſcharf ermahnt, die Sitte der Aufſtellung eines geſchmückten Weihnachtsbaumes in ihren Häuſern nicht nachzuahmen. Von anderer Seite iſt es vorgekommen, daß angeſehene katholiſche Geiſtliche gegen den Chriſtbaum ſprachen und ſtatt ſeiner die in ſüdlichen Ländern gebräuchliche Aufſtellung von Krippen anempfahlen. Dieſer Zwieſpalt der Meinungen kann zu einer intereſſanten wiſſenſchaftlichen Behandlung der Frage Veranlaſſung geben. Es wäre genauer feſtzuſetzen, inwiefern jene feſtliche Sitte deutſchen und heidniſchen Urſprungs iſt, da doch ohne Zweifel das Anſtecken von Lichtern und die Ausſchmückung eines immergrünen Baumes auf die nordiſche Julzeit, auf die uralte Feier der Winterſonnenwende hindeutet. Hiervon wäre zu ſcheiden, was an der Weihnachtsfeier rein und urſprünglich chriſtlichen Charakters trägt; vielleicht aber noch als Drittes dasjenige, was mit jüdiſchen Feſtgebräuchen zuſammenhängt. Könnte man die längſt eingewurzelte Sitte lediglich auf das Andenken der Geburt Chriſti beziehen, ſo könnte vom Weihnachtsbaum nicht auf die Krippe, als auf ein der evangeliſchen Geſchichte näher ſtehendes Sinnbild, verwieſen werden. Wäre ſie dagegen ausſchließlich nordiſch oder urdeutſch, ſo erſchiene ſie für Nichtchriſten ebenſo bedenklich wie die altherkömmlichen Wallfahrten an Pfingſttagen.

— Die neueſte kritiſche Ausgabe Demoſtheniſcher Reden, die Dr. Th. **Vömel** — der emeritirte Rector des hieſigen Gymnaſiums — veranſtaltet hat, wird in der „Münchener gelehrten Anzeigen" ausführlich beſprochen. Der Beurtheiler ſagt über Anderem: „Es war längſt bekannt, mit welcher Gründlichkeit und Sicherheit Vömel die Kritik ſeines Autors behandle. Der treue Fleiß, welchen er dem Werk ſeines Lebens widmete, hat tauſendfältige Frucht getragen. Wenn irgend wo, gilt hier der Spruch: Wer hat, dem wird gegeben. Eine weit ſichrere und zuverläſſigere Kenntniß des Demoſthenes, als ſie vordem möglich war, hat er errungen und jetzt zum Gemeingut gemacht."

— Es wäre verdienſtlich, wenn unſere Literaturblätter mehr auf das eingehen wollten, was unſerer Jugend geboten wird. Noch immer graſſiren an Weihnachten und andern Feſttagen die geleckten Berliner- und andere Bilderbücher und ſogenannte Jugendſchriften, großentheils Abfälle, nothdürftig zubereitet für die Unmündigen, um dieſe entweder im Kindiſchen zu erhalten oder auf gefährliche Weiſe zu überreizen. Wie im Gebiete der Heilkunſt ſich hochweiſe Doktoren ſelten mit den kleinen Leiden des Menſchengeſchlechtes befaſſen, ſo hat auch die Literatur dieſen wunden Fleck, den man ſelten der Beachtung werth hält, und doch ſtammt von da ſo manche Verkehrtheit und Untüchtigkeit. Es verhält ſich damit ähnlich, wie mit den Volksſchriften; der Maßſtab für den Werth Beider iſt ziemlich derſelbe. H. W.

— Es verdient bemerkt zu werden, daß die ſehr thätige Buchhandlung Hachette in Paris ſeit Kurzem das deutſche Syſtem der Bücherverſendung angenommen hat, wozu auch gehört, daß ſie den Redactionen deutſcher Zeitſchriften Exemplare zur Beurtheilung einſendet und ſich Belege ausbittet.

— In der Decker'ſchen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin ſind zwei neue Schauſpiele erſchienen; ein romantiſches „Petrarca und Laura" von Theodor Goldtammer, und ein vaterländiſches „Unſer General York" von Ernſt Wichert.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 4. Frankfurt a/M., den 23. Januar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Wissenschaftliches Leben in Oesterreich.** (Schluß.) — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. 5. — **Aus Wien**, Radetzky's Leichenfeier; die Stadterweiterung; Handelsakademie. — **Geibel's Brunhild**, von Karl Gödeke. — **Literatur**: Schad's Musenalmanach. — **Unterhaltungen**: Aschenbrödel, von Schwind und Thäter. — Eine deutsche Feuilleton-Notiz. — Tischrucken. — C. Th. Carlyle u. s. w. — Berichtigung aus Weimar.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

4. Jugendleben in der alten Zeit.

Das Leben in der lateinischen Schule behagte den beiden Knaben außerordentlich gut, aber jedem nach seinem besondern Geschmacke. An seinem Hauslehrer hatte der etwas unbändige junge Diethelm keine große Freude gehabt und jener noch weniger an dem Junkernsöhnchen. Die Mutter, welche vielmal den ABC-Stunden beiwohnte, fühlte sich in ihrem Stolze beleidigt, wenn man ihrem Söhnlein böse Worte gab; das merkte der Kleine bald und rechnete darauf, wenn er durch Faulheit oder Ungezogenheit Strafe verdient hatte. Darum gab er sich nicht viel Mühe; da aber sein Lehrmeister doch etwas an ihm ausrichten wollte, so blieb er stets mit großer Geduld so lange neben ihm sitzen, bis die bestimmte Anzahl von Buchstaben gelernt oder geschrieben war, und das war dem jungen Wildfang in hohem Grade lästig

Digitized by Google

und unbequem. Wenn die andern Knaben zur bestimmten Zeit aus den Stadtschulen zurückkamen und sich lustig auf der Gasse tummeln durften, war er manchmal noch eine Stunde länger an seine Schreibtafel und sein Heft gebannt. Drum freute er sich auf die Zeit, da auch er mit vielen lustigen Kameraden in die öffentliche Schule gehen könnte. In der lateinischen Schule fand er nun wirklich, was er gesucht hatte. Denn wenn man sich unter dieser Schule eine Gymnasial-Klasse nach jetziger strenger Ordnung vorstellen wollte, so würde man sich sehr täuschen. Ein altes finsteres Gebäude beherbergte die liebe Jugend, und wenn auch nicht, wie in den niedern Schulen, abgedankte Soldaten als Schulmeister angestellt waren, deren größte Kunst darin bestand, den Stock tüchtig zu führen, so waren es doch meist Pädagogen von seltsamer Art, von denen fast jeder seine eigenthümliche Sonderbarkeit zähe festhielt. Der Eine fand nichts Arges daran, sein Pfeifchen zu stopfen und zu rauchen während der Lectionen. Ein Anderer war nebenbei ein leidenschaftlicher Jäger, kleidete sich stets grasgrün vom Kopf bis zu den Füßen und nahm auch etwa an schönen Herbstnachmittagen das wilde Heer seiner Buben mit auf die Jagd. Ein Dritter erzählte Wochen, Monate lang wundersame Geschichten, statt im Unterricht fortzufahren. Nur darin stimmten Alle überein, daß sie ohne Hülfe des Stockes der wilden Brut nicht Meister werden konnten. Der Stock half schon in den frühen Morgenstunden die Fragen des Heidelberger Katechismus gründlich einprägen; der Stock schärfte das Gedächtniß für die lateinischen Vokabeln, der Stock übte Recht und Gerechtigkeit, wenn beim Eintritt des Magisters ein dichter Staub und lauter Tumult die Stube erfüllte. Die heilige Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, hatte in viele jener Schulstuben den Weg noch nicht gefunden. Halbe Stunden konnten vergehen, bis der Lehrer eintrat; da war Zeit genug, die Stärke der Arme zu erproben, Bänke auf einander zu thürmen, Schlachten zu liefern, Streiche auszuhecken, und bis dann nur Ruhe und Stille wieder hergestellt und die schlimmsten Rädelsführer abgestraft waren, schlug schon die Glocke vom nahen Thurm, und die Stunde war aus.

Das war eine neue Welt für unsern jungen, freiheitsdurstigen Diethelm, bald fühlte er sich in seinem Elemente; zum Schrecken seiner feinen Mama brachte er schon in den ersten Wochen große Beulen am Kopfe und lange Risse in den Kleidern nach Hause, und jede Sorte von Schlägen bekam er bei seinen verschiedenen Lehrern zu schmecken. Aber es hatte einen besondern Reiz für ihn, in mancherlei Streichen sich auszuzeichnen; die Furcht vor der Strafe war bei ihm nicht besonders groß, denn er wußte, daß er des Junker Statthalters Sohn sei und daß daher die ihm zugedachten Schläge nicht allzuscharf zugemessen und die ihm ausgestellten Noten des Fleißes und des Betragens nicht allzugenau berechnet sein durften. Auch bestand die Sitte, daß am Neujahr oder auch beim Namenstage jedes Präceptors die Schüler klei-

Digitized by Google

nere oder größere Geldgeſchenke brachten, wofür dann der Betreffende ſie in der Schulſtube mit Kuchen oder Eierſemmeln regalirte und dabei eine Stunde lang mit luſtigen Schwänken und Geſchichten unterhielt; wer nun größere Geſchenke brachte, ſtand auch in des Lehrers höherer Gunſt, und ſo kam es, daß der reichen Herren Söhnchen niemals als die Ungeſchickteſten erſchienen. Natürlich wurden unter ſolchen Umſtänden auf den ſchönen Auen der lateiniſchen und griechiſchen Autoren keine großen Sprünge gemacht; wenn man die Schüler bis zu den ſchönſten Lebensgeſchichten des Cornelius Nepos und bis zum Leſen des neuen Teſtamentes im Grundtexte brachte, ſo hatte man genug gethan.

Auch das Treiben der Schuljugend auf den Gaſſen und Plätzen der Stadt hatte für unſern Diethelm großen Reiz, und er hatte ſich bald zu einem der Anführer unter ſeinen Kameraden emporgeſchwungen. Gaſſen und Plätze waren damals die eigentlich privilegirten Tummelplätze der lieben Jugend, und noch keine löbliche Polizei verkümmerte ihnen auf dieſem Gebiete mit ängſtlicher Fürſorge ihre ungebundenen Spiele: ließ man doch Hühner und Enten und Gänſe ungeſtört durch die Stadt luſtwandeln, ließ man doch die Bäche des Regenwaſſers und andrer Abflüſſe in tiefen Rinnen unbedeckt mitten durch die Gaſſen laufen. Da war mitten in der Stadt ein weiter freier Platz, der ſogenannte „Herrenacker"; ein Brunnen mit breitem Becken ſtand in der Mitte; die Poſtwagen, die damaligen Landkutſchen ſtanden vor dem Poſthaus Tag und Nacht von der Zeit ihrer Ankunft bis wieder zu ihrer Abfahrt oft mehrere Tage lang; Zimmermeiſter benutzten den Platz, um Bauholz zu behauen, und die Standestruppen der kleinen Republik verſammelten ſich daſelbſt, bevor ſie auszogen zur Uebung und Muſterung.

Da gab es alſo für die Jugend ſtets Unterhaltung genug. Jagen, Pfeilſchießen, Schneeballwerfen, Soldatenſpiele wechſelten je nach den Jahreszeiten mit einander ab; ſtand ein gefüllter Waſchzuber am Brunnen, ſo galt es für ein beſonderes Meiſterſtück, unbemerkt den Zapfen herauszubringen, ſo daß das Waſſer rauſchend auf den Boden ſtrömte; aus den abfallenden Spänen der Zimmerleute ein Feuerchen anzuzünden und Aepfel dran zu braten, galt auch nicht für verboten. Wenn im Herbſt vor den tiefen Kellern der Herrenhäuſer der ſüße Moſt abgeladen wurde, ſo fand ſich ſtets ein Schwarm von Buben mit Bechern und Gläſern ein, um einen Tribut davon in Empfang zu nehmen, und an freien Sommernachmittagen zogen ſie in Schaaren hinaus in Wald, Feld und Wieſe; Fiſche und Krebſe fangen, Aepfel- und Zwetſchenbäume plündern, Vogelneſter ausnehmen, durch die Bäche waten, Brücken und Kanäle darin erbauen, das waren Hauptbeluſtigungen. An Zeit dazu mangelte es nicht; denn häusliche Schularbeiten, das Auswendiglernen ausgenommen, waren faſt gänzlich unbekannt, und in vielen Häuſern war man froh, wenn man die wilde Jugend vom Halſe hatte. Man dachte, die Jugend

Digitized by Google

müſſe ihre Wildheit austoben, das mache geſund, muthig und ſtark. Allerdings war durch ſolches Treiben die Gymnaſtik überflüſſig gemacht, aber in die Sitten kam eine unglaubliche Rohheit.

Der Junker von Randenburg hörte nichts lieber, als wenn ſein Diethelm, von ſolchen Streifereien zurückgekehrt, mit Luſt von ſeinen Heldenthaten erzählte und ſie mit grellen Farben ausmalte; er betrachtete dieß als ein Vorzeichen künftiger Kraft; und während die zarte Mama ſich höchlich drüber entſetzte und faſt in Ohnmacht fiel, wenn er aus einer Prügelei mit einem blutigen Geſicht nach Hauſe kam, ſo lachte der Papa weidlich darüber und unterſtützte ſogar Diethelms Geſuch um ein Paar derbe Lederhoſen, wie ſie andere Knaben auch trügen, nach Kräften bei ſeiner Gemahlin. Nach langem Proteſtiren willigte dieſe endlich ungern ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in dieſen Hoſen ſich nie in der Erkerſtube zeige und daß er dann mit um ſo weniger Widerwillen, wenn Geſellſchaft im Hauſe ſei, die neue Modekleidung anziehe, welche ſie ihm nach Pariſer Schnitt hatte verfertigen laſſen. Denn dieſer auffallende Contraſt herrſchte in der damaligen theilweiſe noch ſo rohen Welt; mochte es im gewöhnlichen Leben noch ſo wild, noch ſo ungeſchliffen, noch ſo gemein zugehen, in der Geſellſchaft umhüllte ſich Alles mit den glatteſten Formen, den glänzendſten Farben, der feinſten Politur; da ſchmückte der Puder die häßlichſten Haare ebenſo gut wie die ſchönſten, da machte die Schminke die fahlſten Wangen wieder roſig, da verdeckten einige angelernte franzöſiſche Phraſen die Dürftigkeit der Bildung und die Armuth an Gedanken, und eine erträumte Herrlichkeit, in welcher die Vornehmen ſich beſpiegelten, ſtand wie ein glänzender Grabſtein mit oberflächlicher Vergoldung über dem Moder und Schutt des allgemeinen Verfalls. Zu dieſer großen Täuſchung mußten denn auch ſchon die Kinder helfen und der wilde Diethelm, dem's nur dann wohl war, wenn er auf hohe Bäume klettern, durch die Löcher der Stadtmauer ſchlüpfen oder bis an die Kniee im Waſſer waten konnte, mußte an einem Viſitentag, wenn der Friſeur auch ihn in die Kur genommen, ihm Locken gebrannt, ein Zöpfchen gedreht und ihn eingepudert hatte, in ſeiner franzöſiſchen Kleidung mit kurzen Höschen und langer Weſte und Halskrauſe ſtundenlang ſtill ſitzen wie eine Puppe, bis er hineingerufen wurde in die glänzende Geſellſchaft; wenn er dagegen fehlte, wenn er ſein Compliment unbeholfen machte, das wurde ihm höher angerechnet, als wenn er log oder Thiere quälte oder der Mama mit groben Worten begegnete.

Bei ſeiner Schweſter Adelheid trat der Contraſt nicht ſo ſtark hervor; ſie war meiſt in der unmittelbaren Nähe der Mama, um ſo mehr je älter ſie wurde; ſie half ihr die Anzüge ordnen, ſie wurde in alle Sorgen und Eitelkeiten der Toilette früh eingeweiht; ſie mußte faſt glauben, es dürfe gar nicht anders ſein, als daß man mit ſo großem Aufwand von Zeit für die äußerlichen Dinge ſorge, und die Mutter zeigte ihr die Welt faſt bloß im Flitter-

Digitized by Google

glanz der Geſellſchaft; von der wirklichen Welt bekam ſie wenig zu ſehen. Alles was ſie lernte in ihren Privatſtunden, zielte nur darauf ab, ſie zum Auftreten in der Geſellſchaft möglichſt auszubilden; ſie lernte Franzöſich, lernte tanzen, lernte das Piano, und die Religionsbegriffe, die man ihr beibrachte, waren ſo trocken und ſo äußerlich und wurden durch ſo Vieles, was ſie ſah und hörte, täglich noch abgeſchwächt, daß nichts als eine mechaniſche Gewohnheit ans Gebet und ans Kirchengehen davon bleiben konnte.

Manchmal regte aber in dieſem künſtlichen Leben doch auch die eingeſchnürte jugendliche Seele kräftiger ihre Schwingen; mit tauſend Fragen über Dinge ihrer Umgebung, die ihr ſeltſam ſchienen, trieb ſie oft die Mutter und ihren Lehrer in die Enge; ſie hatte unzählige Warum, auf die ſie ihr das rechte Darum ſchuldig blieben; eine unbezahlbare Freude war's ihr, mit eigener Hand im Garten Blumen zu pflanzen und zu pflegen, oder den Armen, die regelmäßig ins Haus kamen, Brod auszutheilen und mit ihnen zu plaudern. Wenn junge Freundinnen zu ihr kamen, überließ man ſich auch der vollſten jugendlichen Fröhlichkeit, lachte die ſteifen Damen in den Reifröcken aus und erfüllte das große Haus vom Keller bis unters Dach mit Unruhe und Geſchrei. Ja ſogar wenn Diethelm und der kleine Tobias aus der Schule nach Hauſe kamen und etwa noch einen Kameraden mitbrachten zum Spiele, gings ihr über Alles, auch mitzujagen, mitzulärmen, mitzufechten oder zu bombardiren. Sie brachte es darin bald weiter als der etwas ſchwächliche und bei ſolchen Beluſtigungen mehr zurückgezogene Tobias. Darum mußte ſie bei ihrem aufgeweckten Verſtand oft beinahe über ſich ſelbſt lachen, wenn ſie, mit allen Eitelkeiten einer Reifrockdame angethan, im Saale mit ſteifem Schritt ſich präſentiren mußte; ſie hatte eine leiſe Ahnung davon, daß Alles nur eine große Komödie ſei.

Der Junker Statthalter und ſeine Gemahlin beſprachen oft in Gegenwart ihrer Kinder deren künftigen Lebensweg. „Sobald Diethelm", ſagte dann der erſtere, „die lateiniſche Schule hinter ſich hat, dann iſt's Zeit, daß er in eine franzöſiſche Penſion kommt, damit er ſein bengelhaftes Weſen etwas abſchleife; dann muß er mir auf einer hohen Schule die Rechtsgelehrſamkeit und die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudieren, dann in Paris die große Welt ſehn, und wenn er Alles dies durchgemacht hat, dann ſoll er in ſeines Vaters Fußſtapfen treten, und an einem einträglichen Poſten im Staate ſoll's ihm dann nicht fehlen; denn er iſt ja der Sohn des Junkers von Randenburg." — „Und Adelheid", fügte dann die Gemahlin hinzu, „wird einige Jahre ins Welſchland gehn; kommt ſie zurück mit guten Manieren, ſo daß man ſich ihrer nicht ſchämen muß, ſo nimmſt du ſie einige Male mit nach Zürich oder Baſel oder Bern auf die Tagſatzungen, damit ſie ein wenig die Welt kennen lerne, und dann habe ich ungefähr ſchon den hübſchen Cavalier im Sinn, dem man zu verſtehen gibt, daß er um ſie werben könne, und natür-

Digitized by Google

lich aus der letzten Familie dieſer Stadt wird er nicht ſein. Und für Diethelm habe ich eine vornehme, reiche und in gutem Ton erzogene Bürgermeiſterstochter im Auge, und wenn er einſt als ſchöner und galanter Cavalier zurückkommt, ſo werde ich es ſchon ſo klug einzuleiten wiſſen, daß er ſie uns bald als Braut ins Haus einführen kann." — Wenn nun ihr Geſpräch in dieſen Regionen ankam, da wurde ſie gar unerſchöpflich, und der Junker zog es vor abzubrechen. Die Kinder verſtanden zwar nicht Alles; aber das Sprichwort ſagt: Immer bleibt etwas hängen; ſo kam es, daß ſie über dieſe Dinge früher als es ſein ſollte, nachdachten, und Diethelm ſich an den Gedanken ganz zuverſichtlich gewöhnte, es ſei ſein Lebensweg ihm ſchon ganz gebahnt und alle Steine davon weggeräumt, er dürfe nur ohne Müh und Anſtrengung darauf los leben, ſo würden alle die Berechnungen ſeiner Eltern von ſelbſt eintreffen.

Mit ganz andern Augen ſah ſein armer Freund Tobias in die Welt. Oft ſagte ihm die Mutter, wenn ſie wieder einen Sturm vom Vater wegen der verfehlten Erziehung des Sohnes ausgehalten hatte, mit ſorgenvollem Tone: „Siehſt du, liebes Kind, wenn du mir mißräthſt, dann wird alle meine Hoffnung zu Schanden, dann bringſt du mich vor der Zeit unter den Boden." Und ſolche Worte waren wie glühende Kohlen in des Knaben Seele und zündeten einen feurigen Eifer in ihm an, Alles zu lernen, wozu ihm nur Gelegenheit geboten werde und keinen Tag, keine Stunde zu verlieren, um einſt der Mutter Sorgen und Entbehrungen mit Freuden und Ehren zu vergelten. Er war der Liebling ſeiner Lehrer; nur Bücher hatten für ihn einen Reiz; er verarbeitete allen Lehrſtoff mit erſtaunlicher Kraft des Gedächtniſſes und vervollſtändigte ihn Tag für Tag durch eifriges Leſen von Büchern, die er aus allen Ecken und Winkeln zuſammenſchleppte. Seine Lehrer gaben ihm hie und da ein nützliches Buch; eine reiche Quelle von Leſefutter aber wußte die an Alles denkende Mutter zu eröffnen. Sie erinnerte ſich daran, daß zu den Zeiten des alten Herrn von Randenburg in einer dunkeln Kammer des Paradiesvogels ein großer Schrank mit Büchern geſtanden, er ſtand noch dort, Niemand benutzte ſeinen Inhalt. Darum bat ſie ſich vom Junker Statthalter den Schlüſſel des Schrankes aus und die Erlaubniß, ihren Kleinen manchmal in den Büchern herumſtöbern zu laſſen. Nicht nur gab der gnädige Herr gerne die Erlaubniß, ſondern forderte auch die erfreute Mutter auf, ihren Tobias manchmal zu ihm in ſeine Stube heraufzuſchicken, da wolle er ihm Bücher geben ſoviel er wünſche. Das ließ ſie ſich nicht zweimal ſagen, und fleißig erſchien der unerſättliche Leſer in des Junkers hoher Studierſtube, um Bücher zu bringen und zu empfangen, und wußte ſtets auf ſeines Wohlthäters Fragen ſo klugen Beſcheid, daß dieſer ſeinem Diethelm nur den zehnten Theil des Eifers und der Wißbegierde wünſchte, die er an dieſem armen Knaben bemerkte. Hatte Tobias ein Buch bekommen, das ihn recht mächtig

Digitized by Google

anzog, ſo verſparte ers auf einen Nachmittag, an welchem ſeine Schulkameraden auf ihre Streifereien auszogen, ſteckte dann nach dem Eſſen, wenn er nicht dem Vater helfen mußte, ſein Buch in die Taſche, ſuchte in der alten grauen Stadtmauer irgendwo ein ſtilles Plätzchen mit Ausſicht auf die grünen Hügel in der Nähe der Stadt und koſtete da mit Wohlbehagen die herrlichen Geſchichten, die ihm das Buch erzählte. Die Stadt war nämlich damals noch gleichſam bis an die Zähne mit Mauern und Gräben verſchanzt, und ſechs feſte doppelte Thore mit Thürmen und Zugbrücken, die bei Nacht aufgezogen wurden, gaben ihr von weitem ſchon ein ſehr wehrhaftes und maleriſches Anſehn. Die Gräben waren mit Waſſer gefüllt, und längs der ganzen Stadtmauer, in die bei Strafe kein Fenſter gebrochen werden durfte, lief ein bedeckter Gang um die Stadt, der „Umlauf" genannt, welcher an zwei entgegengeſetzten Seiten in ein maſſiv gebautes Kaſtell einmündete, das mit weiter Zinne und hochragendem Thurm die feſte Stadt krönte. In dieſem Umlauf, der jedoch gewöhnlich verſchloſſen war, gab es nun recht ſtille, romantiſche Plätzchen, wo man von der ganzen Welt abgeſchloſſen ſich in vergangene Zeiten zurückträumen oder auch unbemerkt dem Treiben der behaglichen Bürger in ihren Gärtchen zwiſchen den Häuſern zuſehen konnte. Ein ſolches Plätzchen ſuchte ſich Tobias mit ſeinem Buche und verlebte da die ſeligſten Stunden. Er wußte nicht wie ihm die Zeit verging; vertieft in die alten Volksbücher vom Kaiſer Oktavian oder von der ſchönen Meluſine oder in ſchauerliche Ritter- und Räubergeſchichten, in welchen doch zuletzt die reine Tugend über das rabenſchwarze Laſter ſiegte, nährte er ſeine Phantaſie mit unvergeßlichen Bildern, und die ſtille alterthümliche Umgebung, die grauen Steine, die ſchon manch Jahrhundert geſehn, flüſterten ihm noch mehr verwandte Gedanken zu; oft überraſchte ihn die Betzeitglocke, welche ſtets bei der Dämmerung die Kinder von der Gaſſe nach Hauſe rief; da mußte er ſich losreißen von der geliebten Einſamkeit und nach Hauſe ſpringen, ſo ſchnell er konnte, um nicht vom Vater geſcholten zu werden.

In ſeinen Träumen that ſich ihm aber unbewußt mancher Blick in ſeine eigene Zukunft auf. Den Büchern, den Wiſſenſchaften, der Betrachtung vergangener Zeiten leben und daraus der Seele Nahrung ſchöpfen, das dachte er ſich als ſchönſten Lebensberuf; ja manchmal ſah er ſich ſchon im Geiſte wie einer der Präzeptoren vor einer Schaar von Jünglingen ſtehn und ihnen die Geſtalt entſchwundener Zeiten vor die Seele malen; dann erinnerte er ſich wieder, er ſei ja nur eines Malers und Glaſers Sohn und zweifelte an der Erfüllung ſeiner Träume. Aber dennoch wirkten dieſe Gedanken als ein mildes Feuer in ſeinem Innern und trieben ihn, nach dem Höchſten zu ſtreben, was in ſeiner Lage ſich erreichen laſſe, und hoben ihn weit über die Malerwerkſtatt und auch über das Junkernhaus hinaus, und wenn er in beſonders gehobener Stimmung ſich dem Zug ſeiner Gedanken überließ, ſo

Digitized by Google

erſchien ihm wie von Himmelslicht umfloſſen ein liebliches Bild, das ihm mit erhobener Hand ein glänzendes Ziel zeigte, und das Bild trug Adelheids Züge. Er hatte in den Rittergeſchichten geleſen, daß jeder Ritter einer edeln Dame zu lieb in die Turniere und in den Kampf zog; ſo erwählte er ſich die liebliche Adelheid, die ihm ſo manchmal freundlich begegnete, im Stillen zu ſeiner Dame des Herzens, und wenn ihm das Ueberſetzen in der Schule beſſer gelang als allen Andern, ſo ſchrieb er für ſich einen Theil des Verdienſtes dem lieblichen Bilde zu, das ihm hindeute auf ein goldenes Ziel.

(Fortſetzung folgt.)

Wiſſenſchaftliches Leben in Oeſterreich.

(Schluß.)

Während das von Ebner und Seubert edirte Werk den archäologiſchen Standpunkt ſtrenge feſthält, verfolgt eine andere Publikation „Oeſterreichs Kunſtdenkmale der Vorzeit von Fr. Springer und Waldheim" mehr das artiſtiſche Intereſſe. Aehnlich wie bei bekannten belgiſchen und franzöſiſchen Bauſchilderungen iſt die Auffaſſung eine weſentlich maleriſche (in Nebenblättern wird aber auch das Verlangen des Fachkundigen nach der Anſchauung der conſtruktiven Verhältniſſe befriedigt), und es fehlt nicht die ſchmückende Staffage, ſelbſt die gewählte Form der Darſtellung: breite Kreidezeichnung vermehrt die gleiche Tendenz, außer dem Alterthumsfreund auch dem Laien eine Augenweide zu bereiten. An Stoff, das Werk noch lange fortzuſetzen, fehlt es wahrlich nicht, auch was vorliegt, kann als vielverſprechender Anfang willkommen geheißen werden; doch iſt deſſen noch nicht ſo viel, um ein endgültiges Urtheil über den Werth des Unternehmens zu fällen.

Daneben gehen zwei periodiſche Werke unter der unmittelbaren Leitung der Centralcommiſſion ihren regelmäßigen Gang, die „Mittheilungen" (eine Monatſchrift) und das „Jahrbuch" derſelben. Namentlich an den „Mittheilungen" kann man den raſchen Fortſchritt im Studium der mittelalterlichen Kunſtgeſchichte beobachten. Als vor zwei Jahren die erſten Hefte in die Welt hinaustraten, reizte nicht allein die Unbeholfenheit des Styles — in dieſer Hinſicht muß man auch gegenwärtig noch das Auge zudrücken — ſondern auch das geringe Geſchick im Forſchen zum Lächeln. Von der wiſſenſchaftlichen Terminologie hatten die Mitarbeiter keine ganz klaren Begriffe, bei der Schilderung neuer Kunſtwerke griffen ſie in der Regel zu weit aus, hätten am liebſten gleich die ganze Kunſtgeſchichte bei dieſer Gelegenheit abgehandelt; kurz, ſie zeigten ſich gar häufig noch als Dilettanten. Wenige Monate genügten, um alle dieſe Mängel abzuſtreifen und die Wiener Mittheilungen den Fachſchriften des Auslandes, um gut öſterreichiſch zu reden, vollkommen ebenbürtig zu machen. Erſt, wenn wir die beiden uns vorliegen-

Digitized by Google

den Jahrgänge der Mittheilungen durchblättern, gewahren wir, wie lückenhaft und unvollständig unsere Kunde des mittelalterlichen Kunstlebens bis jetzt gewesen. Es wird freilich durch die österreichischen Kunstentdeckungen kein Fundamentalbegriff der Wissenschaft neu eingeführt, wohl aber der Umfang unseres Wissens in erstaunlicher Weise vermehrt und auch gar manche kulturgeschichtlich interessante Thatsache in die Erinnerung zurückgebracht. Nur ein einziges Beispiel sei uns erlaubt hier vorzuführen. Das sporadische Vorkommen befestigter Kirchen war uns nicht unbekannt. Französische Forscher hatten eine Anordnung an einzelnen Kirchen Südfrankreichs (Alby, Beziers, Narbonne), so daß sie auch den Zwecken der Vertheidigung dienten, wahrgenommen; auch an deutschen Kirchen (Trierer Dom) lassen Einzelnheiten der Anlage auf ähnliche Absichten schließen. In Böhmen mußten im dreizehnten Jahrhunderte — die Furcht vor den Angriffen der Kriegsknechte Otto von Brandenburgs (1278) gab wohl die Veranlassung dazu — die Kastellkirchen so zahlreich sein, daß darüber der alte Name für eine Kirche cirkew in Vergessenheit gerieth und mit dem neuen kostel, von castellum, vertauscht wurde. Auch in Steiermark wurden ähnliche Bauten nachgewiesen. Nirgends aber treten Kastellkirchen so häufig auf, nirgends machen sie sich so sehr als förmliche Regel geltend als unter den sächsischen Kolonisten in Siebenbürgen. Wenn es sich darum handelt, die Vergangenheit dieser unverwüstlichen Grenzwächter westlicher Bildung lebendig zu schildern, so darf man nicht diese wörtliche Auffassung des Kirchenliedes „Eine feste Burg ist unser Gott" vergessen.

Die Arbeiten der Centralcommission finden ihren Schlußstein in dem Jahrbuche, welches vor wenigen Wochen seinen zweiten Rundgang antrat, und im Gegensatz zu der in den Mittheilungen vorherrschenden Notizenform übersichtliche größere Abhandlungen über das Kunstleben ganzer Provinzen bietet. Der lockenden Versuchung, auf den reichen Inhalt des Jahrbuches näher einzugehen, begegnet im rechten Augenblicke die Besinnung, daß hier keine Anzeige im Interesse der Fachwissenschaft geliefert, sondern nur ein Beitrag zur Orientirung in dem Geistesleben Oesterreichs gestiftet worden. Unbillig wäre es jedoch, den Namen des Mannes zu verschweigen, der die Seele der kunsthistorischen Thätigkeit in Oesterreich bildet und der es in der That verdient, den besten Forschern Deutschlands und Frankreichs zur Seite gestellt zu werden. Es ist dies Gustav Heider, der unermüdliche und rastlos thätige, der das Jahrbuch leitet, durch seine Arbeiten den Mittheilungen vorzugsweise ein wissenschaftliches Gepräge verleiht und auch zu dem Ebner'schen Sammelwerke das Beste und Tüchtigste beigetragen hat.

Unsere Anerkennung der kunsthistorischen Thätigkeit in Oesterreich ist aufrichtig und unbedingt. Wir ziehen daraus kein Recht auf die Ertheilung eines guten Rathes, hoffen aber, es werde jener Umstand die Empfänglichkeit für seine Erwägung steigern.

Digitized by Google

Kaum zwei Menſchenalter ſind ſeit dem Beginne ernſter und umfaſſender Studien über die Kunſt des Mittelalters verfloſſen, vollends gering iſt die Summe der Jahre, ſeitdem eine wiſſenſchaftliche Methode in dieſem Kreiſe heimiſch geworden iſt. Die größere Gefahr liegt nicht in dem zeitweiligen Rückfall in den Dilettantismus, ſondern in dem vorzeitigen Ueberheben und dem unklaren Auffaſſen der Stellung der mittelalterlichen Kunſt zum Leben. Das ſind nicht Befürchtungen, auf Gerathewohl in die Luft geſprochen, Thatſachen liegen vor, welche die unmittelbare Nähe dieſer Gefahren beweiſen. Man liebt es in einzelnen Kreiſen, die Kunſt des Mittelalters als die abſolute zu betrachten. Auch unter den Verehrern der Antike herrſchte eine Zeit lang eine ähnliche Anſchauung, doch bezog ſich dieſe allein auf die formelle Vollendung der klaſſiſchen Kunſt. Daß wir uns auch in ihrem Stoffkreiſe ausſchließlich bewegen ſollten, wurde niemals ernſtlich bevorwortet. Den Enthuſiaſten des Mittelalters ſcheint aber jede Schranke eine Verſündigung an ihrem Ideale, und weil die Wurzeln unſerer religiöſen Anſchauungen auf das Mittelalter ſich zurückführen laſſen, ſo ſchließen ſie, daß auch alle übrigen Aeußerungen geiſtiger Thätigkeit jener Periode eine unbedingte Giltigkeit in Anſpruch nehmen dürfen: bei einer ſolchen Auffaſſung kann natürlich von einem Aufſuchen und Darlegen der inneren Entwickelungsgeſetze nicht die Rede ſein, und muß endlich die Kunſtgeſchichte ihren Charakter einer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft einbüßen. Die letztere iſt nicht allein eine kulturgeſchichtliche Disziplin, ſie wendet ſich auch unmittelbar an die Künſtler und ſucht ihnen Spiegelbilder reinen künſtleriſchen Wirkens vorzuführen.

Auch in dieſer Beziehung ſehen wir viele Enthuſiaſten für die mittelalterliche Kunſt auf einer falſchen Bahn begriffen. Ihr Ideal kann mit formeller Vollendung nicht prunken; es wird deshalb die Formfrage, für den Künſtler ſtets die wichtigſte, raſch beſeitigt, und alle Aufmerkſamkeit auf das Stoffliche der Darſtellung gerichtet. Als oberſtes Grundgeſetz wird nicht die Schönheit, ſondern die Uebereinſtimmung mit den Kunſtvorſtellungen des Mittelalters aufgeſtellt. Das Kruzifix gilt als ſchön, das unter dem Kreuze Adams Schädel und die ins Kreuz gelegten Knochen aufweiſt und in allen Einzelnheiten den Typus des dreizehnten Jahrhunderts reproducirt. Bei dem Tode Mariä darf die an der Bettſtelle hängende Hand des Ungläubigen nicht fehlen, und was derlei archäologiſche Subtilitäten mehr ſind. Alle Achtung vor dem Phyſiologus und dem ſymboliſchen Apparate der mittelalterlichen Kunſt: aber ihre Geltung über das Mittelalter hinaus erſtrecken zu wollen, bringt kein Heil und würde die ohnehin ſchon geringe Selbſtthätigkeit unſerer Künſtler vollends vernichten. Mit einfachen Worten: man kann jedem, der ſich für die mittelalterliche Kunſt intereſſirt, nicht warm genug den kulturgeſchichtlichen Standpunkt und die Berückſichtigung der Formfrage empfehlen, und als beſtes Schutzmittel gegen die oben angedeuteten Gefahren die Beachtung der antiken

Digitized by

und der neueren Kunst anrathen. Der Wetteifer mit der klassischen Archäologie gereicht dem mittelalterlichen Kunststudium gewiß nicht zum Schaden. Im Interesse desselben müssen wir wünschen, daß als letztes Resultat sich nicht etwa die Ueberzeugung, Raphael und Michel Angelo wären Stümper gewesen, ergibt, wie jüngst auf einem verwandten Gebiete, und wenn wir nicht irren, war es eine Wiener Stimme, Schiller und Goethe als „untermenschliche Gestalten" dargestellt wurden. Δ

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortsetzung.)

4. Die alte Stadt (Nantes). — Historische Monumente. — Wanderung zu Michelet. — Seine Unterhaltungsgabe und Philosophie. — Dr. Guepin. — Emil Souvestre. — Genügsamkeit der Nantäsen.

Seit seiner Absetzung wohnt der ehemalige Professor am Collège de France, Herr Michelet, der Verfasser der Geschichte der französischen Revolution und so vieler anderer Bücher, in einem nahe bei Nantes gelegenen Flecken, dem sogenannten Quartier Barsain. Wir hatten ihm einen Brief zu übergeben und so machten wir uns am zweiten Tage unsers Aufenthalts auf den Weg, um das Tusculum dieses Polyhistors aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit durchwanderten wir den am rechten Ufer der Loire und an beiden Ufern des sich hier ergießenden Erdre gelegenen Haupttheil der Stadt. Hier ist sie durch und durch „accidentée." Es geht bergauf und bergab; die hohen und steilen Treppen, die hier überall nothwendig sind; die hohen und alten Giebelhäuser, die sich an ihnen erheben, die vielen und mannichfaltigen Brücken über den Erdre, die Kirchen und unter ihnen die alte gothische Kathedrale mit zwei imposanten obwohl unvollendeten Thürmen; beide Marktplätze mit sonderbaren, altbemalten Häusern; das bunte Volksleben auf den Märkten, auf den Kähnen und am Ufer des Erdre, alles das gibt der alten Hauptstadt der Namneten einen bewegten und lebensvollen Charakter, der der Centralisation noch lange widerstehen wird.

So erreichten wir die Promenade, welche vom Erdre bis zur Loire geht und in zwei Theile zerfallend die beiden Namen Cours St. André und Cours St. Pierre führt. In ihrer Mitte steht eine hohe Säule, welche das Bild Ludwigs XIV. trägt und doch la colonne de la liberté heißt. Vorn gegen die Loire und auf das alte Schloß sehen die beiden Statuen Arthurs III. und Anna's von Bretagne, rückwärts auf den Erdre; gegen das Innere des Landes kehren sich die beiden Steingebilde der beiden großen in der Bretagne geborenen Connétables Olivier Clisson und Bertrand du Guesclin. Von einem

Digitized by Google

Ende zum andern ist die Promenade von zwei prächtigen Alleen durchlaufen. Von da aus wanderten wir dem Erdre entgegen, dessen friedliche Wellen vom Schlägel der hundert Wäscherinnen und vom Ruder der hin und her fahrenden Kohlenboote wiederhallten. Ein schönes Amphitheater thut sich da auf. Die Hügel jenseit des Baches sind von Landhäusern, Gärten und einem terrassenförmig sich erhebenden Dorfe besetzt. In diesem Dorfe, mitten in einem lieblichen Garten wohnt Michelet. Er nahm uns freundlich auf, aber von einem Gespräche war eigentlich nicht die Rede. Michelet gehört zu jenen Menschen, die jeden Dialog im Lauf von fünf Minuten in einen Monolog, oder in einen Cours, eine Vorlesung verwandeln. Michelet leitete in diesem monologen Gespräche den ganzen Verfall Europa's vom Branntwein und Tabak her. Er spricht wie er schreibt, immer pathetisch und so, als ob der Stuhl, auf dem er sitzt, auf dem Montblanc stände und unten ringsumher die Völker der Erde gelagert wären, um ihm zu horchen.

Einen andern merkwürdigen Mann, an den wir ebenfalls Briefe hatten, bekamen wir krankheitshalber nicht zu sehen: nämlich den Doctor Guepin, den populärsten und politisch einflußreichsten Bürger von Nantes. Reiches Wissen und eine heutzutage seltene Ehrenhaftigkeit des Charakters, dazu eine sehr ausgebreitete ärztliche Praxis, haben ihm einen Einfluß verschafft, der ihm nach dem 2. December leicht die Deportation hätte einbringen können. Seine Popularität datirt vom Jahre 1830, da er als junger Mann an der Spitze der Arbeiter den königlichen Truppen gegenüber einen außerordentlichen Heldenmuth bewiesen. Er, fast ganz allein, hielt sie, ein zweiter Horatius Cocles, wie man damals druckte, auf einer der Brücken zurück und verschaffte dadurch den Bürgern Zeit, mittlerweile in der Stadt die Revolution fertig zu machen. Im Jahre 1848 von der provisorischen Regierung zum Commissär für einen Theil der Bretagne ernannt, befreite er durch ein Decret die Bauern von vielen feudalen Lasten, welche, freilich durch ihre eigene Schuld, in diesem Theile Frankreichs die große Revolution überlebt haben. Die Früchte der Februarrevolution sind heute alle verfault und abgefallen. — Das Decret des Dr. Guepin besteht in seiner Kraft und wird fortbestehen unter jedem Regierungswechsel.

Auch Emile Souvestre, der in Deutschland durch seine gemüthvollen Romane „Frauenloos", „Reich und Arm" u. s. w. bekannt geworden ist und in Frankreich zu den besten Novellisten gezählt wird, stammt aus Nantes, das sonst an hervorragenden Männern nicht eben reich ist, wie denn hohes Streben überhaupt nicht im Charakter der Nantaisen liegt, die sich im Gegentheil in Allem gern mit der rechten Mitte begnügen. Selbst im Kaufmannsstande drückt sich das aus. Ganz gegen den sonstigen Charakter des Kaufmanns vergißt es der hiesige nie, daß Geld nur das Mittel und nicht der Endzweck des Lebens sei. Hat er es zu einer gewissen anständigen Höhe des Vermö-

Digitized by Google

gens gebracht, ſo daß er mit Leichtigkeit einen bequemen Hausſtand unterhalten, eine Villa bauen und jährlich einmal nach Paris reiſen kann, ſo zieht er ſich ohne Umſtände vom Geſchäft zurück, verkauft es, überläßt es ſeinem Sohne oder gibt es ganz auf. So kommt es, daß der Wohlſtand in Nantes gut vertheilt iſt, daß ſich nicht enorme Reichthümer in Einem Hauſe, in Einer Familie aufhäufen und keine unnatürliche, unüberſteigliche Schranken zwiſchen Bürger und Bürger entſtehen. „Beati possidentes" und „Medium tenuere beati" — ſie ſchmecken etwas nach Philiſterthum, dieſe Sprüche, aber ihr gut Stück Wahrheit enthalten ſie darum doch. (Fortſ. folgt.)

Aus Wien.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe die epochemachendſten Abſchnitte des Jahres abſichtlich vorbeigehen laſſen, weil ich nicht in die Gefahr kommen wollte, jene Weihnachts- und Neujahrs-Paraphraſen zu ergießen, welche der Leſer eben ſo regelmäßig überſchlägt, wie hartnäckig der Journaliſt ſie bringt. Heute aber am Tage der Radetzky-Leichnamsfeier gibt es keine Feder in Wien, welche in auswärtiger Correſpondenz ſtünde und trocken bleiben dürfte.

Schon ſeit geſtern und ehegeſtern iſt es die Geſellſchaft-bewegende Frage geweſen: wo werden Sie den Zug ſehen? und man offerirte den Damen eben ſo obligatoriſch die für zehn bis zwanzig Gulden erkaufte Entree zu einem Balkon oder Fenſter in den betreffenden Straßen, als man ſonſt eine Loge in der Oper oder einen Cercleſitz im Concerte darbringt. Freilich ſind die Paſſagen unſerer engen und winkeligen Straßen Pomp-Aufzügen im Freien vernichtend ungünſtig; wenn Sie ſich z. B. acht Regimenter durch die Tönges- und Weißgärbergaſſe defiliren denken, (und nicht breiter iſt die Hauptader der innern Stadt Wien, wohl aber faſt zweimal ſo hoch), ſo werden Sie von der Entfaltung großen Maſſen-Gepränges in ſolchen Schluchten vergebens eine Vorſtellung zu erringen ſuchen. Indeß, darum handelt es ſich auch gar nicht. Bei ſolchen Gelegenheiten hilft die conventionelle Fiktion gegen die ſpröde Macht der Thatſachen aus, und die Einbildungskraft der Menſchen trägt über den ſinnlichen Augenſchein den Sieg davon.

Das Glockengeläute ſämmtlicher Kirchen, die Salven der Kanonen, die wimmernden Molltöne des Radetzky-Trauermarſches lockten das letzte Contingent der zu Hauſe Gebliebenen in's Freie. Maſſen Volks hatten ſchon am früheſten Morgen die beſten Schauplätze, namentlich die ganz unvergleichlichen Balkone der Kärntner- und Rothenthurmthor-Baſteien in Beſchlag genommen. Das Wetter war heiter, der Reaumur nur wenig unter Null und die Luft, die in Wien freilich nie ruht, wenigſtens mäßig bewegt. Man konnte mitten im Jänner zu einem Aufzug im Freien keinen ſchöneren Tag wünſchen.

Bereits um 7 Uhr früh waren die Polizeiwachpoſten aufgeſtellt, um 9 Uhr hatte man in den Militärcaſernen abgekocht, um 10 Uhr wurden von der Infanterie die Spaliere vom Arſenal bis zum Nordbahnhof formirt. Es war von Süden nach Norden die Durchſchnittslinie des Wiener Stadt-Areals zu beſetzen in einer Ausdehnung ungefähr wie von der Sachſenhäuſer- bis zur Friedberger Warte. Bis 10 Uhr war auch die Aufſtellung der geſammten Wiener Garniſon in drei Treffen unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Grafen Wratislaw auf dem Glacis zwiſchen dem Kärntner- und Karolinenthor vollzogen worden. Um 11 Uhr endlich rückten die beiden Dragonerregimenter der Cavalleriebrigade Prinz Holſtein vor das Arſenal und übernahmen die Leiche des Marſchalls, welche durch eine Ehrencompagnie vom Infanterieregimente Erzherzog Stephan als inneres Spalier zu beiden Seiten des Trauerwagens begleitet wurde. Beim Anlangen des Wagens auf dem Glacis präſentirten die Truppen der

Digitized by Google

Garniſon das Gewehr, die Fahnen wurden geſenkt, und die Muſikbanden ſpielten den Radetzky-Trauermarſch, der in den nächſten drei Stunden nicht mehr verſtummte. Sobald der Leichenwagen auf dem rechten Flügel des zweiten Treffens angekommen war, gaben die auf der Karolinen-Baſtei aufgeſtellten Geſchütze eine Salve von 24 Schüſſen. Der Kondukt paſſirte jetzt das alte Kärtnerthor und bewegte ſich durch die Kärtnerſtraße gegen den Stephansplatz. Die Garde-Gendarmerie bildete das äußere Spalier. Vor dem Rieſenthor der Stephanskirche hielt der Zug. Das Centrum des Gondukts machte Front gegen die Kirche, während die Avantgarde bereits beim Carltheater in der Leopoldſtadt (eine Viertelmeile nördlich) ſtand. Die Leiche wurde durch die obengenannte Ehrencompagnie des innern Spaliers — 24 Wachtmeiſter — in die Kirche gebracht und dort von den geiſtlichen Würdenträgern empfangen. Im Dome hatten ſich ſämmtliche Civil-Autoritäten, dann der Gemeinderath mit dem Bürgermeiſter an der Spitze entſprechend aufgeſtellt. Die Trabanten-Leibgarde des Kaiſers bildete während der Einſegnung Spalier. Nach Vollendung der kirchlichen Funktion ſetzte der Leichenzug ſeinen Ausgang aus dem Dome dergeſtalt fort, daß jetzt der Kaiſer in eigner Perſon dem Trauerwagen voranritt, während hinter dem Wagen das unermeßliche Gefolge der militäriſchen Ehrengäſte, höhere und höchſte Offiziere als Repräſentanten auswärtiger Mächte, zu Fuß ſich anſchloß. Außer dem Sarge ſelbſt, der mit ſeiner Sternendecke von 34 Orden einen einzigen, nie zu wiederholenden Anblick bot, war der Glanz dieſer Suite, die maleriſche Pracht und Farbenmenge ſo vieler fremden, hier zum erſtenmal geſehenen Uniformen der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Ich beſchreibe Ihnen nun die Zugordnung bis zum Nordbahnhof nicht weiter, eben ſo wenig die Aufſtellung, welche im Gebiete des Nordbahnhofs die Truppen neuerdings nahmen. Die Fantaſie Ihrer Leſer wird ſich im Ganzen und Großen die Züge dieſes Bildes bereits vergegenwärtigt haben. Wahrlich, Prinz Ligne wußte was er ſagte, als er auf ſeinem Krankenbette ſcherzte: Der Congreß hat viel Gepränge geſehen, ich will ihm auch das Schauſpiel zum Beſten geben, wie ein kaiſerlicher Feldmarſchall begraben wird. Und hier iſt von einem Feldmarſchall die Rede, dem das Kaiſerthum ſeine ſchönſte Provinz verdankt.

Radetzky wird in Wetzdorf nächſt Stockerau (3 Meilen von Wien) beigeſetzt. Der Heldenberg in Wetzdorf, die Anlage eines reich gewordenen Armeelieferanten, Herrn Parkfrieders, wird Ihnen aus den Blättern bereits bekannt ſein. Die Blätter werden Ihnen geſagt haben, daß es eine fürſtliche Anlage iſt. Fürſtlich im Sinne des Goethe'ſchen Fürſten Pellagonia, ſetzt Ihr Correſpondent hinzu. Der Kaiſer hat die Grabſtätte ſeines Helden anzukaufen gewünſcht; Hr. Parkfrieder hat ſie par honneur überlaſſen, und nun darf der Oeſterreicher hoffen, daß das Fürſtliche des Heldenbergs bleiben, aber das Pellagoniſche aufhören wird. Ohne Zweifel war Letzteres einer der Gründe des kaiſerlichen Wunſches.

Wir überlaſſen nun den Namen Radetzky der Geſchichte und kehren zu den Intereſſen und Zuſtänden der Wiener Tagsgegenwart zurück.

Da iſt es vor Allem die ſogenannte Stadterweiterung, welche im Brennpunkte unſrer Converſation und Publiziſtik ſteht. Die orgiaſtiſchen Stimmen darüber fangen allmählig an einer nüchternen und mehrſeitigen Reflexion Platz zu machen. Man findet jetzt, daß mit der Erlaubniß, Glacis und Baſtei zu verbauen, eigentlich an der bisherigen Bilanz des Baugeſchäfts noch nichts verrückt und verändert iſt. Wie alſo, wenn die Bauluſt nach wie vor ausbliebe? Wie alſo, wenn der Geldbeſitz fortführe zu glauben, daß 7 mehr iſt als 3 und Niemand drei Procent Häuſerertrag begehrenswerth fände, der ſieben bis zehn Procent normalen Zinsfuß bei allen übrigen Sorten von Geldanlage in unſerm geldtheuren Lande erreichen kann? Jene 3procentige Häuſerrente ließe ſich allerdings erhöhen, wenn der koſtſpielige Einzelbau durch den rationellen Compagniebau erſetzt werden könnte. Aber wo ſind die Baucompagnien? Werden unſre Baſteien nicht im Stadtgraben liegen und Wuſt und Graus der Zerſtörung uns umgeben, ohne daß die Hälmchen des Aufbaues aus den Trümmern ſprießen werden? Wie iſt's mit dem jüdiſchen Kapital? Wird man fortfahren es vom

Digitized by Google

Grundbeſitz ausgeſchloſſen zu halten? Wann werden die neuen Bauordnungen erſcheinen? Wird Neu-Wien von den alten Zünften gebaut werden können? Von unſern drei Stadtſteinmetzen und von dem Einen Ziegler, der unſre paar Ziegeleien längſt zuſammengekauft und das Geſchäft monopoliſirt hat? Und wird die Freigebung der Concurrenz, das Hereinſtrömen von Arbeitern und Intereſſenten aller Art die Wiener Volkszahl nicht plötzlich ſo hoch emporſchnellen, daß die Produzenten der Häuſer dieſelben zugleich wieder conſumiren und die Wohnungsnoth, der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen Reform, genau die nämliche bleibt? Inzwiſchen läßt ein Mediziner auch ſanitätiſche Bedenken hören. Die Stadtmauern, ſchreibt er ſehr beherzigenswerth, gewährten bisher wenigſtens einem Theil der Wiener Bevölkerung Schutz gegen die nie ruhenden Stürme und den Alles verheerenden Staub. Welches wird der Stand der Tuberculoſe ſein, wenn dieſe ſteinerne Bruſtwehr gefallen iſt? So wogen die Fragen hin und wieder und durchkreuzen gar bedenklich die ſchmeichelhaften Reden von Pariſer Quai's und Boulevards, die ich plötzlich in Aller Munde gehört habe, ohne daß ich einen einzigen Pariſer geſehen hätte.

Ich fürchte dieſer Zug kann uns überhaupt habituell werden: das Bedenken und Ueberlegen unſern Unternehmungen ſtatt vorangehen folgen zu laſſen. Unſre Handelsakademie befand ſich offenbar in einem ſolchen Falle. Bekannt iſt, wie ſich ſeiner Zeit die Gründer und Contribuenten dieſer Anſtalt vor der Forderung der ausſchließlichen Katholicität des künftigen Lehrkörpers auf den Boden des ſehr gerechtfertigten paſſiven Widerſtandes begaben: ihre Beiträge zurückziehen zu wollen. Dieſen Boden verließ ſie auf eine Zuſage hin, welche, ich ſcheue den Ausdruck nicht, ſo ungenügend gehalten war, daß ich mich billig wunderte, wo die berühmte ſemitiſche Weltklugheit blieb, die doch zur guten Hälfte im Vorſtande vertreten war. Genug, es war im Allgemeinen zugeſtanden worden, jenes Prinzip nicht unbeugſam durchführen zu wollen, und die Handelsakademie eröffnete ſich. Nun präſentirt aber ihr Vorſtand im Beſonderen einen Proteſtanten und einen Juden und im Beſonderen werden dieſe beiden Lehrer — unbeſchadet der allgemeinen Faſſung des Zugeſtändniſſes beanſtandet. Der Conflikt iſt, wie Sie aus den Blättern erſehen, freilich gelöſt, aber er kann in jedem Augenblicke wiederkehren. Denn mit Verwunderung erfuhr der Zeitungsleſer bei dieſer Gelegenheit, daß der Akademie nicht einmal ihr amtlicher Rang geſichert oder bewußt war. Der Paragraph 26 des Konkordats, welcher von dem Erforderniß des katholiſchen Bekenntniſſes der Lehrer in allen untern und mittlern Lehranſtalten ſpricht, konnte zum Operationsboden der Beanſtandung werden. Aber eine Schule, welche ſich Akademie und ihre Lehrer Profeſſoren nennt, eine Schule, deren Schüler die Vorkenntniſſe der mittleren Bildungsanſtalten durchſchnittlich mitzubringen haben, iſt doch wohl eine höhere Lehranſtalt? Und doch: leider kann nicht geſagt werden, daß an dem Mangel ſolcher Präciſirungen bloß Uebereilung allein ſchuld iſt; es fehlt der ſtramme, praktiſche Griff, die Geiſtesgegenwart der Situation, die Intelligenz bei unſern Schöpfungen. Unklarheit und Unſicherheit aller Art läßt uns die Dinge, die wir beginnen, nicht entſchieden in die Fauſt bekommen; zur Hälfte ſchieben wir ſie, zur andern Hälfte werden wir geſchoben, die Zügel ſchlottern und das Ganze verfällt den Mächten des Zufalls und der Velleitäten. Wie ſchön ſprach der Sektionschef Freiherr von Czörnig in einem berichterſtattenden Vortrag jüngſt über die Bedeutung des Suezkanals! Wie ſchön nahm ſich dieſer Vortrag in der öſterreichiſchen Zeitung, einem miniſteriell inſpirirten Blatte, aus, und wie verwundert ließ ich mir die Notiz zuraunen, daß derſelbe Artikel aus dem Büreau eines andern Miniſters mit einem verwarnenden Winke bedacht wurde! Der Fall gehört nicht ganz in die Kategorie des Obigen; es iſt bei ſeinem zerſtreuten Exterieur etwas mehr Zuſammenhang in ihm als es ſcheinen mag. So weit wir nämlich Handels- und Finanz-Intereſſen haben, ſo weit lieben wir den Suezkanal; ſo weit uns aber die engliſche Allianz eben ſehr beliebt iſt, möchten wir unſre Liebe zum Suezkanal juſt nicht zur Schau tragen.

Digitized by Google

Doch ich plaudere da von Dingen, die hierorts mit Beſchlagnahmen und Verwarnungen in einigem Zuſammenhange ſtehen. Ich will kein ſolches Wölkchen auf die heitre Stirn Ihres Muſeums heraufbeſchwören — hat es doch von den Muſen den Namen! Alſo herab von dieſen ſchlüpfrigen Stufen und auf das Niveau des legitimen deutſchen Intereſſes: zu Concerten, Theatern, Kunſt und Literatur!

Meinetwegen; aber ich habe Ihren Raum conſumirt; von all dieſen Nationalangelegenheiten in meinem Nächſten.

Geibels Brunhild.

Von Karl Gödeke.

Intendanzen und erfahrene Schauſpieler der Gegenwart, beide mit dem Publikum, wie Kaufleute mit ihrer Kundſchaft vertraut, behaupten, daß die hohe Tragödie, ja die Tragödie überhaupt nicht mehr an der Zeit ſei. Sie ziehe kein Publikum mehr an, und wenn es ausnahmsweiſe dennoch einmal geſchehe, weil zufällige, der Kunſt weſentlich fremde Urſachen mitgewirkt, wie Geheimniß oder Jugend des Autors, ſo ſei das Publikum doch dauernd nicht zu feſſeln. Wir wollen nicht beſtreiten, daß die heutigen Theaterbeſucher im Allgemeinen weder den Intendanzen, die um die Kaſſe bemüht ſind, noch den Schauſpielern, denen es um ausgebreiteten Ruf zu thun iſt, große Luſt erwecken mögen, die hohe Tragödie ernſthaft zu pflegen. Die ſchauerlich öden Häuſer bei der zweiten und allenfalls dritten Darſtellung einer neuen Tragödie, die durch Gott weiß welche Zufälligkeiten einmal irgendwo zur Aufführung gelangt iſt, legen für die Neigung des Publikums zum ernſten Werke der Kunſt kein günſtiges Zeugniß ab. Es fragt ſich nur, ob die Schauſpieler und gerade die Beſten nicht einen großen Theil der Schuld zu tragen haben, die ſie dem Publikum aufbürden möchten? Die meiſten Künſtler betrachten ſich nicht als Dresdner, Berliner, Münchner, Stuttgarter Künſtler, ſondern als Schauſpieler der deutſchen allgemeinen Bühne und richten Fleiß und Eifer auf das, was im allgemeinen Durchſchnitt gilt und geltend gemacht werden kann. Wer, wie Marie Seebach, auf ein Decennium an eine beſtimmte Bühne gebunden iſt, betrachtet ſich dennoch als Mitglied der allgemeinen Bühne und bewegt ſich in einem gewiſſen Rollenkreiſe, der mit Sicherheit bei Gaſtſpielen verwerthet werden kann. Die Erleichterungen des Verkehrs, die es möglich machen, an unbeſchäftigten Zwiſchenabenden auf weit entlegenen Bühnen aufzutreten, ja einen Cyklus von Gaſtrollen mit den Rollen des ſtehenden Engagements alterniren zu laſſen, heute in Hamburg, morgen in Hannover, übermorgen wieder in Hamburg und ſo fort, die eine Woche in Weimar, die andere in Caſſel, die dritte in Darmſtadt und Frankfurt zu ſpielen, verleiten die Schauſpieler, ſich mehr als ihnen ſelbſt dienlich iſt, auf Rollen des dramatiſchen Mittelguts einzuleben, weil dieſe an allen Bühnen möglich zu machen ſind. Für die Anſprüche an ernſtere und reine Kunſtgenüſſe wird dann mit einigen Rollen aus der ſ. g. klaſſiſchen Literatur der Bühne, ſei es Shakeſpeare oder Calderon, Schiller oder Goethe, ausgeſorgt, mit denen überhaupt, wie die Schauſpieler verſichern, die Anforderungen des ernſteren Publikums allſeitig und vollſtändig zu befriedigen ſind. Was bedarf's demnach der Einſtudirung einer neuen Tragödie, die, wenn ſie auch in Weimar mit glänzendem und entſchiedenſtem Erfolge gegeben würde, bei einem Gaſtſpiele in Hamburg unbrauchbar erſcheint, während Mephiſto auf allen Bühnen leicht wieder hervorgeholt, Mathilde von Benedix überall in einigen Tagen einſtudirt werden kann, wenn nur die beiden Rollen vertreten ſind. Gerade der Fleiß, der auf dieſe überall darſtellbaren Rollen von den beſten Künſtlern verwandt wird, iſt, weil er dieſe alten klaſſiſchen und neuern conventionellen Stücke heraushebt und bevorzugt, für den Geſchmack des Publikums verführeriſch geworden Man iſt ſehr erfreut, Marie Seebach überhaupt nur zu ſehen; daß ſie die Margaretha in den Erziehungsreſultaten oder die Waiſe von

Digitized by Google

Lowood wählt, läßt man ſich gefallen, weil man ſonſt das Vergnügen ihres Gaſtſpiels ganz entbehren würde. Daß eine Künſtlernatur auf die Hebung der dramatiſchen Literatur bedacht wäre, iſt in Deutſchland unerhört; ſehr gewöhnlich aber die Erfahrung, daß Schauſpieler und Schauſpielerinnen durch die Manier, der ſie verfallen ſind, den Geſchmack eines Publikums wenn nicht herunterziehen, doch bis zur Bornirtheit befangen machen.

Wenn trotzdem die Neigung zur hohen Tragödie immer und immer wieder durchbricht und der Schöpfungstrieb unſerer neueren Dichter durch die laue Unterſtützung von Seiten der Bühnen eher gereizt als entmuthigt erſcheinen: ſo muß ein feſter Glaube an die Wiederkehr einer beſſern Zeit übrig geblieben ſein, der hoffentlich auch zur Erfüllung kommen wird. Eine große Rolle wird dabei immer die Wahl des Stoffes ſpielen und dieſe iſt deshalb ſchwierig, weil unſerem zerſplitterten Leben der große gemeinſame im Bewußtſein der Geſammtheit ruhende Hintergrund fehlt, aus dem die einzelnen Geſtalten zum dramatiſchen Leben herangeführt werden könnten. Völker, denen ein wirkliches Epos gegönnt war, oder Zeiten, die in einer ausgedehnten und allgemein verbreiteten Novellenliteratur eine Art von Erſatz für den Mangel des lebendigen Epos hatten, durften nur aus dieſem Hintergrunde die Hauptgeſtalt heranwinken; die Gruppe bildete ſich von ſelbſt und die Kunſt des Dichters durfte ſich auf ein Supplement im Bewußtſein der Zuſchauer ſtützen, indem ſie die dort in allgemeinen Umriſſen lebende Geſtalt, das im Allgemeinen feſtſtehende Schickſal zum individuellen Leben führte und nach Grund und Verlauf auseinanderlegte. Die neue Zeit entbehrt dieſes Hintergrundes. Es iſt vielfach Erſatz dafür geſucht worden, theils in der Geſchichte, die ſich wenig günſtig gezeigt hat und ohne tiefergreifende Umgeſtaltungen faſt nirgends zu gebrauchen war; theils in dem Leben des klaſſiſchen Alterthums, das durch unſern gelehrten Unterricht allerdings zu einer Art von Gemeingut geworden war; theils in den Geſchichten des alten Teſtaments, die wirkliches Gemeingut ſind, aber dennoch unergiebig geblieben ſind, da ſie, ohne die jetzt nicht mehr mögliche Naivetät der Beziehung auf das Neue Teſtament und das actuelle kirchliche Leben, von Grund aus fremdartige Anlage haben und dabei, gerade weil ſie bibliſch ſind, nicht einmal ſo tiefgreifende Umgeſtaltung wie hiſtoriſche Stoffe geſtatten. Seit der Wiedererweckung der epiſchen Literatur des Mittelalters, namentlich des deutſchen Epos, ſind mehrfache Verſuche gemacht worden, den Hintergrund dieſer Dichtungen zu benutzen, um ihre Geſtalten dramatiſch zu beleben. Anfangs waren die dramatiſchen Verſuche mehr darauf gerichtet, den poetiſchen Stoff bekannt zu machen, als darauf, aus dem als bekannt vorausgeſetzten Stoffe ein individuelles Leben hervorzuheben. Franz Rudolph Hermann, der 1819 die Nibelungen in drei Theilen in dramatiſche Form brachte, vergriff ſich in dieſer Weiſe, indem er die ganze Breite des epiſchen Gedichtes durchmaß und, um Siegfrieds Schickſal vorzuführen, weder die Erwerbung des Hortes, noch die Rache Chrimhildens glaubte umgehen zu dürfen. Er gebot nicht frei und unbefangen über den Stoff, wurde vielmehr davon erdrückt. Enger begrenzte ſich ein anderer Dramatiker (1823), Joh. Wilh. Müller, der Chrimhildens Rache zum Gegenſtande eines Trauerſpiels machte, dieſen begrenzten Stoff aber wieder epiſch zerfließen ließ, indem er, was er ineinander hätte verarbeiten müſſen, abgeſondert neben einander ſtellte. Selbſt der bühnenkundige Raupach (1834) wurde in ſeiner fünfaktigen Tragödie, der Nibelungenhort, von der epiſchen Wucht des Stoffes noch erdrückt und konnte ein Vorſpiel, dies laute Bekenntniß, daß der Gegenſtand nicht die rechte Form hat annehmen wollen, nicht entbehren. Alle dieſe Arbeiten hatten übrigens weder poetiſchen Werth, noch dramatiſchen Erfolg und ihr ganzes Verdienſt beſtand in der guten Abſicht, das Nibelungenepos bekannter zu machen. Dieſen Zweck haben unſere altdeutſchen Gelehrten, Simrock und die Literarhiſtoriker viel glücklicher erreicht. Namentlich iſt durch Simrocks Ueberſetzung und durch die Analyſe von Gervinus und beſonders von Vilmar die Kenntniß des Gedichtes ſo allgemein eingedrungen, daß kaum jemand aus unſerer ſ. g. gebildeten Welt bekennen würde, das Gedicht nicht wenigſtens in großen Umriſſen aufgenommen zu haben. Eine Art von epiſchem Hintergrunde

Digitized by Google

für die Tragödie wäre damit gewonnen, und da mit den Nibelungen auch die übrigen epischen Gedichte der deutschen Heldensage bekannter geworden sind, erweitert sich dieser Hintergrund und könnte beim glücklichen Gelingen einiger Versuche und der unausweichlich nothwendigen Unterstützung von Seiten der Bühnen möglicherweise ergiebiger werden, als es bisher den Anschein hatte. Es mag nur daran erinnert werden, daß aus dem Gedichte Ravennaschlacht ein ungenannter Dichter ein Trauerspiel „Helke" geschöpft hat und daß Victor v. Strauß die Gudrun einer dramatischen Bearbeitung unterzog. Vielleicht gibt es noch andere Dramen, welche neuerlich aus jenen epischen Gedichten genommen sind; sie sind mir unbekannt geblieben. Zu den Nibelungen hat sich auch Fr. Hebbel hingezogen gefühlt, wie ein bekannt gewordenes dramatisches Bruchstück zeigte. Zu den genannten Versuchen tritt nur die Arbeit eines Dichters, der auf dem lyrischen Felde einen beispiellosen Erfolg gehabt hat, Emanuel Geibel mit dem eben erscheinenden Trauerspiel Brunhild. Eine Analyse des Stücks wird mit der Kritik desselben Hand in Hand gehen und durch einige Bemerkungen über das Verhältniß des Dramas zum Epos als des Besondern zum Allgemeinen eingeleitet werden müssen.

Das Volk, das durch unsere klassischen Dichter für uns noch immer von mustergültiger Bedeutung ist und dessen gesammte Tragödie sich fast ohne Ausnahme auf das Epos stützte, kann, wie verschiedenartig die Verhältnisse im übrigen auch sein mögen, für die Benutzung des Epos zu dramatischen Schöpfungen das Muster geben. Die griechischen Tragiker lösten aus dem großen epischen Gewebe eine Gestalt, ein individuelles Geschick heraus und behandelten dies, ohne sich an die geformte Ueberlieferung im Einzelnen zu binden, als selbstständiges Ganze. Das Ganze eines epischen Gedichtes durch Verschiebung und Verflechtung zu einem Drama umzugestalten, fiel keinem ein. Mißgriffe, wie die des genannten Hermann und seiner Nachfolger waren unmöglich. Die Befreiung einer Helena aus Egypten, einer Iphigenie aus Tauris, der Wahnsinn eines Ajax, die tödtlichen Mutterleiden der Hekuba, den Tod des Agamemnon, die Rache und Sühne machten sie zum Gegenstande der Tragödie, nicht die Ilias, die Odyssee, den Argonautenzug, die Thebais oder sonst ein Epos. Sie würden einen Iring, einen Volker, eine Brunhild, einen Rüdiger, eine Gotelind, einen Nudung gewählt haben; niemals die Nibelungen von der Erwerbung des Hortes bis zur Rache Chrimhildens. Neue Dichter, die ihnen hierin nicht folgen, verkennen ihren Vortheil und übernehmen sich. Nur das individuelle Geschick eines Einzelnen läßt sich mit Glück nach Grund und Verlauf entfalten; je mehr es durch Episoden vielgestaltig gemacht wird, desto mehr wird das Interesse getheilt und desto mehr fließt es in die epische Breite zurück und wird dialogisirte Erzählung anstatt gesprochene Handlung. Bei unsern epischen Gedichten liegt der Irrthum nahe, die Personen, welche im Epos im Vordergrund der Begebenheiten stehen, für die tauglichsten zu Trägern des Dramas zu nehmen: Siegfried, weil er zu Grunde geht; Gudrun, weil ihre Befreiung den Ausgangspunkt des Gedichtes bildet. Geibel hat, offenbar nach Anleitung der älteren, dem Nibelungenliede vorausgehenden Sage, wie sie die Edda und die Völsungasage darbieten, Brunhild zur Hauptgestalt erhoben und ihr Geschick dem Siegfrieds übergeordnet, so daß Siegfrieds Tod nicht den Abschluß des Stoffes bildet, vielmehr nur einen Abschnitt, freilich den entscheidenden, im Geschick der Brunhild. Er hat ferner die Motive, die im Nibelungenliede schon bis zur Unkenntlichkeit verwischt waren, aus der älteren Sage wieder heraufgeholt und in Brunhild das liebende, verschmähte, getäuschte Weib dargestellt, das im tiefsten Jammer zur tödtlichen Vergeltung sich härtet, nach der Rache frohlockt, im Jauchzen der gesättigten Wuth zur ursprünglich gehegten und nie ausgetilgten Liebe sich rückhaltlos bekennt, und das Bekenntniß mit dem Tode besiegelt. Diese Wahl der Handlung zeugt von dem glücklichen Blick für den eigentlich dramatischen Kern des Stoffes und auf derselben beruht die Kraft der Geibelschen Tragödie. Von den Schwächen, die etwa damit verknüpft sind, mögen Andre reden, wenn sie glauben es zu müssen; mich freut es mehr, dem Schaffen des Dichters, der so bedeutend zu ergreifen und zu erschüttern weiß,

Digitized by Google

nachzugehen, als nach mitgebrachtem Maßſtabe auf Mißlungenes oder weniger Gelungenes aufmerkſam zu machen.

Dem Scenengange folgend hat die Analyſe zu berichten: Am Morgen nach der Doppelhochzeit des Königs Gunther mit Brunhild und Siegfrieds mit Gunthers Schweſter Chriemhild gebietet Hagen die Teppiche aus dem Flügel des Königshauſes zu entfernen, der Siegfrieden eingeräumt iſt, weil ihm königlicher Prunk nicht gebühre. Volker's Bemerkung, daß Hagen den Siegfried nicht liebe, beſtätigt der Grollende, doch bricht er ab. Im weitern Geſpräch wird das geſtrige Feſt geſchildert, über deſſen lautem Jubel eine dunkle Wolke gelegen, Gunthers Unraſt, Brunhilds kalte Schönheit, die mit Blicken auf Siegfried und Chriemhild geſchaut, als ob der Zorn darin brenne nnd mühſam verhalten werde. Volker graut vor dieſem Reize, dem das Herz fehle. Hagen hat ſie anders geſehn, traulich, voll Huld und beides ſchien ihm echt; doch räthſelhaft, damals wie geſtern, erſchien ſie immer. An dieſe Expoſition der Stimmung ſchließt ſich die Expoſition des Stoffes. Hagen berichtet wie Gunther um Brunhild auf dem Iſenſtein geworben; er und Siegfried begleiteten den König; auf widerwärtigen Empfang gefaßt, ſahen ſie ſich wie erwartete Freunde des Hauſes empfangen. Als Gunther die Werbung anbrachte, ſprang ſie die Farbe wechſelnd auf und beſchied den König, der um ſein Verderben werbe, zum Zweikampf. In geſchloſſenem Helm, ganz in Rüſtung, faſt über das gewohnte Maß hinausragend, trat Gunther am nächſten Morgen auf den Kampfplatz und überwand die Gewaltige im Lanzenſchleudern und Steinwurf, die ihn zwiſchen zorniger Schaam und Ehrfurcht ſchwankend ihrem Volke als König darſtellte. Geſchloſſenen Helms ſchritt der Sieger in das Königshaus, um den Panzer mit dem Feſtgewande zu tauſchen. Als Siegfried, der den Tag, wie er ſagte, auf altbekannten Pfaden verſchwärmt, Abends heimkam, empfing ihn Brunhild mit Blicken des Zorns für ſeine Nichtachtung und ſeit jener Stunde ſchien ſie ihn zu haſſen. Die Redenden unterbricht Brunhild, die mit Gunther niederſtürmt und zur Jagd zu ſatteln gebeut. Gunthers mahnende Worte, daß das hier in Worms nicht Sitte ſei, zur Jagd zu reiten, wo die Mannen den Morgengruß nach der Hochzeit zu bringen ſich verſammeln, weiſt ſie trotzig zurück; ſie beugt ſich keinem Brauch, keiner Satzung, nur frei ſein will ſie, und Gunther, ruft ſie grauſam-ſpöttiſch, habe wohl erfahren, daß ſie ihre Freiheit, dafern es noth thue, ſich zu wahren wiſſe. So ſtürmt ſie hinaus. Gunther beſchönigt das Benehmen der Ungeſtümen, die, früh der mütterlichen Hut beraubt und im Panzer groß geworden, noch nicht gelernt habe, die eigenwillige Kraft zu zügeln; doch werde ſich das ändern, wenn ſie erſt den Segen feſtgediegener Ordnung des königlichen Hauſes ſpüre. Als Siegfried naht, entläßt der König den Hagen und Volker. Dem Schwäher, der beim Ton des Jagdhorns ſich entſchuldigt und meint, heute geh' es ihm hin, wenn er ſich verſpätet habe, entdeckt Gunther die in der vergangenen Nacht von Brunhild erlittene Schmach in allgemeinen aber verſtändlichen Worten. Siegfried räth, ſie heimzuſenden, noch heute; ſie tauge nicht zu Menſchen, die die Ordnung der Natur und Sitte umzukehren ſich vermeſſe. Allein Gunthers eigenes Blut iſt mit ihr gegen ihn im Bunde; er kann nicht haſſen, wo er lieben muß; er mahnt Siegfried an jene Stunde, da er Chrimhildens Hand von ihm erworben und ein feierlich Gelübde geſchworen. Als Siegfried von der Mahnung befremdet ihm vorhält, daß er es geweſen, der, alle täuſchend, in des Königs geſchloſſenem Helm und Rüſtung den Zweikampf mit Brunhild beſtanden und ihm die Braut erkämpft habe, betont Gunther, daß es nur die Braut ſei, das Weib verſage ſich; ſo gleiche Siegfried dem Lootſen, der das Schiff durch die Riffe geführt, um es im Hafen noch ſinken zu laſſen; das Gelübde ſei nicht erfüllt: die Mitternacht ſei augenlos; ſchon einmal ſei der Tauſch geſchehen. Siegfried glaubt zu faſſen, was Gunther andeutet, und er gelobt, die Unbändige zu bändigen. (Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Achter Jahrgang. „Und wenn sie dir die Bewegung leugnen, geh' ihnen vor der Nase herum!" Man sagt, die Zeit der Lyrik, und ganz besonders der Musenalmanache sei vorüber, und siehe da, der von Schad hat schon seine sieben Jahre hinter sich. Etwas mager sind sie freilich, vielleicht daß nun die fetten kommen? Der erste Musenalmanach, den Voje gründete, hatte einen andern Zweck: er sammelte aus Büchern und Zeitschriften das Schönste und der Aufbewahrung Werthe, was sie aus dem Bereich der Liederdichtung gebracht. Dann steuerten die Jünglinge, welche den Hainbund in Göttingen gestiftet, nebst Wolfgang Goethe auch Ungedrucktes bei, und Voß führte die Sache in diesem neuern Style weiter, so daß der Musenalmanach der Mittelpunkt der lyrischen Veröffentlichung ward. So später der Schiller'sche, und noch später der von Schwab und Chamisso. Jetzt rückt freilich die poetische Jugend gern gleich mit ganzen Bänden von Gedichten ins Feld, statt im Mannesalter das Beste und Probehaltige zu sammeln, wie noch Schiller und Goethe gethan, oder die vielen Zeitschriften bringen das Gereimte neben dem Ungereimten. Wie wäre es nun, wenn man zur ursprünglichen Weise zurückkehrte, wenn man im Musenalmanach das wirklich Gute der lyrischen Jahresernte aus Büchern und Zeitschriften sammelte, und Ungedrucktes gern aufnähme, jedoch den poetischen Werth wieder zur Bedingung machte, welch letzteres Schad viel zu wenig gethan hat? Sobald man die Quelle angibt, wird Buch oder Zeitschrift zugleich damit empfohlen. Aber der Muth der Unparteilichkeit gehört dazu, und den Haß der Mittelmäßigkeit müßte der Herausgeber schon über sich ergehen lassen.

Das subjectiv lyrische Element finden wir zunächst durch ein Gedicht des Mannes vertreten, welcher mit herberen und martialischeren Zügen uns hier neben dem Titelblatt in Stahlstich anschaute, als er in Wirklichkeit trägt, ich meine Hermann Lingg, der sich rasch den bedeutendsten Lyrikern unserer Zeit angereiht und den Herzschlag der Geschichte, den Empfindungsgehalt ganzer Weltalter in seinen Liedern vernehmen läßt." Trotz der Härte am Schluß sehen wir eine der echten Perlen des Musenalmanachs in dem Gedichte: Besseres Loos, mit den Versen:

O glücklich, wer inmitten
Von hundert Kämpfen steht,
Und wenn er ausgestritten,
Im Kampf nicht untergeht;
Wer nicht die eignen Wunden
Im Kinde wiedersieht,
Die Narben jener Stunden,
An die uns fest gebunden
Der Gram hinunterzieht.

Wer auf der Höhe Gipfel
Das Donnern ringsum hört,
Sieht unter sich die Wipfel
Im Sturm vom Blitz versehrt.
Doch anzuschau'n die Marter
Im Herzen, das uns liebt,
Der Anblick ist ein harter,
Das Auge steht erstarrter,
Das Schmerz der Liebsten trübt.

Bodenstedt hat Lingg in einem Sonett gefeiert, das uns in seiner Einfachheit mehr anspricht, als wenn Cajetan Cerri an Friedrich Hebbel sich dahin ausspricht: wie er den gesehn,

Digitized by Google

da habe er wieder geglaubt „an einen Gott, der einſtens Menſch geworden.“ — „Est modus in rebus“ ſagte der alte Horaz.

Drei Dichterinnen haben wenig Erkleckliches beigeſteuert; Adelheid von Stolterfoth macht uns folgendes Bekenntniß:

Kein Kochbuch hab' ich geſchrieben,
Auch ein Gebetbuch nicht,
Und viele Dutzend Strümpfe
Hab' ich geſtrickt auch nicht.

Das iſt ſehr ſchade, hätte ſie es doch gethan; das Strümpfeſtricken, meine ich, es wäre nützlicher geweſen, als ſolche Verſe zu machen, und ein mittelmäßiger Strumpf hat das Recht zu exiſtiren, ſchlechte Gedichte aber haben es nicht.

Dagegen haben die Gedichte von Sturm, Strodtmann, Dahn, Pichler einen guten Klang; die Gedanken oder Gefühle ſind wahr und echt, die Form rein und klar. Auch Adolf Dörr gibt einiges innig Empfundene; aber fühlt er nicht das Barocke, wenn er ſich mit Cäſar und ſeine Schmerzen mit dem Dolche des Brutus vergleicht?

Sonſt iſt es erfreulich, daß die Poeſie ſich vom Weltſchmerz zum Humor wendet. Es gelingt noch nicht überall, und wir werden nachſichtig gegen einen Ignaz Hub oder Zingerle, wenn wir Linggs Fledermausteſtament oder Hechtgeſpräch leſen, ſie ſind ziemlich ungenießbar. Dagegen finden wir Erfreuliches bei G. Keller, Scheffel und Große, ſo wie bei dem Herausgeber, der uns mit ſeinen Waldliedern ſelbſt an Heine erinnern darf; es iſt keine Nachäfferei der ironiſchen Manier, es ſind oft recht glückliche Nachklänge des liebenswürdigen Humors, der Heine's „Neuer Frühling“ auszeichnet.

Eine zweite Wendung, die der Muſenalmanach ſichtbar macht, iſt die zum Objektiven; die Poeten beſingen nicht mehr blos ihr Ich, ſie ſuchen dem Leben, der Geſchichte eine melodiſche Stimme zu werden. Freilich muß man meiſtens noch ſagen: **Desierint vires, tamen est laudanda voluntas.** Günther Nicol, Beck, Reber, Sallmayer haben guten Willen gezeigt, aber die Phraſe überwiegt die plaſtiſche Geſtaltungskraft. Balladen von Vogl und Rodenberg haben einen volksthümlich nordiſchen Ton und raſchen Gang; Pfau's Don Sancho würde uns gefallen, wenn Heine nicht ſeinen meiſterhaften Ritter Olaf gedichtet hätte. Hat ihn Pfau übertreffen wollen, ſo war es ein eitles Beſtreben; warum wagte er ſich an denſelben Stoff, um das Gute mangelhaft zu wiederholen? Solche Dinge haben eben kein Recht gedruckt zu werden, ſo wenig wie die Reimerei des Ritters von Alpenburg.

Leopold Schefer und Brauer geben mehr Gedankenhaftes. Unter den Sprüchen des letzteren leſen wir die Trivialität:

Des Windes Wehen wechſelt häufig,
Und Ströme fließen wechſelläufig,
Doch fließt kein Strom den Berg hinauf,
Nicht rückwärts geht der Zeiten Lauf.

Sinnig aber iſt das folgende:

Hinweg die Hand
Vom Glaſesrand,
Nur freies Schwingen
Weckt helles Klingen.

Karl Mayer und E. M. Arndt zeigen, daß ſie die Alten geblieben ſind; mir gefällt die kühn gottesfürchtige und darum vor Menſchen nicht zagende Natur Arndts beſſer, als die kleinen Reimſpielereien, an denen Karl Mayer immer noch Geſchmack findet. Aber wie mag Arndt ſo ſchreckliche Diſtichen machen oder Schad ſie drucken laſſen, wie deren ſogleich zum

Digitized by Google

Entſetzen der Metrik den Muſenalmanach eröffnen? Arndt gebraucht Hauptwörter wie Staub, Lenz als Kürzen, will er vielleicht damit maleriſch ausdrücken, daß der Lenz bei uns oft kurz währt, daß der Staub leicht iſt? Wer aber kann folgenden Pentameter ſcandiren:

„Seit Ariſtoteles der Seher Pythagoras.“

An Karl Vollertzens Grab mahnt Arndt: „Vergeſſet nicht die Dänen!“ Und noch mehrere andere Lieder des Muſenalmanachs zeigen, daß wenigſtens die deutſchen Dichter Schleswig-Holſteins gedenken, ſo namentlich Bernhard Endrulat in einem prächtigen Geſang von des Kaiſers Grenzſcheide. Beſſer aber können wir unſere flüchtigen Bemerkungen nicht ſchließen, als mit den Strophen Arndts:

Schau um dich, ſchau zurück auf die Propheten,
Die einſt von Gottes Gnaden, Gottes Zornen
Die edlen Himmelsfeuerſamen ſäten,
Wie ſie geſät den Steinen und den Dornen.

Nein, nein! Mag's weh'n auf Dornen hin und Steine,
Ein Weniges bleibt doch an milder Erde,
Damit durch dieſes Wenige und Kleine
Das Große einſt durch Gott geſegnet werde.

So laßt den Samen mit den Winden wehen,
Wie Viele auch des Säers ſich erboſen,
Hofft, glaubt! Auf Steinen werden Eichen ſtehen
Und auf den Dornen werden blühen Roſen. ⊙

Unterhaltungen.

— **Aſchenbrödel** nach dem Gemälde von Schwind, geſtochen von Thäter. „Aſchenbrödel, der in der Aſche brodelt und ſudelt. Dies Wort enthält eine uralte, in den Märchen ſtändige und reicher Entfaltung fähige Vorſtellung. Von drei Söhnen gilt der jüngſte für dumm und wird verachtet, weil er ſeine erſte Jugend im Schmutz und in der Verachtung der Küche zubringt. Als endlich ſeine Zeit erſcheint, tritt er auf, thut es ſeinen Brüdern weit hervor und erreicht das höchſte Ziel. Fabel und Namen aber gehen gleich häufig auf die jüngſte Tochter über, die im Schmutz der Küche ſchwere Arbeit verrichtet, der zuletzt für ihr Aſchengewand königlicher Schmuck zu Theil wird.“ So Jakob Grimm im deutſchen Wörterbuch. Name und Sache iſt den Italiänern als **cenerentola**, den Franzoſen als **cendrillon** bekannt, bei dieſen in alten Märchen und neuen Bearbeitungen, bei jenen durch eine Oper von Roſſini beliebt. In Deutſchland gab die Sage zu Platens gläſernem Pantoffel und zu einer großen Radirung Neureuthers den Stoff. Aber unſerm Schwind war es vorbehalten, vor einigen Jahren den Schatz zu heben und mit liebenswürdigem Humor für den Tiefſinn, wie für die Phantaſtik des Volksmärchens die rechte Form zu finden. Er ſah in der Schönheit, die in ſchlichter Hülle neben dem ſtolzen Prunk bevorzugter Geſchwiſter erniedrigt daſteht, bis ſie endlich zu Glück und Ehren kommt, ein Bild unſeres Weſens und unſeres Hoffens für unſer Vaterland wie für unſere Kunſt, aber in deren entſcheidendem Schuh gewahrte er zugleich eine Hinweiſung auf das Pantoffelregiment, und ließ dieſes mitſpielen. In vier größeren Compoſitionen gleich den vier Sätzen einer Symphonie ſtellte er zuerſt den Aufbruch zum Ball dar, während Aſchenbrödel in die Küche gewieſen wird; es folgt als glänzendes Scherzo der lichterfunkelnde Ballſaal, zwiſchen den älteren Schweſtern, die nach ihm tanzen, ſinkt der Königsſohn vor der eben eintretenden unbekannten Schönen

Digitized by Google

huldigend auf das Knie. Ein Mondſcheinbild vertritt das Adagio, Aſchenbrödel entſchwebt mit der Fee, aber ihrem Fuß entfällt der Pantoffel, welchen der Prinz findet. Ein heiterer Tag, ein rauſchendes Finale bildet den Schluß: der Prinz hält Umzug mit ſeinem Gefolge; welcher der Schuh paßt, die ſoll Königin werden. Die Schweſtern haben ihn vergebens anprobiren wollen. Da ſchlüpft Aſchenbrödel leicht und zierlich hinein und wird von allgemeinem Jubel begrüßt. Als Einleitung und Nachklang wie als drei überleitende kleinere Scenen hat Schwind fünf Medaillons neben jenen vier Blättern gemalt. Auf dem erſten muß Aſchenbrödel die Schweſtern ankleiden, auf dem zweiten iſt ſie beim Linſeleſen eingeſchlummert, die Täubchen arbeiten für ſie, die milde Fee erſcheint mit Prachtgewändern. Auf dem dritten ruft der Wächter die verhängnißvolle Mitternachtſtunde, auf dem vierten betrachtet der Prinz den Pantoffel und ſein Narr kommt auf den geſcheidten Einfall, daß man mit dem Schuh den Fuß ſuchen könne; auf dem fünften ſchaut das glücklich vermählte Paar dankbar der wohlthätigen Fee nach; die war urſprünglich die Göttin Freia, und iſt im Volksglauben als Frau Holla oder Berta die gütige Beſchützerin der Bedrängten, die lohnende und ſtrafende Vorſteherin der Spinnſtuben geblieben. Ueber dieſen Medaillons ſehen wir kleine Bildchen aus Amor und Pſyche, unter jenen ähnliche aus dem Dornröschen; ſie gehen wie eine ſinnige Begleitung der Hauptmelodie anmuthig zur Seite.

Es war eine ſeltene Einſtimmigkeit in München, als Schwind das Bild ausſtellte; der Reichthum der Phantaſie, die Fülle der Geſtalten, die Verwebung von Scherz und Ernſt, die eigene Ausbildung des Stoffes wurden gleichmäßig bewundert, Schwind war der Maler des deutſchen Volksmährchens geworden. Er hatte in ſeinem Sinne die Sache ſo motivirt oder fortgedichtet, daß Aſchenbrödel die Tochter eines deutſchen Ritters iſt, der eine Italienerin mit zwei erwachſenen Töchtern heirathet und von dem Pantoffelregiment derſelben beherrſcht wird. Ein alter deutſcher Reitknecht ſteht der Zurückgeſetzten treu zur Seite. Neben dem Prinzen ergötzt uns ſein Hofmeiſter und ſein Narr. Wir können dem Stolz der Italienerinnen nicht zürnen, er tritt ſo ſtattlich auf, noch der Schwäche des Papas, ſie iſt zugleich ſo gutmüthig!

Die Kunſthandlung von Piloty und Löhle in München dachte das Werk zum Gemeingut zu machen und gewann den Profeſſor Thäter, daſſelbe in Kupfer zu ſtechen; die erſte und zweite Platte ſind fertig und erſchienen, an der dritten iſt der Meiſter eifrig beſchäftigt, ſie wird den andern nicht nachſtehen und noch im Laufe des Jahres vollendet werden. Die beiden erſchienenen Blätter aber ſind ſo wohlgelungen, daß wir unſere Leſer einladen dürfen, ſie anzuſchauen und ſich zu dauerndem Genuß anzueignen. ⊙

— **Eine deutſche Feuilleton-Notiz.** Unter den Notizen, die in unaufhaltſamem Sturmſchritte durch die Beiblätter unſerer Zeitſchriften, ſelbſt der beſſeren marſchiren, ſind viele ſo auffallend ungenau, daß es wohlgethan ſcheint, auf beſonders kraſſe Irrthümer hinzuweiſen. Da lieſt man z. B. ſeit Kurzem überall: Der geniale Finanzmann Oeſterreichs, Herr von Bruck, ſei vor zwanzig Jahren als Buchbinder mit einem Felleiſen auf dem Rücken in die weite Welt gewandert! Herr von Bruck aber ſteht, wie Jeder aus dem Converſationslexicon erfahren kann, bereits im ſechzigſten Lebensjahre, war nie Buchbinder, dagegen vor zwanzig Jahren bereits Director des Lloyd in Trieſt. Vor Kurzem ſind zwei treffliche Biographieen dieſes ausgezeichneten Mannes erſchienen; die eine, die vorzugsweiſe ſein Wirken politiſch und finanziell beleuchtet, in dem Sammelwerk „Unſer Jahrhundert,“ (Gotha, Hugo Scheube); die andere, welche näher auf die Lebensumſtände eingeht, in dem Brockhaus'ſchen Werk „Unſere Zeit.“ Beide ſcheinen jedoch nicht tief in's Volk eingedrungen zu ſein! — Solche Erſcheinungen machen uns des Rechtes verluſtig, über die Unkenntniß deutſcher Zuſtände bei Franzoſen und Engländern Klage zu erheben.

— **Tiſchrücken.** In einem Brief des hochbegabten Robert Schumann an ſeinen Freund Ferd. Hiller in Köln (April 1853) findet ſich Folgendes: „Wir haben geſtern zum

Digitized by Google

erstenmal Tisch gerückt. Eine wunderbare Kraft! Denke Dir, ich fragte ihn, wie der Rhythmus der zwei ersten Takte der C moll Symphonie wäre? Er zauderte mit der Antwort länger als gewöhnlich, endlich fing er an: (folgen die zwei Takte), aber erst etwas langsam. Wie ich ihm aber sagte: „aber das Tempo ist schneller, lieber Tisch", beeilte er sich das richtige Tempo anzuschlagen. Auch frug ich ihn, ob er mir die Zahl angeben könne, die ich mir dächte; er gab richtig drei an. Wir waren Alle außer uns vor Staunen, wie von Wundern umgeben. Nun genug! Ich war heute noch zu voll davon, um es verschweigen zu können." S. Robert Schumann, eine Biographie von J. W. v. Wasielewski, S. 430.

— **Rachel.** Das große Debüt der Rachel in Corneille's Horatiern fand am 12. Juni 1838 (nicht 1833) statt. Als ihr Geburtsort wird jetzt nach zuverlässigen Aufzeichnungen das Oertchen Niedermumpf angegeben; es liegt am schweizerischen Ufer des Oberrheins, Säckingen schief gegenüber, im Kanton Aargau, den die Eheleute Felix in den Jahren 1820—22 hausirend besuchten.

— Wie uns aus guter Quelle mitgetheilt wird, soll Thomas Carlyle's Monographie über Friedrich den Großen, für die er vor zwei Jahren in Deutschland und in Berlin selbst Studien gemacht, im nächsten Mai in England und gleichzeitig in der Uebersetzung seines Freundes G. Neuburg im deutschen Buchhandel erscheinen.

— Die Revue des deux Mondes gibt sich Mühe, den Begriff Weltschmerz, der in seiner deutschen Heimat schon vertrakt genug ist, ins Französische zu übersetzen. Sie bezeichnet ihn als einen Pessimismus, eine Schwermuth, „une douleur que tout le monde semble nourrir." Nicht ganz richtig; unter dem Weltschmerz verstand man das angenommene innere Weh des Menschengeschlechtes, seine geselligen Uebel, seine Krankheit an der Geschichte, was Alles angeblich in der bevorzugten Seele des Dichters zu erhöhtem Bewußtsein kommen und seinen Schöpfungen das Gepräge der Zerrissenheit geben sollte. Die kanonische Stelle darüber findet sich im dritten Band von Heine's Reisebildern.

Berichtigung. In Nr. 2 des diesjährigen Jahrgangs vom „Frankfurter Museum" findet sich an der Spitze der „Unterhaltungen" eine längere Notiz (respektive Polemik) gegen die „Festgallerie von Zukunfts-Porträts zu Franz Liszt's Geburtstagsfeier" von G. Treumund (Steinacker), welche einen Irrthum enthält, dessen Berichtigung die geehrte Redaction dem Unterzeichneten gestatten möge.

Jenes Festgedicht, das in Liszt's Wohnung vor einem eingeladenen Kreise von näheren Bekannten des Hauses einfach gesprochen wurde, um als verbindender Text zu einer Reihe von Musikstücken zu dienen, welche Liszt's Schüler ihrem Meister zu Ehren aufführten, war durchaus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und ist auch keineswegs im Buchhandel erschienen. Es wurde nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren, zur bequemern Uebersicht für die Zuhörer, und zur gelegentlichen Vertheilung an auswärtige Freunde, ohne Vorwissen Liszt's und eigentlich gegen den Willen des Verfassers gedruckt. Daß irgend ein Böswilliger und Unberufner sich dieser, als Manuscript gedruckter, harmlosen Verse bemächtigte, um durch willkührliche Auszüge einiger Stellen entweder den Verfasser mißliebig, oder den Enthusiasmus, den alle Schüler Liszt's für ihren Meister hegen, lächerlich zu machen — ein solches Verfahren stellt, unsers Erachtens, nur den Urheber desselben, aber nicht Liszt's Schüler und Freunde in ein zweideutiges Licht. — Daß aber die preußische Kreuz-Zeitung und Hengstenbergs Kirchenzeitung dieses gut gemeinte Gelegenheitsgedicht in ihrer gewohnten Weise ausbeuteten, um daraus die lächerlichsten Folgerungen zu ziehen, hatte seinen Grund in dem alten Haß, den die Reactions-Partei, welcher jene Blätter dienen, von jeher gegen G. Steinacker hegte, der in Folge seiner freisinnigen Richtung bekanntlich schon in Triest und Hannover Verfolgungen erleiden mußte, bis die liberale Weimarische Regierung ihm im Großherzogthum ein ruhiges Asyl, und vor Kurzem auch eine sehr vortheilhafte Anstellung als Pfarrer zu Theil werden ließ. — Dies zur hinreichenden Aufklärung für alle Unparteiische.

Weimar, 18. Januar 1858. Richard Pohl.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N°. 5. Frankfurt a/M., den 30. Januar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Eine Dichterschule des Materialismus**, von Alex. Büchner. (Schluß der ersten Abtheilung.) — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. (Clisson. Le Bocage. Abälard und Heloise.) — **Seibel's Brunhild**, von Karl Gödeke. (Fortsetzung.) — **Aus Heidelberg**, (Bunsen; die Talarfrage.) — **Unterhaltungen**: Kunstausstellung in München. — Winterhalters Bildniß des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen u. a.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

5. Zweierlei Familienfeste.

So folgten die beiden am gleichen fröhlichen Tage geborenen Söhne verschiedenen Sternen; der eine sah gleichsam den feststehenden Fixstern eines einstigen hohen und einträglichen Amtes im Regimente der väterlichen Republik unverrückt über sich stehn, und das mit einer zweifellosen Zuversicht; der andere schaute mit sehnsuchtsvollem Ringen und Streben nach dem vor ihm herziehenden Wandelstern seines künftigen Glückes und wußte noch nicht, wohin er ihn führen, über welchem Hause er einst stillstehn werde. Der Eine bekümmerte sich wenig um die Zukunft und fühlte keine Nöthigung und wenig Antrieb, seine auch nicht geringen Geisteskräfte mit Fleiß und Ausdauer auszubilden; das väterliche Haus bot ihm in Ueberfluß, was er täglich bedurfte, und versprach ihm dies für alle Zukunft; viele wohlredende, schmeich-

Digitized by Google

leriſche Zungen von Verwandten und Freunden des Hauſes wiederholten ihm tauſendmal, wie's ihm an Nichts fehlen könne und wie er ein Narr wäre, wenn er ſich allzuſehr plagen würde. Zwar ſah er in ſeinem Vater einen unermüdlich thätigen Staatsmann, der, wenn er nicht auf dem Rathhauſe beſchäftigt war, ſich an ſeinen Klaſſikern erfreute oder an fremde Regierungen und Geſandte Correſpondenzen ausfertigte, und hörte aus ſeinem Munde manches Wort, das ihn zu größerem Fleiße hätte anſpornen ſollen. Beſonders wurde ihm oft das Beiſpiel ſeines armen Schulkameraden vom gleichen Alter vorgehalten, der ihn durch ſeinen Fleiß und ſeine Wißbegierde ſo ſehr beſchäme. Aber was er täglich hörte und ſah, die prunkvolle Ausſtattung des Hauſes, der ſtets wachſende Aufwand in der Kleidung, den die ſtolze Statthaltersfrau auch auf ihre Kinder ausdehnte, der frühe Umgang mit jungen Leuten, die den leichten und frivolen Ton der damaligen Zeit zu führen pflegten — das Alles wirkte mächtiger als die väterlichen Ermahnungen. Die Jahre entflohen pfeilſchnell, aber des Junkers Sohn ward weder ein Held im Lateiniſchen und Griechiſchen, noch lernte er einen wohlgeſetzten Brief ſchreiben, noch bekam er Luſt am Leſen; dagegen in rohen Sitten, leichtfertigen Reden und Großprahlereien über ſeine glänzende Zukunft machte er reißende Fortſchritte. Es konnte nicht anders ſein, als daß ſein früher inniges Verhältniß zu Tobias immer lockerer wurde; zwar bedurfte er ſeiner Hülfe, um in der Schule nicht allzuſchlecht zu beſtehn, und konnte ſich darum nicht von ihm losmachen, mußte vielmehr dankbar ſein, wenn er oft ins Haus kam; aber gerade weil er immer und immer hören mußte, wie viel beſſer ſein Jugendfreund ſeine Pflichten erfülle, faßte er gegen ihn einen geheimen Widerwillen, der dadurch noch ſtieg, daß ſeine Mama, deren Eitelkeit durch das dem Tobias geſpendete Lob verletzt wurde, ſich manchmal verächtlich über ihn äußerte, ja ſogar ſpöttiſch mit einfließen ließ, es wäre doch beſſer, wenn ein Schuſter bei ſeinem Leiſten bliebe. Tobias fühlte leicht, daß ein anderer Wind im Hauſe zu wehen anfange; ſeine Mutter verſuchte hie und da noch ein gutes und ernſtes Wort an Diethelm, fand aber taube Ohren; ſo glimmte ein unheimlicher Zunder des Neides und des Unwillens.

An einem Abend im Frühjahr, ſechs Jahre nachdem die beiden Knaben zum erſten Male die lateiniſche Schule betreten hatten, war der große Saal des Hauſes zum Paradiesvogel feſtlich erleuchtet. Viele Kutſchen fuhren vor das Haus; der alte Diener öffnete in ſchmucker Livree die Kutſchenſchläge und geleitete die in Balltoilette gekleideten Damen und Herren in den großen Saal hinauf. Alle Eintretenden ſtatteten zuerſt eine förmliche Gratulation ab, und dieſe galt dem jungen Herrn von Randenburg, der, ins feinſte Schwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen, mit funkelnden Schuh- und Knieſchnallen, feingefalteter Halskrauſe und bauſchigen Manſchetten geſchmückt, in der Nähe des Eingangs ſtand und die Gäſte empfing. Er hatte einen Tag

Digitized by Google

großer Angſt und Beklemmung glücklich überſtanden. Als einer der Schüler, welche die ſechste Klaſſe der lateiniſchen Schule nun hinter ſich hatten, war er mit ſeinem ſteten Doppelgänger, dem vor Vielen ausgezeichneten jungen Stimmer, dazu auserſehen worden, nach altem Brauch in einer kleinen Kirche vor Vertheilung der Schulprämien in Gegenwart der Häupter des Staates und eines großen Publikums eine feierliche Rede zu halten.

Es war ihm nicht wenig bange auf dieſen Tag: denn ſein Gedächtniß verſagte ihm bei unwichtigern Dingen oft ſeine Dienſte; aber ſein ihm ſtets gleich treuer Freund ließ ſich keine Mühe reuen, die Rede Satz für Satz vielmal mit ihm zu wiederholen, ihn auf die ſchweren Uebergänge aufmerkſam zu machen, die zu betonenden Worte ihm zu bezeichnen, bis er ganz feſt im Sattel zu ſitzen glaubte. Dennoch klopfte ihm das Herz gewaltig am Morgen des verhängnißvollen Tages; zum erſten Male ſpürte er einige Vorwürfe des Gewiſſens darüber, daß er ſeine Gaben bisher nicht beſſer angewandt, und gelobte ſich, in Zukunft damit gewiſſenhafter umzugehen; jene Vorwürfe wurden um ſo ſchneidender, je deutlicher er ſah, wie ſicher und wohlgemuth ſein Freund auf den kommenden Ehrentag ſich freute. Zudem war ſein Vater vor Kurzem zum Seckelmeiſter und zum Vorſitzer des ehrwürdigen Scholarchen-Rathes, der die Prämien zu beſtimmen hatte, erwählt worden, und war daher eines der erſten Häupter, die der Ceremonie in der Kirche beiwohnten: welche Schande daher, wenn die Rede nicht gut von ſtatten gehen ſollte! Darum nahm er allen Muth und allen Ehrgeiz zuſammen; er hielt ſich vor: wenn du ſtecken bleibſt, ſo wird man über dich ſpotten in der ganzen Stadt und den bürgerlichen Tobias werden ſie in den Himmel erheben, und dir wird dein Vater manchen Tag lang kein gutes Wort mehr geben! — und dieſe Gedanken wirkten mächtig. Er war wirklich während des Vortrags ein anderer Menſch als gewöhnlich; er ſprach mit Feuer, Anſtand und Würde; ſein Vater hörte ihm mit großer Freude zu und verzieh es ihm gerne, als einige Male kurze Pauſen eintraten und der Anfang eines Satzes noch einmal wiederholt wurde.

Nach ihm betrat der junge Stimmer die Kanzel; er ſprach feierlicher, ruhiger und ſanfter, kein Wort fehlte, nie hielt er länger an, als der Bau der Rede es erforderte; noch nie hatte ein jugendlicher Redner bei dieſem jährlich wiederkehrenden Anlaß mit ſoviel Redetalent geſprochen; Alles war verwundert und erſtaunt, und das Urtheil des aus der Kirche nach Hauſe ſtrömenden Publikums lautete etwa wie der Geſang der jüdiſchen Weiber nach Davids Sieg über Goliath: Saul hat Tauſend, David aber Zehntauſend geſchlagen.

Auch der Mutter Diethelms, der jetzigen Frau Seckelmeiſter, deren Stolz durch ihres Gemahls höhere Würde wo möglich noch höher geſtiegen war, kamen einige ſolcher Stimmen zu Ohren; ſie waren ihr wie Nadelſtiche, und

Digitized by Google

es ſtieg die giftige Luſt in ihrem Herzen auf, dem Nebenbuhler ihres geliebten Diethelm ſeinen Triumph möglichſt zu verbittern. Ihr Zorn ſtieg noch höher, als ſie, nachdem ſie kaum aus der Kirche gekommen war, von ihrem Fenſter aus zuſehn mußte, wie der junge Stimmer ſich voller Freuden im Garten mit der nun ſchon nahe am jungfräulichen Alter ſtehenden Adelheid über die gut vorüber gegangene heiße Stunde unterhielt und dieſe ihm die freundlichſten Complimente machte über den Eindruck, den ſeine ſchöne Rede bei Jedermann hervorgebracht habe. Tobias war ſogleich nach der Feſtlichkeit in den Paradiesvogel gegangen, um dem Junker von Randenburg den wärmſten Dank abzuſtatten für Alles, was er bisher an ihm gethan; dieſer hatte ihn ins Gartenhaus geführt und wurde dann durch einen Gratulationsbeſuch abgerufen. So war Tobias mit Adelheid allein im Garten, die eben einige Frühlingsblumen ſuchte für die feſtliche Tafel: was war natürlicher, als daß er mit ihr von der Freude ſprach, die ſein ganzes Herz erfüllte und die er, ohne Arges zu denken oder zu ahnen, gerade ihr ſo gerne mittheilte. In dieſem Augenblicke nun mußte unglücklicher Weiſe die mißgeſtimmte Mama in den Garten herabſchauen — und ſogleich ward ein für Tobias verhängnißvoller Entſchluß in ihrer Seele gefaßt.

Kehren wir wieder in den lichterſtrahlenden Saal zurück, wo Diethelm leichten Herzens die gratulirenden Onkel und Tanten, Vettern und Baſen empfing, ſo entfaltet ſich da allmählig vor uns ein immer glänzenderes Schauſpiel. Der Junker von Randenburg hatte ſeit ſeiner Wahl zum Seckelmeiſter noch kein Feſt zum Antritt ſeines Amtes gegeben; man hatte allen Glanz und Aufwand auf dieſen Tag verſpart, und er wurde denn auch mit fürſtlicher Pracht gefeiert. Alle geladenen Gäſte trugen die eleganteſte Kleidung und den reichſten Schmuck an Gold und Juwelen; aber unter allen ſtrahlte doch die ſtolze Herrin des Hauſes in unübertroffenem Glanze. Sie trug eine ſchwere, in weiten Falten zur Erde wallende Robe von blauer Seide, durchwoben von zarten weißen Blumen, denn ſie wußte, daß ihr die blaue Farbe am beſten ſtehe; ein Gurt von lichten Perlen hob ſich zierlich ab von dem ſanften Blau; aus den weiten Aermeln drängte ſich eine Fülle von feinen Spitzen hervor, und der ſteife Halskragen beſtand ebenfalls großentheils aus koſtbaren Spitzen; die Haare waren durch ſeltſame Friſeurkünſte turbanartig zuſammengeflochten und von glänzenden goldenen Kettchen durchſchlungen. An einer ſchwereren goldenen Kette trug ſie ein altes, großes, aus Rubinen zuſammengeſetztes Kleinod, ein ſog. „Klanet" auf der Bruſt; ein Diadem von Diamanten funkelte über der Stirn, auch Ohrringe fehlten nicht, kurz was ſie von ihren überreichen Schätzen an ihrer Figur hatte anbringen können, wurde angehängt, und für die damalige Zeit erſchien ſie wirklich als eine vollkommene Schönheit. Um ſie herum erſchienen gelbſeidene, roſenrothſeidene Roben, Damen mit ſilbergeſtickten zierlichen Schuhen, andere mit Gürteln

Digitized by Google

von dunkeln Granaten, andere mit feinen Häubchen, deren herabhängende Bänder von Gold- und Silberfäden durchzogen waren — kurz die weibliche Eitelkeit feierte da ihre höchsten Triumphe, und wer heutzutage versucht ist, über die neunundneunzig schönbenannten und namenlosen Stücke, die zu einer vollständigen Damentoilette gehören, das Gesicht in satirische Falten zu ziehen, der hätte damals in jenem Saale unter der gepuderten Reifrockgesellschaft das helle Lachen nicht zurückhalten können.

Aber auch die Herren hatten der Göttin der Eitelkeit des Tributs genug gezollt und sich vom gesunden männlichen Verstand weit genug entfernt. Nicht nur trat ihnen unter der Last und Hitze der Alonge-Perücken der Schweiß tropfenweise auf die Stirne, auch ihr ganzer Anzug war so künstlich und complicirt, daß sie sich nur gezwungen regen und bewegen konnten. Es ist wahr, der violette Sammtrock kleidete gut, dessen goldeingefaßte Knöpfe in schöner Reihe bis gegen das Kinn heraufreichten, und auch die engen Hosen bis an die Kniee und die beschnallten Schuhe ließen die Proportion der männlichen Gestalt schön hervortreten; aber die weiten Manschetten, welche aus den Aermeln hervorquollen, und die langen weiß- oder gelbseidenen oder blumengezierten, silbergestickten Westen mit den tiefen Taschen, aus welchen lange schwere Uhrketten mit Ringen und Petschaften herunterhingen, und der unbequeme Claquehut unter dem Arm — das Alles erinnerte allzusehr an die Tyrannei der Mode, unter deren Scepter die stolzen Cavaliere der damaligen Zeit sich so tief gebeugt hatten.

All dieser äußere Prunk und Glanz strahlte wieder in dem großen, hellerleuchteten, versilberten Spiegel in der Mitte des Saales, der, obgleich hoch in den Jahren, noch nie eine so glänzende Gesellschaft auf seiner Fläche abgespiegelt hatte. Ihm gegenüber, an der entgegengesetzten Wand, stand ein alterthümlich geschnitzter Kasten mit niedlichen Säulenzierrathen von braunem Holze, eine Art von Büffet; auf diesem waren die alten Familienpokale aufgestellt: ein wohl zwei Fuß hoher Becher von Silber mit schlankem Fuß und zierlichem Deckel, auf dessen Spitze der beliebte Paradiesvogel mit ausgebreiteten Flügeln in massivem Silber gebildet war; ein anderer Pokal, der eine Eule darstellte, mit gefleckтem Gefieder, auch aus Silber gearbeitet, jedoch so, daß der Kopf und Schnabel der Eule als Deckel abgehoben werden konnte; die großen schwarzen Augen mit goldenen Sternen gaben dem Gefäße ein sehr drolliges Ansehn. Diese Pokale überragte noch eine hohe vielhaltige silberne Kanne; an ihrer Außenseite sah man eine Jagd eingegraben und den Deckel zierten zwei sitzende Löwen; um sie herum schaarten sich zwölf massive silberne, inwendig vergoldete Becher, auf deren jedem die symbolische Gestalt eines Monats mit seinen Gaben und Beschäftigungen in erhabener Arbeit dargestellt war; — alle diese Geräthe waren Erbstücke der Familie und hatten oft schon bei ähnlichen Anlässen am gleichen Orte paradirt. Ueber diesem

Digitized by Google

Schranke sowie über dem Spiegel prangten die Wappenbilder der Familie; das Getäfel des Saales war durch schlanke Säulen, die auf breitern, ein Menschenantlitz darstellenden Postamenten ruhten, in Felder getheilt, und in der Mitte jedes Feldes war ein schönes Hirschgeweih angebracht, Zeuge der Jagdabentheuer der Herren von Randenburg in den Schluchten und Dickigten des Randens, eines nahen, waldigen Gebirges, das ehemals ihre Veste trug.

Man servirte zuerst Thee in kleinen chinesischen Porzellantäßchen und dazu Eiersemmelringe, kleine Weckchen und sogenannte „Gipfel", ein hornförmiges Backwerk aus feinem Teig; die Damen setzten sich um den schön mit Blumen dekorirten Tisch, priesen abermals und abermals die außerordentliche Eloquenz des hoffnungsvollen Sohnes und sagten seiner stolzen Mama in den überschwenglichsten Ausdrücken voraus, sie werde ihn unfehlbar einst als Bürgermeister an der Spitze der glorreichen Republik begrüßen können. Andere etwas aufrichtigere Stimmen meinten, er habe bedeutende Gaben gezeigt; aber dieselben würden wohl in einem noch viel hellern Lichte erscheinen, wenn er einige Jahre die so heilsame Schule französischer Sprache und Sitte würde durchgemacht haben; dazu sei es nun wohl bei ihm hohe Zeit; es könnte sonst manches Goldkorn seines Geistes in dem Staube der von so vielen bürgerlichen Elementen vergröberten Schuljugend verloren gehen, und den rechten Duft eines wohlgesitteten, weltmännischen Benehmens, wie es eines Junkers und Seckelmeisters Sohn ziere, erhalte man eben doch nur in der Atmosphäre der französischen Welt. Andere meinten, es müsse doch der Frau Seckelmeister schwer werden, sich jetzt schon von ihrem Sohne zu trennen; wieder andere trösteten, sie habe ja die liebliche Adelheid, die heranblühe wie eine Lilie, die, ohne in Welschland gewesen zu sein, schon so viel Takt in der Gesellschaft zeige und in ihrer zurück- und aufwärtsgeschlagenen Frisur sich so scharmant ausnehme — und sie ließen sie näher treten bei diesen Worten und bewunderten ein Stück ihrer Toilette nach dem andern und sagten ihr über Alles die unverhülltesten Schmeicheleien ins Gesicht, bis sie endlich erröthend und unwillig sich losriß und zu ihrem Bruder sich flüchtete, der mit mehreren Jugendfreunden von gleich adeligem Stande in heiterem Gespräche begriffen war. Hier lachte sie über die alten Damen und über ihren eignen abentheuerlichen Aufzug und über die Eleganz der sonst so ungehobelten jungen Herren.

Die Herren spazierten in lebhaften Gesprächen im Saale auf und ab oder bildeten Gruppen um einzelne hervorragende Personen; die jüngeren probirten ihr vor Kurzem aus Paris mitgebrachtes Französisch in galanten Unterhaltungen mit den jüngern Damen, welche die weiten Fauteuils und Sophas mit ihren rauschenden Seidengewändern ausfüllend, mit dem Fächer die Hitze kühlten, die der Thee und die vielen Lichter, der Puder und die künstlichen Gerüste der hochaufstehenden Haartouren ihnen verursachten. Mehrere der älteren Herren sammelten sich um die respekteinflößende Gestalt des

Digitized by Google

regierenden Amtsbürgermeiſters, der an vierfacher goldener Kette eine glänzende Denkmünze am Halſe trug, die er einſt auf einer Tagſatzung für ſeine Verdienſte um den erneuten Bund mit Frankreich von der franzöſiſchen Geſandtſchaft zum Geſchenk erhalten hatte. Ein gewiſſes Gefühl der Majeſtät ſchwebte auf ſeinem Antlitz, ſeine Worte begleitete er mit angemeſſenen Bewegungen der Hand, die ſich trotz der ſteifen ſpitzenreichen Manſchetten doch ſehr ungezwungen ausnahmen. Er erzählte von der letzten Tagſatzung, die er beſucht hatte, rühmte die Artigkeit der franzöſiſchen Staatsmänner und ließ ſich erzählen, was man von dem neuen Landvogt ſage, der in einem nahen Städtchen vor Kurzem eingeſetzt worden war. Als man ihm ſagte, daß die Bauern über ihn murrten, ſo zeigte er an Beiſpielen, wie das jetzt überall auch in andern Kantonen vorkomme, es wolle ein neuer unbotmäßiger Geiſt den Bauern in die Köpfe fahren; eine gute Obrigkeit dürfe das nicht dulden und müſſe landesväterlich dafür ſorgen, daß dieſer ſchlimme Geiſt nicht um ſich greife. Dann ſprach man von den Ausſichten für den Wein des laufenden Jahres, von dem Theater, welches eine berühmte Bande in der Stadt aufgeſchlagen und über das die wohlehrwürdigen Geiſtlichen ſich höchlichſt ereiferten, da die Leute jetzt mehr ins Theater als in die Predigt liefen; ferner von dem Nutzen der Polizei, die man vor Kurzem unter einem Stadtlieutenant, nächtlichen Unfug in den Gaſſen zu verhüten und dem ungeberdigen Treiben der Jugend zu wehren, eingeführt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Dichterſchule des Materialismus,

oder die Epigonen der franzöſiſchen Romantik.

Eine literarhiſtoriſche Skizze von Alex. Büchner.

(Schluß der erſten Abtheilung.)

Ducamp irrt, wenn er meint, man könne die und jene Eiſenſchmiede an die poetiſche Stelle der Werkſtatt des Vulkan ſetzen, denn nie iſt dieſe letztere und ſelbſt nicht das Kunſtwerk, das aus ihr hervorging, Hauptgegenſtand der Dichtung geweſen, ſondern nur Nebenwerk und Mittel gegenüber von Dem, der ſich der Reſultate ihrer Arbeit bedient, dem Menſchen. Und wo ſollte dieſe poetiſche Verherrlichung nicht des Fortſchritts ſelbſt, ſondern ſeiner äußeren Mittel die Grenze ihrer Gegenſtände finden? Wird ſie nicht, um conſequent zu ſein, auch nach deſſen früheren Trägern zurückgreifen, die Buchdruckerkunſt für die Vernachläſſigung, die ſie Seitens der undankbaren Muſen, ſeit der ſo unendlich fruchtbaren und angeregten Renaiſſanceperiode bis jetzt erfahren, entſchädigen, und nicht auch dem Schießpulver Dank dafür ſagen müſſen, daß es die Katapulte tödtete und die taktiſche Bedeutung der trojaniſchen Kämpfe lächerlich und zu Schanden machte? Durch ſolche analoge

Digitized by Google

Ausdehnung ließe ſich für die poetiſche Thätigkeit der Schule ein ausführliches und ſchwer erſchöpfliches Penſum zuſammenfinden, und wer ſteht ihr dafür, daß zahlreiche Liebhaber nicht auch den Tabak, den Kaffee und den Thee als Beglückungsmittel der Menſchheit unter ihre Themata rechnen werden?

Wie angedeutet ſind übrigens ſolche Verirrungen und Verwechſelungen der Mittel mit den Zwecken in der Geſchichte der Künſte nicht ſelten und ſogar meiſt von großem augenblicklichem Erfolg begleitet. Wir erinnern nur an Bernini's Marmorwolken, an die rein deſcriptive Naturdichtung der Thomſon, Haller, Delille, an den in der modernen Muſik ſo alltäglichen Mißbrauch der ſogenannten Tonmalerei, und dergleichen.

Aber, wird man uns wohl zurufen, grau wie jede Theorie ſind dieſe äſthetiſchen Spitzfindigkeiten! Behauptet Ihr etwa, daß es in der Dichtung, trotz Homer, Pindar und Sophokles, Virgil, Dante, Taſſo, Cervantes und Camoens, Shakſpeare, Milton, Racine, Molière und Goethe nicht Neues mehr geben könne, da doch Malerei, Muſik und Erzgießerei in den modernſten Zeiten noch nicht Dageweſenes gezeigt haben? Lehrt die Geſchichte nicht, daß jede neue Richtung eben ſo ungläubige Anfechtungen ihrer bloßen Möglichkeit wie die Eurige erlitten hat? Macht die poetiſche Praxis der Phalange Eure Kritik ihrer äſthetiſchen Doktrinen nicht zu Schanden? — Betrachten wir, um zu ſehen, wie es damit ſteht, dieſe poetiſche Praxis ſelbſt!

Als Haupt- und Mittelpunkt derſelben treten uns ſogleich Ducamp's Chants de la Matière entgegen. Sie beſtehen nur aus ſechs, allein ziemlich umfangreichen Stücken: à Charles Lambert, la Vapeur, la Faulx, la Bobine, la Locomotive und le Sac d'Argent. Als Motto ſteht ihnen ein Citat aus dem Romantiker Antoni Deſchamps voran, wonach der Rauch, welcher ſich aus der Werkſtatt erhebt, Gott ebenſo angenehm iſt als ein heißes Gebet oder der Abendhauch und der Duft aus einem müſſigen Rauchbecken.

Das erſte Gedicht iſt eine Widmung der Chants de la Matière an den genannten Lambert. Nach einer Abweiſung der Vergangenheit, welche ihn zu ihrer poetiſchen Verherrlichung vergeblich einlädt, ruft Ducamp:

> J'ai compris qu'il fallait, qu'à son tour le poëte
> Chantât ce qu'il voyait et se fit interprète
> Des effets surhumains qu'enfantent nos cerveaux
> Pour rapprocher de nous l'espoir des temps nouveaux!

Sein Geſang iſt ihm die Dichtung der beſtändigen Arbeit, des menſchlichen Fortſchritts und der Hoffnung, welche die Menſchen an der Hand führt.

La Vapeur trägt ein Motto aus einem ſie feiernden Gedichte des Freundes und Mitredakteurs Laurent Pichat und wird redend eingeführt. Ich bin jung, ſagt ſie, und doch ſo ſchön, daß mich Jeder auf den Knieen anbetet. Die Zukunft liegt fortan in mir, mit dieſem Jahrhundert beginne ich

Digitized by

und werde nie aufhören. Als lange erwartete und moderne Fee vergrößere, vermehre, verändere ich Alles,

Je renouvellerai le monde
Facilement et sans effort,
Je porte en moi force féconde
De quoi ressusciter la mort.
Le rève effrayant d'Archimède
Par moi sera réalisé,
Et je soulèverai sans aide
Notre globe fertilisé.

Man sehe nur ihre gegenwärtigen Werke, obwohl sie jetzt nur erst stammelt und verhältnißmäßig schwach und unkräftig ist:

Pour prendre rang j'attends mon tour,
Mais, ainsi qu'un géant habile
Je grandis de cent pieds par jour.
Voyez déjà dans les usines
Je soulève les lourds marteaux,
Mon souffle anime les machines,
Mon bras tourmente les étaux,
Les grands poids ne sont que des plumes
Que portent mes muscles d'airain,
Et seule je bats plus d'enclumes
Que les Cyclopes de Vulcain!

So arbeitet sie im Abgrunde der Erde, öffnet Wege, gräbt Flüsse ab, treibt Schiffe gegen Wind, Ebbe und Sturm voran, und läßt im Meer die Hai- und Wallfische, auf dem Land die flüchtigsten Renner hinter sich. Allein nicht nur gewaltigen, sondern auch den feinsten Arbeiten ist sie gewachsen, wie es der Dichter trefflich in den plastischen Versen sagt:

Mais lorsqu'une œuvre délicate
M'est donnée à développer,
Alors j'ai des douceurs de chatte
Et je caresse sans frapper!

So fühlt sie täglich die Zukunft in ihre breite Brust eintreten, der göttliche Wille wird durch sie das Werk der Liebe vollenden, und den Krieg, der jetzt noch geführt wird, könnte sie leicht beseitigen, wenn sie sich hineinmischte. An dessen Stelle soll aber die Industrie treten, denn ihr gehört die Zukunft, und was sie jetzt ist, das sagt schon, was sie einst sein wird. Sie wird, wie einst den Sonnenwagen der Fabel, den unsterblichen Fortschritt leiten, welcher seinerseits den Wagen der Zukunft im Galopp voranzieht, und

Sur ce char éclatant de joie et de lumière
Qui roulera toujours dans l'ardente carrière
Dont le champ est l'Eternité,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Sur ce char que ne peut retarder Dieu lui-même,
Car il ne peut vouloir arrêter ce qu'il aime,
Je saurai faire asseoir la blanche liberté!

In ihrem Werk unterſtützt ſie eine gleichgeſtimmte Geſellſchaft, das Chloroform, welches den Schmerz getödtet hat, die Elektricität, ihre Zwillingsſchweſter, das bewegliche Gas, die Photographie, welche nur den Tag als ihren Herrn anerkennt, und tauſend andere Dinge, welche die Zukunft verhundertfachen muß.

Arrivés enfin sans blessure
Dans ce pays qu'on cherche encore,
Nous ouvrirons d'une main sûre
Les deux portes de l'âge d'or!

In *la faulx* macht die Senſe das Anſehn ihrer bürgerlichen Stellung in ähnlicher Weiſe geltend, beklagt ſich über die zähneknirſchenden Töne ihres Schleifſteins, die ſie doch, wenn wir uns nicht über alle Regeln der Phonetik täuſchen, eigentlich ſelbſt hervorbringt, berichtet über ihre ſonntäglichen Unterhaltungen mit den neben ihr ſtehenden Rechen und vergißt auch ihre hiſtoriſche Rolle in den polniſchen Unabhängigkeitskriegen und in den Vorgängen der Jacquerie nicht. Im Schlußvers reſümirt ſie ſich mit den Worten:

C'est moi qui coupe pour vos tables
Le doux froment par Dieu béni,
Je coupe aussi pour vos étables
L'herbe dru et le foin jauni.
Je vous ai prêté mes colères
Dans vos jours de calamité,
J'ai protégé bien des misères
Et défendu la liberté!

Neben dem ländlichen Werkzeug darf die mehr ſtädtiſche Spule nicht zurückbleiben, welche am rauſchenden Fluß ihren weiten, lärmerfüllten Palaſt hat.

C'est un bruit à ne pas s'entendre,
Mais pour qui sait bien le comprendre,
Ce bruit est plein d'enseignements,
Car nous racontons bien des choses
Qui, pour les oreilles non closes,
Prédisent nos avénements.

Sie wird bewirken, daß das mit erhabenen Tugenden gezierte Volk ſeine robuſten Glieder bedecken kann und im Winter nicht mehr friert, denn

Plus on produit plus on consomme,

welche erfreuliche Wahrheit doch wohl eher in ein national-ökonomiſches Handbuch als in ein lyriſches Gedicht gehört. Zum Schluß moquirt ſich die Spule

Digitized by Google

über alle alte Spinnerinnen und will deren ſo ſehr veraltete Rocken als Gegenſtände der Beluſtigung in die Muſeen gebracht wiſſen.

Nach dem Allem kann der Glanzpunkt der Dampfleiſtungen, die Lokomotive, durch kein geringeres Motto als die Stelle aus der Apokalypſe, welche von den feurigen Roſſen mit Löwenköpfen redet, eingeführt werden. Auch ſie lobt ſich ſelbſt, und zwar Abends, während ſie in ihrer weiten, gußeiſernen Remiſe ihre ehernen Maſtodontenglieder von dem Galopp des ganzen langen Tages ausruht. Wind und Wetter iſt ihr auf ihrem Weg einerlei geweſen; ſie dröhnt lauter als der Donner, ſpeit mehr Flammen als die Vulkane und zerbricht in ihren böſen Stunden Bäume, Häuſer, Menſchen und Erdhaufen wie Rohrſtauden. Dann belächelt ſie die armen Pferde, welche ſich leicht ermüden und gern füttern, während ſie ſelber ſchwarze Kohlen verzehrt, von früh bis ſpät läuft und, wenn unpäßlich, zu Thierärzten Schmiede mit ſchwarzen Armen hat. Aber ſo gewaltig ſie iſt, ſo gehorcht ſie doch gern dem Menſchen, ohne und gegen den ſie ohnmächtig iſt. Er iſt die Seele, ſie nur der Körper, doch wird ſie eines Tages heilig geſprochen werden, weil ihr ſtinkender und finſterer Rauch, als der Parfum der Arbeit, mehr werth iſt als duftende Briſe. Ihre Beſtimmung iſt folgende:

je suis la délivrance,
Je porte des rédemptions!
Mes flancs sont remplis d'espérance,
C'est moi qui tûrai la souffrance
Parmi les générations
Et j'unirai les nations!

Trotzdem weiß ſie, daß, weil kein Prophet in ſeinem Vaterlande Etwas gilt, ihre Anerkennung ſpät ſtattfinden, ihr Feſt erſt in langer Zeit gefeiert werden wird:

Car, hélas! vos âmes têtues
Pour tout progrès sont abattues!
Vous me dresseriez des statues,
Si j'avais quatre ou cinq mille ans!

So die Lokomotive.

Chacun prétend que je suis bête,
Et l'on m'adore en m'insultant,

ruft endlich der Geldſack aus und ſucht ſich von den ihn von allen Seiten überſchüttenden Vorwürfen zu reinigen:

Pas d'injures et pas de boue
Que l'on ne jette sur ma joue
Pour la venir baiser après!
Ces choses méchantes et bêtes,
Croyez-vous, quand je les ai faites,
Croyez-vous que ce soit exprès?

Digitized by Google

Nicht er, ſondern ſeine Beſitzer ſind an dem Mißbrauch Schuld, der mit ihm getrieben wird:

Je suis faible, je suis votre hôte,
Pourquoi ne me guidez-vous pas?

Dieſer Gedanke füllt, in verſchiedenen Wendungen, das Ganze aus, und ein langes Programm guter Vorſätze des Geldſacks für den Fall, daß er einmal ſein eigner Herr ſein würde, ſucht ihn in der guten Meinung der Welt wieder herzuſtellen:

Ah! si jamais je suis mon maître
Pendant une heure seulement,
Alors je vous ferai connaître
Ce que je suis réellement!
Ne jugez jamais un esclave
Pris et brisé dans son entrave
Enchainé des mains et des piés,
Comme ceux qui vont sans rien craindre.

Er würde den Hunger ſtillen, den Erfindern das goldene Zeitalter herbeiführen helfen, dem in ſeinem kalten Atelier ſchnatternden Maler Beſtellungen geben, mit dem bleichen Denker arbeiten, den Abentheurer auf ſeinen Ausfahrten begleiten, u. ſ. w.

Vous le voyez, lorsqu'on me blâme,
On a tort, je suis innocent,
Je suis, hélas! comme une flamme,
Qu'on craint tout en la nourrissant.

Er ſchließt mit dem kühnen Wort:

Prisez les barreaux de ma cage,
Et vous verrez si j'ai du cœur!

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortſetzung.)

5. Nach Cliſſon. — Le Bocage. — Beſchaffenheit des Landes. — Der „große Krieg." — Die Geſchichte im Munde unſeres Conducteurs. — Der Conducteur über Abälard und Heloiſe. — Das Volkslied über Loiza hag Abälard. — Le Pallet. — Der See Grandlieu.

Von Avignon aus wandert man nach Vaucluſe wegen Laura und Petrarca; bei Montpellier beſucht man die fabelhaften Gräber Peters von Provence und der ſchönen Magelone auf der Inſel Magelone; von Nantes aus muß man nothwendiger Weiſe wegen Abälard und Heloiſe Le Pallet und

Digitized by Google

Cliſſon beſichtigen. Cliſſon hat neben dem erotiſchen noch ein hiſtoriſches Intereſſe und beſitzt an ſeiner überaus ſchönen Lage noch außerdem eine gewaltige Anziehungskraft. Die Nantaiſen würden es auch dem Fremden nicht verzeihen, wenn er den Ausflug nicht machte. Cliſſon iſt ihr Cabinetſtück, deſſen Ruhm man vom erſten Momente der Ankunft in Nantes ſingen hört, bis man ſich entſchließt in den Omnibus zu ſteigen, und zwar muß man das ſchon des Morgens um 4 oder 5 Uhr thun, wenn man den Reizen Cliſſons nur Einen Tag zu widmen hat. So fuhren wir denn über die Inſeln, über die Hauptbrücken La Madeleine, Pirmil, durch die endlos lange Vorſtadt St. Jacques hinaus ins offene Land, das ſich breit und eben am linken Loireufer ausdehnt und fort auf der prächtigen Straße, die nach Poitiers führt. Schaaren von Bauern und Bäuerinnen kamen uns, meiſt hoch zu Roß, entgegen: denn der Bauer dieſer Gegend, wenn er nur ein Ei zu verkaufen hat, legt es ſorglich in einen breiten mit Stroh ausgefütterten Korb, ſtellt den Korb auf den Kopf, ſchwingt ſich aufs Pferd und reitet im ſtarken Trab drei, vier, fünf Stunden weit bis nach Nantes, um ſein Ei an den Mann zu bringen. Von der Höhe unſeres Omnibus konnten wir in die Körbe blicken, deren Inhalt ſich gewöhnlich auf beſagtes Ei, auf einige Kartoffeln, auf vier bis fünf Rüben beſchränkte. Daß die Einwohner dieſes Landes aber ſo handeln, iſt ganz natürlich; wie ſollten ſie ihre Produkte in der Einſamkeit, in der ſie leben, ſonſt auch verwerthen! Denn wir befinden uns bereits in dem Lande des ſogenannten Bocage oder Buſches, welches im großen Kriege der Chouans eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hat und der Schauplatz furchtbarſter und unheimlichſter Kämpfe geweſen.

Das Bocage aber iſt das Land der Einſamkeiten und unterſcheidet ſich durch ſeine Außenſeite wohl von den meiſten Ländern Europas. Zwar konnten wir es bei dem dicken Nebel, der uns bedeckte, nur momentweiſe überblicken, wenn ein günſtiger Morgenwindzug den Schleier zerriß: aber dieſe Momente ſchon und dann die Abendrückfahrt reichten hin, uns über deſſen Charakter zu belehren. Da iſt ſtunden- und meilenweit kein Städtchen und kein Dorf zu ſehen, wohl aber überall Bäume und Baumzäune, hinter denen verſteckt und unſichtbar die einſam zerſtreuten Bauernhäuſer liegen. Jedes Feld iſt von einem mit Buſchwerk bepflanzten Damme umgeben; aus dem Buſchwerk und dem Damme erheben ſich reihenweiſe die höhern aber nicht zu hohen Bäume, die auch vom Damme hinabſteigen und ſich auf den Feldern ſelbſt, oft ziemlich dicht gedrängt, fortſetzen. Nicht Ein Feld ſtößt unmittelbar an ein anderes, ſondern eines iſt vom andern durch einen tiefen, ausgegrabenen Weg getrennt, der durch die Dämme rechts und links noch tiefer und düſterer und von den Bäumen auf den Dämmen, die ſich einander zuneigen, beſchattet wird. So ſchließt der Bauer jedes einzelne Feld ab und zu jedem einzelnen Felde führt ein beſonderer Fahrweg, und mit den Bäumen und Grä-

Digitized by Google

ben, Dämmen und Fahrwegen wird jedes einzelne Feld in eine kleine Feſtung und das ganze ebene, unüberſehbare Land in ein einziges Labyrinth verwandelt. Man verſichert, daß es nur ſehr wenige Bauern gebe, die ſich eine Meile weit in dieſem Irrſal zurecht zu finden vermögen, jetzt, da doch einige Hauptſtraßen, die ſeit ungefähr zwanzig Jahren die Gegend durchſchneiden, als Führ- und Anhaltspunkte dienen können. Beim Anblick dieſes Landes begreift man alle Schwierigkeiten, mit denen die republikaniſchen Heere zu kämpfen hatten. Entwickelung bedeutender Maſſen, militäriſche Manöver und Operationen waren ganz unmöglich, und alle Strategik darauf zurückgeführt, ſich vor Hinterhalten zu ſchützen, was ebenfalls unmöglich war. Außerdem hatten die Royaliſten noch einen Bundesgenoſſen an dem Nebel, der ſo dicht wie heute und noch dichter in manchen Jahreszeiten ununterbrochen aus der Loire und dem angeſchwemmten Erdreiche dieſes Landes aufſteigt und die Republikaner zwang, in ihr Leichentuch gehüllt, die Kugel des Vendéers aus Buſch und Hag ruhig zu erwarten.

Wahrlich, ſie haben hier Großes gethan und gelitten. Natürlich ſprechen die Einwohner nicht von dieſem Heldenmuth, wohl aber ſind ſie noch heutzutage ſtolz auf ihre Thaten und auf ihren „großen Krieg.“ Dieſer iſt im Munde des Volks zu einem Mythus geworden und hat ſich im Laufe der Zeit ſo umgeſtaltet, daß, nach dieſem Mythus zu ſchließen, ganz Frankreich vor den Chouans gezittert und daß ſie Napoleon beſiegt und die Bourbons zurückgeführt haben. Der Conducteur, der auf dem Omnibusdache neben uns ſaß, erzählte uns, wie Charette, der große General, eines Tags, da ihm die Sache ſchon zu lange gedauert, voll Ungeduld zu den Chouans geſagt habe: Brüder! ich werde die Sache kurz abmachen! Darauf lief er direkt und ohne ſich aufzuhalten nach Paris und trat in den Convent und ſagte: Ich bin Charette! Da erbleichte der Convent. Was wollen Eure Gnaden? fragte endlich Robespierre, welcher, unverſchämt, ſich zuerſt gefaßt hatte. Was ich will? rief Charette und packte Robespierre am Kragen und ſchüttelte ihn — was ich will? Ludwig XVII. will ich augenblicklich zum König gekrönt ſehen. Da verſprachen ihm Robespierre und der Convent Alles und baten ihn, er möchte nur erſt die republikaniſche Armee in der Vendée vernichten, denn dieſe allein widerſetze ſich der Krönung Ludwigs XVII. Dies verſprach denn Charette auszuführen und kehrte ſogleich nach dem Weſten zurück, und er würde es ausgeführt haben, wenn ihn die Republikaner in Nantes nicht erſchoſſen hätten. So erzählt das Volk ſeine Geſchichte; es iſt nirgend unpartheiiſcher als ein partheiiſcher Geſchichtsſchreiber.

Wahrer in ſeiner Art war der gute Conducteur mit ſeiner Geſchichte Abälards und Heloiſe's, die er zu erzählen anfing, als wir, bei durchdringender Sonne, die Dächer von La Pallet, dem Geburtsorte Abälards, erblickten.

„Haben Sie von Abälard gehört?“ fragte er und antwortete ſich ſelbſt:

Digitized by Google

„Gewiß haben Sie das, denn der Ruhm dieſes ungeheuren Gelehrten iſt über die ganze Welt verbreitet. Sehen Sie, hier in La Pallet iſt er vor 1079 Jahren geboren (Abälard iſt in der That im Jahre 1079 geboren). Er war ſo weiſe und ſo gelehrt, wie nie ein Menſch vor ihm oder nach ihm, und das iſt ein großer Ruhm für unſer Land. Auch die ſchwarze Kunſt kannte er; er verſtand es Todte zu beleben und Geiſter zu citiren, aber er war zu gottesfürchtig, um von dieſen Künſten Gebrauch zu machen. Er ging nach Paris, um auf ehrliche Weiſe ſein Glück zu machen und eine Stelle bei der Regierung zu bekommen. Da hatte er viel Unglück; denn er verliebte ſich in die Tochter eines reichen Mannes, Namens Foulbert (Heloiſe war die Nichte des reichen Kanonikus Foulbert). Sie hieß Heloiſe und liebte Abälard, der ihr Unterricht in den größten Wiſſenſchaften gab, wieder. Abälard wollte ſie heirathen, aber ſie ſagte: Nein, o Maitre! Du weiſt es, daß heutzutage kein Laie für einen Gelehrten gilt; ſo erwirb dir Ruhm und Reichthümer, ſo lange der Klerus glaubt, daß du Mönch werden willſt. Haſt du erſt Ruhm und Reichthümer, dann wollen wir uns vermählen; bis dahin leben wir als ein liebendes Paar mit einander. — So thaten ſie auch und Heloiſe wurde vor der Zeit geſegneten Leibes. Da bekamen ſie Angſt vor Foulbert und flüchteten hierher nach La Pallet, wo Abälards Schweſter im Schloſſe ihres verſtorbenen Vaters wohnte. Aber bald ausgekundſchaftet, verſteckte Abälard ſeine Geliebte in der Grotte, die Sie noch heute in Cliſſon ſehen werden. Dort gebar ſie einen Sohn, den ſie ſeiner Schönheit wegen Aſtrolab nannte. Abälard aber, der nach Paris zurückkehrte, um dort ſein Glück zu machen und endlich Heloiſe heirathen zu können, erfuhr von Foulbert eine ſolche Behandlung, daß ihm die Heirath künftig unmöglich war und er aus Verzweiflung ins Kloſter ging." — Die in der Hauptſache wahrhaftige und ſehr rationelle Erzählung des Condukteurs überraſchte mich um ſo mehr, als ich ſchon das Volkslied und die Sage kannte, die freilich weit von hier, in der untern Bretagne, im Lande Kerne, Schickſale und Charakter des unglücklichen Liebespaares ganz anders darſtellen. Aber dieſe abweichende Darſtellung läßt ſich leicht erklären. Hier, in der Heimath Abälards, liebt man ihn landsmannſchaftlich und iſt man ſtolz auf ihn; dort, in der Nähe von St. Gildas, deſſen Abt Abälard geweſen, iſt er von den Mönchen, die ihn beneideten und die er in ihrem lüderlichen Leben beſchränkte, beim Volke verleumdet worden, wie er denn auch ihrem Haſſe und ihren Verfolgungen weichen und entfliehen mußte. Indeſſen iſt es hier vielleicht am Orte, das Volkslied aus dem Lande Kerne mitzutheilen, welches Abälard als einen Zauberer Fauſt und Heloiſen ungefähr ſo darſtellt, wie das holländiſche dramatiſirte Volksbuch das Marieken von Nymwegen. Es iſt überſchrieben: „Loiza hag Abälard", was ſo viel heißt als: Heloiſe und Abälard. Die Worte ſind Heloiſen in den Mund gelegt und lauten in getreuer Ueberſetzung alſo:

Digitized by Google

Nicht mehr als zwölf Jahre hatt' ich,
Als mit Abälard dem weiſen
Und geliebten Lehrer aus dem
Vaterhaus ich ging auf Reiſen.

Als ich mit dem theuren Meiſter
Bin in Nantes angekommen,
Hatt' ich die Bretonenſprache
Nur geſprochen und vernommen.

Nichts als die Gebete wußt' ich,
Nur das Ave und das Pater,
Da ich noch daheim als kleines
Mädchen war bei meinem Vater.

Aber eine Hochgelehrte
Bin ich jetzt in allem Weſen;
Fränkiſch und Lateiniſch weiß ich,
Schreiben kann ich nun und leſen;

Stark in Schrift und Sprache weiß ich
Auch die Bibel auszulegen,
Und trotz einem Pfaffen geb' ich
Einer Hoſtie Weih' und Segen.

In der Meſſe weiß des Pfaffen
Sinn zu Sünden ich zu wenden,
Und die Neſtel kann ich knüpfen
In der Mitt' und an den Enden.

Und ich weiß, wo ſich in Aſche
Gold, gediegnes, reines, findet
Und im Sande klares Silber.
Ja, wenn mich kein Zauber bindet,

Kann ich eine ſchwarze Hündin,
Einen Raben aus mir machen,
Oder einen tollen Irrwiſch,
Wohl auch, will ich's, einen Drachen.

Und ich weiß ein Lied, das ſchlitzet
Auf den Himmel mit Gewittern,
Und das macht die See erbeben
Und das Erdenrund erzittern.

Mir vertrauet und bekannt iſt
Alles Wiſſen dieſer Erde,
Sei's von dem, was ſchon geweſen,
Oder was geſchehen werde.

Zu dem erſten Latwerg, das wir
Im Verein bereitet haben,
Nahmen wir das Herz der Kröte
Und das linke Aug' des Raben,

Und des Farrnkrauts Samen aus dem
Hundert Faden tiefen Brunnen,
Und des Goldkrauts Wurzel, die ich
Auf der Wiese hab' gewonnen.

Nackten Hauptes, nackten Fußes,
In der ersten Morgenstunde,
Nur das Hemd auf meinem Leibe,
Riß ich sie aus ihrem Grunde.

An die ersten Proben, die ich
Angestellt mit meinen Tränken,
Wird das Roggenfeld des Pfarrers
Und wird selbst der Pfarrer denken.

Denn von achtzehn Metzen, die er
Ausgesät in Frühlingstagen,
Hat er in der Zeit der Ernte
Nicht zwei Handvoll heimgetragen.

Hab' daheim bei meinem Vater
Einen kleinen Silberkasten,
Wehe dem, der's ihn zu öffnen
Waget oder anzutasten.

Sind drei Vipern drin, die brütend
Um ein Drachenei sich schlingen;
Wenn mein Drache aufkommt, wird er
Mancherlei Verderben bringen.

Wenn mein Drache aufkommt, wehe!
Vieles richtet er zu Grunde;
Flammen wird er um sich werfen
Sieben Meilen in der Runde.

Nicht mit Rebhuhnfleische nähr' ich
Noch mit Schnepfen meine Schlangen,
Sondern mit dem Blut der Kinder,
Die die Taufe nicht empfangen.

In dem Kirchhof hab' das erste
Kindlein ich getödtet, eben
Als der Priester im Talare
Ihm die Taufe wollte geben.

Als sie es bestattet hatten,
Schlich ich hin auf leisen Sohlen,
Nur in Strümpfen, ganz geräuschlos,
Um es aus dem Grab zu holen.

Wenn ich auf der Erde bleibe,
Und mit mir die Kunst, die freie,
Wenn wir auf der Erde bleiben,
Nur ein Jahr noch oder zweie,

Digitized by Google

Nur ein Jahr noch oder zweie,
Ich und der die Kunſt mich lehret,
Wird die Welt wohl von uns Beiden,
Wird die Erde umgekehret.

— „Gebet Acht, o jung Loiza,
Gebet Acht auf eure Seele;
Dieſe Welt iſt eu'r; die andre
Iſt dem Herren zu Befehle."

So hat uns das edle Urvolk der Kelten unſere arme romantiſche Heloiſe zugerichtet! (Fortſetzung folgt.)

Geibels Brunhild.

Von Karl Gödeke.

(Fortſetzung.)

Hier ſchließt der erſte Act. Die Expoſiton, die bei ſtets fortſchreitender Handlung bis in den dritten Act reicht und das retardirende Element bildet, indem ſie das epiſch Vorausliegende in ſtets neuen, immer dramatiſchen Formen nachholt, hat hier einen entſcheidenden Punkt erreicht. Zugleich iſt das in Hagens Erzählung räthſelhaft Gebliebene und von ihm irrig Gedeutete aufgehellt. Der Kämpfer im geſchloſſenen Helm war nicht Gunther, ſondern Siegfried, aber niemand hatte um den Tauſch gewußt. Siegfried hatte den Tag nicht auf altbekannten Pfaden verſchwärmt, was Brunhild als übermüthige Nichtachtung zornig aufgenommen; daß Siegfried ſie getäuſcht, lag außerhalb ihrer Ahnung. Daß dieſe Täuſchung jetzt wiederholt werden ſolle, konnte ſie vollends nicht ahnen. Was zwiſchen ihr und Gunther in der Nacht vor dem Beginne des Stückes vorgegangen, wird von Gunther nur im Allgemeinen angedeutet. Hier ſetzt der Dramatiker die Kunde des Epos voraus; unter den Dramatikern der Gegenwart waren vielleicht nur Hebbel und Geibel im Stande, die Begebenheiten jener Nacht als dramatiſches Motiv zu benutzen; jener, weil er das Publikum bereits daran gewöhnt hat, Behandlungen von Stoffen aus derartiger Sphäre bei ihm nicht auffallend zu finden; dieſer aus dem ſehr verſchiednen Grunde, weil er durch ſeine bisherige Dichtung Gewähr geleiſtet hat, daß er Motive dieſer Art in Unſchuld des Herzens ohne ſinnliche Nebengedanken verwendet. Er hätte, was das Epos in Unbefangenheit wie den Kampf zweier Naturgewalten ſchildert, in voller Breite wiedergeben können; die Sitte verbot ihm die ausführliche Schilderung nicht, aber die dramatiſche Form widerrieth ſie. Gunther kann ſeine Schmach nicht wie Judith ihre Erfahrung berichten. Die Thatſache, daß die Unbändige noch nicht gebändigt worden, iſt genügend, um die Bändigung beſchließen zu laſſen. Dieſe ſelbſt verlegt der Dichter zwiſchen die Acte; die darauf gegründete fortſchreitende Handlung nimmt nur in leichten Andeutungen Bezug darauf, ohne im mindeſten dunkel zu werden. Der Dramatiker ſetzt die Kunde des Herganges voraus und benutzt nur, was für ſeinen Plan nothwendig iſt, alſo alles was Brunhildens Täuſchung, Enttäuſchung und Willensentwicklung bedingt. — In den Expoſitionsmomenten des erſten Actes liegen noch einige oben angedeutete Dunkelheiten, die müßig ſein würden, wenn der Verlauf der Handlung nicht die Aufhellung brächte. Während Gunther und Hagen vor der Werbung noch nicht auf dem Iſenſtein geweſen, konnte Siegfried dort der Brunhild vorreden, er habe altbekannte Pfade beſucht; er war alſo ſchon früher bei Brunhild geweſen. Ferner erinnern wir uns an Brunhilds leidenſchaftliche Ueberraſchung, als ſie Gunthers Werbung vernimmt, und an ihr Wort, daß er ſein Verderben wähle. Auf dieſen

Digitized by Google

unſcheinbaren Angeln ſetzt der Dichter wichtige Dinge in Bewegung; die Gliederung des Stoffes erweiſt ſich hierin ſo feſt und organiſch nothwendig, daß von dieſer Seite die Kunſt des Dichters vollendet erſcheint.

Zwiſchen dem erſten und zweiten Acte liegt die verhängnißvolle Nacht, in der Siegfried wieder mit Gunther getauſcht, unter dem Scheine als ſei er Gunther ſelbſt, deſſen Sieg erſtritten, ohne die Früchte des Sieges für ſich zu nehmen. Beim Beginn des Actes iſt Brunhild an ſich und ihrem Schickſal irre. Die Geſchenke, die Gunther ihr geſandt, reizen ſie nicht; das zerſtreuende Zureden ihrer Frauen hört ſie nicht. Sigrun, eine alte Prieſterin aus Brunhilds Gefolge, ſendet die müßig Fragenden weg. Sie weckt die in ſich verſunkene Königin, die ſchwindelnd an dem Abgrunde ſchwankt, der hinter allem Denken ſich aufthut. Brunhild bricht in Klagen aus:

Zwölf Stunden hat die Nacht, und eine g'nügt,
Ein Menſchenloos auf immerdar zu wandeln,
Ein Augenblick nur ſcheidet Heil und Fluch.
O welch ein Strom wälzt ewig brückenlos
Sich zwiſchen heut und geſtern! Geſtern war
Ich noch mein eigen . . .

Sigrun wehrt den Klagen; wo ein Leid in Blüthe ſteht, zeigt ihr der Geiſt die Schuld auch, aus der es aufgewachſen; ſie erinnert an Brunhilds trotzige Jugend, wie ſie alle Freier abgewieſen, mit den Verlangenden ihr höhnend kaltes Spiel getrieben; wie die Götter, Sühnung fordernd, ihrer Opfer Qual gewogen und in zornigem Rath über ſie beſchloſſen, daß ihr von Mannes Minne nimmer Heil kommen ſolle. Aber ſie habe die Warnung in ſtolzer Sicherheit verachtet, als der fremde Wildling, der Drachentödter im Goldhaar, an die Küſte verſchlagen worden. Brunhild gebietet der Unbarmherzigen Halt, die nicht richten könne, was ſie nicht begreife; „als Siegfried nahte", ruft ſie, „kams über mich mit Allgewalt, all mein Weſen ſchlug in Flammen jauchzend auf! was kümmerte mich das dunkle Schickſal, was dein verworrner Prieſtermund! hätte alles Schreckliche ſich zwiſchen uns gethürmt, ich hätt' ihn doch geliebt!" Sigrun deutet ernſt auf die Verſtockung des Herzens, das einmal der Götter gelacht. Ihr Ernſt reizt Brunhild, ſich leidenſchaftlich gegen die Götter und ihre Gaukelſprüche aufzulehnen; ſie beruft ſich auf die ſchwankenden Verheißungen aus Sigruns eignem Munde, auf jene Nacht, als Siegfried vom Iſenſtein geſchieden, wie ſie in ſchlafloſer Sehnſucht mit liebend abergläubiſchem Herzen die Zukunft gefragt, und wie Sigrun ihr verkündet, nur Einer lebe, der ſie bezwinge, Siegfried, Sigelindens Sohn; wie ſie da ſich das eherne Geſetz geſchrieben, dem zu gehören, der ſie beſiege — und heute ſei ſie König Gunthers Weib! Sigrun muß vor dem Räthſel verſtummen, aber ſie weiß, es wird ſich einſt löſen. Brunhild ſteigert ihre leidenſchaftlichen Ausbrüche gegen die Gottheit, die freilich nach Willkür ſchalte, grauſam ſtrafe, was ſie ſelbſt bewirkt habe; aber ihre Allgewalt könne nicht ungeſchehen machen was geſchehen; geweiſſagt ſei, nur Siegfried werde ſie zwingen und Gunther habe es gethan. Als Sigrun feſt beharrt, die Dinge lügen, doch die Götter nicht, als ſie mit ſchauendem Auge den ewig hinüber und herüber wechſelnden Tauſch der Geſtalten mißt und eher an eine täuſchende Verwirrung der irdiſchen Sinne als an den Trug der Gottheit glauben will, als ſie bei Brunhildens wachſendem Sturm ruhig bleibt wie das eherne Schickſal, empört ſich die blinde Leidenſchaft der Königin, die an die Gottheit nicht reichen kann, gegen die menſchliche Vertreterin derſelben, bis zur ſelbſtvergeßnen Wuth und treibt die ſtill Hinwegſchreitende mit Drohungen hinaus, daß ihre Götter ſie nicht retten ſollen. Alleingelaſſen greift ſie in ſich ſelbſt hinab und erkennt, daß wenn es etwas gibt, das gewaltiger iſt als das Schickſal, es nur der Muth iſt, der es unerſchüttert trägt. Sie will's verſuchen, das Vergangene hinter ſich werfen und verbergen, was ſie leidet. Dem mild herantretenden Gunther verſpricht ſie, ſich in ihr neues Loos zu finden; um ganz ruhig werden zu können, bittet ſie, Gunther möge Siegfried fortſchicken.

Digitized by Google

Gunther lehnt es ab; ein ſinnlos dunkler Trieb ſpreche aus ihr; ſchon auf dem Iſenſtein habe er geſpürt, daß Siegfried ihr verhaßt ſei; allen ſei ſie hold begegnet, ſcheu nur ihm; als er ſie huldigend gegrüßt, habe ſie ihm ohne Wort den Rücken gewandt. Brunhild, die vergebens zu unterbrechen geſucht, wiederholt ihre Bitte, ſie kann ſein lachendes Angeſicht nicht ſehen und weiß, daß es nicht gut thut, wenn ſie beiſammen ſind. Gunther beharrt, ja er verlangt, daß ſie Chrimhildens herzlichen Empfang vergelte und die Mißachtung, die ſie ihr gezeigt, vergüte. Mit Entſetzen ſieht Brunhild ſtatt der Gewährung ihrer Bitte ſich die ſchwerere Pflicht auferlegt, zu ſehen wie Siegfried (der König ſag' es ja, daß ſie Siegfried haſſe) dem Glück im Schooße ſitze. Gunther fordert, daß ſie den Gang noch heute thue, da die morgen eintretende Feier des Sonnwendfeſtes verlange, daß beide Frauen das Opfer bereiten und reinen Sinns das Heil des Jahres erflehen; das Gefühl ungeſöhnter Kränkung dürfe nicht hinübergetragen werden. Als Brunhild zaudert, ruft ihr Gunther zu, faſt müſſe er glauben, ſie haſſe Siegfried nicht, ſie fürchte ihn. Brunhild findet bei dem ſpöttiſchen Wort ihre Stärke wieder. „Ich fürchte Niemand, ſelbſt das Schickſal nicht.“ Der raſch Abgehenden blickt Gunther mit der Genugthuung nach, daß ſie zwar unwillig gehe, aber doch gehe, und er wieder Herr ſei. — Die folgenden Scenen, in denen Chrimhild vorwaltet, ſind idylliſcher gehalten. In ſeelenvollem Geplauder läßt die reine, nur in ihrem Siegfried lebende Frau den holden Frieden ihres Herzens ſchauen; ein elegiſcher Ton miſcht ſich hinein, als Giſelher, Chrimhilds Bruder, beim Anſchauen des Liebesglücks der Schweſter ſich an das oft vernommene Wort erinnert, daß die Götter, wenn ein Menſchenherz ſein Alles an ein vergänglich Gut ſetze, ſein Kleinod zum Zeugniß ihrer Macht zerbrechen. Dieſer elegiſche Ton klingt im dritten Act voller aus, als Chrimhild bei der Sonnwendfeier, wo der leuchtende Gott von der Höhe des Segens abwärts ſteigt, des bangen Scheidens nach höchſter Luſt wie im Gebet gedenkt Die ſtillen, friedlichen Scenen Chriemhildens rühren immer wieder an den einheitlichen Hintergrund. Giſelher berichtet, daß Siegfried im Waffenſpiel mit Hagen Sieger geblieben und den Preis des Kampfes, den Speer, erworben habe. Als Siegfried, der dazu kommt, von Giſelher hört, daß Hagen den Speer vorher wohlgefällig betrachtet und gelobt habe, ſendet er den erworbenen Preis durch Giſelher an Hagen. Chriemhild mit Siegfried allein plaudert ihre kleinen Herzensſorgen aus und gedenkt, daß Siegfried ſich um Mitternacht von ihrer Seite geſtohlen; als er ausweicht und wie ſcherzend verräth, er ſei zur Jagd in Königsforſt gefahren, und habe ein ſchneeweiß Edelwild niedergeworfen, glaubt Chriemhild, ſein Scherz ſolle ihr etwas, das ihr ernſtlich Sorge machen könne, verbergen, und iſt nur um ſo mehr bemüht, das Geheimniß zu ergründen; die uralten weiblichen Künſte kommen von ſelbſt, Thränen, Bitten, die Klage: Du liebſt mich nicht! Bei dieſer Klage iſt die von Gunther geſandte Brunhild eingetreten; ſie findet Chriemhild in Thränen, Siegfried im Zorn und zieht den raſchen Schluß, daß auch er elend ſei. In dieſer Stimmung wirft ſie einige bittre Worte hin, die Chriemhild höhnen, und will das Glück der Schweſter nicht ſtören. Empört über den Hohn gegen ſein Weib will Siegfried geben, was ihre Thränen löſcht. „Ich war heut Nacht bei Brunhild, komm, höre, wie's geſchah.“

Der Act hat ein weſentliches Stück der Expoſition nachgeholt, die Liebe Brunhilds zu Siegfried, und zwar gerade an der richtigen Stelle, da wo ſie vor der ſcheinbar unleugbaren Thatſache ſteht, daß die Verkündigung der Gottheit mit dem Geſchehenen in unlösbaren Widerſpruch getreten iſt. Dieſer Widerſtreit der Beſtimmung und der Erfahrung, den der Glaube an die Gottheit nicht zugibt, wird durch die Schlußworte Siegfrieds aufgehoben. Das Wie iſt wieder hinter die Scene gelegt, weil nur die Folgen der That ſelbſt dramatiſch nothwendig ſind. Brunhild vermochte, wie ſie die Dinge ſah, die Thatſache ihrer Unterwerfung nicht zu leugnen; indem ſie durch ihren Gang zu Chriemhild Gunthers Herrſchaft anerkennt, ſeinen Willen zu ihrem macht, verirrt ſie ſich in neue Schlingen, die ſie ſich ſelbſt wirft. Das leidenſchaftliche Herz deutet die Thatſachen, die ſich neu aufdrängen, falſch. Aus den

Digitized by Google

Thränen Chriemhilds und dem Aufbrausen Siegfrieds schöpft sie neue Hoffnung. Wie der elegische Ton Chriemhilds findet diese Hoffnung im dritten Act ihre weitere Entfaltung; aber auf diese folgt rasch die jähe Enttäuschung, dann die letzte leidenschaftliche Glut, die schmachvolle Erniedrigung, der tiefste Jammer. Dieser dritte Act, der von erschütternder dramatischer (und sicher auch theatralischer) Wirkung ist, vollendet die Exposition, indem er zu der ersten Begegnung zwischen Brunhild und Siegfried zurückschreitet, ohne den vorschreitenden Gang der Handlung im mindesten zu hemmen, die bis zu der Höhe geführt wird, von der sie nothwendig absteigen muß. Wie der vierte und fünfte Act dies Absteigen wieder zu einem Aufsteigen zu machen wissen, soll die Analyse zeigen. (Fortsetzung folgt.)

Aus Heidelberg.

Die armen Zeitungscorrespondenten sind oft in böser Lage, wenn zufällig der Strom der Ereignisse so auf den Sand geräth, wie vor ein paar Tagen noch der Rhein, Main, und auch die Zeitungsnachrichten. In der Regel aber wissen dann kluge Leute sich zu helfen. Ich habe in Paris einen Correspondenten des gelesensten deutschen Blattes gekannt, der, so oft es gar Nichts zu berichten gab, ruhig nach Augsburg schrieb: „Talleyrand hat gestern den König in den Tuillerien besucht; Talleyrand ist seit ein paar Tagen unwohl; Talleyrand ist wieder hergestellt" u. s. w., bis andern Tages wieder Etwas geschah und Etwas zu berichten war. Fast scheint es, als ob der Ritter Bunsen, der endlich zum Herrn von Bunsen geworden ist, gewissen Berliner Zeitungscorrespondenten denselben Dienst leisten mußte, wie der „selige" Talleyrand seiner Zeit unserm Herrn Collegen in Paris. Sicher haben Sie auch mit Interesse gelesen, und die nöthigen Hoffnungen daran geknüpft, daß in den bestunterrichteten Zeitungen berichtet wurde: „Der Herr von Bunsen ist in Berlin, hat eine Audienz beim Prinzen von Preußen gehabt, hat bei dem Prinzen von Preußen gespeist, soll nächstens wieder zum Gesandten in London ernannt werden" ꝛc. Nun ist aber Herr von Bunsen gar nicht in Berlin gewesen, hat Heidelberg gar nicht verlassen, als vor längerer Zeit zu einem Besuche nach Coblenz zur Prinzessin von Preußen. Welche Begründung alle weitere Nachrichten aus der besten Quelle, die sich an Bunsens Gegenwart in Berlin knüpfen, haben können, versteht sich hiernach von selbst. — Ob diese kleine Berichtigung einer Thatsache Ihre Leser sehr interessiren wird, weiß ich natürlich nicht; für den Fall, daß ihnen die Sache ziemlich gleichgültig, will ich als Beigabe eine Anecdote hinzulegen, die mir, als ich sie zur Zeit hörte, characteristisch genug schien. Als Talleyrand auf den Tod lag, erzählte man sich in Paris, daß Louis Philipp seinen diplomatischen Mephistopheles am Krankenbett besucht habe. Da habe der todtkranke Talleyrand zu seinem Herrn und Meister gesagt: Oh je sens le feux de l'enfer dans les entrailles, worauf Louis Philipp seufzend erwiedert habe: Déjà! — Damals galt Louis Philipp wenigstens für ebenso klug und fein, wie heute Napoleon III., wenigstens!

Eine andere kleine Thatsache von hier zu berichten, ist, daß der engere Senat, nach ziemlich lebhafter Debatte, die ihm angebotene Talarumform mit großer Majorität entschieden von der Hand gewiesen hat. Die Heidelberger Universität zeigt in dieser Beziehung mehr Charakter als viele andere ihrer berühmten und gelobten Schwestern. Uebrigens ist Heidelberg und zwar die Hochschule, in ihrem ganzen Wesen auch so durchaus modern, daß der Talar den Herren Professoren hier wie eine Maskerade vorkommen müßte. Anderswo ist's vielleicht anders; aber sehen möchten wir doch diesen oder jenen unserer Freunde unter den Herren Professoren zu X. und Y. in ihren Staatstalaren. Sie mögen sich schön drin ausnehmen!

Eine ältere Dame, die vor einigen Tagen hier starb, hat in ihrem Testament einem Studenten, der in einem Dachstübchen ihr gegnüber wohnte, und von dem sie nichts wußte, als daß sie in ihren schlaflosen Nächten von ihrem Zimmer aus beobachtet hatte, wie der arme Student alle Nacht bis spät nach Mitternacht bei einem erbärmlichen Oehllämpchen

Digitized by Google

ſtudierte, — 3,000 fl. vermacht. Jedenfalls heißt das mehr Menſchenverſtand und wahre Charitas zeigen, als wenn ein rheiniſcher Kröſus ſeine Schätze zu ſogenannt kirchlichen Zwecken, für die das Bedürfniß nicht vorhanden iſt, vererbt.

Unterhaltungen.

— Das Programm zur deutſchen allgemeinen und hiſtoriſchen **Kunſt-Ausſtellung in München** iſt bereits erſchienen und an die deutſchen Kunſtinſtitute verſandt worden. Die Akademie der Künſte in München, heißt es darin, hatte beſchloſſen, die Feier ihres fünfzigjährigen Beſtehens dadurch auf eine charakteriſtiſche Weiſe zu begehen, daß ſie ein Zeugniß ihres Wirkens ablege durch die Vereinigung der bedeutendſten Leiſtungen ihrer Mitglieder und Schüler während der Periode ihrer Dauer; die Künſtler-Verſammlung in Bingen hatte eine allgemeine deutſche Kunſtausſtellung in Ausſicht genommen. Es ward in Stuttgart eine Verbindung beider Plane zu einem gemeinſamen Werke erzielt: es ſoll im Sommer 1858 in München eine allgemeine und hiſtoriſche deutſche Kunſtausſtellung veranſtaltet werden, die ſo weit möglich das Beſte zuſammenbringe, was ſeit Carſtens im Vaterlande geſchaffen worden. Die Abſicht kann nur erreicht werden, wenn alle Kreiſe des Vaterlandes wetteifern, dies nationale Unternehmen zu fördern. Haben in Frankreich und England die Beſitzer der Bilder und Statuen mit den Künſtlern gewetteifert, um das Herrlichſte und Gelungenſte jeder Art und jedes Meiſters zu einer Geſammtanſchauung zu vereinigen, ſo darf man zu dem deutſchen Geiſte das Vertrauen hegen, daß ein ähnliches und ihm eigenthümliches Werk gleichfalls gelingen werde. Die deutſche allgemeine Kunſtausſtellung beginnt den 15. Juli und endigt den 15. October 1858. Die Ausſtellung findet in dem k. Glaspalaſte ſtatt und umfaßt: Gemälde, Cartons, Zeichnungen, plaſtiſche Arbeiten, architektoniſche Entwürfe, Kupferſtiche, Lithographien, Photographien (inſoweit dieſe zur Ergänzung der kunſtgeſchichtlichen Seite der Ausſtellung mitwirken können). Nur Werke ſolcher Künſtler, welche deutſchen Schulen angehören, werden aufgenommen; auch Verſtorbener, welche auf eine charakteriſtiſche Weiſe den Entwicklungsgang der deutſchen Kunſt bezeichnen, und zwar ſoll dieſer von Carſtens, Schick und Wächter an gerechnet werden. Die Localcomités werden beſondere Sorge tragen, die betreffenden Meiſterwerke in den Gallerien und Privatſammlungen aufzuſuchen und deren Einſendung nach München zu vermitteln. Die Ausſtellung und Alles, was dazu gehört, wird nach den Beſchlüſſen der allgemeinen deutſchen Künſtlerverſammlung in Stuttgart von einem Geſchäftscomité geleitet. An jedem Orte, wo Künſtlervereine beſtehen, werden dieſe aus ihrer Mitte ein Schiedsgericht ernennen, welches über die einzuſendenden Werke zu entſcheiden hat. Einzelne Künſtler, welche an Orten wohnen, wo kein Schiedsgericht beſteht, haben ihre Arbeiten irgend einer ſolchen von einer Künſtlerſchaft gebildeten Jury zu unterſtellen. Das Geſchäftscomité wird Einleitungen treffen, daß den ausgezeichneten Werken ehrenvolle Anerkennungen zu Theil werden. Die Namen der Beſitzer der Kunſtwerke werden im Katalog verzeichnet. Oeffnen und Wiederverpacken der Kunſtwerke geſchieht unter Aufſicht einer Commiſſion. Zuſchriften werden unter der Adreſſe des Sekretariats der k. Akademie der Künſte in München erbeten. Zum Geſchäftscomité gehören Kaulbach und Feodor Dietz als Vorſitzende, Carriere als Schriftführer, ſodann Foltz, Heinlein, Ch. Morgenſtern, von Schwind, Seibertz, Widnmann und andere Künſtler.

— Das von Winterhalter gemalte **Bildniß des Prinzen Friedrich Wilhelm** von Preußen iſt in London bei Hanhart in einem ſehr gelungenen litbographirten Abdrucke erſchienen. Das Athenäum empfängt denſelben mit folgender kurzen Kritik, die unter den obwaltenden Verhältniſſen als ſehr unartig bezeichnet werden darf: „Der Hofkünſtler hat in dieſem Por-

Digitized by Google

trät weniger als gewöhnlich geſchmeichelt; er hat den erwählten Bräutigam, deſſen Geſichtsausdruck gutmüthig bis zur Schwäche iſt, in einen ſtrengen, etwas eiſenfreſſeriſchen jungen Officier verwandelt mit breiter, feſter Bruſt und pelzverbrämtem Mantel. Der Preuße hat ſlaviſches Blut in ſich, und hier ſind die Spuren deſſelben etwas zu ſtark hervorgehoben." Die Hohenzollern ſind bekanntlich ein ächt deutſches Geſchlecht, deſſen Blut nicht zum erſtenmal mit dem der britiſchen Königsfamilie vermiſcht wird. Der Artikel erinnert an die Bemerkungen der Times über engliſche und preußiſche Schönheit, auf welche Kladderadatſch die beſte Antwort gegeben hat.

— Einige Zeitſchriften bringen ein **Epitaph auf Rauch**, den berühmten Bildhauer, das nach ihrer Verſicherung von Dr. A. Hedenus, „einem geiſtvollen Neu-Lateiner in Dresden", verfaßt iſt:

En Rauch ille fuit, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

Zu deutſch etwa:

Hier ruht Rauch, vor dem zu unterliegen befürchtet
Einſt die Natur; nun todt, glaubt ſie mit ihm zu vergehn.

Dieſe Inſchrift iſt jedoch nicht neu, ſondern über dreihundert Jahre alt; auch nicht von Dr. Hedenus, ſondern von Pietro Bembo verfaßt. Sie findet ſich auf dem Grab eines nicht unbekannten Mannes, nämlich des Rafael, und an einem nicht unbekannten Ort, nämlich im Pantheon zu Rom; nur lauten die Anfangsworte: Sanzius ille fuit.

— Der älteſte noch thätige europäiſche Dichter iſt nächſt Arndt der engliſche Republikaner **Walter Savage Landor.** Bereits 83 Jahre alt, hat er ſo eben unter dem Titel „Trockene Stäbe" eine neue lyriſche Sammlung herausgegeben und dieſelbe „Herrn Ludwig Koſſuth" gewidmet. Landors demokratiſche Geſinnung iſt etwas ideologiſch, jedoch ehrlich gemeint und durch die That erprobt. Landor hat ſchon vor fünfzig Jahren auf eigene Koſten ein militäriſches Corps angeworben und den für ihre Freiheit kämpfenden Spaniern als Hülfe zugeführt. Als lateiniſcher Dichter iſt er einer der erſten unſerer Zeit; in den Märztagen 1848 richtete er eine ſchwungvolle Ode in alcäiſchem Versmaß an Lamartine, worin er der von dieſem gegründeten Republik ewige Dauer verhieß.

— Wer ſich über das **oſtindiſche Münzweſen** in der Kürze unterrichten will, dem empfehlen wir den Artikel „Rupie" in dem Brockhaus'ſchen Werk „Unſere Zeit", das man wohl eine Encyclopädie der Gegenwart nennen kann; er befindet ſich auf den letzten Seiten des eben vollendeten erſten Bandes. Wir erfahren aus demſelben, daß die Engländer bis in die neuere Zeit ihre in Indien geprägten Münzen mit dem Namen des Großmoguls verſahen. Die ſogenannte Sikka-Rupie trug auf dem Avers die Aufſchrift: „der König Schah-Alam, der Beſchützer der Religion Mohameds, der Schatten der Gnade Allah's, hat dieſe Münze geſchlagen für den Umlauf in allen ſieben Klima's." Auf dem Revers las man: „Geſchlagen zu Murſchid-Abad im neunzehnten Jahre der glückbringenden Thronbeſteigung."

— In England beſteht eine Art von offcieller Schillerſtiftung unter dem Namen **Literariſche Civilliſte.** Unter den Regierungsmitgliedern ſind die Meinungen über die Verwendung derſelben getheilt. Lord Aberdeen war der Anſicht, die Unterſtützungen aus ihr ſeien einzig in Fällen der Noth und Dürftigkeit zu ſpenden; Peel dagegen wünſchte, daß ſie überhaupt als Belohnung für literariſches Verdienſt gelten ſollten. Lord Palmerſton hat die letztere Meinung durchgeſetzt und der Wittwe des liebenswürdigen Douglas Jerrold einen Jahrgehalt von hundert Pfund beſtimmt, obwohl ſie gewiß kein Armuthszeugniß beizubringen vermöchte.

— Man kann jetzt in vielen Blättern die Notiz leſen, es werde demnächſt im Cotta'ſchen Verlag eine zweite Ausgabe des Briefwechſels von Goethe und Schiller erſcheinen, vermehrt durch eine Anzahl von Stellen, die früher aus Rückſicht für berühmte Perſonen

Digitized by Google

weggelaſſen worden. Dieſe neue Ausgabe iſt jedoch bereits vor anderthalb Jahren erſchienen, und zwar in höchſt geſchmackvoller Ausſtattung; ſie ſollte ſich von Rechtswegen in der Bibliothek jeder literariſch gebildeten Familie befinden. Das Einzige, was wir an ihr zu tadeln haben, iſt die Weglaſſung der Widmung des Briefwechſels an den König Ludwig von Bayern, die einige ſehr intereſſante Aeußerungen des greiſen Goethe enthält.

— **Guſtav Struve** hat in Amerika eine Weltgeſchichte verfaßt, die in 60 Heften erſcheinen ſoll, von welchen 26 bereits gedruckt ſind. Der Proſpectus enthält Beurtheilungen des Werkes aus transatlantiſchen Journalen; die Newyorker Criminalzeitung, das Indiana-Volksblatt, der Beobachter am Teneſſee, der Wächter am Erie empfehlen es mit begeiſterten Worten als beſtes Familienbuch, auch „abgeſehen von der perſönlichen Achtung, welche jeder gute Republikaner dem Verfaſſer ſchuldet.“ Der „Phönix von Oſchkoſch“ ſagt: „In höheren Schulen ſollte es zur Vorſchrift gemacht werden, dieſe Struve'ſche Weltgeſchichte allwöchentlich 3 Stunden vorleſen zu laſſen. Struve genießt als tüchtiger Geſchichtsforſcher eines unzweifelhaften rühmlichen Namens und das, was er geſchrieben, iſt Schloſſers Schriften an die Seite zu ſtellen und, ſo viel den republikaniſchen Geiſt der Geſchichtſchreibung betrifft, Schloſſers Anſichten weit vorzuziehen.“ Noch eigenthümlicher drückt ſich eine Empfehlung in der „New-Braunfelſer Zeitung“ (Texas) aus: „Struve hat ſelbſt ein Stück Geſchichte miterlebt und mitgemacht; — durch ſeine Ueberſiedlung nach Amerika hat ſich natürlich ſein Geſichtskreis ſehr erweitert und geklärt, wenn auch ſeine Stumpreden nicht eben ſehr dafür ſprechen; dazu kommt, daß er Phrenolog iſt. Die geiſtige Chemie — Pſychologie — ſieht ſich genöthigt, zu Zerſtörungsſinn, Geſchlechtstrieb, Eigenthumsſinn, Anhänglichkeitsſinn u. ſ. w. ihre Zuflucht zu nehmen, um einen leitenden Faden aus dem Labyrinth der geſchichtlichen Thatſachen zu erhalten. — Sie werden finden, wenn Sie z. B. die Geſchichte der Reformation von Struve mit der von Schloſſer, Rotteck, Böttiger vergleichen, daß dieſelben Thatſachen von Erſterem viel natürlicher, klarer und der Wahrheit gemäßer entwickelt ſind als von den Anderen; und das macht eben die Phrenologie.“ Den Proſpectus unterzeichnet nicht eine Verlagshandlung, ſondern „Ludwig Neu, General-Agent für Struve's Weltgeſchichte, 85 Chriſtie-Street, New-York.“

— Zu den feinſten neueren Arbeiten im Gebiete der Erzählung gehört die Novelle „Auf der Düne“, von Friedrich Spielhagen (Hannover, Carl Meyer). Sie iſt namentlich wegen des anregenden und ſchön gehandhabten Converſationstones zum Vorleſen empfehlenswerth. Faſt noch beſſer eignet ſich für denſelben Zweck die im vorigen Jahr erſchienene Novelle „Clara Vere“, durch die ſich der Verfaſſer zuerſt als talentvoller, gebildeter Erzähler einen Namen gemacht hat.

— **Emil Girardin** ſteht im Begriff, die Leitartikel, die er im Laufe von zwanzig Jahren (1836—1856) für Pariſer Zeitungen geſchrieben hat, unter dem Titel „les questions de mon temps“ in vier Bänden zuſammenzuſtellen. Wie Verſchiedenartiges wird da „unter einer Decke dem guten Leſer in die Hand kommen!“

— Von dem in Nr. 29 und 30 des vorjährigen Frankfurter Muſeums mitgetheilten Vortrag des Herrn Dr. Carl Mettenheimer „Zur Erinnerung an Johann Carl Paſſavant“ iſt ein beſonderer ſchön ausgeſtatteter Abdruck erſchienen. Derſelbe beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Paſſavant's Leben und ärztlicher Wirkſamkeit und wird ſeinen zahlreichen Verehrern als Ergänzung oder Seitenſtück zu Hamberger's Schilderung des Denkers und Forſchers willkommen ſein.

Bitte der Redaction. Wir richten wiederholt an die Einſender lyriſcher Dichtungen das ergebenſte Erſuchen, von ihren Arbeiten für den Fall der Nichtaufnahme eine Abſchrift zurückbehalten zu wollen.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N°. 6. **Frankfurt a/M.,** den 6. Februar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Robert Schumann**, eine Biographie von J. W. von Wasielewski; besprochen von K. Snyder von Wartensee. — **Geibel's Brunhild**, von Karl Gödeke. (Fortsetzung und Schluß) — **Theater:** Der zerbrochene Krug, von H. v. Kleist. — **Unterhaltungen:** Das Goethe-Schiller-Museum. — Zopfabschneiderei u. a.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war der Theetisch weggeräumt worden; einige Stadtmusikanten traten ein und begannen ihre Künste. Die jungen Cavaliere führten die geschmückten Damen zum Tanze; die älteren Häupter und die bejahrten Matronen sahen wohlgefällig zu. So sehr der Puder stob, so viel Behutsamkeit und Gewandtheit die weiten Reifröcke geboten, so nahmen sich doch die charakteristischen Costüme der damaligen Zeit in den abgemessenen Bewegungen des Tanzes viel malerischer aus, als die viel weniger bedeutungsvolle und sorglosere Kleidung unserer Tage; es erforderte eine eigentliche Kunst, die mit Bedacht studiert sein wollte, um in jenem Costüm nicht abgeschmackt und tölpisch zu erscheinen; die unbeholfenen, steifen und taktlosen Naturen hoben sich viel kenntlicher heraus als heutzutage. Obgleich nun freilich das glänzende Schauspiel einer solchen Gesellschaft mit mancher verlornen Stunde und manchem unterdrückten Seufzer erkauft war, so galt es doch für das größte Ver-

Digitized by Google

gnügen in demſelben eine Rolle mitzuſpielen, und daß man ſolche Vergnügungen leidenſchaftlich liebte, davon zeugt der Umſtand, daß wenige Jahre nachher, als eine große Theurung entſtand, Obrigkeit und Rath der Stadt ein Mandat erließen, worin die vielen Bälle, Tanzgeſellſchaften und Schlittenfahrten unterſagt wurden, und bald darauf folgte eine andere ernſthafte Vermahnung wegen allzugroßer Kleiderpracht, beſonders wegen der „Reifröcke und der die ganze Geſichtsbildung verunſtaltenden Friſur der Haare."

Als nun Tänzer und Muſikanten ziemlich ermüdet waren, wurde die Geſellſchaft eingeladen, in die kühle Erkerſtube zur Tafel zu kommen. Hier zierten werthvolle alte Kupferſtiche in Goldrahmen die Wände; einen bedeutenden Raum nahm der kunſtreiche Ofen ein, der in einiger Entfernung geſehen die bunteſten Farben zeigte; wer ihn aber in der Nähe betrachtete, fand darauf theils die Fabeln des Aeſop in kleinen Landſchaftsbildern dargeſtellt, theils die Jahreszeiten und die menſchlichen Lebensalter in ſinnbildlichen Figuren; weiſe, lehrhafte Sprüche erklärten in Alexandrinern den Sinn einer jeden ſo bemalten Ofenplatte. Als der einladendſte Platz des Zimmers erſchien der geräumige Erker mit bequemen Sitzen, die auf den Marktplatz und die Hauptſtraße der Stadt die unterhaltendſte Ausſicht boten. Die mit Silbergeſchirr und ſchweren ſilbernen Beſtecken reichbeſetzte Tafel reichte bis in den Erker; dort ſaßen an den Ehrenplätzen der oben erwähnte Amtsbürgermeiſter als Taufpathe des gefeierten Redners, und die Pathin, eine verwittwete Frau Rathsherr Holländerin von Berau. In ihrer Nähe mußten die glücklichen Eltern und der Held des Tages Platz nehmen, nachdem die Frau von Randenburg der übrigen Geſellſchaft die Plätze nach vorheriger kluger Ueberlegung mit gewohnter Würde vertheilt hatte.

Das Mahl ſelbſt zeugte ſowohl von der trefflichen Küche des Junkernhauſes, als auch von dem Reichthum ſeines Hühnerhofes an Geflügel verſchiedener Art und von der glücklichen Ausbeute, welche damals die Jagd noch gewährte. Ein Truthahn, der Rücken eines Rehes und ein Hirſchziemer waren die Prachtſtücke der Tafel; ein künſtlich gefertigter Aufſatz aus Zucker, der die obere Seite ſchmückte, ſtellte den Tempel der Muſen dar und wurde allgemein bewundert. Der Appetit ſämmtlicher Gäſte bewies, daß Leute da verſammelt waren, denen nicht die Sorge ums tägliche Brod das Leben zu verbittern pflegte, die auch nicht über allzugroßer Gelehrſamkeit dieſe niedrigere Seite des Lebens geringſchätzten, ſondern die gewohnt waren, ihre Tage behaglich zu genießen und an der Tafel und beim vollen Pokal gemächlich zu verweilen. Die Dame des Hauſes konnte ſich nicht beklagen, daß ihre Gaben verſchmäht wurden, und auch der wohlgepflegte rothe und weiße dreiundfünfziger Wein, den die Herren mit tapfern Zügen aus jenen ſilbernen Bechern, die Damen aus venetianiſchen Spitzgläschen tranken, eroberte ſich bald die Gemüther und erweckte eine helle Fröhlichkeit, die bald mit den ſteifen Hals-

Digitized by Google

krauſen und gepuderten Perücken etwas kontraſtirte. Wohlredenheit galt damals für eine beſondere Zier eines regierenden Hauptes: darum ermangelte der Junker Amtsbürgermeiſter nicht, als die mit funkelndem rothem Wein gefüllte ſilberne „Eule" ihm überreicht wurde, in einer blumenreichen Rede der Bedeutung des Tages zu gedenken. Dieweil die Eule der Vogel der Minerva ſei, ließ er ſich pathetiſch vernehmen, und die Minerva die Beſchützerin der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, ſo gezieme es ſich wohl, daß er aus dieſem Pokal dem hoffnungsvollen Diszipulo der Minerva, der an dem heutigen Tage durch ſeine Eloquenz vom Baum des Ruhmes die erſten Zweige gebrochen, eine kräftigliche Geſundheit zutrinke und demſelben den göttlichen Segen dazu anwünſche, daß jene Beſchützerin der Wiſſenſchaften ihn auch auf ſeinem ſpätern Lebenspfade möge begleiten.

Darauf hatte der Hausherr ſelbſt eine nicht minder wohlgeſetzte Gegenrede bereit. Vor ihm ſtand der Pokal mit dem Paradiesvogel, dem uralten Zeichen des Hauſes; darum begann er: Gleichermaßen wie ſein Haus ſeit uralten Zeiten dem Paradieſe ſei verglichen worden, ſintemal ein Paradiesvogel darin ſeine Wohnung aufgeſchlagen, ſo fühle er ſich inſonderheit an dem heutigen Tage tentirt, dieſen erbaulichen Vergleich anzuſtellen, da ſo viele wohlweiſe und fürſichtige Häupter der Republik und ſo viele wohlgeſtalte und fürnehme Frauen und Jungfrauen ihm die hohe Ehre erwieſen, dieſen Ehr- und Freudentag mit ihm geziemend und ehrbar zu begehen. Darum er allen und jeglichen anweſenden Perſonen ſolche Attention gebührend verdanke und wünſche, daß auch ſein Sohn einſtens nach wohlabſolvirten Studien noch zum öftern eine gleiche hochehrenwerthe Verſammlung in dieſem Paradieſe begrüßen möge. — Auch Andere verſuchten noch ihre Redekünſte, nicht ohne daß etwa Einer in die blumenreichen Gewinde ſeines Sermons ſich verwickelte und hängen blieb — genug der gefeierte Junkersſohn wurde mit Geſundheiten reichlich überſchüttet, die vergoldeten Becher wurden vielmal geleert und vielmal wieder gefüllt, der ſtarke dreiundfünfziger Wein nachdrücklich gelobt und gekoſtet, und am andern Morgen kam es dem jungen Herrn von Randenburg vor, er nehme einen höhern Platz ein in der Welt als bisher, und er ſei beſtimmt dazu, daß einſt alle Sonnen und Sterne der Vaterſtadt um ſeine Perſon ſich drehen ſollten.

Seine Mutter aber erwachte an jenem Morgen mit andern Gedanken. Eigentlich brauchte ſie nicht zu erwachen, denn unruhige Gedanken hatten ſeit Mitternacht den Schlaf von ihren Augen verſcheucht. Es war ihr am Abend vorher nicht entgangen, daß einige der anweſenden Rathsherren ſich ſehr lobend über den talentvollen und fleißigen Tobias äußerten und ſeine Rede höher ſtellten als die ihres Diethelms, und daß wieder andere von den Gäſten einander zuflüſterten, ſo daß ſie's hören konnte: es ſei doch eigentlich auffallend, daß der Malersſohn, der Sohn einer ehemaligen Dienſtmagd, ſo große Gunſt

Digitized by Google

genieße in dem adeligen Hauſe, und daß der Junker Seckelmeiſter und der junge Diethelm ſich ſo gar gnädig und vertraulich zu ihm herabließen; das zieme eigentlich dem adeligen Stande nicht, und man ſollte nicht ſo ſehr die Unterſchiede zwiſchen Adelsſtand und Bürgerſtand aufheben und verwiſchen. Das war Waſſer auf ihre Mühle, denn ſie hatte den Entſchluß, den ſie gefaßt hatte nach der Rückkunft aus der Kirche, noch nicht vergeſſen, und jetzt ſtand es ihr feſt, der junge Stimmer dürfe ihr Haus nicht mehr betreten. Die Gründe waren ausgedacht, die ſie ihrem Gemahl vorlegen wollte, um ſeine Zuſtimmung zu erlangen; ſie war enſchloſſen, Alles daran zu ſetzen, um ihrem Willen Geltung zu verſchaffen, und vergaß in ihrer leidenſchaftlichen Eiferſucht ganz, was des armen Tobias Mutter an ihrem Hauſe gethan. Damit die Sache nicht gar zu auffallend erſcheine, wollte ſie zugleich ihren Gemahl dazu bereden, ſchon jetzt den Sohn in eine Penſion ins Welſchland zu ſchicken, damit er in dem rohen Ton, der unter der ſtädtiſchen Schuljugend walte, nicht noch weitere Fortſchritte mache. So drohte alſo dem muthig emporſtrebenden Sohne der Armuth ein furchtbar ſchwerer Schlag.

Ohne die geringſte Ahnung deſſen, was kommen ſollte, ſaß dieſer am Abend jenes feſtlichen Tages in herzlicher Fröhlichkeit im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner bürgerlichen Freunde und Verwandten. Da ein ſolcher Tag nicht vorübergehen durfte ohne eine, wenn auch einfache Gaſterei — die Mutter hätte es, wie ſie ſagte, „ſchon der Reputation wegen“ nicht anders gethan — die Stuben und Kammern des alten Thurms aber zu eng geweſen wären für ſo viel Gäſte, ſo wurde der Saal des Zunfthauſes der Schmiede zum Orte des Gaſtmahls erwählt; daſelbſt verſammelten ſich alſo nach der kirchlichen Feierlichkeit die Vettern und Baſen der Stimmer'ſchen Familie, im ſchönſten Putz des bürgerlichen Standes. Die Männer kamen in ihren langen Tuchröcken, den Degen an der Seite; die Frauen und Töchter zeichneten ſich aus durch die ſaubern weißen Hauben mit feingefalteten, weitvorſtehenden Beſätzen und Spitzen; die's am höchſten trieben, krönten noch den obern Theil der Haube mit einer breiten aufſtehenden Schleife aus Seidenbändern. Halsbänder aus Korallen oder Granätchen, etwa eine alte Uhr mit dünner goldener Kette oder ein ſilbernes Balſambüchschen, mit dem man ſüßen Geruch verbreiten konnte, erſchien als ſorgfältig geſparter Schmuck bei ſolchen ſeltenen Anläſſen, und wie dort in der adeligen Geſellſchaft, ſchauten auch hier die Geputzteren etwas ſelbſtbewußt auf die Einfachergekleideten herunter. Beim Eintritt in den Saal fielen Jedermann zwei hohe hölzerne Gefäße in die Augen, die auf beiden Seiten des Einganges ſtanden und das eine mit weißem, das andere mit rothem Weine gefüllt waren; denn der Junker Seckelmeiſter hatte dem braven „Anneli“ zu dieſem Freudentage von jeder Sorte einen Eimer aus ſeinem Keller geſchenkt. Zur Bequemlichkeit brachte man nun den ganzen Vorrath in die Nähe, damit man beim Mahle die leeren

Digitized by Google

Flaſchen ſogleich wieder daraus füllen könne und damit die Gäſte ſähen, es brauche heute Keiner aus Diskretion ſeinem Durſte Gewalt anzuthun.

Zuerſt wurde ein kräftiger Kaffee aufgewartet, der beſonders den redſeligen Bürgersfrauen wunderbar ſchnell die Zungen löſte. Wie prieſen ſie die Stimmerin glücklich, einen ſolchen Sohn zu haben, aus dem ſicherlich einmal ein großer Herr werden müſſe! Wie rühmten ſie die ſchönen Worte, die der Tobias geſprochen und ſeine Gelehrſamkeit, daß er ſoviel auf Lateiniſch eingeflochten, und ſeine ſchöne Stimme, um die ihn mancher wohlerwürdige Herr Pfarrer beneiden könnte! Wenn er ſchon um einen Kopf kleiner ſei, als der Junker, ſo habe man doch bemerkt, daß er feſter da oben auf der Kanzel ſtehe und mehr Gedanken im Kopfe habe, als des Seckelmeiſters Sohn. Und die jetzt ſo redeten, waren die nämlichen, die hundertmal vorher die ſorgenvolle Mutter verſpottet hatten mit ihren hohen Gedanken und mit ihrem gelehrten Tobias, und von denen manche auch jetzt einen geheimen Neid noch nicht unterdrücken konnte. Uebrigens ließen ſie ſich jetzt den Kaffee und das Weißbrod und das feſtliche Gebäck dazu trefflich ſchmecken; wie viele Taſſen Kaffee getrunken worden ſind, hat keine Chronik aufgezeichnet; wie oft auch die Redensarten ſich vernehmen ließen: es ſei gewiß ganz unmöglich, noch eine zu trinken, und es ſeien aller guten Dinge drei u. ſ. w., ſo wurde doch fortwährend eingeſchenkt und ausgetrunken, und die Redſeligſten ſollen es bis zur ſiebenten gebracht haben.

Dem armen Ehepaare, welches die Gäſte geladen hatte — die Sparkaſſe der Mutter leiſtete jetzt gute Dienſte — leuchtete die Freude aus den Augen; der Vater ſchien nun gänzlich verſöhnt mit dieſer angefangenen Laufbahn des Sohnes, und es that ihm wohl, ſeine Mitzünftigen an jenen Pfingſtmontag-Abend erinnern zu können, an welchem ſie im gleichen Saal des neugebornen Zunftgenoſſen Geſundheit getrunken hätten. Aber beſonders fröhlich und feierlich zugleich war es dem jungen talentvollen Redner ſelbſt zu Muthe. Er glaubte um einen großen Schritt dem goldenen Ziele näher zu ſein, das er in ſeinen geweihteſten Jugendſtunden vor Augen ſah. Der Weg dazu ſchien ihm nun gebahnt, die ſteilſten Berge überſtiegen; ein friſcher Muth erfüllte ſeine ganze Seele. Und wie wohl hatte es ihm gethan, von der erſten öffentlichen Probe ſeiner Talente und Leiſtungen der freundlichen Adelheid, der romantiſchen Dame ſeines Herzens, zu erzählen und von ihr Worte der Freude und der Anerkennung zu vernehmen. Das machte ihm den Tag doppelt froh, das gab ſeiner Hoffnung neue Schwingen, die ihn in eine ferne lichte Zukunft trugen.

Glückwünſche und Lobſprüche wurden ihm auch genug zu Theil, doch weckten ſie keinen Hochmuth in ihm, da er fühlte, daß ſie von Leuten herkämen, welche ſein innerſtes Streben doch nicht recht verſtanden. Aber das war ihm dabei gewiß, er werde einſt geiſtig über all dieſen Leuten ſtehn, ohne daß er

Digitized by Google

jedoch vergaß, wie viel er noch zu ringen und zu kämpfen habe. Fröhlichen Herzens führte er nach dem Kaffee als der Erste das schönste der anwesenden Mädchen zum Tanze, und bald flogen die Paare lustig im Saale dahin; auch die bejahrteren Gäste wagten noch ein behutsames Tänzchen, so daß bei der immer steigenden harmlosen Freude Niemand leer ausging. Nach dem Tanze setzte man sich an die Tafel; auch hier mußten der Pathe und die Pathin des Gefeierten die Ehrenplätze einnehmen; sie hatten ihre Theilnahme durch Geschenke gezeigt, mit welchen sie den jungen Redner erfreuten, und waren stolz darauf, eines so hoffnungsvollen Knaben Pathen zu sein. Von vielen andern Seiten waren demselben auch unverhofft Geschenke an Geld oder an Kleidungsstücken oder Büchern zugekommen; er wußte sich daher vor Freude kaum zu fassen. Der Tisch war einfach, aber reichlich besetzt: auf dem Roste gebratene Bratwürste, braunglänzend, auf geräumigen Platten aufeinander gethürmt, von Alters her ein nationales Gericht der an alten Gebräuchen zäh festhaltenden Bürgerschaft, abwechselnd mit tiefen ovalen Schüsseln von Salat verschiedener Art, bei welchem eine gute Dosis Zwiebeln nicht fehlen durften, — daran erlabte sich jetzt mit großem Behagen und köstlichem Appetit die frohe Gesellschaft, und wenn einst ein Kenner des Volkes gesagt hat, Mahlzeiten seien Sterne am Himmel für manche Menschen, so konnte man an den heitern Gesichtern sehn, daß ein solcher Stern in dieser Stunde für Manchen aufgegangen sei, und Andere sahen bald einen ganzen Himmel von Sternen, je tiefer sie in das Glas hineinschauten, das sich, sobald es geleert war, je nach Belieben mit weißem oder rothem Wein wieder füllte. An schöne Reden dachte Niemand; hingegen klangen immer und immer wieder die Gläser, und des Tobias und seiner Eltern Gesundheit wurde unzählige Male getrunken. Er ging selig von einem Gaste zum andern, hörte von Vieler Zungen sich glücklich preisen, that von Zeit zu Zeit mitten aus dem Gewirre der lauten Gesellschaft heraus einen Blick in seine sich sonnig vor ihm ausbreitende Zukunft, und als die nach dem Essen noch einmal erschallende Musik zum Tanze nach Mitternacht endlich verhallt und die Gäste hochvergnügt nach Hause gezogen waren, schaarten die Engel des Traumes sich freundlich um des Tobias Lager. (Fortsetzung folgt.)

Robert Schumann,

eine Biographie von Joseph W. von Wasielewski. *)

Wir haben hier ein vortrefflich geschriebenes, den Verstorbenen in seinen Verdiensten und großen Vorzügen ohne Lobhudelei schilderndes, aber auch seine Schattenseiten nicht verschweigendes Buch vor uns, welches durch Ge-

*) Dresden, bei R. Kunze, 1858.

Digitized by

ſinnung wie durch Ausführung ſeinem Verfaſſer alle Ehre macht. Aus zarter Rückſicht für die noch lebenden Angehörigen Schumanns ſind ſeine Schwächen theils mit vieler Schonung berührt, theils aber auch nur zwiſchen den Zeilen zu leſen; namentlich ſeine Kämpfe um die würdige Geliebte, Clara Wieck, die deren Vater ihm durchaus nicht bewilligen wollte, ſo daß eine obrigkeitliche Einmiſchung nöthig wurde.

Herr von Waſielewski hat ſich bei ſeinem Werke offenbar die klaſſiſche Biographie Mozarts von Jahn zum Muſter genommen — etwas Beſſeres zu leiſten wäre wohl nicht möglich — denn derſelbe Plan, wie bei Jahn, liegt ſeinem Werke zu Grunde. Er erzählt die Begebenheiten im Leben Schumanns, läßt denſelben ſo oft wie möglich durch eingeſtreuete Briefe ſich ſelbſt ſchildern und beſpricht kritiſch ſeine Werke, wenn die Lebensbeſchreibung bis zu den Momenten von deren Entſtehen gekommen iſt. Ebenſo gibt er in einem Anhange mancherlei Intereſſantes über Schumann, z. B. zwei Gedichte von ihm, einige Beurtheilungen ſeiner größeren Werke von Moſcheles, Liſzt und Anderen; auch eine lange Reihe Schumann'ſcher Briefe vom Jahre 1833 bis 1854, zwei Facſimiles von Schumanns Schrift und eine Copie der Profile von Schumann und ſeiner Frau nach dem bekannten Medaillon. Deswegen tritt der originelle Künſtler aus dieſem Werke recht lebendig vor unſere Anſchauung. Wir ſehen, daß er hauptſächlich zu den paſſiven Genies gehörte. Seine Bruſt war überfüllt von überreichen, ſonderbaren Empfindungen und Gefühlen, die denn auch wieder in ſeinem Kopf eine allzuſtark wuchernde Ueberſchwenglichkeit von mehr oder weniger klaren und wirren Gedanken erzeugten und ihn ſo zum kranken Träumer machten; er konnte ſie ſo wenig beherrſchen und zügeln, wie Phaethon die Sonnenpferde, und erfuhr deswegen das gleiche Loos.

Da waren Mozart und Haydn andere Kutſcher und fuhren mit der größten Sicherheit durch die fernſten Himmelsräume! Woher das? Schumann hatte die Compoſitionskunſt nicht ſtudiert; er blieb allein ſeinem naturaliſtiſchen Treiben überlaſſen, nebelte und ſchwebelte, hielt vielleicht die muſikaliſche geiſtige Technik für verderblichen, oder doch überflüſſigen Zopf. So denken leider aus Trägheit heut zu Tage noch viele ganz talentvolle Künſtler. Der arme Mozart, wie iſt er von ſeinem Papa maltraitirt worden! Da haben wir es doch heut zu Tage beſſer — wir wiſſen, daß ein ſo gelehrter Plunder unſer geniales Treiben nicht zu verbleiern braucht.

Doch zurück zu Schumann. Aus Mangel an techniſchem Wiſſen ward ihm das Componiren ſehr ſchwer. Was ein gut geſchulter Componiſt ſonſt ſpielend auf das Papier zu bringen verſteht, mußte Schumann mühevoll aus ſich herausquälen, und beſonders die Form machte ihm viele Schwierigkeiten. Das reizte denn ſein ohnehin krankhaftes Nervenſyſtem auf und ſeine Werke aus der frühern Zeit leiden, wie unſer Verfaſſer bemerkt, an allerlei Mängeln.

Digitized by Google

Zu spät wollte Schumann das Versäumte einholen und nahm deshalb auch Unterricht bei Heinrich Dorn. Es war gewiß etwas Peinliches, daß ein phantasiereicher, begeisterter Künstler in der schönsten Luxuszeit des Schaffens noch in die Schule gehen und musikalische Rechenexempel machen mußte. Er verfolgte mit verhältnißmäßig großer Beharrlichkeit seinen Lerncursus. Von da an wurden seine größern Werke im guten Sinn klassischer und er war nicht mehr genöthiget, seine Schöpfungen, wie sonst immer, am Klavier zu schreiben. Allein dennoch kam er nicht mehr auf den Standpunkt, mit so vollkommener Freiheit alle die Schwierigkeiten der Technik zu beherrschen, wie früh- und gutgeschulte Tondichter.

Schumann war durch und durch ehrlich, gutmüthig und freundlich nachsichtig; das letztere aber nicht gegen musikalische Zöpfe und intolerante Pedanten. Besonders aber war er gegen Fink, damals Redakteur der allgemeinen musikalischen Zeitung, die lange Alleinherrscherin in Deutschland war, erbost, und das mit Recht. Fink, den ich persönlich gut kannte, war ein sehr ehrenwerther Mann, ein gründlicher Theologe, guter Prediger, hatte klassische Schulbildung, war aber in der Musik ein sehr einseitiger Dilettant, obwohl er sich mit seinem Wissen darin sehr breit machte. In einer Streitschrift gegen Dr. A. B. Marx in Berlin hat er diesen ausgezeichneten Theoretiker über Etwas getadelt, wofür er gerade das größte Lob verdient hätte — nämlich wegen seiner Behauptung, man könne Melodieen machen lehren. In seiner Zeitung, die er durch seine hausbackene Redaktion ganz herunterbrachte, ignorirte er Schumann sieben Jahre lang gänzlich, obwohl die Erscheinung und die Wirkung eines solchen Künstlers so wichtig war, daß man von ihm lobend oder tadelnd hätte sprechen müssen. Schumann machte dagegen den besten Schachzug, den nur eine kräftige und geniale Natur zu thun im Stande war — er gründete selbst ein Blatt, welches jetzt noch im größten Flor steht: die neue Zeitschrift für Musik. Ein componirender Musiker kann nicht leichter seine Werke zur Oeffentlichkeit und zur Anerkennung bringen, als wenn er an der Spitze eines Journals steht, oder Kapellmeister ist. (Ein solcher aus der letztern Klasse kann ohne viele Schwierigkeiten eine Oper von sich auf die Bühne befördern; schon nach dem Sprichwort: eine Hand wäscht die andere, oder: wie du mir, so ich dir. Gelingt es etwa in seltenen Fällen, daß man einem privatisirenden Componisten auf Protektion, vieles Bitten u. s. w. eine Oper aufführt, so sorgt der betreffende Kapellmeister möglichst dafür, daß dieselbe gründlich durchfällt. Solche Beispiele sind nicht selten.)

Schumann hatte, leider, das Geschick von vielen Menschen: wie er endlich einen sichern Hafen erreichte und durch seine Stelle und Stellung glücklich und in seiner Kunst höchst einflußreich hätte leben können, kam Unheil, Jammer und Tod über ihn, so daß das Sprichwort: nido fatto, gazza morta bei ihm seine vollste und traurigste Anwendung fand. Im Spätsommer des

Digitized by Google

Jahres 1850 übernahm er die ſtädtiſche Muſikdirectorſtelle in Düſſeldorf; im Jahre 1853 machte er mit ſeiner Frau eine Reiſe durch Holland, die für das ſeltene Künſtlerpaar ſich zu einem wahren Triumphzug geſtaltete; am Faſtnachtsmontag, den 27. Februar 1854, ſprang er in Düſſeldorf in den Rhein, um ſeiner innern Qual und Geiſtesverwirrung ein Ende zu machen, und wurde von Schifferknechten, trotz allem Widerſtreben von ſeiner Seite, gerettet, um dann den 19. Juli 1856 in einer Irrenanſtalt bei Bonn, in die er gleich nach ſeinem Selbſtmordverſuch gebracht werden mußte, zu ſterben.

Die ganze Erſcheinung Schumanns iſt eine hochtragiſche, und Hr. Waſielewski hat in ſeiner Biographie ſehr ſchön gezeigt, wie der rothe Faden des Zuſtandes, der ihn allzufrüh ins Grab riß, ſchon durch ſein ganzes Leben hindurch ſich wahrnehmen läßt. Er konnte vor innerem Schauder nicht in dem dritten Stockwerk eines Hauſes ſich aufhalten und in einem ſolchen um keinen Preis wohnen. Der Anblick einer Irrenanſtalt, nämlich ſchon das Gebäude, machte ihm das größte Entſetzen. Im Jahr 1853 gab er ſich mit Leidenſchaft und vollſtändigem Glauben an das Wunder, dem Tiſchrücken, hin, und ſtellte allerlei Fragen an dieſe trivialen Möbel, — wovon ich ſelbſt Zeuge war.

Es iſt kein Zweifel, daß Schumann einer der bedeutendſten Muſiker der Neuzeit war, und er wäre vielleicht einer der bedeutendſten aller Zeiten geworden, wenn er ſich früher und länger mit dem Plunder befaßt hätte, welcher Mozart, Haydn ꝛc. ſo groß machte.

X. Schnyder von Wartenſee.

Geibels Brunhild.

Von Karl Gödeke.

(Fortſetzung und Schluß.)

Der dritte Act rückt zunächſt Hagen in hellere Beleuchtung. Der finſtre Stolze hat Siegfrieds Speer kalt zurückgewieſen. Gegen Volker, der die Art, wie es geſchehen, mißbilligt, vertheidigt ſich Hagen, indem er ſich ſelbſt ſchildert. Er hat Alles entbehren können, Weib und Kind, Haus und Gut, er hat vom Siege nur Schweiß und Sorge auf ſein Theil fallen ſehen. Für Alles gab ihm das ſtolze Vollgefühl Erſatz, der Pfeiler dieſes Königthums zu ſein. Und nun nach zwanzigjähriger Treue und Mühe, kommt der blonde Knabe, der in Haus und Herzen wie ein Sieger eingezogen und ſich zum Herrn des Herrn aufgeworfen. Aber dem Baume, der in den Himmel wipfelt, liegt die fällende Axt ſchon an der Wurzel, und wenn dereinſt (ruft er zu den Göttern hinauf) ein Arm nöthig iſt, um dieſen trotzigen Stamm dahinzuſtrecken,

Hier bin ich, Hagen; wählet keinen andern!

Brunhild, in der Seele das Toben der Furcht und Hoffnung, die Qual des Zweifels und das ſtürmende Verlangen nach Gewißheit, ſchreitet zum Heiligthum heran, um des Prieſteramts zu walten, zu früh, wie Hagen ſie belehrt, der im natürlichen Fluß der Wechſelrede auf Chriemhild und Siegfried kommt und halb forſchend halb behauptend von dem Haſſe ſpricht,

Digitized by Google

den Brunhild gegen Siegfried hege. Ablenkend läßt ſie ihn von Chriemhild reden und hört die ſeltſame Kunde, daß Siegfried Chriemhilden nicht liebe. Hagen hat Siegfried in der zweiten Nacht nach der Hochzeit im Nachtgewande durch die Pfeilergänge wandeln ſehn und auf den Altan hinaustretend das „arme Weib" ſeufzen hören. Er deutet es auf Chriemhild. Brunhild kann ihre Bewegung kaum bemeiſtern, ſie empfiehlt ihm Schweigen und will allein ſein. Als er ſie verlaſſen, vergeht ihr trunken, glanzgeblendet, in Hoffnungsſchaudern das Herz. Wenn er Chriemhild nicht liebt, wen kann er lieben? Er ſelbſt tritt auf. Sie kommt ihm mit reiner Güte, voll Sühne, faſt bittend entgegen. Beiden gehen die Herzen auf, als ſie des Winters auf dem Iſenſtein gedenken, da er an die Küſte verſchlagen, ein fröhlich wechſelvolles Leben mit ihr geführt, auf kühner Jagd, am ſtillen Feuer; wie die Zeit unmerklich hingefloſſen; beglückt und ohne Wunſch, bis der Lenz die eiſigen Schollen löſte; wie ſie ihn kurz vor dem Scheiden, als er das Ungeheuer gefunden und beſiegt, ſpät Abends im Schein des Nordlichts wie einen König über alle Könige daherziehen geſehen — und nun — ihr Verſtummen in rückſchauender Erinnerung macht ihn aufmerkſam; er forſcht nach dem was hinter dem Nun ſich verbirgt; ſie nennt ihn Gunthers Dienſtmann, er leugnet es zu ſein oder je geweſen zu ſein; Chriemhilds Gemahl, er dankt es allen Göttern; als er ihre Reden, daß frommer Sinn auch für Schwerverhängtes danke, räthſelhaft nennt, will ſie klar reden, wie ſeine Seele vor ihr liege. Sein Stern ſei im Strome der Alltäglichkeit niedergegangen, als er mit dieſem Kinde ſich vermählt, und er ſei elend, weil er das erkenne; überall ſuche ſich nur das Gleiche, nur die Heldin tauge zum Weibe des Helden. Jetzt erſt erkennt Siegfried ihren Sinn; in feuriger Rede, die vom Glück ſeiner Liebe überſchwillt, deckt er die Täuſchung auf; er habe ſie im Glanz ihrer Heldenherrlichkeit geſchaut, den ſtrengen Liebreiz mondenlang von Tag zu Tage feuriger erglüh'n ſehen, und doch niemals, ſelbſt im Traume nicht eine Regung gefühlt, als liebe er ſie. Ihre furchtbare Erſchütterung flüchtet ſich hinter ſchneidenden Hohn, ob er nicht auch der ewigen Sonne ſeine Gunſt verſage, weil ſie ihm mitleidig einen Strahl gegönnt. Wenn er zu ihr je ſein Auge zu erheben gewagt, ſie würde ihn wie einen Knaben haben vom Hofe geißeln laſſen. Als Siegfried ruft, ſie möge die Zunge bändigen, er könnte vergeſſen, — höhnt ſie in leidenſchaftlicher Wuth:

O vergiß, vergiß!
Du biſt ja doch in dieſer Kunſt ein Meiſter.
Denn was vergaßeſt du nicht ſchon? Dich ſelbſt
Und Ehr' und Treu' und jedes hohe Ziel.
Und alles um ein brünſtig ſchmachtend Weib!

Haß, von ganzer Seele Haß gelobt ſie ihm, Haß immerdar, Haß ſo lange ein Hauch des Lebens in ihr wohnt. Siegfried verläßt die Raſende, die allein gelaſſen zwiſchen Wuth und Leid, zwiſchen Haß und Rache hintaumelnd und bis zum Wahnſinn erregt hinausſtürzt. Der Dichter geht in dieſer leidenſchaftlichen Scene aus dem gewöhnlichen jambiſchen Verſe in den Trimeter über, der auch durch die folgende ganz entgegengeſetzte Scene fortdauert und in beiden die Wirkung hebt. Chriemhild tritt mit ihrem Gefolge auf, um den Dienſt des Feſtes zu üben. Niemand fehlt als die Königin. Im Warten giebt ſie ſich der ſchon erwähnten Betrachtung hin über die Flucht des Schönen, über das bange Scheiden, das ſich unwiderruflich an jede höchſte Luſt knüpft. Poſaunenton aus dem Heiligthum verkündet, daß die Sonne im Scheitel ſteht, den Beginn der Feier. Als Chriemhild die Tempelſtufen hinaufſchreitet, erſcheint Brunhild und hält ſie auf der Schwelle zurück, da ihr der Vortritt nicht gebühre. Der furchtbare Hader der Königinnen beginnt; ihre Worte ſind wie Schwertſtreiche; Chriemhild hält anfangs noch an ſich; als aber Brunhild ihr vorwirft, daß ſie ihre Fürſtlichkeit in dienſtbar ſchnödem Ehebett entehrt habe, verläßt auch ſie die Mäßigung und ſie macht das von Siegfried ihr anvertraute Geheimniß vor allem Volke kund; ſie zeigt (wobei der Vers in den breiten trochäiſchen Tetrameter der griechiſchen Tragödie und in den Reim übergeht) die

Digitized by Google

Doppelſpange, die Siegfried der Brunhild vom Gürtel gelöſt, und als Brunhild dennoch leugnet, beruft ſie ſich auf den heranſchreitenden König, der leugnen möge, wenn er könne. Gunther's Schweigen entſcheidet; Chriemhild ſchreitet in den Tempel, die übrigen weichen zurück und Brunhild ſinkt von der Höhe des ſchroffſten Stolzes in das Elend der Verzweiflung. Sie ſchließt:

Nacht, uralte, ſtröm' in Wogen ſchwarz und uferlos herauf,
Nimm in deine tiefſten Tiefen mich und meinen Jammer auf!

Wir ſind ſchon gewohnt, daß der Dichter das, was aus dem Gange der Handlung ſich ergibt und ſeinem breiteren Verlaufe nach in der Kunde des Epos vorausgeſetzt werden kann, zwiſchen die Acte verlegt. Zwiſchen dem dritten und vierten hat Siegfried dem Könige berichtet, wie das Geheimniß ausgekommen; in den letzten Zwiſchenact fällt die Ermordung. Das heißt nicht, die Handlung hinter die Scene verlegen; Niemand, ſelbſt wer das Epiſche nicht kennt, wird die Vorführung dieſer Thatſachen auf der Bühne vermiſſen, da die auf der Bühne vorgehende Handlung, die Willensbeſtimmung, den Zuſchauer zwingt, dieſelben zu ergänzen.

Beim Beginne des vierten Actes hat Siegfried dem Könige berichtet, wie ſich alles begeben, und bittet um Urlaub. Der König will ihn nicht entlaſſen; ihm ſei in der Erklärung Genugthuung geworden, und außer ihm habe niemand zu rechten. Siegfried erinnert an Brunhild. Gunther nimmt das von der leichten Seite und meint, da ſie ſich nach zweitägiger Zurückgezogenheit für heute ein Geſpräch mit ihm, dem Könige, erbeten habe, ſie werde fühlen, daß ſie ſich verſöhnen müſſe. Er hat ja ſchon einmal erprobt, daß ihr Wille dem ſeinen ſich beugt, und denkt, ſelbſt wenn die Verſöhnung zwiſchen den Weibern nicht zu erreichen ſein ſollte, daß die Männer ſich nicht drum zu kümmern brauchen. Siegfried, der tiefer ſchaut, fürchtet, auch die Männer könnten ſich, wenn nicht feind, doch fremd werden, und bittet wieder und wieder ihn ziehen zu laſſen. So zwingt er Gunther zu ſagen, was der Mann nur ſchwer bekennt und ſchwerer noch der König, daß er Siegfried nicht miſſen kann, ſein fröhliches Auge, ſein trautes Wort, ſein ſonnenhelles Gemüth; einſam ſtehen die Könige wie auf Bergesgipfeln, die Ehrfurcht reicht zu ihnen hinauf, nicht die Freundſchaft. Siegfried war ſeines Gleichen, ihm vermocht' er ſich frei zu ſchenken. Er habe die andern Alle geachtet, die ihm in Feld und Rath gedient, nur ihn aber habe er lieb gehabt, von all den Hunderten, die ihm begegnet. Und nun es ausgeſprochen ſei, nun möge er gehen, wenn er könne. Dem herzlichen Ton der Güte vermag Siegfried nicht zu widerſtehen. Der Freundſchaftsbund wird neu geſchloſſen und gleich ein frohes Tagwerk, eine Jagd im Odenwald, verabredet. Siegfried geht ab, um ſich dazu anzuſchicken. In freudiger Bewegung theilt der König dem eintretenden Hagen die geſchehene Verſöhnung mit. Hagen meint in kaltem Ernſt, ſie werde nicht können gehalten werden, und bringt Kunde von Brunhild, wie er ſie im Vorſaal beim Geſinde erforſcht hat. Zwei Tage und zwei Nächte hat ſie wie ein Erzbild ohne Wort, ohne Nahrung auf ihrem Lager gelegen, ganz in ſich verſunken, das brennende Auge weit offen, über Stirn und Brauen zogen die Gedanken wie Wolkenſchatten, als reife ſie ein furchtbar Schickſal im Innern. Dann ſprang ſie auf, forderte Wein, ſchlug den Purpurmantel um und hieß den König zum Geſpräch in die Halle laden. Alsbald erſcheint ſie ſelbſt, um anzukündigen, was geſchehen muß. Gunther fordert von ihr, zu vergeſſen, zu vergeben. Dieſe Sprache iſt ihr fremd; den Göttern möge es anſtehen zu verzeihen; kein Frevel könne ſie berühren; ſie aber, irdiſchen Geſchlechts, verwundbar, brauche Sühnung wie ſie Schmerzen fühle. Als Gunther den Preis der Sühne zu wiſſen begehrt, antwortet ſie, ehern wie das Schickſal: Siegfried muß ſterben. Dem Entſetzen, dem Abſcheu, den Gründen, den Bitten des Königs ſetzt ſie immer dieſelbe Forderung in einfachſten Worten und doch immer neuer Wendung entgegen. Der bedrängte König ruft Hagen auf, ihn gegen das Todesſchwert zu ſchützen, das ſie ihm aufdränge. Auch Hagen hat nur das eine Wort: Du mußt ihn tödten! Gunther bietet ſich ſelbſt zur Sühne,

Digitized by Google

Brunhild verwirft ihn, da, was ſie gelitten, mehr geweſen, als er ihr zu bereiten vermocht. Den Frevel, den er ihr angethan, begreife ſie, wie ſie ihn jetzt kenne, aus ſeiner Seele:

Du konnteſt mich beflecken, nicht erniedern.
Doch Er, der in der flügelſtolzen Seele
Das Maß der meinen trug, mit dem ich einſt
Im Kelch der Jugendluſt den Schaum getheilt,
Daß Er zum ſchnöden Werkzeug dir ſich lieh,
Das zehrt wie freſſend Feuer. —

Gunthers Selbſtgefühl erträgt die Kränkung nicht; Siegfried, mit dem er eben den Bund der Freundſchaft erneuert, weil er ſein ſonnenhell Gemüth nicht miſſen kann, erſcheint ihm von nun an in anderm Lichte; er ſieht ihn von Brunhild geheim auf ihrer Wünſche Thron geſetzt, und Haß und Freundſchaft ſchauen wie Zwillingsbrüder, daß er ſie nicht mehr ſcheidet. Brunhild läßt ihn nur um ſo tiefer in ihrer Achtung fallen; ſie drängt zum Schluß; ein Geſpräch wie dies würde ſie nicht wieder ertragen. Der ſchwankende König fragt ſchon, wenn es nun ſein müßte, wer die That vollbringe. Da bietet ſich Hagen mit dem einfachen „Ich!“ an. Es bedürfe keines weitern Auftrags; die Jagd gebe ſogleich Gelegenheit; nur wenn der König *nicht* wolle, ſolle er ein klares Nein ſprechen. Gunther nimmt dem eintretenden Diener das Jagdgeräth ab und verläßt ohne Ja, ohne Nein die Halle. Sein Schweigen iſt Siegfrieds Tod. — In den beiden folgenden Scenen des Actes, die Chriemhilden gehören, wird der elegiſche Ton, der im zweiten Acte anklang und im dritten gehobener austönte, wieder angeſchlagen und mit einer Götterſage verſchmolzen. Chriemhild hat ein Gewebe begonnen, die Leichenfeier Balders, des lichten Gottes, an deſſen Scheiterhaufen Nanna, ſeine blonde Gattin, trauert, umgeben von den leidtragenden Göttern. Dazu tönt das alte Lied: „Da trugen Trauer Götter und Menſchen, Daß nun ihr Liebling, Der lichte, ſchiede. Wie Bronnen brach es Aus Felſenbrüſten, Und alle weinten, Um Balders Tod.“ Als Siegfried kommt, um vor der Jagd von ihr Abſchied zu nehmen, will ſie ihn nicht fortlaſſen. Seine heitere Seele, durch den erneuten Freundſchaftsbund noch freudiger aufgehellt, hat für Chriemhilds Ahnungen und Bitten keine Empfänglichkeit; er ſucht in heitern Bildern der Zukunft, wo er mit dem lieben Weibe im Kreiſe der Kinder und Enkel ausruhen werde, die Schatten von ihrer Seele zu ſcheuchen, und als von draußen das Horn zur Jagd ruft, verläßt er ſie, im Vertrauen, daß ſein Loos glänzend auf des Göttervaters Knieen ruht. Chriemhild aber ſummt das alte Lied: Da trugen Trauer Götter und Menſchen — als der wiederholte Hornruf ſie ans Fenſter reißt, wo ſie mit Siegfrieds Namen zuſammenbricht.

Der fünfte Act beginnt vor Tagesanbruch im Hofe der Königsburg zu Worms. Zum Graun der Wachen ſchreitet Sigrun mit verglaſten Augen, Wehgeſänge murmelnd, Gewänder ſchleppend durch die Pfeilergänge der Burg und kündet in dunkeln Worten das gräßliche Waidwerk, das im Forſt vollbracht iſt; vom Walde herüber fliegt ſchon der Rabe und das Entſetzen pocht an's Thor. Giſelher begehrt Einlaß und verkündet das Gräßliche, daß Siegfried erſchlagen liegt. Die Leiche wird gebracht. Von dem Weheruf und Fackelſchein geſchreckt erſcheint Chriemhild und ſtürzt ſich auf den Todten. Der Burghof füllt ſich. Mit erſchütternder Todtenklage richtet ſich Chriemhild auf. Gunther, der den Jammer nicht auszuhalten meint, ſucht den Verdacht des Mordes durch Vorwendung eines unerklärlichen Mißgeſchicks abzulenken. Chriemhild zeiht ihn der Lüge und des Mordes zugleich. Hagen nimmt die That auf ſich allein: „Die Minne wollt' er trinken; am Lindenborn hab' ich ihm eingeſchenkt!“ In der Leidenſchaft des Schmerzes wächſt das Weib mit der Kinderſeele zur Rachegöttin. Zu der Gruppe um die Leiche ſteigt Brunhild von der Burg hernieder und frohlockt mit kaltem Hohn über das ſchmähliche Bild von geſtern, das Staub beim Staube ihr zu Füßen liegt. Aber mitten im Hohn überwältigt ſie der Jammer um den Erſchlagenen, den ſchönen Liebling der Sonne, mit dem alle Luſt der Welt und alle Herrlichkeit dahin iſt. Die Liebe, die ſo lange

Digitized by Google

vom Haß das Antlitz geborgt, zeigt sich in eigner Bildung und schmilzt in Weichheit. Chriemhild wehrt sie von der Leiche; den Druck der erkalteten Hand vermag sie zu hindern, aber den Willen Brunhilds nicht aufzuhalten, die keine Ehre achtet als die, des Todten werth zu sein, und von götterstarker Sehnsucht getrieben dem Vorangegangenen folgt. Mit Siegfried's Schwerte ersticht sie sich. Chriemhild ruft ihr nach, Ein Opfer habe sie ihr gespart; doch mehr sind noth, und keins soll fehlen. Die Klagen um die Todten unterbricht Sigrun mit der Mahnung, nicht um die zu klagen, die ein Gott aus dem Wirrsal gnädig emporgehoben und deren gereinigtes Loos das Lied aufnehme; um die Lebenden sei noth zu klagen, über deren Häuptern noch unerfüllt der Fluch wie Gewitterlast herabhänge. In das blutig aufglühende Morgenroth blickend schaut sie die Zukunft und kündet mit Seherworten der Nibelungen Untergang. Unerschüttert und ungebeugt schließt Hagen:

Sei's drum! Ich denk', als Männer tragen wir auch das!

Die Darlegung des Inhalts ist der Ordnung des Stoffes deshalb so ausführlich gefolgt, weil es in der Absicht lag, die dramatische Verarbeitung des epischen Stoffes, der als bekannt vorausgesetzt wird, anschaulich zu machen. Das Urtheil über diese Verarbeitung ist in dem Berichte selbst gegeben. Es bleiben noch einige allgemeinere Bemerkungen übrig. Die neuere Forschung hat bekanntlich in dem Epos von Siegfried und Brunhild einen heidnischen Mythus erkannt und die Bedeutung desselben in der Naturſymbolik gefunden. Siegfried und Chriemhild sind die Frühlingsnatur; Siegfried und Brunhild die Kehrseite; Chriemhild und Brunhild sind nur zwei Seiten eines und desselben Wesens. In der symbolischen Gleichung würde neben Chriemhild=Siegfried, Brunhild=Hagen zu stellen und Hagen demnach die andere Seite Siegfrieds sein. Die ersten beiden Glieder der Gleichung sind der Sommer, das Leben; die beiden andern der Winter, der Tod. Mit Recht hat der Dichter diesen Ergebnissen gelehrter Untersuchungen keine Beachtung für seine Schöpfung eingeräumt; nur die sonnige Natur Siegfrieds und Bilder und Schmuck, die dahin deuten, könnten auf mythische Deutungen bezogen werden. Nahe lag es, die symbolische Gleichung für Hagen ergiebig zu machen, seine dunkle, eisige, Tod bringende Natur in ein engeres Verhältniß zu Brunhild zu setzen und ihm an der Handlung mehr persönlich motivirten und äußerlich bemerkbaren Antheil zu geben. Die theatralische Bedeutsamkeit der Rolle würde dabei gewonnen haben, schwerlich die poetische. Denn wenn Hagen, der jetzt der Absicht des Dichters gemäß als Werkzeug des Schicksals im Hintergrunde wie ein Erzbild steht und nur so viel thut, als für ein lebendiges durch Selbstbestimmung geschaffenes Werkzeug im Drama nothwendig ist, wenn nicht er aus sich, sondern Brunhild durch ihn den Siegfried erschlägt; so würde, wenn er in ein activeres Verhältniß getreten wäre, ihm nicht nur die That, sondern nothwendig auch die Handlung, das Motiv der That, zuzutheilen gewesen sein. Das Interesse würde in dieser Beziehung von Brunhild abgelenkt und zersplittert sein. Und da er nur in ein leidenschaftliches Verhältniß zu Brunhild selbst gesetzt werden konnte, um gegen Siegfried handelnd vorzuschreiten, hätte erstens seine auch im Epos bewahrte rückhaltende, mehr bestimmte als bestimmende Natur geändert werden müssen, und zweitens würde durch diese Umwandlung das ganze Trauerspiel sehr leicht aus der Region des Schicksals in die Region der Intrigue niedergedrückt sein, in der sich freilich die meisten Trauerspiele der neuesten Zeit, ohne es zu wollen, bewegen. Hagen wird deshalb bei unsern Schauspielern, selbst den guten, wenig Beifall finden und leider sind in der Regel die, denen die Rolle zufallen müßte, die Inhaber der ersten Charakterrollen, bei der Entscheidung über Aufführung oder Nichtaufführung von Wichtigkeit. In dieser Beziehung hat der Dichter nicht gut für den Erfolg seines Trauerspiels gesorgt. Und in der That wäre Einzelnes bei Hagen entfernt zu halten gewesen. Das nächtliche Spähen und Belauschen Siegfrieds, der von der gebändigten Brunhild zurückkehrt, steht der „Eichenseele" so übel an, wie das Forschen im Vorsaal bei Brunhilds Frauen.

Gunthers Charakter, der im epischen Stoffe blaß und farblos ist, hat in der dramatischen

Digitized by Google

Behandlung sehr gewonnen: es sind ihm ausgeprägte Züge gegeben, die das Epos nicht hat. Die Schwäche, die im Epos aus der mythischen Grundlage sich erläutert (der Mensch, der die Natur zwingen will), konnte ihm nicht genommen werden; er bedurfte Siegfrieds Hülfe, um die Braut zu erwerben und zum Weibe zu machen. Aber der Dramatiker hat ihn in der Kleinheit seiner Natur durch die Scene des Freundschaftsbundes mit Siegfried innerlich aufzuschließen gewußt; selbst die Scheußlichkeit des Mordes ist hier, so viel Gunthers Antheil betrifft, wenn nicht gehoben, doch anders gewandt als im Epos; Gunther schweigt, ganz charakteristisch für die Schwäche, die will und auch nicht will und meint, wenn sie nicht ausdrücklich verbietet, so habe sie doch auch nicht erlaubt. Gunther schweigt dreimal im Stück und jedesmal ist sein Schweigen so beredt, wie seine Rede nicht sein könnte.

Siegfried und Chriemhild waren schwer zu zeichnen. Das Epos hat in dem Zeitraume, den das Drama vor Augen bringt, mit Ausnahme der Zankscene, wenig, fast nichts an die Hand gegeben. Alles ist hier eigne Erfindung des Dichters. Siegfrieds Kampf mit Hagen hinter der Scene wäre allenfalls durch ein geeignetes Motiv zu ersetzen oder durch den Speer, den Hagen annehmen müßte, mit Siegfrieds Ende in Verbindung zu bringen gewesen. Die Scenen mit Chriemhild erscheinen bei der tragischen Wucht des Uebrigen vielleicht leichter als sie sollen und die Kindesseele Chriemhilds zu zart angelegt für die spätere furchtbare Aufregung. Hier würde die Darstellung zu entscheiden haben, ob die Stimmung des Friedens und der Wehmuth mit der friedlosen Leidenschaft vereinbar bleibt.

Von Brunhild, in der sich alles dramatische Interesse zusammendrängt, ist nach der Analyse des Stücks nichts mehr zu sagen, als daß in unsrer dramatischen Literatur schwerlich der Charakter eines Weibes großartiger angelegt und kunstvoller durchgeführt ist. Dieser Charakter wird das Stück tragen. Wär' alles Uebrige Schwäche (und nur weniges ist schwach), als Mittel, um dies Weib zu schaffen, würde es gern hingenommen werden. Von dem ersten schroffen Auftreten des Weibes, das kein Gesetz als das selbstgeschaffene anerkennen will, bis zu der im rückhaltlosen Bekenntniß ihrer Liebe dem Geliebten Nachfolgenden alles fest und aus einem Guß. Nur Kleinigkeiten wären anders zu wenden gewesen, die aus dem Stoff herübergekommen sind. Das Mythische des Stoffes ist, wo es nicht aus künstlerischem Bewußtsein unmittelbar aufgenommen wurde, (in den Götterſprüchen, in der Sehernatur Sigruns, im Mythus von Balders Tod) überall menschlich aufgelöst; der Gestaltentausch Gunthers und Siegfrieds ist ohne die Nebelkappe vollbracht, ohne viel Redens davon zu machen. Nur das Reckenhafte des Stoffes ist nicht überall menschlich geworden. Brunhild wirft den Stein und springt, sie greift den zottigen Riesenwolf, Siegfried schleudert das Haupt der Bärin ihr huldigend zu Füßen; alles freilich nur in den erzählenden Stellen. Im Drama aber muß das Erzählte mit dem auf der Scene Geschauten in Einklang stehen. Dinge, wie die genannten, die unserm Leben so fremd geworden, daß wir sie für unmöglich halten, fordern, wenn wir sie hören, zum Vergleich mit dem, was wir sehen, heraus. Sie bringen demnach die Vorstellungen auf einen Abweg, der leicht zum Lachen führt; in jedem Falle lenken sie die gesammelte Theilnahme ab, da sie aus der Welt der Leidenschaft in die Welt der physischen Kraftentwicklung, von der Bühne in den Cirkus führen.

Theater.

Das Repertoire des letzten Monats war reichhaltig und interessant. In der vergangenen Woche sahen wir zweimal den zerbrochenen Krug von Kleist. Es sind bald fünfzig Jahre, seit Ludwig Wieland, Heinrich Zschokke und Heinrich von Kleist einen alten Kupferstich betrachteten, der eine ländliche Gerichtsscene, den Proceß um einen zerbrochenen Krug darstellt, und

Digitized by Google

daß sie sich verabredeten, diesen Stoff Jeder in seiner Weise dichterisch zu behandeln. Die gereimte Erzählung, die damals der junge Wieland im Ton seines Vaters abfaßte, ist längst vergessen; Zschokke's Novelle schwimmt als lustige, helle Woge im Strom seiner sämmtlichen Werke mit. Kleist's Lustspiel aber hat sich als eine Dichtung von bleibendem Werth behauptet, weil es den Stempel jenes dramatischen Genius trägt, den wir trotz seiner Verirrungen als den ersten der deutschen Nation seit Schillers Hinscheiden zu betrachten haben. Kleist ging an einem zerrütteten Gemüthe zu Grund, dessen Einwirkung, verbunden mit nachtwandlerischen Grillen, in vielen seiner Werke hervortritt. Im zerbrochenen Krug ist dies jedoch durchaus nicht der Fall; da hat er mit der vollen Behaglichkeit und Schalkhaftigkeit eines holländischen Genremalers sein Charakter- und Lebensbildchen ausgearbeitet. Seine Meisterschaft zeigt sich nach Tiecks trefflicher Bemerkung besonders darin, „daß man das Unbedeutende der Sache selbst vergißt und sie uns eben so wichtig wie den streitenden Partheien selbst erscheint."

Tieck zählte als Vorleser dieses Werk zu seinen Lieblingsstücken; dagegen hatte es große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es auf dem Theater Geltung erlangte. In Weimar mißfiel es, wahrscheinlich weil man den unglücklichen Gedanken hatte, den Schwank in mehrere Akte zu trennen, so daß „nach aufgezogenem Vorhang die Sache noch ganz auf demselben Punkte stand wie vorher." Die Schmidt'sche Bearbeitung dagegen, nach der das Stück auch bei uns gespielt wird, darf ungeachtet der starken Kürzungen als eine diskrete und glückliche bezeichnet werden.

Den Richter Adam spielte Herr Meck. Welchen wohlthuenden Eindruck macht die Sicherheit und Lebenswahrheit dieses Meisters, die sich so ungezwungen vorträgt, gegenüber der hastigen modernen Manier, die nie den Eindruck des Charaktergemäldes abzuwarten weiß, sondern in jeden Satz einen potenzirten Effect legen möchte! Der wahre Theaterfreund sollte sich ein Gesetz daraus machen, keine Vorstellung von Meck mehr zu versäumen. Wir haben vielleicht nicht lange noch die Gelegenheit, uns einen solchen Genuß zu verschaffen, und wenn er einmal die Bühne verlassen hat, wird man einen so gediegenen Vertreter der alten Schule vergebens mit Laternen suchen.

Auf den zerbrochenen Krug folgte bei der ersten Vorstellung „die Wahnsinnige" mit Herrn Haase als Harleigh; eine wohlconditionirte Gastrollenleistung mit lebhaft aufgesetzten Lichtern und Schatten, die dem Künstler Gelegenheit gibt, in begrenztem Raum die Tragweite seines außerordentlichen Talentes zu zeigen. Bei der zweiten Aufführung kam nach dem Kleist'schen Stück „Sperling und Sperber", aus dem Französischen, wie nach gutem Rheinwein Champagner der leichtesten Sorte. Ist dort ein Charakter bis ins Kleinste ausgeführt, so drängen sich hier die Situationen und der keineswegs geistlose Dialog unterhält vortrefflich, so daß nur der deutsche Philister beim Fallen des Vorhangs zu der Bemerkung Zeit findet: Ein Faust oder Wallenstein ist es eben nicht. Die Herren E. Schneider und Vollmer spielten köstlich, und so sind wir diesmal mit dem Theater zufrieden wie Herr Dr. v. Guaita.

Unterhaltungen.

— August Diezmann, dessen Schrift „Die lustige Zeit in Weimar" viel Glück machte, hat ein sehr schön ausgestattetes Bändchen unter dem Titel „**Goethe-Schiller-Museum**" herausgegeben. Dasselbe soll eine Reihe zwangloser Hefte eröffnen und für einzelne Mittheilungen über unsere große Literaturzeit ein Gesammtorgan darbieten. Es ist dies ein sehr glücklicher Gedanke, von dem nur zu bedauern ist, daß er nicht früher ins Leben trat; der

Digitized by Google

Kritiker und Forscher ist schon längst außer Stand gesetzt, zur gründlichen Bearbeitung einzelner Fragen das Material zu beschaffen. Im aufrichtigen Wunsch daß das Unternehmen gedeihe und den Namen eines Gesammt-Organs rechtfertige, erlauben wir uns zwei Vorschläge zu machen. Erstens: der Verfasser möge sich für künftige herauszugebende Hefte von allen literarischen Zeitschriften die Erlaubniß verschaffen, ihre zerstreuten Angaben und Mittheilungen in sein Museum aufzunehmen; wo er dieselbe nicht erhalten kann, möge er wenigstens Nachweise geben. Ferner: über die einzelnen Lebens-Epochen und über die Werke der großen Dichter mögen Literaturverzeichnisse angefertigt und dem Diezmann'schen Heft eingereiht werden; der Artikel „Zu einer Schillerbibliothek" ist bereits ein guter Anfang. Das erste Bändchen enthält manches Interessante; ein Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe enthüllt uns wieder einmal an dem Letzteren den herrlichen Zug eines stillen, unermüdeten Wohlthuns; er läßt nicht ab, für Herder, namentlich für die Erziehung von dessen Kindern, Zuschüsse beizuschaffen, und zwar gerade in den Jahren, wo der Priester der Humanität seine Verbitterung gegen den Freund recht schonungslos kund gab. Die Zusammenstellung der Lesarten in der ersten Ausgabe des Werther mit den späteren ist sehr sorgfältig gemacht und in sprachlicher wie ästhetischer Hinsicht belehrend. Eine der mitgetheilten, nachträglich ausgemärzten Stellen erklärt Diezmann für diejenige, die Napoleon im Gespräch mit Goethe als verfehlt bezeichnete. Die Komödie „Theatralische Abenteuer" von Schwager Vulpius nimmt für das mäßige Interesse, das sie bietet, einen viel zu großen Raum ein. Ein Brief Goethe's aus Jena vom Jahre 1809, wahrscheinlich an Voigt gerichtet, enthält folgende charakteristische Stelle: „Heute Nacht sind wieder Händel zwischen den Finländern und Westphälingern vorgefallen und eine öffentliche Feierlichkeit darf nun gar nicht stattfinden. Die gewöhnlichen Formen werden wohl hinreichen, daß derjenige, der Schläge gekriegt, sie trage, wer verwundet worden ist, sich heilen lasse, und wer an den Wunden stirbt, begraben werde. Ich bin überzeugt, daß jeder alte Academicus hierüber höchst beruhigt zu Bette geht."

— Wenn man für die **Zopfabschneiderei**, die gegenwärtig die oberdeutschen Mittelstädte in Athem erhält, eine geschichtliche Parallele sucht, so findet man eine solche in dem **Vampyrschrecken**, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus seiner ungarischen und walachischen Heimath in Deutschland eindrang und vielleicht durch Soldaten, die von der türkischen Grenze heimkehrten, längere Zeit lebendig erhalten wurde. Unter einem Vampyr dachte man sich einen Todten, der bei Tag im Sarg auf dem Gesichte liegt, mit warmem kreisendem Blut, aber bei Nacht aufsteht, die Begegnenden, namentlich junge Mädchen, in den Hals beißt und ihnen das Blut aussaugt. Wie gegenwärtig, zeigte sich die Erscheinung erst in wenigen Städten von Baiern und Franken und trat dann vereinzelt auch anderwärts auf. Offenbar benutzten einzelne Frevler diesen Aberglauben zur Verübung einer grauenvollen Neckerei, ja sie regten vielleicht selbst ihre Einbildungskraft zu einer Vampyrstimmung auf. Die Zopfabschneiderei ist nun allerdings kein bloßer Aberglauben, die geraubten Zöpfe liegen handgreiflich vor; indessen ist es nicht zu verkennen, daß bereits wahnhafte Vorstellungen sich an die Sache knüpfen, wie überall, wo in windstillen Zeiten die Volksphantasie erregt wird.

— Als Anachronismus darf es erscheinen, daß **Oehlenschlägers Aladdin**, oder die Wunderlampe, ein Drama in zwei Theilen von je fünf Akten, kürzlich von einem Herrn Theodor Martin ungemein sorgfältig und getreu ins Englische übersetzt worden ist.

— Das **Intermezzo** von Heine, d. h. derjenige Theil des Buches der Lieder, der zuerst in den Reisebildern erschien und der die Kleinodien seiner Lyrik enthält, ist in französischer Nachdichtung von Paul Ristelhuber erschienen; bisher kannte man in Frankreich nur die Bearbeitung in Prosa, die der unglückliche Gérard de Nerval unter der Anleitung des Dichters verfaßte.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N°. 7. **Frankfurt a/M.,** den 13. Februar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Abwärts und Aufwärts, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moriz Hartmann; Herbadilla, Clisson, François Cacault. — **Elisabeth von Stägemann** und ihre Erinnerungen für edle Frauen. — **Julius Fröbel über Amerika**, von F. Rittweger. — **Franz Beyschlag.** — **Unterhaltungen:** Albert Vizius. — Die Frau Rath. — Stein's Leben. — Das Städel'sche Institut. — Der neue Vitaval. — Wolfsohns Osternacht. — Julie Burow u. s. w.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

6. Eine Schlittenfahrt.

Ein rauher strenger Winter deckte Stadt und Land. An den weit vorspringenden Dächern und an den Drachenmäulern, die sie trugen, hingen große Eiszapfen; die Bildsäulen auf den Brunnen trugen des Schnees weiße Wolle auf ihren Häuptern; das Wasser im Stadtgraben war wie zu hartem Stein gefroren, und wo man aus der Stadt hinausschaute in die Ferne, hatte Alles dieselbe Farbe, sei es nun die eines Leichentuches, das des Sommers Blüthen deckt, oder eines Feierkleides, welches die Mutter Erde zur festlichen Winterruhe anzieht. Hungrige Raben und Krähen kamen schaarenweise von den Feldern herein geflogen und spazierten in den Gassen umher und theilten mit den Hühnern, den Tauben und den Sperlingen das sparsame Futter; aber sie erhielten wenig von der Barmherzigkeit der Menschen; hatten diese doch genug zu leiden, konnten selbst oft ihren Hunger nicht stil-

Digitized by Google

len und mußten den vielen bettelnden Kindern ein Stück Brod oder einen Teller warmer Suppe unerbittlich abschlagen. Denn zum Winter hatte sich diesmal der Hunger gesellt; das Pfund Brod kostete acht Kreuzer und darüber, das Viertel *) Erdäpfel, damals noch eine sehr verachtete und geringgeschätzte Frucht, kostete zwei Gulden, und ein Sack weißer Rüben fast eben so viel. Von allem dem schienen freilich Die nicht viel zu spüren, welche, um die hellen klaren Januartage zum Vergnügen zu benutzen, eine glänzende Schlittenfahrt veranstaltet hatten, an der die adeligen Herren und Damen der Stadt Theil nehmen sollten.

Der Junker Seckelmeister von Randenburg war Amtsbürgermeister geworden und hatte so die oberste Stufe der Ehren in seiner Republik erstiegen, seine Gemahlin aber war auch zugleich auf dem Gipfel ihres Stolzes und Uebermuthes angekommen. Sie hatte es unbarmherzig durchgesetzt, daß der arme Tobias ihr Haus nicht mehr betreten dürfe; auch die Mutter wurde immer seltener im Paradiesvogel. Der Junker ließ ihr zwar für ihren Sohn und ihre Haushaltung noch manche Unterstützung zukommen; aber da seine Gemahlin im Hause mehr regierte als er, so konnte er nicht mehr wie früher seine Dankbarkeit gegen den einstigen guten Geist des Hauses beweisen. Mit diesem guten Geiste floh auch der Friede und der Segen aus den weiten stolzen Hallen. Der alte treue Diener, in einer Krankheit vernachlässigt, starb nach schweren Leiden; ein junger Lakai von hübschem Aussehn, wohlbewandert in allen Bedientenlisten, folgte ihm auf seinem Posten; er und die Mägde im Hause hielten zusammen wie die Kletten, wenn's etwas zu verheimlichen oder zu beschönigen gab; so wanderte noch viel häufiger als früher manche Flasche Wein aus dem Keller und mancher kalte Braten oder Schinken aus der Küche, man wußte nicht wohin. Die kluge Adelheid, welche, als der Mutter Stütze, anfing die Vorräthe zu überwachen und zu verwalten, merkte wohl Dies und Das; aber sie durfte der Mutter nicht davon reden, wenn sie sie nicht aufs heftigste erzürnen wollte; darum schwieg sie lieber und tröstete sich damit, des Vaters Vermögen sei ja groß genug; es sei daher nicht nöthig, ängstlich auf jeden kleinen Verlust zu achten. Ihr Bruder lernte schon seit einem Jahre in der feinen Stadt Genf die französischen Sitten und Manieren in einer sehr nobeln Pension, in welcher viele Söhne edler Familien aus andern Schweizerstädten gebildet wurden; er schickte die glänzendsten Zeugnisse nach Hause, schrieb aber wenige und schlechte Briefe. Der Junker schüttelte oft den Kopf dazu und traute den Zeugnissen nicht recht; die zärtliche Mama aber las die letztern sechs und siebenmal, nahm sie mit in die Theevisiten und las sie vor, und wenn sie dem Sohne schrieb, so ermahnte sie ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit, doch ja seinen plumpen Schritt sich ab-

*) Fast ein halber Centner.

Digitized by Google

zugewöhnen, in den guten Manieren rechte Fortschritte zu machen und in der französischen Conversation sich die größte Mühe zu geben. Das Söhnchen versprach alles Gute, aber Niemand in seiner Vaterstadt hat erfahren, wie seine Zeugnisse sich zu seinem Leben und Treiben verhielten.

Die Frau Seckelmeisterin, nunmehr Frau Bürgermeister, liebte Kleiderpracht, Luxus und Gesellschaftsfreuden über Alles. Wenn am Morgen ihr Friseur zu ihr kam, so war sie damit nicht zufrieden, wenn er mit Stadtneuigkeiten aller Art, bei welchen er es sich nicht gerade zur strengsten Regel machte, nichts hinzuzuthun und nichts davonzuthun, ihre weibliche Neugierde befriedigt hatte, sondern er mußte ihr auch genau Bericht darüber erstatten, ob nicht in Zürich oder in Basel eine neue Frisur oder ein neuer Schnitt der Kleider aufgekommen sei, ob diese Mode auch für ihre Figur passen würde, und auf welche Weise am schnellsten Frisur und Anzug dieser Art für sie besorgt werden könnte. Nach den Kosten fragte sie niemals; ihr größter Triumph, den sie gerne theuer bezahlte, war stets, wenn sie in noch nie gesehener Farbe und mit noch niemals bewunderten Spitzen unter den andern Frauen ihres Standes sich zeigen konnte. Darum wußte sie auch jeden Anlaß festzuhalten, bei welchem eine Festlichkeit, eine Tanzgesellschaft oder dergleichen irgendwie sich rechtfertigen ließ, und oft mußte ihr Gemahl wider seinen Willen zu Gesellschaften im großartigsten Styl seine Einwilligung geben. Aber während im großen Saale die Lichter des Kronleuchters flimmerten und strahlten, fingen düstere Ahnungen an in seiner Seele aufzusteigen. Seitdem der Sohn nach Genf verreist war, hatten zwei unfruchtbare Jahre alle Lebensmittel theuer gemacht, und die steigende Noth der Armen mahnte Viele zum Ernst und zur Sparsamkeit; aber bei der Frau Bürgermeister im Paradiesvogel wollte weder das Eine noch das Andere einkehren; sie lebte in einem berauschenden Traume der Eitelkeit und Genußsucht dahin.

Von diesem Traum erfüllt stand sie vor dem Spiegel ihres Putzzimmers, als das helle Schellengeklingel der vorüberfahrenden Schlitten von der Straße heraufdrang und sie zur Eile mahnte. Sie war eine der Eifrigsten gewesen, welche es durchgesetzt hatten, eine der üblichen großen Schlittenfahrten zu unternehmen, trotzdem daß manche ernsten Stimmen abmahnten von einem so kostspieligen und Aufsehen oder gar Aergerniß erregenden Vergnügen, trotzdem daß ihr Gemahl im Hinblick auf die schweren Zeitläufe um des Wohles der ganzen Republik willen sich einige Male stark dagegen ausgesprochen hatte. Sie ließ demselben früh und spät keine Ruhe, bis er endlich versprach, auch Theil zu nehmen, ja, am Abend nachher die sämmtlichen Theilnehmer, Herren und Damen, im Paradiesvogel zu empfangen. Wie gerne hätte er widersprochen, wie gerne das Geld, welches für die Lustbarkeit verwendet werden mußte, oder das Doppelte unter die Armen vertheilt, aber dem Eigensinn der stolzen Frau war schwer anzukommen; er mußte nachgeben, wollte er

Digitized by Google

nicht ſein Haus in eine Hölle täglichen Streites verwandelt ſehn. Alſo ſah er zu, wie ſeine Gemahlin an dieſem Tage ſich in eine der koſtbarſten Seidenroben kleidete und mit wallenden Straußfedern ihren Kopfputz vergrößerte; ſie wollte zeigen, ſelbſt die theure Zeit hindere ſie nicht an ihrem gewohnten Aufwande. Auch die Adelheid zierte ſie wie eine Puppe und konnte nicht begreifen, daß ſie ſo viel Ueberredungskunſt anwenden müſſe, um die Tochter zu bewegen, ſich angemeſſen zu ſchmücken mit Seide, Gold und Edelgeſtein. Auch Meiſter Tobias bekam zu thun: er mußte den alten Hausſchlitten von der Geſtalt einer geſchweiften Muſchel mit neuen brillanten Farben zieren, beſonders den großen aus Holz geſchnitzten Paradiesvogel, der am Vordertheile des Schlittens befeſtigt war; Schnabel, Krallen und die Enden des Schweifes wurden ihm friſch vergoldet. Die Pferde erhielten ein neues Schellengeläute, und wie ehemals die Turnierroſſe wallende blau und roth gefärbte Büſche auf die Stirnen.

Der Schlitten ſtand angeſpannt vor dem Hauſe, Kindergruppen umſtanden ihn, die ſchöne Frau Bürgermeiſter erwartend, die bald einſteigen ſollte; die Sonne ſchien blendend auf den Schnee; ein ſcharfer Wind jagte feinen Schneeſtaub von den Dächern hernieder. Jetzt öffnete ſich das Portal des Hauſes; die Kinder wichen ehrerbietig einige Schritte zurück; gewandt beſtieg die hohe Dame den Schlitten; Adelheid folgte, und mit umwölkter Stirn nahm der Junker von Randenburg ihnen gegenüber ſeinen Sitz ein. Jetzt flogen die Pferde davon nach dem allgemeinen Sammelplatz, dem Herrenacker, einem großen, viereckigen Platze in der Mitte der Stadt. Bald ſtanden hier über ein Dutzend Schlitten in langer Reihe, und es begann eine dreimalige Rundfahrt um den ganzen Platz herum zur Befriedigung der Schauluſt der zahlreich verſammelten Leute. „Du", ſagte eine ältere Bürgersfrau zu ihrer Tochter, die neben ihr ſtand, „jetzt gib Acht: das erſte Mal, wenn die Schlitten an dir vorbeikommen, ſchau auf die Leute; möcht' gerne wiſſen, wer die ſind, die heut in ſträflichem Uebermuth ſich luſtig machen, während ſo viel arme Leute vor Froſt und Hunger zittern und nichts zu beißen und zu brechen haben! Wenn die Schlitten zum zweiten Mal vorbeikommen, dann ſchau' auf die ſchönen Kleider und auf die Friſuren; was gilt's, die ſtolze Frau aus dem Paradiesvogel will heut wieder wie eine Königin unter allen hervorſtechen! Und kommen ſie zum dritten Mal, dann ſchau auf die Kleinodien, die ſie an goldenen Ketten tragen, auf die Ohrringe und Fingerringe und auf die ſchönen Uhrketten und Petſchaften der geputzten Junker; denn ich ſage dir, ſie holen das Schönſte hervor, was ſie in ihren Schatzkäſtchen verborgen halten!"

Die Frau hatte noch nicht ganz ausgeredet, als der erſte Schlitten herannahte; die Tochter zupfte die Mutter am Aermel und flüſterte ihr zu: „Siehſt du die neue Frau Bürgermeiſter aus dem Paradiesvogel! Sie iſt's

Digitized by Google

ganz bestimmt!" — „O ich kenne sie schon an ihren stolzen Augen", erwiederte schnell die Mutter, „aber jetzt sei still und gib Acht, man sieht so etwas nicht gleich wieder!" — Und nun sausten die Schlitten pfeilschnell vorüber, keiner dem andern gleich, die mannichfaltigsten abentheuerlichsten Gestalten: da stand ein Adler, da ein Ritter mit Schwert und Schild, da ein Mohr auf dem Vordertheil; dort hatte der ganze Schlitten die Gestalt eines Löwen oder eines Hirsches oder eines Leoparden, und getragen von diesen grimmigen Thieren fuhren lustig davon Rathsherren und Seckelmeister und Statthalter und ihre Frauen und die feinfrisirten Söhne und Töchter, und alle Augenblicke hörte man aus dem Munde des zahlreich versammelten Publikums diesen oder jenen kurzen oder langen Titel, der eine angesehene Person der Stadt bezeichnete. Manche der jungen adeligen Herren standen hinten auf den Schlittenkufen und unterhielten sich von da mit den auf die weichen Polster sich zurücklehnenden Damen; wie flogen da ihre Rockschöße im Winde, so daß die goldenen Knöpfe funkelten und strahlten; wie geschickt wußten sie ein Compliment gegen die Fenster auszuführen! Alle Farben des Frühlings hoben sich glänzend ab von dem schimmernden Schnee, der den großen Platz bedeckte; in Hellblau und Rosenroth und mattem Gelb prangten die Frauen, in Violet, Carmoisinroth und kräftigem Grün spielten die Plüschröcke der Herren; so zogen alle Regenbogenfarben in buntem Gemisch an den Augen der Zuschauer vorüber, und es mochte Manchem scheinen, es sei der wohlbekannte Platz auf einmal in ein glänzendes Theater verwandelt worden. — Jetzt war die Neugierde befriedigt; der Vorreiter, ein junger Cavalier auf schmuckem Roß, lenkte in eine Hauptstraße der Stadt ein, und mit Peitschenknall und Schellengetön jagte der ganze Zug durchs Schwabenthor hinaus über die Fallbrücke auf der bergauf und bergab sich windenden Landstraße nach einem zwei Stunden entfernten großen Dorfe, wo in einem stattlichen Gasthause „zum Sternen" die adeligen Gäste angemeldet waren. Hier genossen die Damen einen erwärmenden Kaffee mit großen Semmeln in Gestalt von Zöpfen, die Herren einen kräftigen alten Wein, der bald eine ausgelassene Heiterkeit zur Folge hatte. Bei der Dämmerung traten sie die Heimfahrt wieder an; noch eiliger stoben die Renner davon, noch lauter knallten die Peitschen, erklang das Schellengeläute; das ehrwürdige Thor und die Mauern und Thürme rechts und links standen im feierlichen Mondschein, als der leichtsinnige Troß durch dieselben in die Stadt hereinjagte. Jetzt aber standen keine Zuschauer auf den Gassen; denn die Kälte war schneidend und die Damen hüllten sich fröstelnd in ihr Pelzwerk. Vor dem hellerleuchteten Paradiesvogel hielt der lange Zug; ein Schlitten nach dem andern fuhr vor und die meisten von der Gesellschaft waren froh, ein warmes Zimmer zu finden. Diener und Mägde mußten laufen und springen, den Gästen die Pelze abzunehmen und sie zum Saale zu geleiten, und in wenig Minuten strahlte jetzt nicht am Sonnenschein, son-

Digitized by Google

dern am Lichterglanze die geputzte Gesellschaft im weiten Saale wieder von Seide, Gold und Edelstein. Manche Locke war zerzaust und der Puder mit dem Schneestaub davongeflogen; doch dies galt heute für schön als Zeichen überstandener Strapazen, und man lobte sich gegenseitig für den Muth und die Kühnheit, mit der man dem kalten Winter ein so nobles Vergnügen abgerungen habe. Bei dem schöngezierten Theetisch, bei den Klängen der Musik, die zum Tanze riefen, und endlich bei der reichbesetzten Tafel und dem funkelnden Wein vergaß man die Noth der schweren Zeit, und wo ihr hageres, unheimliches Bild sich doch hineindrängen wollte, da scheute man sich nicht, es stolz hinwegzuspotten.

Dem Junker Bürgermeister gelang dies nicht so gut, wie seiner übermüthigen Gemahlin. Seine heitere Laune war erkünstelt, seine Freundlichkeit gegen die Gäste gewissermaßen mechanisch; die tiefen Falten wollten nicht weichen von seiner Stirn. Seine Gemahlin dagegen schien nichts zu spüren von den Sorgen, die ihn drückten. Von allen Seiten empfing sie Huldigungen und erwiederte dieselben mit gleicher Münze; noch vergnügte sie sich am Tanze und ein geheimes Vergnügen empfand sie dabei, die verschiedenen Toiletten genau zu betrachten, mit der ihrigen zu vergleichen und die letztere bei sich selbst doch für die schönste zu erklären. Der Abend floß hin bei Gespräch und Tanz und den Freuden der Tafel; aber es war als ob Etwas in der Atmosphäre läge, was die Fröhlichkeit dämpfte; die Complimente wollten nicht so gut gerathen wie sonst; die Musik blieb nicht im rechten Takte; das Gespräch an der Tafel stockte von Zeit zu Zeit, so daß peinliche Pausen entstanden. Adelheid merkte wohl, daß etwas fehlte, sie war daher unermüdlich besorgt, jedem Gaste das zu bieten, was er liebte, mit Diesem und Jenem, der stumm dasaß, einige freundliche Worte zu wechseln, endlich auch durch einige Musikstücke auf dem Piano etwas zur Unterhaltung beizutragen; aber auch ihr wollte es nicht gelingen, ja wider ihren Willen zog sich durch die Variationen, die sie spielte, ein schwermüthiger Klang; denn es war ihr nicht wohl zu Muthe bei dem Feste. (Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortsetzung.)

Sonderbar, daß die Bretonen, welche ihre alten Zauberer, Merlin an der Spitze, mit so viel Vorliebe behandeln, die arme Heloise so arg entstellen. Allein über all das vielleicht weiter unten im Verlaufe dieses wahrhaftigen Reiseberichts; jetzt befinden wir uns noch nicht auf eigentlich bretonischem Boden, sondern im Bocage und im Flecken Le Pallet.

Digitized by Google

Es ist ein einsamer Flecken, der aus einer einzigen Gasse besteht. Am Ende dieser Gasse, auf einem unbedeutenden Hügel, bemerkt man mit Mühe einige Trümmerreste eines alten Hauses; hier soll das Haus oder die Burg Berengar's, des Vaters Abälard's, gestanden haben. Die Kirche nebenan soll aus einer Scheune dieser Burg entstanden sein. Dies ist Le Pallet, der Geburtsort des großen Scholastikers. Bevor wir aber noch eine Stunde weiter fahren, nach Clisson, wollen wir noch eine Bemerkung unsers Conducteurs aufzeichnen. Wie wir wieder auf der Straße weiter rollen, streckt er die Hand pathetisch aus gegen Westen und gebietet: „Meine Herren, sehen Sie Ihre Landkarten in dieser Richtung an." — „Wir thun es, Herr Conducteur!" — „Fassen Sie das Land zwischen dieser Straße und dem großen Meere ins Auge!" — „Auch dies ist gethan." — „Suchen Sie den See Grandlieu auf!" — „Es ist geschehen." — „Dieser See bedeckt mit seinen Wellen die uralte, ungeheure Stadt Herbadilla; sie ist um ihrer Sünden willen wie Sodom und Gomorrha zu Grunde gegangen. Drei Tage lang hat der Herr Feuer, Schwefel und Pech herabregnen lassen. Es wäre an Einem Tage genug gewesen. Da sie in Asche verkehrt war, that sich der Boden auf; sie versank hundert Faden tief und der See fiel vom Himmel und bedeckte sie. Kutscher, fort nach Clisson."

Dort taucht das Tivoli Frankreichs mit seinem lieblichen Kirchthurm auf. Wir werden in der untern Bretagne noch einer versunkenen Stadt begegnen.

---

6. Clisson, das Tivoli Frankreichs. — Südliche Natur. — Herrliche Scenerie. — Motive aus Clisson in Poussins Bildern.

Clisson verdient seinen Namen des französischen Tivoli freilich auch nur in dem Maße, als das Elbflorenz, das Neapel am Mälarsee, das schottische Athen, das holländische Venedig den seinen verdient. Am Zusammenlaufe der beiden Flüsse, der Sevre und Moine, welche in tiefen Thälern fließen, gelegen, lagert es auf den Abhängen der Berge, hier amphitheaterhaft im Halbkreise, dort in Terrassen abgetheilt, hier in einzelne Häusergruppen, und ist so mannichfaltig als reizend anzusehen. Die beiden Flüsse und ihre Ausdünstungen begünstigen eine in nordischen Landen selten so üppige Vegetation, und all die Häusergruppen, Amphitheater, Terrassen, einzelnen Villen, ebenso wie die Thalgründe sind überall von reichem, überaus reichem Laubwerk durchdrungen, umschlungen, bedeckt. Die beiden Flüsse strömen gerade im tiefen Centrum des Fleckens zusammen, und auf der Brücke, die über den vereinigten Fluß geht, stehend, blickt man beiden Flußbetten gegen Süden und Westen weit entgegen, während sich der vereinigte, breite Strom gegen Norden im dichten Buschwerk wie ein See schön abrundet und schließt. Die Sevre kommt breit und ruhig durch Wiesen und Wälder dahergegangen; die Moine springt

Digitized by Google

ihr aus einer tiefen, grauen Schlucht, die den Park Valentin bildet, rauſchend und ſchäumend, durch Geklipp und Geſtrüpp, in den hohen Arkadenbogen der Brücke widerhallend, wie eine junge Bergmaid entgegen. Dieſe zweite Brücke, die über die Moine geht, zwei hohe Hügel und bedeutende Beſtandtheile des Fleckens verbindend, iſt ein kleines Meiſterſtück der Architektur. Die überaus hohen Pfeiler, die zum Theil auf den Bergabhängen, theils auf den aus dem Waſſer ragenden Granitblöcken ruhen, ſind überaus ſchlank und gewinnen an Leichtigkeit und Schönheit dadurch, daß ſie nicht nur der Länge der Brücke nach Bogen bilden, ſondern auch ihrer Breite nach durchbrochen und gewölbt ſind und auf dieſe Weiſe aus der ganzen Brücke eine einzige große Arkade machen, die man tief unter den oben Wandelnden als Uebergang brauchen kann. Auf dieſe Weiſe verwandelt ſich jeder Brückenbogen in eine Wölbung, die auf vier Pfeilern ruht, und die ganze Brücke, wie geſagt, in einen Porticus. Jeder dieſer Bogen wird zu einem ſchönen Rahmen für eine Landſchaft, wohin man immer blicken möge, und die ganze Brücke zu einer Zierde des Fleckens, die ihm allerdings in Erinnerung an italiſche Aqua- und Viadukte ein ſüdliches Ausſehen gibt. Dies thut auch die Maiſon Valentin, eine in italieniſchem Rundbogenſtyl gebaute, mit Orangerie geſchmückte Villa, die von einer der Höhen ihren eigenen, ſaftig grünen, dichten Park und den Flecken beherrſcht, ebenſo wie die Kirche mit ihren italieniſchen Thürmchen, hart an der Villa. Zum Glück haben wir nach einem Nebelmorgen den herrlichſten Auguſttag, und ſo iſt die Illuſion fertig und wir laſſen uns trotz der Abweſenheit des Veſtatempels und des Waſſerfalls das Tivoli der Franzoſen gefallen. Auch Pouſſin ließ ſich täuſchen und pflegte dieſe cliſſoniſch-italieniſche Täuſchung ſogar mit einiger Vorliebe. In vielen ſeiner ſüdlichen Landſchaften entdeckt man die Hauptmotive, die er ſich in Cliſſon geholt hat. — Alle dieſe Pracht aber, die Maler und, wie wir ſehen werden, Dichter und Journaliſten begeiſtert hat, wird, da es göttliches Recht iſt, von noch größerer Pracht beherrſcht, und hat man dieſe kennen gelernt, ſo glaubt man, daß das Alles nur da ſei, um ihr zu huldigen. Dieſe größere Pracht ſtellt ſich in den gewaltigen, ungeheuren Ruinen des alten Schloſſes von Cliſſon dar, das wir noch nicht erwähnt haben. Dorthin richteten ſich zuerſt die Schritte der Reiſegeſellſchaft.

---

7. Geſchichte Cliſſons und ſeines Schloſſes. — Sein Verfall und ſeine Wiedergeburt. — François oder Françoiſe Cacault, der Ueberſetzer Ramlers und Leſſings, der Wiedererwecker Cliſſons. — Lemot.

Bevor ich aber dieſes beſchreibe, will ich erſt die Geſchichte der Wiedergeburt des Fleckens Cliſſon erzählen und wie es zu ſeinem heutigen Ruhme

Digitized by Google

der Schönheit gekommen. Clisson ist ein uralter Flecken und stammt aus den Römerzeiten. Unter den Kaisern hatten seine Bewohner und seine Besatzungen eigene Privilegien, weil sie die Grenzen gegen die widerspenstigen Bewohner von Armorica ununterbrochen und mit großen Anstrengungen zu vertheidigen hatten. Aus den Trümmern eines römischen Castells ist wahrscheinlich das Schloß entstanden, das im Mittelalter für uneinnehmbar galt, seinen Besitzern, den Herren von Clisson, eine solche Gewalt gab, daß sie zuletzt als Prätendenten der herzoglichen Würde auftraten, und den Flecken sammt der Umgegend das ganze Mittelalter hindurch zum Schauplatze historischer Thaten machte. Mit der Erfindung des Schießpulvers und mit der Vereinigung der Bretagne mit Frankreich, da diese Grenze ihre Wichtigkeit verlor, verfiel die Macht des Schlosses und das Schloß selbst. Es wurde zu einer Domäne, die durch den Besitz zahlloser Günstlinge und Maitressen ging. Im großen Kriege der Chouans wurde Clisson, und zwar vorzugsweise seines festen Schlosses wegen, ein Centralpunkt für die Vendeer und die Bewohner des Bocage. Dabei gingen denn Schloß und Stadt und Bewohner durch Feuer und Schwert zu Grunde. Die Felder lagen wüst, selbst ein Theil der Wälder war in Asche verwandelt. Die Reste der Einwohner flüchteten sich vor den Republikanern weit von ihren Laren und Penaten, theils ans jenseitige Ufer der Loire, wo sie, von den Engländern unterstützt, den Krieg noch eine Zeit lang fortsetzen konnten, theils in das Dunkel der Wälder. Ganz Clisson war verlassen; an keinem Herde brannte ein gastliches Feuer, es hätte sonst die Wölfe verjagt, die im Winter in den verbrannten Gassen lustwandelten und umsonst einer menschlichen Seele zu begegnen suchten. So blieb es durch mehrere Jahre.

Damals lebte ein Mann, Namens François Cacault, welcher im Jahre 1742 zu Nantes geboren war. Dieser François Cacault wurde sonderbarer Weise bei seiner Geburt als Mädchen behandelt und als Françoise getauft. Mit Mühe gelang es ihm später geltend zu machen, daß er ein Mann sei und Franz heißen müsse. Seine Mannheit benutzte er zu guten Studien in der Knabenschule zu Nantes, und schon in seinem 22sten Jahre figurirt er als Professor der Mathematik in der Militärschule zu Paris. Im Jahre 1769 zwingt ihn ein unglückliches Duell zur Flucht und er durchzieht als liebenswürdiger Abenteurer halb Europa, dessen Sprachen er erlernt. In Deutschland übersetzt er Ramler's sämmtliche Gedichte und läßt die Uebersetzung 1777 in Berlin erscheinen. Im Jahre 1785 gibt Junker seine Uebersetzung von Lessing's „Dramaturgischen Blättern" heraus (2 Bde.). In Italien erwirbt er sich so ausgebreitete Kenntnisse von Land und Leuten, daß Hr. Talleyrand, Gesandter zu Neapel, ihn zu seinem Sekretär ernennt. Von nun an hört die Thätigkeit Cacault's im Schooße der Diplomatie des revolutionären Frankreichs nicht mehr auf. Er wird nach Rom geschickt, als Basseville daselbst

Digitized by Google

ermordet wurde; er bewegt den Großherzog von Toscana, von der Coalition abzufallen; er unterzeichnet mit dem General Bonaparte den Vertrag von Tolentino und wird endlich 1798 Deputirter im Rathe der Fünfhundert für sein heimisches Departement. Nach dem 18. Brumaire ist er Mitglied des Gesetzgebenden Körpers und im folgenden Jahre Gesandter der Republik zu Rom, wo er das berühmte Concordat negocirt. Nach zwei Jahren kehrt er nach Paris zurück und wird Senator, in welcher Würde er 1805 in seinem kleinen Hause zu Clisson stirbt. Dieser François Cacault, der Uebersetzer Ramler's und Lessings, ist der Regenerator Clissons. Bald nach den Vendeerkriegen aus Italien in seine Vaterstadt Nantes als Kunstliebhaber, in welchen er sich während seines italienischen Aufenthalts aus einem Uebersetzer Lessing's verwandelt hatte, zurückgekehrt, hatte er die größte Lust, Künstler-Excursionen in der Umgegend zu machen. Aber er fand keine Gesellschaft; Niemand wagte das linke Loire-Ufer, den Boden der Chouans, zu betreten. Er aber kannte die Campagna von Rom und die Apenninen, so machte er sich denn allein auf mit der Mappe unter dem Arm und drang bis Clisson vor. Er fand es in dem Zustande, den wir oben angedeutet haben. Er suchte die beste Brandstätte auf, richtete sich wohnlich ein und hauste in der Einsamkeit. Auf seinen Ausflügen in die Wälder fand er die geflüchteten Einwohner, die in Blockhäusern und Höhlen wohnten, und bewog sie nach und nach zu ihren Rauchfängen zurückzukehren. So bevölkerte sich Clisson aufs Neue. Cacault, dem der Flecken lieb geworden war, kehrte so oft zurück, als es seine nachmaligen Geschäfte erlaubten, und zog noch manchen hohen Herrn mit sich dahin. Er selbst baute sich unter Tannenbäumen ein einfaches Haus und nebenan ein schönes Museum, in welchem er die Bilder aufbewahrte, die er und sein Bruder — wahrscheinlich à la Marschall Soult — in Italien gesammelt hatten, und machte so aus Clisson den Wallfahrtsort der Künstler, die Natur und Kunst in diesem versteckten Winkel schön vertreten fanden. So kam auch Lemot, der Tischlersohn aus Lyon, späterer Baron de l'empire, der unter dem Kaiserreich und der Restauration berühmte Bildhauer, von welchem die Statue Heinrich's IV. auf dem Pontneuf herrührt. Er kaufte sich in Clisson an und pflanzte und pflegte den herrlichen Park, La Garenne, am Ufer der Sevre, von dem wir später sprechen werden.

Cacault ist todt; seine Bilder sind nach Nantes gewandert, welcher Stadt er sie vermachte, und wo sie eine der bedeutendsten Departementalsammlungen bilden; auch Lemot ist todt — aber Beider Schöpfungen sind geblieben und der Ruhm Clissons, den sie neu begründet, blüht fort und verdient zu blühen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eliſabeth von Stägemann.

Erinnerungen für edle Frauen, von Eliſabeth von Stägemann. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung von Dr. F. Guſtav Kühne. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1858.

Die Beobachtungen aus dem Leben, welche Eliſabeth von Stägemann in novelliſtiſcher Briefform niederſchrieb, erſcheinen hier in zweiter Auflage. Als Vorredner weiſt F. G. Kühne in feiner und ſicherer Darſtellung nach, das vorliegende Buch ſei recht eigentlich ein ſolches, wie verſtändige, lebenskundige Mütter es für ihre erwachſenen Töchter wünſchen. Dies iſt ein bedeutendes Lob, und die „Erinnerungen" entſprechen demſelben in vielfacher Beziehung.

Bei der erſten Betrachtung der Verhältniſſe, unter welchen das Werk entſtanden iſt, ergibt ſich leicht ein ungünſtiges Vorurtheil gegen daſſelbe. Eliſabeths Jugend fällt in die Zeit der erſten Romantik; die Gemüther junger Frauen, welche der Literatur nahe ſtanden, waren damals von einem Idealismus erfüllt, der ihnen das Nächſtliegende in einen unerfreulichen Nebel hüllte und die Ausgangspunkte der Sittlichkeit und des Pflichtgefühls zu verſchieben drohte. Die Poeſie ſollte das alleinige Recht haben, das Leben zu geſtalten; ſie ſollte Kunſt, Moral und Religion zugleich ſein. Zudem war Eliſabeth in der entſcheidenden Epoche ihres Daſeins die Gattin eines trockenen Beamten, und von den Liebeswerbungen dreier hochfliegenden Freunde umſtürmt, unter denen es genügt, den einen Gentz zu nennen. Die neuen Begriffe von der Liebe und ihren Rechten, ſodann die von Frankreich aus eindringende neue Geſetzgebung hatten die Feſtigkeit des Inſtituts der Ehe gelockert. Eliſabeth wurde von ihrem Gemahl geſchieden und vermählte ſich mit Stägemann. Als ſeine Gattin ſchrieb ſie die Erinnerungen nieder, im Bedürfniß, aus der gewonnenen Ruhe einen Blick auf die überſtandenen Leiden zu wenden.

Solche Umſtände werden Manchen dazu ſtimmen, dies Memoirenwerk im Voraus für einen Ausbund von haltloſer Phantaſterei zu erklären. Und doch liegt Nichts der Wahrheit ferner; es trägt durchaus das Gepräge einer klaren, pflichtbewußten, praktiſchen Weiblichkeit. Wie ſich dieſe in der Verfaſſerin entwickelte, darüber gibt ihr Leben Auskunft.

Eliſabeth Fiſcher war im Jahr 1761 in Königsberg geboren. Achtzehn Jahre alt, wurde ſie mit einem Juriſten Namens Graun vermählt; einem Sohn des Tonkünſtlers Graun, der in ſeinem „Tod Jeſu" und anderen Werken noch heute fortlebt. Nach den erſten Jahren der Ehe wurde der Gemahl nach Berlin berufen; er trat in das neue Verhältniß ein, und ließ vorläufig die junge Frau mit ihren Kindern in Königsberg zurück. Die einſtweilige Trennung wurde eine dauernde; Eliſabeth richtete ſich das Leben in Gemeinſchaft mit ihrer alten Mutter ein, ſo gut es gehen mochte. Sie

Digitized by Google

war eine anerkannte Schönheit; in ihrer einfachen Zurückgezogenheit empfing sie eifrige Huldigungen. Der bekannte politische Schriftsteller und Komponist Goethe'scher Dichtungen, Kapellmeister Reichardt, schrieb Lieder für ihre Stimme. Aber auch ohne solche Auszeichnungen wäre sie durch ihr Schicksal für Männer, die das Seltene lieben, anziehend gewesen. Jahre lang von ihrem Manne getrennt, hielt sie ihren Verehrern gegenüber ein schlichtes, sittsam ablehnendes Benehmen ein.

Zu diesen Verehrern gehörte Friedrich Gentz, drei Jahre jünger als Elisabeth, der in Königsberg einige Jahre zubrachte und damals mit der ganzen Lebhaftigkeit seines beweglichen Naturells sich ihr zu widmen entschlossen war. Auch ein Herzog von Holstein-Glücksburg, an Jahren mehr vorgerückt, Generallieutenant eines preußischen Regiments, bewarb sich mit Eifer um ihre Hand. Es nahte schon jene Zeit, da der preußische Alcibiades Louis Ferdinand mit Rahel zu Fichte's Füßen saß. Der Drang einer idealen Anschauung führte über große Hemmnisse des Gesellschaftslebens weg. Neben Gentz und dem Herzog erschien Friedrich August Stägemann in Königsberg, ein Uckermärker Predigersohn, ebenfalls ein strebender Geist, doch mehr durch Gemessenheit und Kraft, als durch leichten Schwung des Gefühls ausgezeichnet. Er war in den Staatsdienst eingetreten; ein Jahr älter als Gentz, sah er seine „Dame von Fahel" nur einmal, als schon im ersten Herzschlag seine Neigung für das ganze Leben sich entschied. Dies war gerade die Zeit, da Graun nach Berlin berufen wurde; acht Jahre blieb er von Elisabeth getrennt, und doch hieß sie seine Frau. Sie erzog ihre Kinder, sang, las und zeichnete, und trug das verhängte Loos; ja sie folgte ihrem Gemahl, als er endlich seine Einrichtungen beendigt hatte, nach Berlin. Aber gerade die Wiedervereinigung zeigte, daß eine endgültige Trennung nicht zu vermeiden war. Dieselbe erfolgte 1796, nachdem die Ehe im Ganzen 16 Jahre gewährt hatte.

Stägemann kennt, als ein ächter Mann, in der Poesie zwei Hauptgegenstände: die Liebe und das Vaterland. Was er als deutscher Sänger war, hat die Literaturgeschichte verzeichnet. Sein Patriotismus ging von einem sittlichen Aufschwung, von der Begeisterung für ideale Lebensgüter aus. Er sah, wie die ganze hochgestimmte, unmuthig zuwartende Jugend seiner Zeit, diese Güter im innigsten Bund mit einem freien, vaterländischen Staatsleben. Der Ruf zum Kampfe, die Freude über Preußens Erhebung und Sieg drückte er gern in classischem Versmaß aus, das er mit seltenem Nachdruck und mit Kunst behandelt. Im Alter wurden diese Formen unter seiner Hand steifer und weniger genießbar; wie er sich denn gleichzeitig auch dem beweglichen Leben der Gegenwart widersetzte und dafür von Platen in einem harten Strafgedicht zur Rede gestellt wurde.

Die Liebesgedichte Stägemanns, fast ausschließlich Sonette, beziehen sich

Digitized by Google

einzig auf ſein Verhältniß zu Eliſabeth. So lange ſie in Königsberg als Grauns Gemahlin lebte, erfuhr er von ihr

Süß herbe Streng', holdſeliges Verſagen,
Voll frommer Gunſt, voll züchtigen Geneigen;
Sanftmüthige Verweiſ', um ihn zu ſchweigen,
Wenn ſeine Bruſt in Flammeu aufgeſchlagen.

Als ſie jedoch von ihrem Gemahl getrennt war und wieder in Königsberg ihren Aufenthalt nahm, reichte ſie Stägemann ihre Hand, nachdem er ihr zehn Jahre lang die feurigſte Neigung gewidmet hatte. Gentz hatte ſich als Liebender bereits zurückgezogen; ſein beweglicher Sinn, der ihm Selbſtbeſpiegelung zum Bedürfniß machte, zeigt ſich in einem Brief, den er noch 1793 an Eliſabeth Graun richtete, und in welchem er mit unruhiger Haſt ihr einen Einblick in ſein wogendes Inneres wie in ſeine hoffnungsreiche Zukunft zu geben ſucht.

So ſchloß denn Stägemann, damals 33 Jahre alt, in voller Kraft und Blüthe, mit der um zwei Jahre älteren Freundin einen Ehebund, der noch vierzig Jahre nachher allen Segen der innigen Neigung in ſich trug. Ein ſeltenes Schickſal vergönnte es der vielgeprüften Frau, nachdem ſie ſo lange Zeit in freudloſem Zwange verbracht, noch ein neues Leben zu beginnen, das über ein Menſchenalter dauern ſollte und ihr noch beim Abſchluß ihrer Laufbahn Freuden der tiefen, reinen Erinnerung gewährte, wie man ſie kaum dem jugendlichſten Liebesbunde zu prophezeien wagt. Inmitten eines zwar nicht unruhigen, aber doch von mächtigen Ereigniſſen umrauſchten Lebensganges ſchlangen ſich die Fäden des Einverſtändniſſes und Vertrauens immer feſter. Am 11. April 1814, Eliſabeths dreiundfünfzigſtem Geburtstag, erhielt Stägemann die Kunde vom Einzug der Verbündeten in Paris. Er begrüßte dies Zuſammentreffen der zwei höchſten Beziehungen ſeines Lebens, die „Vereinigung von Lorbeerfeſt und Veilchenfeſt", in einem ſchönen Sonett:

Denn heute feir' ich beide Morgenröthen,
Dir mir als Sonnen golden aufgegangen;
Dich, holdes Weib, mein jugendlich Verlangen,
Dich, Vaterland, in Siegesmajeſtäten.

Das letzte Gedicht, das Stägemann überhaupt niederſchrieb, war eine ſanfte Klage um Eliſabeths Tod, der im Jahr 1835 eintrat, ein halbes Jahrhundert nachdem er ſie zuerſt kennen gelernt. Fünf Jahre ſpäter folgte er ihr nach

Was die ſchriftlichen Aufzeichnungen dieſer merkwürdigen Frau betrifft, ſo beklagen wir, daß Kühne ſich nicht wenigſtens in einer Anmerkung von dem zarten Ton ſeiner Einleitung entfernt und auf ein paar trockene Notizen eingelaſſen hat. Eliſabeth ſchrieb zuerſt „Fragmente", die ſie als Angebinde für ihre Tochter erſter Ehe, Antoinette Graun, zum ſiebzehnten Geburtstag

Digitized by Google

zuſammenſtellte. (Eine Tochter aus der Ehe mit Stägemann iſt Frau von Olfers in Berlin.) Um jene Zeit erſchien im Cotta'ſchen Verlag eine belletriſtiſche Zeitſchrift „Flora", an deren Stelle ſpäter das Morgenblatt trat; ſie ſtand unter der Leitung der mit Eliſabeth befreundeten Thereſe Huber, früheren Gemahlin Georg Forſters. In der „Flora" erſchienen die „Fragmente" und ſpäter eine zweite Reihe von Lebensbetrachtungen unter dem Titel „Phantaſien."

Umfangreicher und mit Eliſabeths Leben enger verwoben als dieſe Aufzeichnungen ſind die „Erinnerungen für edle Frauen", die den Hauptinhalt des vorliegenden Buches bilden. Einige Jahre nach ihrer Trennung von Graun, im ruhigen Genuſſe des Eheglücks, nachdem ſich die erſte Herbheit des Zurückdenkens verloren hatte, ſuchte ſie ihren Erfahrungen und Beobachtungen eine Geſtalt zu geben. Sie wählte mit richtigem Takte eine halb novelliſtiſche Form, die einem Anflug von ſchaffendem Trieb, einem fühlenden Dilettantismus ſo ſehr entſpricht. Sie war ſich dieſes Dilettantismus völlig bewußt und verſtand ſehr fein die Grenzen ſeines Vermögens zu erkennen. Die Perſonen, die in ihren Lebenskämpfen eine Rolle geſpielt hatten, bezeichnete ſie in den „Erinnerungen" mit Chiffern oder erdichteten Namen, was ihr das Verbleiben in einer idealen Sphäre erleichterte. Der Herzog von Holſtein hieß Werdenberg, Stägemann Gerſon (vielleicht weil er in Königsberg ein Fremder war, denn der Name Gerſon bedeutet „dort ein Fremder"); ihre Meta, mit welcher die Briefe gewechſelt werden, iſt keine wirkliche Perſon, ſondern eine Idealfreundin.

Das ſo entſtandene Buch iſt weder ein äſthetiſches Kunſtwerk, noch glänzt es auf jeder Seite durch überraſchende oder gar pikante Aphorismen und Geiſtesblitze. Sein hoher, außerordentlicher Werth beſteht in dem durchgehenden Zuge des Selbſtdenkens, der Klarheit, der Wahrheitsliebe. Alles was hier gelehrt wird, iſt erlebt und geſehen, und wird in der edelſten Weiſe unbefangen vorgetragen. Nie wird eine gewagte Behauptung aus Scheu verſchwiegen; nie wird eine anſcheinend proſaiſche, bürgerliche Lebensanſicht aus Genialitätskitzel entſtellt. Eliſabeth empfiehlt die Tugenden der Duldung, aber ſie hält dabei Stolz und Gefühl des eigenen Werthes für nothwendig. Sie findet es beſſer, das Gewöhnliche vorzüglich gut, als das Außerordentliche mittelmäßig oder ſchlecht auszuführen; doch aber meint ſie: „Das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit, womit viele prahlen, iſt oft weiter nichts als verſteckte Eigenliebe; zu Hauſe ſieht man nur uns, in Geſellſchaft werden wir oft überſehen."

Ein ſeltener und beſonders charakteriſtiſcher Umſtand bewahrt Eliſabeths Bekenntniſſe vor Mattigkeit und Farbloſigkeit und gibt ihnen einen höheren pſychologiſchen Werth. Sie durchdringt nämlich mit Scharfblick das Weſen des Mannes in ſeinen thätigen und großen, wie in ſeinen gewaltſamen, rohen und gemeinen Zügen. Sie wäre fähig, Hamlets Mahnung an Ophelia: „Trau

Digitized by Google

Keinem von uns, wir ſind Schurken!" zu verſtehen. Sie macht (S. 80) die Bemerkung: „Die Männer ſind wirklich ehrbaren Frauen ſo gefährlich nicht, als man glaubt; denn ſelbſt wenn unſer Herz in Gefahr wäre, ſich ihnen in dem ſchönſten Vertrauen ganz hinzugeben, wecket uns immer gewiß noch zu rechter Zeit ihre tölpiſche Sinnlichkeit." Ein andermal ſagt ſie: „Die Frau iſt dem Manne oft der Blitzableiter ſeiner grollenden Laune, gerade weil ſie ihm die Nächſte iſt; und erſt wenn der Sturm ſich an ihr gebrochen, geht er weiter herunter auf Kinder und Geſinde. Die Kinder werden oft geſchont, weil die dunkele Ausſicht auf unſere eigene Hülfsbedürftigkeit im Alter ſelbſt harten Menſchen zuweilen eine Art von Schonung und Achtung gegen ſie einflößt. Die Domeſtiken ſind eine Art von öffentlichen Bewahrern unſeres guten Rufes, wenigſtens ſcheuen wir die Mühe, ſie zu wechſeln. Allein Diejenige, welche ſich als Gefährtin unſeres Lebens auf ewig an uns band: welche Rückſichten haben wir bei ihr nöthig, wenn ein zartes Herz und Achtung für uns ſelbſt uns nicht an Duldung gegen fremde Fehler gewöhnten, und uns lehrten, über unſere eigenen zu wachen?" — Im Beſitze ſolcher Einſichten dringt Eliſabeth darauf, daß bei den Mädchen das Selbſtdenken, der Wille, die Klugheit und Urtheilskraft geſchärft werde. An ſolchen Stellen gewinnt ihr Styl ungemein an Lebhaftigkeit, ſo wie da, wo ſie vom Abſchluß des Ehebundes ſpricht, an ergreifender, eindringlicher Kraft.

Es iſt ſtark, daß Eliſabeth den Frauen empfiehlt, ſich mit ihrem Verſtand in den Hinterhalt zu legen. Um ſo mehr iſt die Anſicht, die in folgenden Sätzen liegt, für beide Theile annehmbar: „Haus und Familie ſind nicht blos der nächſte, ſondern auch der günſtigſte Schauplatz zur Entfaltung der weiblichen Natur. — Auf dieſem Gebiete iſt für die Frau kein Amt zu gering, um nicht durch die Art, wie es vollzogen wird, ſelbſt dem geiſtfordernden Manne Beifall abzugewinnen. — Ein Syſtem von häuslicher Ordnung, das ſich mit Grazie und wie von unſichtbaren Händen in ſich ſelbſt getragen fühlt, ſtimmt die Leidenſchaft des Mannes zur Harmonie einer dauernden Neigung, flößt ſelbſt einem unwirſchen Stolze nach und nach tiefe Bewunderung ein."

Die „Erinnerungen" wurden, ſo lang Frau von Stägemann lebte, nur handſchriftlich einem kleinen Kreiſe bekannt. Auch nach ihrem Tode konnte ſich der bejahrte Dichter nicht zur Veröffentlichung entſchließen. Erſt in den vierziger Jahren gab ſie der bekannte Hofrath Dorow in Berlin heraus und fügte Eliſabeths Briefwechſel bei, in welchem Perſönlichkeiten wie Reichardt, Huber und ſeine Gemahlin, Clemens Brentano ſich vernehmen laſſen. Die vorliegende von F. G. Kühne beſorgte Ausgabe (1858) iſt die zweite; der Briefwechſel iſt weggeblieben, dagegen die „Fragmente" und die „Phantaſieen" hinzugekommen.

In welchem ſchönen Sinn der neue Herausgeber das Buch und ſeine Richtung auffaßt, ſoll durch einige ſeiner Bemerkungen dargethan werden. In

Digitized by Google

Bezug auf die Weiterbildung herangewachsener Mädchen sagt er: „Nicht blos zum Gesellschaftsleben, weit mehr zur Familienbestimmung, nach beiden Seiten aber zum Verhalten in der Männerwelt, bedarf das junge Mädchen wo nicht einer förmlichen Anweisung, so doch der Andeutungen, Aufschlüsse und Winke. An richtiger Benutzung der Uebergangszeit vom Kinde zur Jungfrau liegt oft das ganze Heil des Lebens. Der gute bürgerliche deutsche Brauch, wo er noch besteht, läßt die Jungfrau des Hauses sich an der Wirthschaft betheiligen. Sehr gut, nur nicht ausreichend. Die Bildung der Zeit bringt Lectüre und allerlei dilettantische Uebung. Wir wollen annehmen, man lese nicht mehr vorherrschend französische Romane in schlechtem Deutsch; die Kenntniß der englischen Sprache ist wesentlich ein Erforderniß der Bildung geworden, und gegenwärtig wird der englische Roman vom amerikanischen Frauenroman verdrängt. Aber deutsche Nahrung des Gemüths, deutsche Reife des Geistes und Herzens ist bei all dieser Aneignung fremder Empfindungsweise, bei dieser Eingewöhnung in fremde Sitten und Zustände nicht zu gewärtigen." — Ueber die Ehe heißt es: „Träte die Liebe ganz von neuem, zum ersten Male und ohne alle Kunde von bestehendem Gebot und gegebener Menschensatzung in's Leben: sie würde sich die Form der Ehe selbst erfinden, weil sie nur in diesem ewigen Abschluß ihren ewigen Inhalt, nur in dieser Gebundenheit ihr Glück sucht und fühlt." — Aber gerade deshalb, fügen wir hinzu, ist jede falsche Auffassung der Ehe eine Versündigung, mag sie nun im Namen des unbedingten Rechtes einer schrankenlosen Neigung, oder im Namen der unbedingten Unterwerfung unter das bürgerliche Herkommen begangen werden.

Julius Fröbel über Amerika.

Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. Zweiter Band. Leipzig, J. J. Weber, 1858.

Als wir in dem vorigen Jahrgange dieser Blätter über die Reisen Julius Fröbels berichteten, verließen wir denselben in Newyork. Sein Wunsch, bei irgend einer Expedition nach dem Westen verwendet zu werden, verwirklichte sich endlich in jener Stadt, und Fröbel beginnt mit deren Beschreibung den zweiten Band seines verdienstvollen und interessanten Werkes.

Fröbel folgte der Einladung eines thätigen Newyorker Geschäftsmannes, der nach dem weit von jedem Hafen abgelegenen Chihuahua Handel trieb, und begleitete alsbald den Waarentransport, welcher die sogenannte Santa-Fé-Route einschlug. Indem wir das erste Kapitel dieses zweiten Bandes, worin er seine Notizen während der Reise bis zum Missouri niederlegt, übergehen, folgen wir dem ferneren Fortgange dieser Expedition.

Am 17. August 1852 verließen Fröbel und seine Reisegefährten das

Digitized by Google

Grenz- und Speditions-Städtchen Independence, um den Zug „über die Plains" anzutreten. In Kurzem befanden sie sich auf diesen unermeßlichen Grassteppen des Westens, die mit ihren lanzettförmigen Gräsern bald einem ungeheuren Smaragde gleichen, bald von den rothen Asklepias, weißen Oenotheren und goldenen Sonnenblumen geziert und von prachtvollen Kolibris umschwirrt sind.

Der Weg führt über Council Grove dem Arkansas-Flusse zu. Bis hieher, wo die Gegend immer mehr zur gleichförmigen Ebene wird, in welcher die Flüßchen und Creeks tief eingeschnitten fließen, begegnete der Zug der Reisenden Millionen von Büffeln, die ein zusammengehöriges, in Masse fortrückendes Heer bildeten und dem Zug reichlichen Vorrath an frischem Fleische sicherten. Wo die Region der Büffel aufhörte, stieß man auf Heerden von Antilopen. Weiter westwärts war die Prairie, wo sie nur irgend Wasser darbot, von Entenschaaren, und am Rio Grande von Gänsen, Kranichen, Hasen, Wachteln und anderem kleinen Wildpret bedeckt.

Die Existenz und eigenthümliche Lebensweise der Prairie-Murmelthiere oder Prairie-Hunde, wie sie genannt werden, bespricht Fröbel in anziehenden Worten. Ihre Dörfer (prairie dog villages) sind schon häufig geschildert worden, weniger aber ihre Hausgenossen: diese sind Eulen und Klapperschlangen. Wir lassen hier den Verfasser selbst sprechen. „Nähert man sich einem Murmelthierdorfe, so sieht man die eigentlichen Eigenthümer und Erbauer der Wohnungen überall neugierig aber vorsichtig die Köpfe aus ihren Löchern stecken oder auf den Erdhügeln neben den Oeffnungen sitzen, und diejenigen, welche sich auswärts befinden, schnell nach Hause eilen. Plötzlich ertönt rund umher ein pfeifender Ruf, und die Thierchen sind sämmtlich verschwunden. Zugleich aber flattern kleine graubraune, gelbweiß gesprenkelte Eulen mit weichem, geräuschlosem Gefieder hierhin und dorthin, von einem Loche zum andern. Viele von ihnen flüchten sich hinein zu ihren vierfüßigen Hausgenossen, andere setzen sich bald hier bald dort an einen Eingang und sehen mit ihren ernsthaften Gesichtern aus, als ob sie ihn zu bewachen hätten. Der kleine Vogel, dessen Leib kaum größer ist als der einer Turteltaube, der jedoch in Folge seines losen Gefieders viel größer erscheint, sieht offenbar am Tageslichte recht gut. Von der Anwesenheit des dritten Hausgenossen habe ich mich erst später überzeugt, und ich weiß in der That nicht, ob die Klapperschlange ein so regelmäßiger Einwohner dieser Murmelthierhöhlen ist wie die kleine Eule. Häufig indessen habe ich Klapperschlangen vor den Eingängen an der Sonne liegen, aus dem Loche herauskommen oder in dasselbe zurückkriechen sehen. Interessant aber scheint mir besonders die Art zu sein, wie die Schlange die ihr gewährte Gastfreundschaft lohnt. Sie macht es sich zur Aufgabe, ihre freundlichen Wirthe von einer zu zahlreichen Nachkommenschaft zu befreien, wovon ich mich überzeugt habe, indem ich in dem Leibe einer

Digitized by Google

zu den Einwohnern eines Murmelthierbaues gehörigen Klapperſchlange wirklich ein junges Murmelthier fand."

Am 3. September erreichte der Zug den Arkanſas, deſſen Waſſerſpiegel damal vier bis ſechs Fuß tiefer als die Prairiefläche lag. Von dieſem Fluſſe führt die Straße in unveränderter weſtſüdweſtlicher Richtung nach dem Cimarron. Der Reiſende tritt hier in die Wüſte ein, nur „hier und da ſteht im Sande ein Grasbüſchel, ein Cactus oder eine Sonnenblume. Nach und nach gelangt man auf eine Schichte von feſterem Boden, einen ſandigen Thon, welcher eine ebene Plateaufläche bildet und einen kurzen Raſen von Büffelgras trägt. Da und dort iſt dieſer durch eine nackte Stelle des Bodens, durch eine Gruppe von großblätterigen Asklepien, weißen Euphorbien, grauen Artemiſien, weißblüthigen Aſtern, oder einer der zahlloſen gelbblühenden Pflanzen aus der Familie der Compoſiten unterbrochen." Das Waſſer in dieſen Wüſtengegenden kommt ſehr ſpärlich vor in den Aushöhlungen des Grundes, wo er aus waſſerdichtem Thon beſteht, oder in unregelmäßigen Löchern im Sande, welche von den Fuhrleuten Sandpfannen (sand pans) genannt werden und verdient häufig vielmehr den Namen eines „brakiſchen Schlammes" als Waſſers. Der Cimarron ſelbſt fließt durch einen grünen Grasboden, der jedoch ohne Baum oder Strauch, von Sandſtein- und Conglomeratbänken eingeſchloſſen, zwiſchen den graubraunen ſterilen Höhen des Plateaus einen wahren Oaſenſtreifen in der Wüſte darſtellt. Er bildete dort, wo der Zug ihn erreichte, „ein ſtagnirendes ſalziges Wäſſerchen zwiſchen Schilf und Binſen. An ſeinem Ufer jedoch waren einige Quellen von ſüßem Waſſer, die ſogenannten untern Quellen (lower springs)." Die Straße führt längs des Cimarrons zu den mittleren und oberen Quellen, dem Cedar Spring, den Trapp-Kuppen der Rabbits Ears und des Round Mounds hin. Das Niveau des Landes, das von Independence bis zu Council Grove ſich in mittlerer Höhe zu etwa 1100 Fuß über das Meer erhebt, ſteigt am Arkanſas zu 2700, am Cimarron zu 3800 und bei den weiteren Hochebenen zu 5000 bis 6000, ja ſelbſt 7000 Fuß, aber immer noch Flächen bildend, an. Wachholderbüſche mit wohlriechendem Holze, kleine alpiniſch ausſehende Artemiſien mit grauen, filzigen Blättern und äußerſt aromatiſchem Geruche, zierliche, roſenrothe Liliaceen und Bäumchen der Opuntia arborescens bildeten die vegetabiliſche Phyſiognomie des Landes. „Auf der Höhe liegen kleine flache Seen (Cienagas), die von einer grünen Einfaſſung von Binſen umrankt ſind. Sie waren mit Schaaren von Gänſen, Enten und Waſſerhühnern bedeckt."

Am 30. September wurde der über Sandſteinbetten rinnende Canadian River erreicht und von da das Thal von Mora, an welchem weiter oben am Fuße des Hochgebirgs das neumexikaniſche Städtchen gleichen Namens liegt. Hier finden ſich die erſten neumexikaniſchen Anſiedelungen, häufig befeſtigte Privat-Etabliſſements mit dem vielverſprechenden Namen Forts belegt, wie

Digitized by Google

gerade hier Barclay's Fort, ein Viereck von Gebäuden, die mit einer Mauer umgeben und mit zwei Stück Kanonen versehen sind.

Die Gebäude der hier beginnenden Ansiedelungen, nach mexikanischer Art aus Adobes mit platten Dächern erbauet, sind, wie in dem nahen Oertchen Las Vegas, von armseligem Aussehen; meist nur aus einem einzigen fast lichtlosen Raume bestehend, sichern sie dem Inwohner eine abgeschlossene, doch durch wilde Indianer oft gefährdete Existenz. Und trotzdem machen die Pflanzungen, durch Bewässerungswerke gehoben, auf den Reisenden nach langer Fahrt durch die Wüste einen wohlthuenden Eindruck, und Fröbel sagt richtig: „Wer es nicht erfahren hat, kann es vielleicht nicht ganz begreifen, welcher Reiz jeder Spur der Menschenhand nach einem längeren Leben in einer absoluten Wildniß eigen ist."

Werfen wir einen Rückblick auf die geologischen Verhältnisse, wie sie Fröbel über die bis jetzt zurückgelegte Strecke angibt, so sehen wir zuerst an den Niederungen des Kansas den Kohlenkalkstein auftreten, dem sich aber bald ein aufgelagerter Kalkstein von weißlicher Hauptfarbe, oft mit leichten Schattirungen marmorirt und mit schwarzen Dendriten gezeichnet anschließt und bei Council Grove eine Terrassenstufe bildet. In der Gegend von Lost Spring beginnen Mergel- und Conglomeratschichten des neuen rothen Sandsteins, Geschiebe von Quarz, Jaspis, Carniol, Feuerstein, Granit, Syenit, Trapp, rothen, braunen, schwarzen und grünen Lavaschlacken und braunen Pechstein einschließend, die sich mit kleinen Unterbrechungen bis nach Las Vegas ausdehnen, wo sie in beinahe horizontalen Schichten abbrechen.

Den Pecos, ein trübes, Lehm und Sand führendes Flüßchen durchschneidend, zog die Caravane über das Plateau von Manzanas, dessen Gebirge südlich umgehend durch den Paß von Cuarra dem Thale des Rio Grande zu, der sich in dieser Gegend noch ungefähr 4800 Fuß über dem Meere befindet. Das Thal des Rio Grande bildet in der Wüste, die sich zu beiden Seiten über Tausende von Quadratmeilen ausbreitet, eine lange Kette beckenförmiger Oasen, die durch felsige Thalengen und nackte Schluchten von einander getrennt sind. Diesem Thale entlang führte der Weg; das schön gelegene La Joyer (der Edelstein) und das anmuthige Gebiet von Valverde, wo ehemals ein Städtchen dieses Namens gestanden hat, boten den Reisenden einen willkommenen Anblick. Von dem hier, wo sandige Alluvialmassen den Boden bilden, charakteristisch verbreiteten Mesquite gibt Fröbel folgende interessante Notiz. „Ich weiß nicht, ob noch in diesem Augenblicke die Botaniker alle Mesquitebüsche oder Mesquitebäume von Texas bis Californien der einzigen Species Algarobbia glandulosa zuschreiben. Ist dies der Fall, so ist diese akazienartige Pflanze in der That ein vegetabilischer Proteus. In Neu-Mexiko ist sie ein Strauch, der mit seinen Aesten und Zweigen, welche sich auf dem Boden ausbreiten, unmittelbar aus der Wurzel treibt; in Texas

Digitized by Google

ſtellt ſie einen kleinen Baum dar; am Gila und Colorado iſt der Baum von anſehnlicher Größe, einem regelmäßigen Wuchſe, und ſteht in Gruppen, welche kleine Wäldchen und Haine bilden. Die Phyſiognomie iſt, wenn man die Extreme vergleicht, ſo verſchieden, daß wenigſtens der Laie auf den Gedanken kommt, es mit mehreren Species eines Genus zu thun zu haben. Gewiß iſt, daß die Mexikaner zwei Arten unterſcheiden." Die Larrea mexicana, die baumartige Yucca, der rieſenhafte Echinocactus Wizlizeni, die Artemiſien, Labiaten und Chenopodiaceen bieten dem Reiſenden Gelegenheit, vortreffliche Vegetationsbilder des Thales des Rio Grande zu geben. Der Weg ging nun raſch durch das Gebiet von San Criſtoval, die Todtenwüſte (Jornada del muerto), das Dörfchen Donana, in deſſen Nähe ſich die Sierra de los Organos (Gebirg der Orgelpfeifen) erhebt, vorüber, dem Städtchen El Paſo del Norte zu. Dieſes iſt ein verwahrloſter Ort mit einer Bevölkerung von fünftauſend Seelen, ſchön gelegen und, bei einer Höhe von 3800 Fuß über dem Meere, von vortrefflichem Klima. Die Geſchäfte und Verhandlungen mit den mexikaniſchen Zollbehörden hielten die Caravane faſt eine Woche auf, bis ſie der Straße nach Guadalupe und Carrizal folgend endlich Ende November die Stadt Chihuahua erreichte. (Schluß folgt.)

Franz Beyſchlag.

Haideröschen. Nachgelaſſene Gedichte von Franz Beyſchlag. Berlin bei Ludw. Rauch.

Dieſe oben genannten, zu Weihnachten des Jahres 1856 erſchienenen Gedichte ſind das poetiſche Vermächtniß eines früh abgerufenen Predigers, die er ſchon bald nach den Revolutionsſtürmen, und zwar damals mit denen ſeines Bruders verbunden, als Gabe der Liebe ſeinem Vaterlande zu bieten beſtimmt hatte. Bedenklichkeiten, von ſeinem Bruder Willibald erhoben, ließen den Plan unausgeführt. Nach ſeinem frühen Tode gab ſie der Bruder, der unterdeß zum Hofprediger in Karlsruhe ernannt war, mit zwei Gedichten von ihm ſelbſt zum Eingang, als Andenken an den Heimgegangenen heraus. Franz Wilhelm Traugott Beyſchlag, geboren zu Frankfurt am Main im Jahre 1826, war, vom Gymnaſium abgehend, dem Handelsſtande beſtimmt worden und hatte bereits die Lehrzeit beendet, als er, dem inneren Drange folgend, gleichzeitig mit einem eng verbundenen Freunde ſich dem Studium der Theologie zuwandte. In Bonn und Berlin machte er ſeine Studien und trat dann, nachdem er ein Jahr lang Erzieher im Hauſe des Prinzen von Solms-Braunfels geweſen, im Jahr 1850 als Hülfsprediger in die evangeliſche Gemeinde zu Coblenz. Schon im Jahr 1853 wurde er als Geiſtlicher an die jüngere evangeliſche Gemeinde zu Neuwied berufen, vermählte ſich 1855, ſtarb aber ſchon nach kurzem ſegensreichem Wirken am 3. Januar 1856 im noch nicht vollendeten dreißigſten Jahre. Wie er als Geiſtlicher ein ächter Prieſter war, feſt, entſchieden, ſtreng in ſeinem Dienſte, aber auch liebevoll, im Kampfe mit innern und äußern Trübniſſen froh vertrauend, ſelbſt auf dem ſchweren, langen Todesgange die Seinen noch erhebend und tröſtend: ſo ſind auch dieſe Gedichte durchdrungen von dem Geiſte der Liebe und des Vertrauens. Die Sehnſucht nach dem ewigen Licht iſt ihre Lebensluft: ſie weht auch durch die Freude des Naturgenuſſes, durch die Innigkeit der Freundſchaft, durch die irdiſche Liebe, die viele ſeiner zarteſten Lieder preiſen. Er ſelbſt fügte, wie der Herausgeber bemerkt, als er ihm als Beweggrund zur Veröffentlichung den Wunſch ausſprach, „wo

Digitized by Google

möglich einigen tiefer lebenden Seelen die Erquickung mitzutheilen, die dieſe Lieder ihm ſelbſt als vorläufige und vorahnende Löſung der Räthſel des Lebens gewährt haben", hinzu: „nicht, als ob die Dichtung der Troſt- und Heilsquell der Herzen und der Zeiten wäre, ſondern nur in dem Sinne, daß ſie das Hinweiſen und Hinſtreben auf das Eine, das noth iſt, in ſehnſüchtiger Vorbefriedigung darſtellt." Eigentlich kirchlich-religiöſe Lieder ſind in der Sammlung nur wenige; in dieſen ſtellt er ſich neben Albert Knapp und den noch glücklicher begabten Spitta. Es finden ſich darin auch wohl Anklänge an ältere Dichtweiſen, ſo in dem innigkräftigen „Gebet", bei deſſen Anfang: „Zu dir, o Herr, will ich mich retten, Wann mich die Welt, die harte, drängt", ihm vielleicht das ſchöne Lied von Droyſen vorgeſchwebt hat: „Zu dir, Herr, will ich mich retten, Wenn die Welt mich kränkt und ſchlägt." Andere religiöſe Lieder ſtellen ſich, ohne eigentliche Anklänge, den Dichtungen Hammers („Feſter Grund") zur Seite In den meiſten aber zeigt ſich ſeine Muſe an der Lyrik Tiecks und Uhlands und ihrer Genoſſen herangewachſen; ſie geben in ſchöner Form und reiner Phantaſie mit rührenden Freuden- und Schmerzensklängen die Geſchichte eines liebreichen und ernſt ringenden Jünglingsherzens, das, kaum an dies Ziel des äußeren Strebens gelangt, im vollen Schlage des erworbenen Glücks gebrochen wurde. Auch Solche, die nicht den Dichter gekannt und geliebt haben, werden die Gabe ſeiner Lieder erfreuend und tröſtend auf ihrem Lebensgange finden. Wir laſſen eines derſelben folgen:

Willſt mit Lachen deine Sachen
Führen du zum Ziel hinaus, —
Aus dem Sehnen, aus den Thränen
Strömt allein doch Segen aus.
Wenn der Himmel im Getümmel
Sich die Stirn mit Wettern krönt,
Sturm und Regen — Thränenſegen —
Iſts, der neu die Flur verſchönt.

Wenn mit ſüßen leiſen Grüßen
Lieb' ins Herze ſchleicht hinein —
Maid, was ſagſt du? ſprich, wie magſt du
Selig ohne Thränen ſein?
Gibts ein Lieben ohn' Betrüben?
Gibt es Minne ohne Leid?
Wächſt im Herzen ohne Schmerzen
Je die rechte Freudigkeit?

Sieh in Thränen Magdalenen,
Die des Herren Füße netzt; —
Ward aus hellen Freudenquellen
Nicht dafür ihr Herz gelezt?
Ja ſeit jenen heil'gen Thränen,
Die der Heiland ſelbſt vergoß,
Iſt das Weinen bei den Seinen
Ein geweihtes Opfer blos.

Drum gib Thränen, Herr; gib Sehnen,
Gib mir heiße Liebesgluth,
Und dies Brennen dich zu kennen
Löſe ſich in Thränenflut.
Weil dies Leben, weil dies Beben
Sich ja faßt in Worte nicht,
Laß mit Weinen mich erſcheinen
Froh vor deinem Angeſicht!

H. W.

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— **Albert Bitzius.** Das „Album des literariſchen Vereins in Bern", obwohl ſeiner Beſtimmung nach eine Wohlthätigkeitsſchrift, — eine Gattung, der wir nicht gern das Wort reden — iſt ausnahmsweiſe wegen ſeines vielſeitigen, auch belehrenden Inhaltes zu empfehlen. Für heute verweiſen wir auf die in demſelben enthaltenen Mittheilungen über Bitzius (Jeremias Gotthelf), die intereſſanteſten, die uns noch über den berühmten Volksſchriftſteller zugekommen ſind. Einer der Herausgeber des Albums, Dr. Ludwig Eckardt, wandte ſich im Jahr 1851 an Bitzius, der damals in Lützelflüh wohnte, mit der Bitte um Angaben über ſeine Lebensumſtände. Seinem Antwortſchreiben zufolge war er den 4. October 1797 zu Murten geboren. Ueber ſeine Schriften ſagt er: „Die meiſten Bücher entſtunden aus einer inneren Nöthigung, etwelche indeß auch auf Wunſch und Bitte. Vorher, im Jahr 1833, hatte ich mich verheirathet, was nicht wenig zu meiner Bildung beitrug, darauf kamen drei Kinder, halfen mich ebenfalls bilden und erziehen bis Dato. — Beifügen hätte ich noch können, daß ich keinem Menſchen geglaubt hätte, der mir Schriftſtellerei vorausgeſagt, denn das Sitzleder ging mir vollſtändig ab, das Leben im Freien war mein Glück und Jagen meine Liebhaberei." An dieſe Mittheilung reiht ſich ein Aufſatz von Joh. Wirth über Bitzius, zunächſt über deſſen Erzählung „Geld und Geiſt." Wirth ſagt unter Anderem: „In ſeiner Pfarrgemeinde wurde er allgemein geliebt, obwohl ſeine Kanzelvorträge nicht ſehr anſprachen. — Er verſchmähte es nicht, mit den Bauern bei einem Glas am gleichen Wirthshaustiſch zu ſitzen. Im Armenweſen hat er ſich große Verdienſte erworben; hört man hingegen die Lehrer, ſo ſteht er als Freund des Schulweſens in einem etwas zweideutigen Lichte, wenigſtens wird er nicht als Lehrerfreund geſchildert." — Wenn übrigens Gottfried Keller in Jeremias Gotthelf „das größte epiſche Genie der Neuzeit" ſieht, ſo iſt eben etwas landſchaftliche Ueberſchätzung im Spiel. — Der Ertrag des Albums kommt der Blinden- und Mädchentaubſtummenanſtalt in Bern zu Gute.

— **Carl Jügel** hat die intereſſanten Frankfurter Denkwürdigkeiten, die er unter dem Titel „das Puppenhaus" zum Beſten der Schillerſtiftung herausgegeben, durch einen kleinen Nachtrag vervollſtändigt. In demſelben ſtattet er in ſeiner bekannten originellen Weiſe Bericht ab über einige Gegenſtände (Jügel nennt ſie Reliquien), die früher der Frau Rath Goethe gehörten und die ſich nun im Beſitz unſeres Autors befinden. Von literariſchem Intereſſe iſt ganz beſonders ein kleines, in blumengeſtickte Seide gebundenes Büchlein in Sedez: ein Prachtexemplar der erſten Ausgabe von Hermann und Dorothea, und zwar dasjenige, das Goethe ſeiner Mutter verehrte. Die genannte Ausgabe erſchien bekanntlich bei Vieweg in Berlin als Kalender auf das Jahr 1798; es iſt derſelben auch wirklich ein Kalender beigefügt, der neben den bürgerlichen Daten die der ruſſiſchen und der franzöſiſch-republikaniſchen Zeitrechnung enthält. Das Titelkupfer von Chodowiecki zeigt uns, als Familienbild gruppirt, in einem Geſellſchaftszimmer ſämmtliche Perſonen der preußiſchen Königsfamilie, um Friedrich Wilhelm II. verſammelt. Der Stich iſt vortrefflich, und einzelne Figuren, z. B die Wittwe Friedrichs des Großen, bei der kleinen Dimenſion bewundernswerth charakteriſtiſch. Jügels Bericht knüpft hieran intereſſante Betrachtungen; noch lebendiger und friſcher verbreitet er ſich, mit ſeiner in die Eigenthümlichkeiten der früheren Geſellſchaft verſponnenen Einbildungskraft, über die anderen „Reliquien", die Spitzenklöppelchen der Frau Rath und ihr Zahnſtocherdöschen von Elfenbein mit Silberblättchen auf dem Deckel, das ein gravirtes G trägt. Dieſer Deckel, verſtohlen geöffnet, zeigt auf der inneren Seite coquett genug ein Spiegelchen, wie jene Zeit es bei keiner Gelegenheit gern entbehrte. Bedeutſamer iſt die faſt ſilberweiße Haarlocke, welche die Hand einer treuen Dienerin, Eliſabeth Hoch, vom Haupte der ſterbenden Mutter des Dichters löſte. Von dieſer „Liſette", ſpäter verehelichten Wolfer-

Digitized by Google

mann, kamen die kleinen Andenken an eine hieſige Dame, und von ihr zu geeigneter Verwendung an Herrn Jügel. Derſelbe hat ſie, in einem Etui paſſend geordnet, dem unlängſt hier gegründeten Verein für Frankfurts Geſchichte und Alterthum als Beitrag zu ſeinen Sammlungen geſchenkweiſe übermacht und mit einer Erläuterung ausgeſtattet, die auch mehrere Anekdoten aus dem Leben der Frau Rath enthält. Jügel fand dieſe Anekdoten noch in friſchem Umlaufe vor, als er im Jahr 1808, dem Todesjahre der berühmten Frau, aus ſeiner preußiſchen Heimath hier ankam.

— Im Schlußbande von **Steins Leben** theilt Pertz unter den Beilagen eine von dem großen Staatsmann ſelbſt herrührende Skizze ſeines Lebens mit. Der preußiſche Regierungsrath a. D. Gerd Eilers erklärt in ſeinen, von uns mehrfach beſprochenen „Wanderungen", dieſen biographiſchen Entwurf im Weſentlichen ſchon längſt gekannt zu haben. Er theilt darüber Folgendes mit: „Pfarrer Stein hatte ihn (den Miniſter) bei Gelegenheit ſeiner Mittheilungen mehrmals aufgefordert, der Nachwelt eine Beſchreibung ſeines Lebens und Wirkens zu hinterlaſſen. Erſt 1823 entſchloß er ſich dazu. Er gab dem Pfarrer Stein das Manuſcript in einem verſiegelten Umſchlag in Verwahrung mit der Weiſung, daß es erſt nach einer beſtimmten Reihe von Jahren veröffentlicht werden dürfe. Ich wurde für den Fall, daß der Pfarrer vor dieſer Zeit mit Tode abgehen ſollte, beauftragt, für die Sicherheit des Manuſcripts zu ſorgen. Der Fall trat ein, als der Pfarrer zwei Jahre nach dem Tode des Miniſters ſtarb. Ich eilte ſogleich von Coblenz nach Frankfurt, ließ mir Steins Pult öffnen und fand das Manuſcript da, wo es vor meinen Augen hingelegt worden war, aber den verſiegelten Umſchlag an der einen Seite aufgeriſſen. — Wahrſcheinlich hatte der Miniſter es ſich wiedergeben laſſen, denn ich fand einige wenige von ſeiner Hand faſt unleſerlich geſchriebene Verbeſſerungen. Ich nahm das Manuſcript an mich, nahm zur größeren Sicherheit mit Hülfe der Frau Schmidt und des Schöffen Souchay Abſchrift davon, verſiegelte dann das Original mit meinem Amtsſiegel und übergab es dem zuverläſſigſten Freund und angeſehenſten Manne, den ich in Frankfurt kannte, dem Herrn Grunelius. Auf dem Couvert bezeichnete ich den Inhalt und die Zeit, vor welcher es nicht geöffnet werden dürfe. Meinen Chef, den Miniſter von Altenſtein, ſetzte ich von der Sache und meinem Verfahren in Kenntniß, der aber damit nicht ſehr zufrieden zu ſein ſchien. Aus den Händen des Herrn Grunelius iſt das Packet in die der Gräfin Giech, der Tochter des Miniſters, übergegangen."

— Die Säle des **Städel'ſchen Inſtituts**, die eine geraume Zeit von der hieſigen Künſtlerſchaft ziemlich ſtiefmütterlich behandelt worden, ſind nach und nach wieder mehr in Gunſt gekommen. Die leider nur während weniger Tage dort ausgeſtellten Cartons Steinle's zogen alle Freunde und Verehrer des Meiſters herbei und boten denſelben wieder ein Wahrzeichen, daß er bei ſeinem eminenten Gruppirungstalente und charaktervoller Zeichnung ſtets mit derſelben geiſtigen Friſche und Auffaſſungsgabe arbeitet, die auch ſeine frühern Werke kennzeichnen. Von Lindenſchmitt und Schalk waren zwei vortreffliche Bilder ausgeſtellt. Der feine Ton, der in dem Bilde des Erſteren überall durchging, war harmoniſch mit der ruhigen Handlung des Motives. In Schalk's Bild zog uns die vorwaltende poetiſche Stimmung an, die ſich hauptſächlich bei der Gruppe unter der Linde und der Fernſicht am meiſten ausſprach. Von zwei jüngeren Künſtlern, Lorie und Beer, waren Erſtlingsbilder ausgeſtellt, die von ihrer Befähigung und ihrem geiſtigen Streben ein ſchönes Zeugniß geben. Gegenwärtig befinden ſich in den Sälen des Inſtituts eine Reihe Porträts von Ph. Winterwerb. Wie die größern davon verrathen, daß der Künſtler ſtreng und gewiſſenhaft dem vorgeſteckten Ziele künſtleriſcher Behandlung und geiſtiger Auffaſſung Rechnung trägt, ſo zeigen auch die ſehr ähnlichen Bildniſſe des Profeſſors Steinle und des Inſpectors Paſſavant von der ihm zu Gebote ſtehenden treffenden Charakteriſtik. Wenn letztere weniger ausgeführt erſcheinen, ſo iſt dies eben ihrer Beſtimmung angemeſſen, da ſie als decorative Bilder neben vielen andern die Wände des Vereinslocales der kürzlich conſtituirten Frankfurter Künſtlergeſellſchaft ſchmücken ſollen.

e.

Digitized by Google

— Von der Sammlung interessanter Criminalgeschichten „**der neue Pitaval**", die unter der Leitung von Hitzig und Willibald Alexis bei Brockhaus erscheint, ist kürzlich der 25. Band herausgekommen, überaus reich an belehrenden Stoffen für Kulturgeschichte wie für Psychologie. Leider gibt er, neben älteren Processen, z. B. dem der Herzogin von Kingston, durch Erzählung neuer Kriminalfälle Anlaß zu den schmerzlichsten Betrachtungen. Diese Fälle beziehen sich meist auf Tödtung der liebsten Verwandten, herbeigeführt durch Noth und Verwahrlosung. Der Kindesmord gehört hier zu den einfacheren Dingen; ein Lithograph in Berlin, ein Executor ebenda, ein Bürger in Magdeburg, ein Taglöhner in Cüstrin tödteten ihre ganze Familie, größtentheils in der furchtbaren Ueberzeugung, sie nicht länger ernähren zu können. Wo ist die Wurzel des Uebels zu fassen? Die Reaction klagt die Fortschrittsparteien an, daß sie die sittlichen Bande lockern. Die Freidenker schieben einen nicht geringen Theil der Schuld auf die scheinheilige Kirchlichkeit, die sich um das Elend des Volkes nicht kümmert. Beide Seiten bezüchtigen den rasenden Erwerbschwindel, der keine Sammlung des Gemüthes, kein Begnügen mit dem beschiedenen Lebensloos aufkommen läßt. Eines ist sicher: alle diese Gräuel geben inmitten des unaufhaltsamen Ganges einer sogenannten Civilisation vor sich.

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

— Das neue Drama „**die Osternacht**" von W. Wolfsohn in Dresden ist nach einem dortigen Localblatt ein Attentat auf das Christenthum, nach der „Sachsenzeitung" miserabel, nach dem „Dresdner Journal" dagegen ausgezeichnet durch ethischen Gehalt, durch reine und edle Humanität. Eine vom Parteistandpunkt absehende, rein ästhetische Beurtheilung liegt noch nicht vor, und dieser Umstand beweist wenigstens, daß die Tendenz, der der Verfasser huldigt, mit einer gewissen Kraft hervortritt. Die königliche Familie scheint vorläufig die Ansicht der Feinde des Stücks nicht zu theilen, sie war bei der zweiten Vorstellung von Anfang bis zum Schluß anwesend. Der König Johann ist als ein christlich gesinnter Herrscher bekannt; es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß, wie die „Sachsenzeitung" behauptet, in dem neuen Drama aller Glanz auf das Judenthum, alle Gehässigkeit auf die christliche Religion fällt.

— In den Gedichten von Julie Burow (Pfannenschmidt), welche uns die Verfasserin als eine gemüthvolle, sinnig und lebhaft empfindende Frau zeigen, findet sich ein sehr schmeichelhafter Gruß an Adolf Glasbrenner:

„Du, der mit Scherz und Heiterkeit
Die Falschheit und die Tücke züchtigt,
Du Democrit der neuen Zeit,
Du deutsches Herz, so warm und tüchtig,
Gekannt im deutschen Vaterland
Und allen Edlen wahlverwandt."

Der Ausspruch: „Die Schellenkappe, die du trägst, ist dir die beste Freiheitsmütze", lautet ehrenvoller für den Humoristen, als für die Zeit und das Land wo er lebt.

— Die vielbesprochene Schrift „quid faciamus nos?" (Schiller's Kapuciner übersetzt: „Wie machen wir's, daß wir kommen in Abraham's Schoos?) sucht gewissermaßen die politische Consequenz aus der preußisch-englischen Heirath zu ziehen. Ihr Grundgedanke liegt darin, daß Preußen das staatliche, confessionelle, nationalökonomische Bündniß mit England entschieden zu ergreifen habe, und daß alsdann Oesterreich ihm früher oder später mit Nothwendigkeit in diese Allianz folgen werde. Der Verf. (Hr. Frantz) bekundet mehr Wärme als „realpolitische" Einsicht; die Aufmerksamkeit, die seine Schrift erregt, zeigt entweder, daß die politische Literatur jetzt an Dürre leidet, oder daß jener Grundgedanke verbreitet genug ist, um auch einen ungenügenden Ausdruck willkommen zu machen.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL.

N°. 8. **Frankfurt a/M., den 20. Februar 1858. IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Reise-Erinnerungen aus Griechenland**, von Gottfried Semper in Zürich; 1. Die Ueberfahrt von Unter-Italien aus. — **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Julius Fröbel über Amerika**, von F. Rittweger. (Forts.) — Dr. **Georg Wohlfarth.** — **Aus einem Pariser Briefe.** — **Unterhaltungen:** Holtei; der Friedhof in Gratz. — Der natürliche Sohn, von A. Dumas. — Pompeo Marchesi. — Luther in einem Roman. — Neues Werk über Dalmatien. — G. F. Creuzer. — Flotow's Martha u. a.

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich.

1. Die Ueberfahrt von Unter-Italien aus.

Es gibt keine bessere Vorbereitung für den Künstler, der Griechenland bereisen will, als wenn er, von Rom ausgehend, vorher Süd-Italien und Sicilien mit Ruhe durchwandert und sich in diesen Ländern recht oft von der Landstraße und ihren profanirten Gemeinplätzen entfernt, damit er Land, Volk und Sitten in ihrer wahren Eigenthümlichkeit überrasche und kennen lerne. Er macht so gleichsam im Inbegriff denselben Weg zurück, aufwärts bis zur Quelle, auf welchem das Griechenthum wiederholt über Italien und Rom seinen Einfluß ausströmte, von wo aus er sich dann über ganz Europa verbreitete. Er wird auf diesem Wege denselben Geist allenthalben wiederfinden, wenn auch Verschiedenheit des Ortes, der Zeiten und der Verhältnisse nicht zuließ, daß er sich immer rein und ungetrübt erhalten konnte. Er wird des Schönen überall treffen und immer Schöneres, je mehr er sich dem Ziele nähert; aber vor dem Parthenon stehend wird er dennoch bekennen: Alles, was ich vorher gesehen habe, will ich gerne vergessen, nur hier

Digitized by Google

iſt griechiſche Kunſt in ihrer Reinheit und Vollendung zu ſchauen. — Hätte er auf anderem Wege dieſen Gipfel erſtiegen, ſeine Ueberraſchung wäre größer geweſen, ſein Entzücken lebhafter und lauter, aber ſein Genuß nicht ſo innig und beſonnen. Ihm hätte es an Erinnerungen gefehlt, und es wäre ſeinem Verſtande ſchwer, ja unmöglich geworden, ſich von den geheimen Mitteln Rechenſchaft abzulegen, durch die jener Zauber bewirkt wurde. Kenne ich das Schöne und habe ich mich an den ruhigen Genuß deſſelben gewöhnt, ſo werden die Vorzüge des Vortrefflicheren, wenn ich es endlich erblicke, klarer und inniger vor das Gemüth treten.

Die revolutionären Verſuche der Liberalen des römiſchen Staates hatten beſonders nachtheilige Folgen für die fremden Künſtler in Rom. Sie wurden von der Regierung mißtrauiſch und ſtreng beobachtet und ſahen ſich nicht einmal vor den Drohungen und Mißhandlungen des Trasteveriner Pöbels ſicher geſtellt, welchen gelehrt wurde, in ihnen die Stifter der dem päbſtlichen Stuhl drohenden Gefahr zu erblicken. In Geſellſchaft des Herrn G., eines franzöſiſchen Architekten, und des Herrn Alric, Bildhauers aus der Schweiz, hauſte ich mehrere Tage in den Albaner- und Volskergebirgen, ſah Cori und die uralten Mauern von Norba, brachte eine maleriſch-ſchauerliche Nacht in dem Raubneſte Sonnino zu und ſtieg erſt bei Terracina in die Ebene hinab. Hier iſt der eigentliche Grenzpunkt des Nordens und des Südens. Hier athmet man den erſten Hauch Campaniens, der beſonders wohlthätig wirkt, hat man, kaum erſt im Anfang des Frühlings, die rauhen Felſen des Apennins verlaſſen. Wir warfen uns ungeſtüm der ſüdlichen Wärme in die Arme, die uns ſeitdem nicht mehr verließ, denn ſelbſt der Winter von Athen war ſo ungewöhnlich ſchön und milde, daß uns die älteſten Bewohner des Landes verſicherten, nie etwas Aehnliches erlebt zu haben.

Päſtum ſah ich auf der Ueberfahrt nach Sicilien. Dies iſt der Punkt in Italien, der am reinſten an Griechenland erinnert. Nächſt dem kommt die Gegend von Corneto im antiken Hetrurien.

Ueber das Alter der Tempel von Päſtum haben ſich verſchiedene Meinungen erhoben. Ihr Charakter iſt alt-doriſch, und doch finden ſich, beſonders an dem kleinen Tempel, Spuren von erſt unter den Römern entſtandenen Abweichungen von der alten Norm. Es ſcheint, daß die Kunſt in Großgriechenland lange auf ihrer früheſten Stufe ſtehen blieb und daß ihr alle jene Uebergänge fremd blieben, auf denen ſie ſich in dem Mutterſtaate zur Vollendung erhob und hernach ins Sinken gerieth.

Der von Rauch entdeckte kleine Tempel, deſſen Ordnung komponirt doriſch und korinthiſch iſt, läßt ſich aus den liegenden Trümmern ziemlich wieder erkennen. Ein ähnliches Beiſpiel findet ſich in den Ruinen von Selinunt und iſt von Hittorf und Zanth zu einer zierlichen Reſtauration benutzt worden.

Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkten wir ſchon hier den Ueberreſten der

Digitized by Google

Malerei, die ſich in Sicilien ſo wie in Griechenland noch auf allen Monumenten altgriechiſcher Kunſt erhalten haben. Aber der Umſtand, daß die Monumente Siciliens nicht aus Marmor, ſondern aus andern Steinarten beſtehen, die eines Stuckbewurfs bedurften, um bemalt zu werden, iſt Urſache, daß es ſehr ſchwierig iſt, aus den wenigen Spuren, wo der bemalte Stuck nicht herabgefallen iſt, ein Syſtem zuſammen zu bringen. Die Oberfläche des Marmors ſaugt die enkauſtiſchen Farben ein und hinterläßt eine Spur derſelben, ſelbſt wenn das Materielle der Farbe ſchon längſt abgewittert iſt. So zeigt ein kleines Marmorgeſims in Syrakus und ein marmorner Sarkophag in der Kathedrale von Girgenti *) noch ziemlich deutlich das ganze Syſtem der früheren Bemalung, obgleich die materielle Farbendecke abgefallen iſt. Ein anderer Sarkophag im Muſeum von Palermo, aus röthlich gelbem Sandſtein, zeigt Spuren der Bemalung der älteſten Manier, wie man noch Waſſerfarben auf den bloßen Stein auftrug. Auf dieſelbe Art ſind alle Gräber von Corneto gemalt, diejenigen ausgenommen, die aus römiſcher Zeit ſind.

Unſere Geſellſchaft trennte ſich im Monat Auguſt. Die Meiſten reiſten zurück nach Neapel; Herrn G. und mich aber trieb ein unbefriedigtes Gefühl weiter nach Oſten, Griechenland entgegen. Natur und Kunſt von Sicilien ſcheint griechiſcher als irgendwo auf Erden außerhalb Hellas. Sie umwittert aber noch vulkaniſche Glut und Ueppigkeit; eine kampaniſche Fülle und Ueberladung ſtört zuweilen die Reinheit der Formen. Freilich ſpricht ſich alles ſchon viel feiner aus und weniger gellend (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) als in Kampanien, aber noch glühender! — unwillkürlich fühlt man ſich nach Afrika verſetzt. Zeugen afrikaniſchen Einfluſſes, Tyriſche und Sarazeniſche Monumente erwecken die Ahnung des Reiſenden und beſtätigen ſie daß wohl dieſer fremdartig romantiſche Hauch, der ſo reizend und ſo betäubend auf alle Sinne zugleich wirkt, von Arabiens und Mauretaniens Ebenen herüber wehe. Genug, ſo gerne und ganz man ſich jenem ſinnebetäubenden Hitzetaumel auf Monate lang hingibt, in Augenblicken der Nüchternheit wird die Sehnſucht nach dem feiner gewebten Himmel Griechenlands nur ſtärker und mahnender.

Ich riß mich endlich los und fuhr mit G. auf die Nachricht, daß in

*) Dieſer Sarkophag ſtammt von Agrigent und iſt aus dem dort einheimiſchen Muſchelſandſteine verfertigt, aus dem alle Tempel von Girgenti beſtehen. Denſelben Stein findet man in Elis in Griechenland, und Pauſanias nennt ihn Poros wegen ſeiner durchlöcherten Maſſe. Der ſogenannte Nenfro bei Corneto und Vulci hat ebenfalls dieſelben Eigenſchaften. Wenn ich nicht irre, ſo ſind die Tempel von Päſtum gleichfalls aus demſelben Steine verfertigt. Sollten griechiſche Auswanderer, aus beſtimmten Provinzen, nicht wo möglich in der Beſchaffenheit des Bodens mit ihrem Vaterlande verwandte Gegenden gewählt haben, um dort ihre Colonien anzuſiedeln?

Digitized by Google

Meſſina ein griechiſcher Kutter zur Abfahrt bereit liege, um die Mitte des Monats Auguſt längs der Nordküſte fort nach Meſſina. Aergere Glut, drückendere Stunden als in den langen windſtillen Tagen dieſer Ueberfahrt habe ich nie ausgeſtanden, es ſei denn in Catanea gleich nachher, wo wir acht Tage lang auf unſern Kapitain warten mußten, der dort ſeine Ladung einnahm. Von Cataneas ſchwarzen Lavaebenen werden die Strahlen eingeſogen und feſtgepackt; ihre Hitze, ernährt durch die innere des Vulkans, ſtrömt dann, wenn die Sonne ſie nicht mehr direkt ſendet, Nachts mit verdoppelter Gewalt zurück und erfüllt die lechzende Natur mit neuer unerträglicher Glut, vor der nicht einmal Schatten noch Kühlung zu finden iſt.

Catanea's Denkwürdigkeiten hatten wir ſchon bei unſerem früheren Beſuche geſehen und fanden ſomit wenig Neues, um die lange Wartezeit von acht Tagen auszufüllen. Jedoch gewährte die Promenade am Hafen wenigſtens für den Abend einen angenehmen Zeitvertreib. In allen größeren Städten Siciliens herrſcht die gute Sitte, daß in den Abendſtunden, wenn der allgemeine Promenadeplatz ſich mit Spaziergängern füllt, von den Stadtmuſikanten wohlbeſetzte Conzerte ziemlich gut ausgeführt werden. Ein zu dem Ende aufgeſtelltes hölzernes Gerüſte, worauf die Muſiker ſitzen, dient als Sammelplatz der Menge, die daſſelbe in den mannichfaltigſten Gruppen halbnackend umlagert. Dann auf halbkreisförmig geordneten Stühlen, die vermiethet werden, der wohlhabendere Bürgerſtand, die geputzten Frauen und Mädchen, der fremde Künſtler, der ſicilianiſche Stutzer, die bekannte Melodie halblaut vorſummend, alles bunt durcheinander. Hierauf ein dichter Haufen von Equipagen, denn auch der Adel Siciliens verſchmäht den wohlfeilen Ohrenſchmauß nicht; nur die vornehmen Fremden fahren in langſamen Zügen gleichgültig vorüber und ſehen nichts und hören nichts. Aber ganz hinten in dichten Baumalleen wälzt ſich die große Maſſe der Spazierenden hin oder ruht aus auf den ſteinernen Bänken, um ſo aus der Ferne den Eindruck der Muſik mit dem Anblick des ruhigen, dunkelblauen, mondſchimmernden Meeres vereinigt zu genießen. Links das Hafenbaſſin mit den freundlich wehenden Wimpeln und dem matten Leuchtthurm, rechts der über Lavablöcke durch Sand hinſprudelnde Bach, an deſſen Ufern die lauten Mägde den Korb mit weißgeſpülter Wäſche füllen.

Es mußte wirklich Geſchicklichkeit dazu gehören, ein ſo unendlich reich begabtes Land wie Sicilien bis zu einem Grade zu vernichten, daß jetzt die ganze Bevölkerung der Inſel kaum doppelt ſo viele Köpfe zählt, als einſt eine einzige Stadt, Syrakus oder Agrigent! Wir ſahen die vergoldeten Equipagen von Palermo durch den Toledo rollen und daneben jene Haufen nackter Bettler, braun wie Hottentotten, dick vom Eſſen der weggeworfenen Melonenſchalen und Waſſerkürbiſſe.

Die Ueberfahrt ſtand bevor und noch fehlte es an den allernöthigſten No-

Digitized by Google

tizen über das Land, das wir auf ſo abenteuerliche Weiſe zu betreten im Begriffe waren. Selbſt Empfehlungsſchreiben hatten wir nicht, und die unſerer Freunde aus Paris und Deutſchland konnten erſt ſpäter zu uns gelangen. Bücher und Karten waren nicht zu finden; denn was dieſe Artikel betrifft, ſo liefern Siciliens Läden wenig Anderes als Gebetbücher und Spielkarten. Nur den Pauſanias hätten wir gerne bei uns gehabt, allein es war in Catanea kein Exemplar zu finden. Zum Glücke wurden wir mit dieſem nützlichen Handbuche, ſo wie mit manchem andern Hülfsbuche in Navarin ausgerüſtet.

Bei günſtigem friſchem Weſtwind lichteten wir die Anker und der Kiel durchſchnitt pfeilſchnell die Wellen des joniſchen Meeres. Vorauf ein munterer Vortrab von Palamiden; ſo nennt man in den griechiſchen Gewäſſern eine Art kleinerer Thunfiſche, die mit unglaublicher Schnelle dem von günſtigen Winden getriebenen Schiffe voranſchwimmen, Tage, ja Wochen lang die ſchnelle Fahrt aushalten, aber das Schiff ſogleich verlaſſen, ſobald Windſtille eintritt oder widrige Winde die Fahrt hemmen. Freßgier treibt ſie nicht, denn ſonſt würden ſie hintenan ſchwimmen, wie der unedle Haifiſch, ſondern die reine Luſt am rauſchenden Kiel, der ſo munter ihr ſchäumendes Element durchſchneidet.

So verloren wir bald Siciliens und Calabriens Küſte und ſelbſt die rauchende Spitze des Mongibello aus dem Geſichte, und am dritten Tage erblickten wir ſchon den hohen kegelförmigen Berg von Cephalonien; an ihm vorüber glitten wir Nachts durch die Meerenge, die jene Inſel von Zakynthos trennt, und ankerten gegen die Frühe im ſchlechtverwahrten Hafen dieſer Inſel. Hier empfanden wir auf unſerer glücklichen Fahrt den erſten hemmenden Anſtoß in der Unwirthbarkeit britiſch-joniſcher Fremdengeſetze. Nachdem man uns arme Landſehnſüchtige im Angeſichte der blühenden Hügelinſel auf dem betheerten, im Sonnenſtrahl glühenden Schiffsdecke bis 11 Uhr Vormittags hatte warten laſſen, kam endlich das Erlöſungsboot der Quarantaine. Man unterſuchte die Papiere und Habſeligkeiten jedes Einzelnen aufs Genaueſte. Alle Briefe, ſelbſt die offenen Empfehlungsſchreiben wurden in Beſchlag genommen, und für jeden mußten, wenn ich nicht irre, 2 Schilling engl. Poſtgeld entrichtet werden. Die Waffen blieben in der Douane, man konnte ſie erſt bei der Abreiſe auslöſen.

In Zante tritt einem zuerſt griechiſche Nationalität, freilich nicht ungemiſcht, entgegen. Entzückten mich die Albaneſen, die ſchönen ſtolzen Männer mit ihrer faſt altgriechiſchen Tracht, der feingefalteten Fuſtenelle, den Beinſchienen und den geflochtenen Schuhen, ſo ſetzten mich die feſten düſteren Heldengeſtalten der Pargarioten in Ehrfurcht. Ihre Tracht iſt dunkelviolet von Sammt mit Gold geſtickt, Hoſen, Weſten und Jacken.

Nichts iſt reizender, als die von Hügeln rings geſchützten Fluren von

Digitized by Google

Zante, die ich unermüdlich zu Pferd nach allen Richtungen durchkreuzte. Ich ſah ſie jetzt in herbſtlicher Fülle; reife Granatäpfel, überſättigte Trauben, ſtrotzende Feigen hingen von den umzäunenden Hecken herab, den Wanderer zum frohen Genuß einladend. Ueber jeder Gartenmauer blinkten feurige Orangen, und auf den Wieſen breitete man die dunkle Frucht der kleinen Weinbeeren zum Trocknen in langen Flächen auf Segeltüchern aus. Dieſe kleinen Weinbeeren finden ſich allein auf den joniſchen Inſeln und an den Küſten des Golfs von Lepanto. Man nennt ſie Korinthen, weil ſie auch bei Korinth viel gebauet werden. Früher kamen Schiffe aus allen Ländern, vorzüglich holländiſche, däniſche, venezianiſche, um den für das Land höchſt einträglichen Ankauf dieſer Frucht zu machen. Jetzt iſt der Korinthenhandel faſt ausſchließliches Monopol der Engländer geworden; er iſt weder ſo einträglich noch ſo bedeutend wie früher, und die Beſitzer klagen ſehr. Aber noch immer macht er die Hauptquelle des Reichthums dieſer von der Natur äußerſt geſegneten Inſeln aus.

Der Wein von Zante iſt vortrefflich, feurig und ätheriſch, nicht materiell und ſchwer wie der ſicilianiſche. Jede einzelne Inſel der joniſchen Republik trägt ihren beſondern Wein, aber alle ſind ausgezeichnet. Auch das Oel iſt ſehr gut und abundant. Man ſetzt es dem beſten Provenceröl gleich.

Die angeſehene Klaſſe ahmt fremde Sitten nach und bildet ſich nach England, aber der Mittelſtand und die Bauern behaupten die ihrigen. Die Frauen ſieht man ſelten, ſie ſind, wie die Männer, von feiner, ächt griechiſcher Bildung. Die Nationaltracht der Frauen iſt meiſtens verdrängt worden, allein man findet ſie noch rein bei Feierlichkeiten und in gewiſſen Familien. In Corfu hat ſie ſich jedoch mehr erhalten wegen der Nähe Albaniens, deſſen ſchöne Trachten den Bäuerinnen anſtändiger ſcheinen als engliſche Kattunfahnen. Die Männer tragen nordiſche Matroſenkleider mit griechiſcher Kopfbedeckung. Die Sitte, Jacken zu tragen, iſt allgemein. Man macht in der Jacke die anſtändigſten Beſuche. Die Häuſer der Hauptſtraßen von Zante ſind auf Arkaden gebaut, unter denen man vor dem Wetter geſchützt iſt. Sie bilden den Bazar, der aus einer ununterbrochenen Reihe von wohl ausgeſtatteten Kaufgewölben beſteht.

Das von Ibrahim Paſcha zerſtörte Caſtell Torneſe wurde zuerſt von uns begrüßt; dann glitten wir längs der Küſte von Elis fort bis nach Katakolo. Dieſer elende kleine Ankerplatz, der einzige an der ganzen Küſte von Elis und Meſſenien, dient als Hafen für das zwei Stunden entfernte Pyrgos. Einige Laubhütten und ein etwas beſſeres Mauthhaus waren die erſten ächten Proben neugriechiſcher Bauart. Wir luden ein halbes Dutzend Eſel und ihre ſchöne Herrin, eine Bewohnerin von Pyrgos, hier ab, koſteten zuerſt vom Pechwein der Griechen und fuhren weiter längs des ſchönen, kammartig gezackten Bergrückens von Meſſenien, an deſſen Fuße ſich fruchtbare, aber faſt

Digitized by

unbebaute Ebenen ausbreiten. Die verhängnißvollen ſphakteriſchen Klippen mit ihren gebleichten Knochen und Marmorgräbern nahmen uns in ihre Arme, die Trommel begrüßte uns von dem entgegengeſetzten Caſtell von Navarin.

(Fortſetzung folgt.)

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeſchichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortſetzung.)

Während ſo in der glänzenden Geſellſchaft eine erkünſtelte Heiterkeit mit verborgenem Trübſinn kämpfte, blieben von Zeit zu Zeit einzelne Perſonen, die über den Marktplatz gingen, vor dem hell erleuchteten Paradiesvogel ſtehen, ſo kalt auch die Nachtluft ihnen um die Ohren wehte, und überließen ſich einige Augenblicke ihren Gedanken. „Ihr ſchwelgt da im Ueberfluß, während viel Hungrige darben und frieren!“ — das war der Hauptinhalt deſſen, was ſolchen einſamen Zuſchauern durch den Sinn ging. Wenn kleine Gruppen ſich bildeten, ſo konnte man Geſpräche des gleichen Inhalts hören. „Wenn dieſe vielen Lichter ſich in eine große Feuersflamme verwandelten und dieſe plötzlich das Haus mit Mann und Maus verzehrte, ſo würde Vielen Recht geſchehen!“ — ließ eine Stimme ſich vernehmen. „Wenn die Bürgermeiſterin, das ſtolze Weib, eine Nacht hindurch im Ballkleid in ſolcher Kälte aushalten müßte unter freiem Himmel, dann würde vielleicht ihr Hochmuthsteufel ausfahren!“ — ſo verlautete eine andere Stimme. „Hochmuth kommt vor dem Fall! das werdet ihr auch an dieſem Haus erleben!“ — ſagte ein altes Mütterchen, das zitternd und in einen zerfetzten Mantel gewickelt mit zwei frierenden Kindern vorüberging. Aber nachdem um neun Uhr ein Glöcklein vom höchſten Wachtthurm eine Viertelſtunde geläutet hatte, wurde es ſtill auf dem Markte. Nur eine kleine Figur ging noch vielmal langſam vor den hohen erleuchteten Fenſtern auf und ab; jetzt ſtand ſie ſtill, jetzt ſchaute ſie hinauf, jetzt eilte ſie wie raſch entſchloſſen ſchnellern Schrittes davon, jetzt kehrte ſie zögernd wieder zurück an den vorigen Standort. Es war der arme Tobias in kurzem Mantel mit ſteifem Kragen, wie ihn damals die Studioſi tragen mußten. Auch in ſeiner Seele weckte der Anblick des erleuchteten Saals einen heftigen Sturm der Gedanken. Seit jenem größten Freudentage ſeines Lebens hatte er das ſchöne Haus, die Stätte ſeiner ſchönſten Jugendſtunden nicht mehr betreten, Kummer und Sorgen, Hunger und Entbehrung der bitterſten Art getragen und das holde Bild ſeiner vornehmen Freundin kaum einige Male ganz von ferne wieder geſehn. Im Vaterhauſe wohnte der Mangel und ſtieg von Tag zu Tage in der ſchweren Zeit; die Mutter trug ein doppelt und dreifaches Kreuz; denn da des Mannes Erwerb abnahm, der Zufluß aus dem Junkernhauſe ſpärlicher wurde, die Lebensmittel

Digitized by Google

im Preiſe ſtiegen, ſo waren ſchon die Haushaltungsſorgen für ſie eine Centnerlaſt; aber noch viel ſchwerer drückte es ihr auf's Herz, wenn der Mann nun ſchärfer und ſchneidender die alten Vorwürfe wiederholte, des Sohnes Laufbahn in der gelehrten Schule verſpottete oder verwünſchte und ihr vorhielt: hätte er ein Handwerk gelernt, ſo könnte er vielleicht jetzt ſchon ein Stück Brod verdienen, ſo aber werde er noch Jahre lang bloß ein Miteſſer ſein und am Ende doch keinen rechten Platz in der Welt bekommen. Es brauchte eines heldenmüthigen Gottvertrauens, um trotzdem den Sohn in ſeinem wiſſenſchaftlichen Fleiß und Eifer aufzumuntern, auch wenn der Mutter Hand ihm kaum genug zur Stillung ſeines Hungers reichen konnte. Aber es beſtand ſchon ein ſtarkes inneres Verſtändniß zwiſchen Mutter und Sohn, und beide darbten ſich gerne etwas ab, damit nur von des Vaters täglicher gewohnter Nahrung nichts abgebrochen werden müſſe, und tröſteten ſich gemeinſam mit der Hoffnung einer lichteren Zukunft.

Die Verbannung aus dem adeligen Hauſe ließ in Tobias Seele eine tiefe Wunde zurück, die immer wieder von Neuem aufbrach. Wie viel einförmiger war ſein Leben, ſeitdem er nicht mehr beim Anblick der hohen Gemächer, der alten würdigen Ahnenbilder, der geſchmackvollen Formen aller Geräthſchaften, Schränke, Tiſche und Seſſel ſich in eine höhere Lebensſphäre hineinträumen konnte! Wie kam ihm in der elterlichen Wohnung nun Alles doppelt ärmlich vor! Wenn eine ſchmerzliche Sehnſucht nach den vergangenen ſchönen Tagen ihn ergreifen wollte, ſo fand er nur an einem Orte Beruhigung, in ſeinen heißgeliebten griechiſchen und lateiniſchen Büchern; aber in welcher Umgebung mußte er die herrlichen Dichtungen des Homer und des Virgil, die Reden des Demoſthenes und des Cicero leſen! Bei einem Lichte aus Kienholz, an einem Tiſche, um welchen die ganze übrige Familie verſammelt war, im Rauchdampf, der entweder aus der mit dem geringſten Knaſter gefüllten Tabakspfeife des Vaters aufſtieg, oder aus der engen Küche, die keinen rechten Luftzug hatte, hereindrang. In ſolcher Umgebung mußte er mühſam ſeine Wörterbücher durchblättern und bei den Alten Nahrung für ſeine dürftige Seele ſuchen. Aber die edle Flamme eines jugendlichen Geiſtes kann von äußerer Noth und Widerwärtigkeit nie ganz zu Boden geſchlagen werden, ſie lodert immer wieder empor. So, wenn Tobias, nachdem Alle ſich zur Ruhe gelegt hatten, noch an ſeinem rauchigen Lichte ſaß, empfand er doch etwas von der Schönheit deſſen, was er begierig las, und fühlte einen Stolz im Innern darüber, daß er mit ſolchen Geiſtern verkehre, und in dem dämmernden Rauchqualm, der die Stube erfüllte, erſchien ihm manchmal in lieblichen Farben, von einer Glorie umgeben, das Bild des adeligen Fräuleins, dem er im Stillen diente. Er labte ſich an dem Gedanken, daß vielleicht auch ſie einigen Schmerz über die plötzlich erfolgte unbarmherzige Trennung empfinde. Wenn es die Witterung erlaubte, am frühen Morgen, oder

Digitized by Google

bei der Abenddämmerung oder auch beim prächtigen Mondſchein, in allen Jahreszeiten, trieb es ihn oft mit ſeinem Buch oder mit den Gedanken an Arbeiten und Aufgaben hinaus, bald in ein romantiſches Thälchen nahe bei der Stadt, bald auf eine Höhe, wo die ſilbernen Spitzen der Alpen aus der Ferne herüberglänzten, bald an einen donnernden Waſſerfall, dem die Vaterſtadt großentheils ihren weithin bekannten Namen verdankte. Da vergaß er die häusliche Noth, da wurde ihm das Herz weit und er faßte neuen Muth, und wenn er zurückkehrend unter dem Erker des Paradiesvogels vorbeiging, ſo konnte er ſich nicht enthalten, hinaufzuſchauen, ob nicht die liebliche Adelheid am Fenſter ſitze, und wenn er ſie erblickte, ſo begleitete ihn manchen Tag die fröhlichſte Laune; wenn jedoch der Blick der ſtolzen Junkersfrau den ſeinigen traf, ſo kam er düſter geſtimmt nach Hauſe, und ſelbſt die Mutter vermochte nicht ſo leicht, ihn aufzuheitern.

Der Mondſchein der hellen Januarsnacht hatte Tobias nach ſeiner Gewohnheit etwas heraus gelockt; im Rückwege lenkte er abſichtlich ſeine Schritte über den Markt; er wußte, daß im Paradiesvogel eine Geſellſchaft verſammelt ſei. Er ſah Figuren am Fenſter vorüberſchweben; ſeine lebhafte Phantaſie malte ihm deutlich aus, wie es ausſehe im Innern des Saales und was darin vorgehe; nur auf einen Augenblick hätte er ſich in deſſen Mitte gewünſcht. Aber man hat dich ausgeſtoßen aus dieſem Haus, ſagte er zu ſich ſelbſt, man hat dich für zu gering erklärt, als daß du noch dürfteſt durch dieſe Gemächer gehn; du biſt ja nur eines geringen Malers Sohn! Aber des Malers Sohn, fuhr er lebhafter fort, wird wohl noch einmal in ſeinem Leben durch dieſe Gemächer gehn, wird vielleicht noch mehr Ehre erfahren in der ſpätern Zeit als des Junkers Sohn, und der ſtolzen Frau wird noch manche Demüthigung bevorſtehn. Gewiß iſt es der guten Adelheid unheimlich in dieſer übertriebenen Pracht, während ſie weiß, wie ſo Viele mit Noth und Jammer kämpfen, denn ſie hatte ja ſtets ein mitleidiges Herz. O wenn ich nur die Hälfte der Edelſteine hätte, welche die Junkersfrau an ſich trägt, und eine freundliche Seele wie Adelheid ſtünde mir zur Seite, wie wollte ich ſo Vieler Thränen trocknen in ſo ſchwerer Zeit! Aber daß dieſe Herren und Damen nicht merken, wie es ihr eigner größter Schaden iſt, wenn ſie in ſolcher Hungerszeit dahinleben in Saus und Braus, wie Zorn und verbiſſene Wuth und Widerwille gegen ſie ſich ſammelt, daß, wer weiß wie bald, ihnen ein ſchrecklicher Sturm droht, — das kann ich nicht begreifen. O, wenn ein ſolcher Sturm droht, daß nur Adelheid nicht davon betroffen werde! Ach, mir ahnt, dieſem Hauſe naht Unglück. O könnt' ich jetzt hereintreten in den glänzenden Saal und Alles ſagen was ich denke! — Aber auf meine ſchwache Stimme würde man doch nicht hören. —

Unter ſolchen Gedanken ging Tobias lange vor dem Hauſe auf und ab, bis er endlich Adelheid ein Mal am Fenſter erblickte; dann der Kälte der

Digitized by Google

Nacht ſich erinnernd, eilte er nach Hauſe und traf die Seinigen in tiefem Geſpräch über die Schlittenfahrt, über den menſchlichen Hochmuth und über die bevorſtehenden Strafgerichte Gottes. — (Fortſetzung folgt.)

Julius Fröbel über Amerika.

(Fortſetzung ſtatt Schluß.)

Die Stadt Chihuahua, in welcher ſich Fröbel bis zum Mai 1853 ununterbrochen aufhielt, liegt auf einer von kahlen und felſigen Bergen umgebenen Thalebene mehr als 4000 Fuß über der Meeresfläche. Die Umgebung iſt ſchön und maleriſch, wie die Lage der Stadt am Fuße des Cerro Grande eine der geſundeſten der Welt iſt. „Das Klima hat die allgemeinen Charakterzüge, welche dem des mexikaniſchen Hochlandes in ſeinem nördlicheren Theile eigen ſind: eine außerordentliche Klarheit und Trockenheit der Luft während der größeren Hälfte des Jahres, und einen merkwürdig günſtigen Einfluß auf körperliches Wohlbefinden und körperliche Thätigkeit." Die Bevölkerung iſt trotzdem, wenige Einzelne ausgenommen, verarmt und entſprechend demoraliſirt und die Entſittlichung unter dem weiblichen Theile des Volkes allgemein.

Etwa 12 bis 15 Meilen von der Stadt, in einem engen Thale, befinden ſich die wieder neu eröffneten Gruben von Santa Eulalia, welchen Chihuahua ſeinen früheren Reichthum verdankte. Die hohen Berge, die das Städtchen einſchließen, ſind mit Gras, Juccabüſchen, Cactusarten gleichſam wie mit einem rieſenhaften Raſen überdeckt. Die Gebäude, einſtöckige Lehmhäuſer, ſind im Verfall, und ein großer Theil der Bevölkerung lebt in Felſenwohnungen Die Erze wurden früher hier verſchmolzen und das Silber durch Cupellation gewonnen, jetzt ſind die Hüttenwerke nach Chihuahua verlegt. Im Raume von ſechs engliſchen Meilen ins Gevierte enthalten alle Berge um Santa Eulalia Silber. Mehr als zweihundert verſchiedene Gruben ſind hier betrieben worden, und mehr als fünfzig derſelben enthalten Schachte, die über 600 Fuß tief ſind. Das Erz dieſer Minen gehört dem Gehalte nach zu dem ärmſten des Staates Chihuahua; allein um das Vorkommen in ſo außerordentlichen Maſſen zu ſchildern, führt Fröbel an, „daß Hunderte von Häuſern und die Mauern von Gärten und Feldern der nächſten Umgebung Chihuahua's aus Schlacken erbaut ſind, in welchen, nach zuverläſſigen Analyſen, noch ein hinreichender Silbergehalt übrig iſt, um unter günſtigen techniſchen Verhältniſſen die nochmalige Bearbeitung vortheilhaft zu machen. Dreiundvierzig Millionen Mark Silbers ſind hier in hundertunddreißig Jahren aus ihren Erzen ausgeſchieden worden."

Die Stadt Chihuahua zählte zur Zeit ihrer höchſten Blüthe etwa 76,000 Einwohner, heutzutage ſind es deren nur noch 12,000. Verarmung und

Digitized by Google

Demoraliſation haben die Straßen höchſt unſicher gemacht, und man thut wohl, ſelbſt in der nächſten Nähe der Stadt nicht ohne Waffen zu gehen.

Für die Sicherheit der Landſtraßen zu ſorgen iſt die mexikaniſche Behörde theils zu ſorglos, theils zu ſchwach, und eine Selbſthülfe der keineswegs feigen unteren Volksklaſſen und der Dorfbewohner iſt dann die nothwendige Folge. Die wilden Indianerhorden, deren Räubereien hauptſächlich die Hirten und Feldarbeiter ausgeſetzt ſind, erfahren häufig tapferen Widerſtand und bedeutende Verluſte. Der Egoismus der Herren der oberen Klaſſen lohnt nicht ſelten mit Undank die Dienſtpflicht der Diener, die deren Eigenthum unter ſteten Gefahren bewacht und lieber das Leben als jenes preisgibt. Der Raub von Kindern durch die Indianer iſt in dem nördlichen Mexiko an der Tagesordnung; ſie wachſen dann unter den Wilden auf, verwildern ſelbſt und werden „gefährlichere und ſchlimmere Feinde des civiliſirten Lebens als die Indianer.“ Die mexikaniſche Regierung hat als Gegenmaßregel eine hohe Prämie auf die Erlegung oder lebendige Einbringung eines wilden Indianers geſetzt, und zwar 200 Dollars; eine Indianerin lebendig eingebracht wird mit 150 Dollars bezahlt und ein lebender Knabe mit derſelben Summe, während für ſeine Erlegung, die durch den Skalp und die Ohren erwieſen werden muß, nur 100 Dollars gezahlt werden. Häufig werden gefangene indianiſche Kinder von der Regierung guten Familien zur Erziehung übergeben. Die Knaben laufen aber in der Regel davon, ſobald ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben.

Die Maßregeln, die die Regierung von Chihuahua zur Ausrottung der auf ihrem Gebiete wohnenden und daſſelbe verheerenden Apachen ergreift und die Folgen, die ſolche haben, geben ein intereſſantes Bild mexikaniſcher Wirthſchaft. Ein ſolches iſt das folgende: „Im Jahre 1850 nahm die Regierung einen texaniſchen Desperado der gefährlichſten Art, Namens Glanton, welcher mit einer Bande ähnlicher Charaktere auf dem Wege nach Californien bis nach Chihuahua gelangt war, in Dienſt. Dieſe Menſchen, denen für jeden Indianerſkalp ein gewiſſer Preis zugeſagt war, fanden es bequemer, der Regierung die Skalps ihrer eigenen Bürger zu verkaufen, welche von ihnen, wo es immer ausführbar war, todtgeſchoſſen wurden. Den Apachen fügten ſie, mit Ausnahme ihrer ſchmachvollen Verrätherei, durch welche ein ganzer zu einer Friedensverhandlung eingeladener Stamm ausgerottet wurde, wenig Schaden zu. Bald wurde die Bande dem Staate Chihuahua gefährlicher als es die Apachen waren, und man war glücklich, als ſie nach Californien weiterzog. Am californiſchen Colorado, wo es ihnen einfiel, den Uebergang über den Fluß in Beſitz zu nehmen und für die Paſſage von den Reiſenden eine hohe Abgabe zu erpreſſen, wurden ſie in einem Aufſtande der durch ſie verdrängten Yuma-Indianer von dieſen erſchlagen.“ Aehnliche Geſchichten kommen häufig vor.

Digitized by Google

Von Chihuahua aus machte Fröbel eine Reiſe nach den noch ſehr wenig bekannten Gegenden des äußerſten Weſtens des Staates. Charakteriſtiſch für die Zuſtände Mexiko's iſt eine Bemerkung, welche der Verfaſſer bei Gelegenheit dieſes Ausflugs macht. „Wo in Mexiko die wilden Indianer aufhören, fangen die civiliſirten Räuberbanden an, und manche Gegenden haben den Vorzug, von beiden zugleich ausgebeutet zu werden.“ Die Straße nach Santa Yſabel führt durch die verrufene Canada del Fresno. „Es iſt ein etwa vier Meilen langes Thal, zwiſchen Hügeln, die mit Dickichten von Zwerg-Eichen bewachſen ſind, und führt allmählig hinauf auf eine höher gelegene Gebirgsfläche. In dieſem Paſſe haben ſich von jeher die Apachen die Vortheile des Terrains ſo ſehr zu Nutzen gemacht, daß es keine Uebertreibung iſt zu ſagen, es gibt auf der ganzen Strecke der vier Meilen keine hundert Schritte, auf denen die Straße nicht das Blut irgend eines Unglücklichen eingeſogen hat.“

Herrliche Landſchaftsbilder gibt uns Fröbel, wenn er die reine plaſtiſche Schönheit der Savannen beſchreibt, die ſich nach dem chalcedonreichen Thale von Santa Yſabel hinziehen. Von hier aus ſchlug Fröbel mit ſeinen Gefährten den Weg nach dem Paſſe der rothen Häuſer (Puerto de las Casas Coloradas) ein, der nach der Sierra Madre führt. Der Weg zieht ſich hier durch die am wenigſten bekannten Gegenden von ganz Mexiko und die von reichen Viehweiden umgebenen Seen, unter welchen ſich der größte im nördlichen Mexiko befindet; die Laguna de Caſtilla waren bis jetzt noch auf keinen Karten verzeichnet.

Der Puerto de las Caſas Coloradas iſt ein wegen indianiſcher Räubereien verrufener Paß, und Trümmer von Frachtwagen bezeichnen die Unthaten der Apachen. Nachdem der Paß glücklich durchſchritten war, gelangte Fröbel in wenigen Tagen nach der Villa de la Concepcion, oder wie die kleine Stadt in der Tarumare-Sprache heißt, Papigochic (Schnepfenſtadt). Es iſt der wichtigſte Ort des weſtlichen Theiles von Chihuahua. Das Thal, worin das Städtchen liegt, hat ein vortreffliches Klima; Schnee und Eis ſind im Winter nicht unbekannt; indeß iſt die Kälte nicht ſehr groß, wie auch im Sommer die Hitze nicht läſtig. Flüſſe und Regen bieten dem Boden Bewäſſerung, der, nie an Dürre leidend, dem ganzen Staate eine Kornkammer iſt. Nicht weit von hier, und zwar unmittelbar an der Grenze von Sonora, liegen die berühmten Minen von Jeſus Maria.

„Dieſe Gruben, deren Erze goldhaltiges Silber liefern, liegen an den Quellen des Rio Mayo, mitten im Gebirge. Einzelne ſind auch ausſchließlich auf Gold bearbeitet worden, wie die Mina del Roſario, welche zeitweiſe wöchentlich 10,000 Dollars Gold geliefert hat. Silber iſt indeſſen das Hauptprodukt derſelben, aber wegen ſeines conſtanten Goldgehaltes wird das Silber von der Münze des Landes mit 10 Dollars die Mark bezahlt, während für reines Silber nicht mehr als 8¼ gegeben wird. Unter den verſchiedenen

Gruben dieſer Lokalität iſt die Santa Ludubigen ſeit der Vertreibung der Spanier bearbeitet worden und hat in den 6 Monaten vom Mai bis October 1839 einen reinen Gewinn von 400,000 Dollars abgeworfen." — Bald hatte Fröbel Temoſachic, den äußerſten Punkt ſeiner Reiſe, erreicht, und kehrte nach Chihuahua zurück, um weitere Ausflüge machen zu können.

Wir ſehen ihn denn auch bald den Marſch des Generals Don Angel Trias nach El Paſo begleitend. Die Schilderung der damaligen Revolution, der Erhebung Santa Ana's und des Streites wegen des Meſilla-Thales, um deßwillen die Expedition des Generals Trias geſchah, gibt wieder ein treffendes Bild des öffentlichen und Staatslebens von Mexiko. Während dieſer Reiſe hatte Fröbel Gelegenheit, eine Heerde unter merkwürdigem Schutze weiden zu ſehen; es ware ſechstauſend Stück Schafe auf der Grasfläche, zu beiden Seiten der Heerde fuhren zwei beſpannte Kanonen. Einige Wochen ſpäter hatten die Apachen die Hirten gemordet, die Bedienung der beiden Kanonen in die Flucht gejagt, den größten Theil der Schafe ins Gebirg getrieben und einige Hundert Stück zu ihrer Unterhaltung auf dem Platze mit Lanzen niedergeſtochen.

Wieder in Chihuahua angelangt, übernahmen Fröbel und ſeine nordamerikaniſchen Freunde den Transport einiger Wagenladungen mexikaniſcher Thaler nach den Vereinigten Staaten. Mit ſieben Wagen und etwa hundert Maulthieren mit einer verhältnißmäßig ſtarken Mannſchaft brach der Zug, der über Texas gehen ſollte, auf und erreichte bald das Preſidio del Norte. „Das Thal des Rio Grande iſt unter dem Preſidio del Norte durch einen Gebirgswall geſperrt, der wie ein Riegel quer vorgeſchoben ſcheint, und nur ein enger, unzugänglicher Spalt läßt den Fluß durch. Dieſer bildet wiederholte Fälle, ſoll überhaupt einen unbeſchreiblich wilden Lauf haben, und man ſagte mir, er gehe unter einem Berge durch. — Auch die Menſchen ſind hier wild und ihre Verhältniſſe barbariſch wie die Natur. Die Nortenos, wie die Einwohner des Preſidio del Norte in Mexiko genannt werden, ſind die Bundesgenoſſen, Spione, Pulverlieferanten, Diebshehler und Abkäufer der texaniſchen Comanchen. Der Pecos, der nächſte größere Fluß, den die Reiſenden erreichten und der ſeine Waſſer in den Rio Grande del Norte ergießt, bildet ein enges, ſich vielfach krümmendes Thal zwiſchen Kalkſtein-Plateau's. Reizende Prairielandſchaften mit zartem, jungem Graſe und cypreſſenartigen Büſchchen von dunklem Wachholder bezeichnen deren Charakter, der ſich in der Höhe nach dem Devil's River in eine ſteinige Steppe, mit kurzem Graſe, Cacteen, niedrigen Yucca's, in der Tiefe aber in eine Thalfläche verwandelt, in der „Platanen, Eichen und Wallnußbäume, Dickichte wilder Pflaumen, von Weinreben durchſchlungen, hohes ſaftiges Gras, aus welchem feuerrothe Ipomopſis ſich erhoben und blaue Tradescantien hervorblickten", die Vegetation bilden.

Digitized by Google

Ueber die von Deutſchen und Elſäſſern bewohnten Ortſchaften Vandenburg, Quihi und Caſtroville gelangte man nach San Antonio, der bedeutendſten Stadt im weſtlichen Texas. In San Antonio, oder vollſtändiger in San Antonio de Bexar und ſeiner Umgebung hat ſich eine ziemliche Anzahl gebildeter Deutſcher angeſiedelt, deren auch anglo-amerikaniſche Reiſende rühmende Erwähnung thun. Bei Gelegenheit ſeines Aufenthaltes in Texas gibt Fröbel mit klaren Worten und dem ihm eigenthümlichen richtigen Einblick in die Verhältniſſe deutſchen und amerikaniſchen Lebens in den Vereinigten Staaten vortreffliche Aufſchlüſſe, und es wird Jedem von Intereſſe ſein, darüber ſelbſt in ſeinem Werke nachzuleſen, da der Raum hier eine größere Auseinanderſtellung nicht erlaubt. Fröbel kehrte über das deutſche Städtchen Indianola, New-Orleans und St. Louis nach New-York zurück. (Schluß folgt.)

Dr. Georg Wohlfarth.

Der Untergang dreier junger Männer, die im September des Jahres 1849 vom Berner Oberland aus nach Italien wandern wollten, hat in jener Zeit in ganz Europa Aufſehen erregt und auf die Vielen, denen die Oertlichkeiten bekannt ſind, einen unheimlichen Eindruck gemacht. Noch jetzt fragen ſich die Naheſtehenden, ob die Verſchollenen Opfer der Naturſchreckniſſe oder einer Gewaltthat geworden ſind? In der Schweiz iſt man entſchieden der erſteren Anſicht; ein Wahrſpruch hat ſich im Sinne derſelben ausgeſprochen und die öffentliche Meinung unterſtützt ihn. Gleichwohl wird noch mitunter die Vermuthung laut, dieſe öffentliche Meinung ſtehe, vielleicht unbewußt, unter dem Einfluß landſchaftlicher Rückſichten.

Nirgendwo war die Aufregung über den räthſelhaften Ausgang jener Reiſenden größer als in Frankfurt. Einer derſelben, der Arzt Dr. Georg Wohlfarth, war unſerer Stadt entſproſſen; ein vortrefflicher, hoffnungsvoller junger Mann von offenem, fröhlichem Gemüth, hülfreich und plichtgetreu, ſeinem Beruf und ſeiner Wiſſenſchaft von ganzer Seele hingegeben. Die Generation junger Gelehrten, die in ihm einen Genoſſen verloren hat, weiß nicht genug ſein edles Herz, ſeinen klaren Verſtand, ſeinen beſcheidenen, geraden, muthigen Sinn zu rühmen. Das Staatsexamen, das er kurz vor der Reiſe beſtanden, war eines der beſten deren ſich die Prüfungscommiſſion erinnerte; ausgezeichnete Univerſitätslehrer pflegten ſich nach ſeinen Arbeiten, nach ſeinen wiſſenſchaftlichen Intentionen mit dem größten Antheil zu erkundigen.

Die Erzählung „der Grimſelbrand" von Profeſſor Gelpke in Bern, die wir im vorigen Jahrgang des Frankfurter Muſeums mitgetheilt haben, lenkte die Aufmerkſamkeit unſeres Publikums von Neuem auf jene Kataſtrophe.

Digitized by

Die genaue Kenntniß der örtlichen und persönlichen Verhältnisse, die der Verfasser bekundet, die Klarheit und Lebendigkeit seiner Darstellung, die zum Theil meisterhaft wiedergegebene landschaftliche Stimmung fesselte die Leser; auch war der Charakter des Grimselwirthes Zybach psychologisch geistvoll entwickelt. Was jedoch die Einführung des Dr. Wohlfarth betrifft, so geht das Urtheil aller seiner Bekannten dahin, daß der Autor, der novellistischen Form allzusehr nachgebend, ihm Züge verliehen hat, die ihm im Leben völlig fremd waren. Sein offenes, wohlwollendes Benehmen ist zwar, wie durch Divination, richtig getroffen. Die Sentimentalität der Redeweise jedoch, die dem jungen Mann in der Novelle verliehen wird, war seinem schlichten, kräftigen Sinn geradezu antipathisch; und von „Gemüthswunden", auf die eine Stelle der Erzählung hindeutet, war vollends in Georg Wohlfarth keine Spur zu finden. Von allen geliebt, im Genusse frischer Jugendkraft und in der heitersten Aussicht auf schöne Lebenszwecke hatte er weder Lust noch Anlaß, irgend einen Unmuth zu hegen.

Wohlfarth entstammt einer geachteten Familie des hiesigen Gewerbstandes, war im Jahre 1826 am 3. Februar geboren, auf dem hiesigen Gymnasium herangebildet und hatte in Marburg, Heidelberg und Würzburg seine Studien gemacht. Nachdem er das bereits erwähnte glänzende Staatsexamen bestanden, begab er sich am 6. März 1849 nach Paris, um die dortigen weltberühmten Anstalten kennen zu lernen, auch noch Vorlesungen zu hören. Er verlebte in Paris gerade eine Periode in welcher die Cholera viele Opfer forderte, und fand so Gelegenheit, seinen ärztlichen Beruf mit Erfolg zu üben, wobei sein hülfreiches, aufopferndes Wesen im schönsten Licht erschien.

In Paris lernte er die beiden Brüder Léonard kennen; der ältere war Apotheker im Hôtel Dieu, der jüngere besuchte noch eine Militärschule.

Günstige Verhältnisse setzten Wohlfarth in den Stand, noch vor dem Wiedereintritt in seine Vaterstadt eine größere Reise zu unternehmen. Auch diese wollte er für seinen Beruf im Sinne der neuen Zeitforderungen nutzbar machen. Er dachte vorerst die Hochschweiz zu besuchen, von da nach Oberitalien zu gehen und den Rückweg über Paris einzuschlagen. Mit den nöthigen Geldmitteln versehen, reiste er Dienstag, den 14. August 1849 wohlgemuth mit der Messagerie nach Genf, wo er am 16. ankam. Am folgenden Tag wandte er sich in das Chamouny-Thal und traf auf diesem Marsche zu seiner Freude in einer Herberge in Contamine die Brüder Léonard, von denen er sich nun — für's Leben — nicht mehr trennte. Sie wanderten rüstig durch das Hochgebirg, sahen am 20. Morgens in der Frühe Chamouny vor sich liegen, schliefen am folgenden Tag in Argentière, „einem elenden Savoyardendorf am Fuß eines Gletschers", und kamen nach dem Canton Wallis, dann über Sion und Sierre nach dem Leuckerbad. Von hier aus schrieb Wohlfarth am 25. August seinen letzten Brief nach Frankfurt an die Seinigen,

Digitized by Google

nahm denſelben jedoch mit auf die Weiterreiſe, um ihn in Thun zur Poſt zu geben. In dieſem Brief ſagt er u. A.: „Das Geld habe ich richtig empfangen von Rothſchild; ich führe den größten Theil in Gold auf meinem Leibe mit mir. Meinen Paß habe ich auch für die Lombardei viſiren laſſen; doch zieht's mich nach Mailand nicht ſo, als wie nach Turin, Genua, dann zur See nach Nizza, Toulon und Marſeille. Mais nous verrons, je ne dis plus rien pour le moment." — Briefe erbat er ſich nach Bern.

Am 30. Auguſt waren die drei Reiſenden auf der Grimſel, am 1. September reiſten ſie früh um ſieben Uhr von Obergeſteln ab und befanden ſich um ein Viertel nach 11 Uhr am Fuß des Griesgletſchers, von wo aus man 20 Minuten bis zum Gipfel hat. Es liegt eine Ausſage vor, daß ſie dieſen nicht erſtiegen, ſondern durchs Eginenthal zurückgegangen ſind. Iſt dieſe Ausſage richtig, ſo läge die grauenvolle Vermuthung nahe, ſie ſeien innerhalb einer menſchlichen Wohnung umgekommen; beſtiegen ſie jedoch den Gletſcher, ſo gingen ſie auf ihm zu Grund. Eine Spur hat ſich nicht gefunden. „Ja die gelehrten Herren, ſie haben keinen Führer gehabt!" ſagte Zybach. Frau Léonard nahm die Hülfe des Grafen Reinhard, damals franzöſiſchen Geſandten in Bern, in Anſpruch, um den Thatbeſtand zu ermitteln, vielleicht auch die Leichen ihrer unglücklichen Söhne aufzufinden. Zwei Brüder Dr. Wohlfarth's reiſten, einer nach dem andern, nach Ort und Stelle, und leiſteten im Aufbieten von Mühe, Zeit und Bekanntſchaften das Außerordentliche, um die Kataſtrophe aufzuklären. Zwiſchen beiden Familien, die ſich bisher in völlig getrennten Lebenskreiſen bewegt hatten, nun aber durch das ſchreckliche Ereigniß einander innignahe gebracht waren, entſpann ſich ein Briefwechſel, den man nicht ohne Rührung leſen kann.

Damals ſtand Zybach, der Grimſelwirth, noch im Ruf eines muſterhaften Biedermannes, eines frommen Herbergvaters, eines klugen, wohlgeſtellten Haushalters. Sein Einfluß im Canton war außerordentlich, bei Wahlſachen und überhaupt in öffentlichen Angelegenheiten war ſeine Stimme von Gewicht, und der gute Ruf der Landſchaft ſchien mit dem des braven Spittlers unlöslich verknüpft zu ſein. Auf ihn ſetzten die Anverwandten der Verlorenen ihre größte Hoffnung; er, der Vielvermögende, ſchien das trübe Verhängniß aufklären zu können. Welche Empfindungen mußte es bei ihnen erregen, als ſie drei Jahre ſpäter erfuhren, dieſer „Mann von guter alter Art" ſei erwieſener Maßen ein Heuchler, ein Spitzbube, ein Brandſtifter!

Zwar ſchon im Jahre 1850, als der älteſte Wohlfarth nach der Grimſel kam, miſchten ſich in die Lobſprüche auf Zybach mancher unheimliche Mißton. „Ja auf der Grimſel hat ſich ſo Manches zugetragen", ſagte ein würdiger Geiſtlicher als Erwiderung auf einen geäußerten Verdacht, „doch mir, mir iſt das Schweigen auferlegt." Zybach führte Herrn Wohlfarth in ein enges Zimmer: „damit Niemand höre, was zwiſchen uns zwä bäde Herren vorgeht",

Digitized by

und machte ihm den Vorschlag, den Gletscher durch sein Bübli, den damals 23jährigen Sohn, mit bergkundigen Männern untersuchen zu lassen; er bedingte für die Gefahr, welche sein Bübli in den Spalten zu bestehen habe, 3000 Francs, so wie nach Auffindung der Leichen, die er als bestimmt voraussetzte, einen außerordentlichen Prys (Preis) von den Familien Léonard und Wohlfarth.

Im Jahre 1850 wurde die Untersuchung eifrig fortgesetzt und mit Erlaubniß des Bundesrathes, durch die Vermittlung des Bundespräsidenten Herrn Druey, ein Aufruf in zahlreichen Exemplaren, theils in deutscher und französischer, theils in italienischer Sprache auf beiden Seiten der Alpen verbreitet, ebenso ein Kanzelruf gleichen Inhalts erlassen; in beiden war Demjenigen, der zur Aufklärung der Sache führen würde, ein Preis von 3000 Frcs. zugesagt. Großes Verdienst erwarb sich um die Nachforschungen der Secretär der Bundeskanzlei, Herr Dr. Kern. „Ich kann, schrieb ein Freund an Herrn Wohlfarth, den warmen Antheil des Herrn Kern nicht genug rühmen, der bei seinen vielen Arbeiten mit der größten Bereitwilligkeit auf alle meine Wünsche Rücksicht nahm." Derselbe Freund jedoch meldet, Herr Pfarrer ** bedaure sehr, daß die Angelegenheit sich in den Händen Zybachs befinde.

Zu Ende des Jahres 1852 fand die Anzündung des Grimselhospizes unter den von Herrn Professor Gelpke so lebhaft und anschaulich geschilderten Umständen statt, und setzte die Freunde der Verschollenen in neue Bewegung. Verdachtsgründe schienen auf einem Helfershelfer zu ruhen, zumal Jacob Zybach die Wahrscheinlichkeit eines Untergangs durch Naturereignisse entschieden in Abrede stellte. Auch andere Personen erschienen mehr im Vordergrunde der Begebenheit, so namentlich Moncini, ein Mittelding von Bote, Führer und Krämer; trafiquant de bas étage, nennt ihn Frau Léonard. Kurz vor dem Grimselbrande war er aus seiner Heimath St. Rocco im Formazza-Thal nach Paris gewandert, um sich der Mutter der Verunglückten vorzustellen, und gab ihr zu verstehen, daß er von ihr Ersatz der Reisekosten verlangen, so wie auch, daß ihm ein treuloser Gefährte unterwegs Waaren von großem Werth gestohlen habe. Er machte auf die würdige Frau einen höchst ungünstigen Eindruck; „j'avais le coeur serré en voyant cet homme" schrieb sie. Erlagen die drei Jünglinge wirklich den Naturschrecknissen, so war Moncini jedenfalls der Letzte, der sie lebend gesehen hat.

Wo sie starben, wird vielleicht nie offenbar werden. Acht bergkundige Männer haben zwei Tage lang den Griesgletscher nach allen Richtungen untersucht, und Nichts gefunden; Jene sind verschollen.

Professor Gelpke's klare und eingehende Erzählung hat uns mit dem Ausgang der Untersuchung bekannt gemacht. Wenn er dabei in der Lage war, unseren Dr. Wohlfarth mehr novellistisch als biographisch zu behandeln, so wirft dies selbstverständlich auf seine Absicht nicht den leisesten Schatten.

Digitized by Google

Den Freunden des trefflichen, im Beginn der schönsten Laufbahn entrafften jungen Gelehrten aber waren wir es schuldig auf die unrichtigen Züge, die sich eingeschlichen haben, aufmerksam zu machen, und das Bild Wohlfarth's so herzustellen, wie er, geistig und körperlich gesund, strebend und hoffnungsreich im Andenken der Seinen fortlebt. Was seinen verhängnißvollen Untergang betrifft, so wird über die Art desselben ein endgültiges Urtheil schwerlich jemals von einem irdischen Richter ausgehen. *)

Aus einem Pariser Briefe.

Der 24. Februar erscheint in dieser Woche als zehnter Jahrestag der Revolution, die Frankreich wieder zu einer Republik machte. Nicht blos der runden Zahl wegen, sondern weil eine neue Katastrophe herandroht, wird man diesmal das Datum mehr als zuvor beachten. Der Kaiserthron steht fest, so glauben die Regierungen; sie glauben es jedoch kaum so entschieden, als sie am Schluß des Jahres 1847 an die Dauerhaftigkeit des Julithrons glaubten, von dem damals Radowitz versicherte, er stehe fest wie Eisen.

Theurung, Sittenverderbniß, gährende neue Gesellschaftstheorien, Erniedrigung der französischen Politik im Ausland waren die Vorzeichen vom Sturze Ludwig Philipps. In allen diesen Beziehungen scheint jetzt keine Parallele vorzuliegen. Die Theurung ist, was das Schlimmste betrifft, überstanden; sie hat nicht eine schlaffe Verwaltung vorgefunden, die sich mit Flickerei und Aushülfsmitteln begnügte, sondern eine energische, die den Kern des Uebels in's Auge faßte. Der Kaiser, in diesem Punkt weitsichtiger und großherziger als die meisten Franzosen, huldigt dem Freihandelssystem und hat seinem Reich neue Zufuhren jeder Art eröffnet. Die Corruption, deren Symptome vor elf Jahren im Proceß gegen Cubières und Teste so schreiend auftraten, zeigt sich zwar widerwärtig genug in Bankschwindeleien und Fallimenten; doch ist diejenige Gesellschaftsklasse, in welcher diese vorkommen, nicht eben von der Regierung bevorzugt, wie sie es unter dem Haus Orleans war.

Die geheimen Gesellschaften freilich (nicht bloß die Marianne mit ihren Zweigvereinen) sind gegenwärtig verbreiteter und furchtbarer als jemals; sie haben jedoch eine andere Richtung. Sie erstreben wohl im Allgemeinen auch heute noch eine sociale Republik; aber sie wollen sich mehr auf das nationale,

*) Zu den unrichtigen Angaben gehört auch die über den Jesusring; Wohlfarths Brüder erklären, daß er einen solchen nicht im Besitz gehabt, und daraus geht wenigstens mit Bestimmtheit hervor, daß derselbe kein Familien- und Erbstück war. Daß der junge Wanderer mit einer liebenswürdigen Schweizerin freundliche Worte gewechselt haben kann, wird Niemand in Abrede stellen; doch war alsdann jedenfalls die Unterhaltung von seiner Seite frisch, heiter und unbefangen, während der Dr. Wohlfarth der Erzählung nicht ohne einen schmachtend-interessanten Anflug ist.

Digitized by Google

als auf das kosmopolitiſche Element ſtützen. Die von der Literatur ausgegangene Lehre vom galliſchen Grundcharakter der Nation, der ſich im Arbeiter- und Bauernſtand erhalten und in den Provinzen vielſeitig entwickelt habe, iſt bei den Leitern der demokratiſchen Umſturzpartei vorherrſchend. Sie ſind im Allgemeinen gegen die auf ihrem Gipfelpunkt angekommene Centraliſation geſtimmt und ſuchen einen neuen Anhalt in der hiſtoriſchen Entwickelung der alten Landestheile. Die fünf Militärcommando's ſind zum Theil ein Schachzug gegen dieſe Richtung. Im Uebrigen ſteht Napoleon III. auch darin über Ludwig Philipp, daß er die geſchichtlichen Beziehungen Frankreichs nicht in ſo platter Weiſe wie dieſer geringſchätzt, ſondern im Gegentheil das feinſte Gefühl für ſie hat.

Was endlich die auswärtige Politik betrifft, ſo hat Frankreich bis jetzt keine Schlappe erlitten; es behauptet ſogar anſcheinend den Vorrang in Europa. Doch nur anſcheinend; innerlich fühlt ſich die Regierung oft genug gekränkt und gedemüthigt, wenn ſich auch die Spur dieſer Empfindungen nicht auf dem bronzenen Geſicht ihres Hauptes kund gibt. Mit Mißgunſt ſieht man die geſicherte Entwickelung Oeſterreichs; mit Aerger las man die Berichte über die preußiſch-engliſche Heirath und ließ ſich von einem Jubel erzählen, der nichts Beſtelltes und Erkünſteltes an ſich trug. Die engliſchen Blätter unterließen nicht hervorzuheben, daß es bei der Vermählung der königlichen Tochter keine Bonbons geregnet, daß man kein Garderegiment in Champagner erſäuft habe und daß kein Gedicht den fürſtlichen Bräutigam etwa mit Chriſtus vergleiche, wie dies Gautier bei der Geburt des Kaiſerkindes gethan. Doch all Dies ſtößt die Triumphe noch nicht um, die das Tuileriencabinet errungen hat, und das europäiſche Concert ſcheint ſeine erſte Violine vorerſt nicht entbehren zu können.

Und dennoch iſt Jedermann überzeugt, daß eine neue, von den früheren Revolutionen verſchiedene Auflöſung des Dramas bevorſtehe. Die kaiſerliche Regierung ſteht mit dem Volksgeiſt und ſeiner jetzigen Strömung entſchieden im Widerſpruch. Obwohl der Kaiſer ſelbſt nicht ohne eine gewiſſe Idealität iſt, befindet ſich doch Alles, was an Innerlichkeit und geiſtige Erhebung glaubt, auf der gegneriſchen Seite. Die galliſche Eigenthümlichkeit ſieht ſich in ihrem tiefſten Weſen verletzt; dem Witz, dem Spott, der Heiterkeit ſind die Adern unterbunden, und wenn eine frühere Regierung Frankreichs als „despotisme tempéré par des chansons" bezeichnet wurde, ſo fragt ſich jetzt, ob nicht die Nation, der die chansons genommen ſind, nach einem anderen Mittel ſuchen wird, ſich die Grillen zu vertreiben.

Wie ſich bei der nächſten großen Bewegung die Kirche verhalten wird, kann nur ein Vermeſſener weiſſagen wollen; ſie iſt nach dem Goethe'ſchen Ausdruck „incommenſurabel." Auf keinen Fall wird ſie ſich einer gewiſſen Revolutionspartei hingeben, die zum Theil von einer Naturreligion, zum Theil

Digitized by Google

von Herſtellung des Druidenglaubens und der Seelenwanderungslehre träumt. Schwerlich wird ſie es dem Kaiſer vergeſſen, daß er daran gedacht hat, eines ihrer Häupter, den Cardinal-Erzbiſchof Morlot, in den Regentſchaftsrath zu wählen. Unzweifelhaft aber iſt Eines, und zwar im Gegenſatze zu dem Haus Orleans das Wichtigſte: daß nämlich auf dem Thron Frankreichs ein Mann ſitzt, der unter allen Umſtänden rückſichtslos den Spruch befolgen wird: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren!"

Unterhaltungen.

— Wir wünſchen allen Freunden des Guten aufs Angelegentlichſte eine neue Publication zu empfehlen, die bisher in Süddeutſchland bei Weitem nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Sie heißt: „Für den Friedhof der evangeliſchen Gemeinde in Gratz in Steiermark", und enthält Novellen, Abhandlungen und Gedichte von 126 deutſchen Schriftſtellern jedes Bekenntniſſes und jeder Richtung, unter welchen die erſten Namen hervorglänzen. Dies bedeutende Reſultat zu erzielen, war, von dem trefflichen Zweck abgeſehen, nur einem ſo wackeren und liebenswürdigen Veteranen wie dem Herausgeber, Karl von Holtei, möglich; einem Manne, der nie mit dem Anſpruch auf tiefe Weltbedeutung auftrat, der auch gar manches Leichte und Flüchtige gefertigt hat, dennoch aber wegen einzelner trefflichen Lieder, Singſpiele und Erzählungen Denjenigen beizuzählen iſt, die den Beſten wie den Geringeren ihrer Zeit genug gethan. Vor Allem verdient er durch heitere Gutmüthigkeit und Menſchenliebe den Namen eines bon enfant im ehrenvollſten Sinne kaum minder als der alte Lafontaine. Als ein Glied der mittelloſen Gemeinde zu Gratz hat er ſeinen gern gehörten Mahnruf erhoben, ihr einen Koſtenbeitrag für den Ankauf eines Begräbnißplatzes zu verſchaffen. Die Berühmtheiten haben ihn nicht mit Schnitzeln aus ihrem Papierkorb abgefertigt, ſondern, zum Theil wenigſtens, mit gediegenen Arbeiten beehrt; es genügt faſt anzuführen, daß Auguſt Böckh die von ihm am Königsgeburtstag 1856 auf der Univerſität zu Berlin gehaltene Feſtrede beigeſteuert hat. Von Wilhelm Grimm finden wir eine hübſche Skizze aus dem Volksleben, von Karl Scherzer Reiſebilder aus Coſta Rica. Unter den Gedichten ſtehen die von Geibel, Grillparzer, Anaſtaſius Grün voran; auch wird es Manchen intereſſiren, Gelehrte wie Schleiden, Roſenkranz und Andere hier unter dem lyriſchen Freicorps zu finden. Wir verweilen beſonders gern bei dem kürzlich verſtorbenen Joſeph von Eichendorff; der von ihm geſchilderte „Auswanderer" iſt ein prächtiger, flotter, naiver Geſell, wahrhaft ein jüngerer Bruder des „Taugenichts"; er iſt aus Aerger über die Cultur der alten Welt nach Amerika gezogen, und vertreibt ſich auf einer Flußfahrt die Langeweile mit Hornblaſen. Den Landsleuten, die ſich um ihn verſammeln, gibt er ein Pröbchen ſeiner vielſeitigen Weltbildung in folgendem Bericht:

Bin ich im Kiez, im Bingerloch,
Im Kuhſtall doch geweſen;
Man kann da meinen Namen noch
Auf allen Bänken leſen.
Er kommt auch nach München und von da
Fort, bis Savoyen immerfort,
Wo das Gebirg wie Lanzen
Hellfunkelnd in die Wolken bohrt
Und Murmelthiere tanzen.

Digitized by Google

In Danzig ſah ich's ſchwarze Meer,
In Wien den Wurſtelprater,
Viel Reſidenzen hin und her
Von manchem Landesvater;
Die Jungfrau von New-Orleans
Mit dem ſchwarzen Ritter fechten,
Vom großen Schill den Poſner dann
Mit ſeinen Menſchenrechten.

Hierauf wird er von einem der Zuhörer, dem Director eines Sommertheaters, als Staberl engagirt, „um bei den Yankee's im Urwald die Bildung einzuführen.“ — Der reichhaltige Octavband umfaßt 690 Seiten; die Verlagshandlungen (Vieweg in Braunſchweig, Manz in Wien, Heſſe in Gratz) haben ihn auf die würdigſte Weiſe ausgeſtattet.

— Das neueſte Pariſer Zugſtück, **der natürliche Sohn**, von Alexander Dumas dem Jüngeren, wird ſowohl um ſeiner angeblich moraliſchen Tendenz als namentlich wegen der Kunſt gerühmt, womit der Verfaſſer die Manieren eines gewiſſen Theiles der franzöſiſchen Geſellſchaft photographire. Wir flechten daher der Angabe des Inhalts einige bezeichnende Wendungen ein. Charles Sternay, der Neffe des Marquis von Orgebac, liebt eine junge Arbeiterin, Clara Vignot. Er verläßt ſie, wie der Weltlauf iſt, und ſie ſchafft mühſam und kummervoll den Unterhalt für ſich und ihren kleinen Knaben herbei. Ein junger Mann, Boiſceny, nimmt ſich ihrer an. Derſelbe wird jedoch krank, er weiß mit Beſtimmtheit, daß er nur wenige Monate noch zu verleben hat. Clara verbringt dieſe Zeit mit aller Aufopferung an ſeinem Krankenbette und verlängert ſein Daſein durch ihre Sorgfalt. Er ſtirbt und hinterläßt ihr kraft letzten Willens ſein Vermögen und ſeinen Namen. Der Dichter führt uns nun ein Vierteljahrhundert weiter in eine Zeit, da Sternay's und Clara's Sohn, Jacques, zum hoffnungsvollen jungen Staatsdiener herangereift iſt und Ausſicht hat, ſich um die Hand einer Großnichte des Marquis d'Orgebac, alſo einer Verwandten ſeines ihm noch unbekannten Vaters, zu bewerben. Nachdem er ſie einmal angetroffen, will er nicht mehr losbeißen (il ne veut plus en démordre). Der alte Marquis macht ſeinem Neffen Vorwürfe über ſein Benehmen; er ſelbſt hat nie ein Mädchen verführt, er hatte lauter Table d'hote-Liebſchaften, d. h., „er reichte dem Nachbar zur Linken, was ihm der Nachbar zur Rechten präſentirte.“ Sternay hat ſich geweigert, den Sohn anzuerkennen und dabei den lügenhaften Vorwand gebraucht, ſie habe nach ihm einen Geliebten gehabt. Als ihm ſein Oheim Vorwürfe wegen dieſer falſchen Ausſage macht, erwiedert der Gute: „Man konnte doch Hundert gegen Eins darauf wetten!“ Jacques hat mit ſeinem Vater eine heftige Scene, er verlangt in Gegenwart der Mutter, als Jacques Sternay anerkannt zu werden. Nachdem aber Clara über ihr Verhältniß mit Boiſceny Bericht erſtattet, läßt er davon ab und macht ſeiner Mutter empörende Vorwürfe über die Annahme des Teſtaments. Hier miſcht ſich der Notar Freſſard in die Handlung, ein Beſchützer des jungen Mannes. Dieſer Notar iſt der bravſte Mann im Stück, wozu nicht viel gehört; viele Kinder haben, ſie gut erziehen und ſeine Mahlzeit wohl verdauen, macht ſeine Lebensphiloſophie aus; er ſagt ſehr geiſtreich: „Der Appetit iſt das Gewiſſen des Körpers.“ Er ruft dem Sohne zu: „Umarme deine Mutter, Einfaltspinſel!“ und bringt die Verſöhnung zu Stande. Jacques wird Secretär eines Miniſters und nun will Sternay ihn zum Kinde haben, um ihn bei einer Candidatur zu benutzen; er will ſich, wie er ſagt, für den Reſt ſeiner Tage den Luxus eines Sohnes geſtatten, namentlich da ein ſolcher nicht mehr zu liefern iſt, ſondern fertig vorliegt. Nun aber verweigert ihm Jacques ſeine Bitte und geſteht ihm kaum noch mürriſch den Titel eines Onkels zu, den er nur der jungen Braut verdankt. Dies ſind die Hauptmotive der neueſten Pariſer Moralpoeſie.

— Pompeo Marcheſi, der berühmte Bildhauer, der im Anfang dieſes Monats in Mailand ſtarb, würde, auch wenn er nur die Goethe-Statue in der hieſigen Bibliothek geſchaffen

Digitized by Google

hätte, in Deutschland ein hochgeehrter Name sein. Vor Jahren hat Dingelstedt in einem reizenden Gedicht die Art, wie dieses Standbild in geschlossener Halle angebracht ist, als die einzige des Dichters würdige gepriesen. Der hochherzige Mylius in Mailand bestimmte zuerst im Jahr 1834 die Summe von 2000 Gulden zur Errichtung eines Goethe-Denkmals, und besprach diese Angelegenheit mit Dr. E. Rüppell, der damals auf seiner Rückreise aus dem Orient in Mailand verweilte. Nach Frankfurt heimgekehrt, suchte Rüppell für die Sache zu wirken, doch ohne besonderen Erfolg. Als zehn reiche Mitbürger sich erboten, die Kosten des Reisewerks, das Rüppell zu veröffentlichen gedachte, mit einer Summe von 300 Louisd'or zu decken, weigerte er die Annahme, sprach aber vergeblich den Wunsch aus, man möge das Geld zur Verwirklichung des Mylius'schen Planes verwenden. Dagegen ersuchte der treffliche Marquard Seufferheld die beiden Genannten, ihn mit einem Drittel des Kostenbeitrags zu betheiligen, und so wurde im Spätjahr 1834 nach Rüppells Angaben bei Marchesi die sitzende Colossalstatue bestellt, die fünf Jahre später in der Stadtbibliothek ihren Platz fand. Ihr ganzer Ausdruck imponirt und erfreut durch Einfachheit und Größe, wenn auch manche Beurtheiler das Gesicht zu alt finden. Marchesi hat den Ruhm der Schule Canova's, dessen Weichlichkeit er übrigens früh abstreifte, länger als andere Genossen aufrecht erhalten. Eines seiner bedeutendsten Werke ist eine Pietà, d. h. Maria mit dem Leichnam Christi im Schoos, zu San Carlo in Mailand. Mit seinen Porträtstatuen sind viele Städte Oberitaliens geschmückt; so weist Como den Physiker Volta von seiner Hand auf; auch sein Standbild des Componisten Bellini, sein Denkmal der Sängerin Malibran sind berühmt. Sein colossalstes Werk, die Kaiser-Franz-Statue in Graz, ist 40 Fuß hoch. — Pompeo Marchesi war im Jahr 1790 geboren, erreichte demnach ein Alter von 68 Jahren.

— **Eine Brautfahrt.** Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. — Dieser Roman hat großes Aufsehn gemacht, weil er die Person Luthers einführt, dieselbe jedoch auf eine fanatische und wahrheitswidrige Weise verzerrt. Der ‚ultramontane' Autor hat seine Studien über die mächtige Gestalt des Reformators hauptsächlich auf dessen „Tischreden" begründet und ist selbst hierbei nicht mit Unbefangenheit, sondern mit gehässigen Nebenabsichten zu Werke gegangen. Luther kommt mit Melanchton nach Arnstein, um seine Katharina als Braut abzuholen; er mißhandelt den sanften Genossen, indem er jedes seiner Worte fluchend und schimpfend überschreit. Er empfiehlt den Bauern das Lesen der Bibel mit den Worten: „Wer da lehret, nicht jeder Christenmensch könne die Bibel deuten, der gehört zur Heerde der Pabstesel, welchen der römische Antichrist auftischt was er will, Disteln, Dornen, Dreck, nur keine Wahrheit." Ueber die Ehe lehrt der Luther des Herrn von Bolanden Folgendes: „Die Ehe ist ein äußerlich leiblich Ding, wie jede andere Hantirung. So ein Mann sein Weib verläßt, hat er Gewalt eine andere zu nehmen; Abraham hatte mehrere Weiber, David hatte ein Dutzend und war ein frommer Christ, Salomo hatte Hundert, willst du frömmer und weiser sein als diese?" Noch crasser erklärt er sich gegen die guten Werke: „Sogar verpflichtet ist der Christ, das Gute zu unterlassen; auf's Rathhaus mit den Zehn Geboten! an den Galgen mit dem Moses!" Betrachtungen hierüber anzustellen, ist überflüssig; unbillig wäre es jedoch, für solche Rohheit und Excentricität eine ganze Richtung verantwortlich zu machen. Wenige Blätter haben sich so würdig und entschieden gegen die „Brautfahrt" erklärt, wie die treffliche, in Wien erscheinende „Katholische Literaturzeitung."

— Das neueste Werk der fleißigen Ida von Düringsfeld „Ans Dalmatien" (Prag 1857, drei Bände) giebt in der bekannten Weise der Verfasserin recht anmuthige Einblicke in ein Leben, welches dem großen Publikum fremder ist, als dasjenige manches viel weiter entfernten Landes. Als das Bedeutsamste des Buches für den ernsteren Forscher und Ethnographen erscheinen jedoch die bescheidenen „Bemerkungen", welche Otto Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld den einzelnen Kapiteln seiner Gattin beifügte. Ganz anspruchlos stellen sie bei jeder dort berührten Land- und Ortschaft das reichste Material statistischer, historischer,

Digitized by Google

geographiſcher, biographiſcher und ſonſtiger Notizen zuſammen, welche offenbar ſtets an Ort und Stelle geſammelt ſind und überdies noch durch Anführung der literariſchen Quellen — worunter auch viele Skizzen aus Familienarchiven — belegt werden. Selbſt dem Kenner der dalmatiſchen Landſchaft und Literatur iſt hier eine Fundgrube von Quellen eröffnet, welche durchſchnittlich noch geordnet, verglichen und kritiſch feſtgeſtellt werden müſſen. Namentlich über die Zuſammenhänge des Küſtenlandes mit den italieniſchen Republiken und über die Stellung der einzelnen dalmatiniſchen, heut beinahe verſchollenen Städte in der italieniſchen Geſchichte jener Zeit findet man ſchon in den Bemerkungen des Herrn v. Reinsberg überraſchende Aufſchlüſſe. Der Gewinn muß nothwendig außerordentlich wachſen, wenn man den von ihm nachgewieſenen Quellen ſelbſt nachgeht. Es bedürfte auch nur einer kleinen Ueberarbeitung, um dieſe beſcheiden am Ende der Bände „Aus Dalmatien" zuſammengedrängten „Anmerkungen" als Handbuch für die Quellenverwendung zur dalmatiniſchen Lokalgeſchichte, dem Gelehrten von Fach zugänglich zu machen, welcher ſie vielleicht nicht in dem Buche Ida's von Düringsfeld vermuthet und aufſucht. A. Bs.

— **Georg Friedrich Creuzer** verſchied vor wenigen Tagen, nahe dem Abſchluß ſeines 87. Jahres. Sein Name iſt charakteriſtiſch für eine Epoche, die ſchon der Literaturgeſchichte angehört. Die Höhe ſeines Wirkens bezeichnet genau den Punkt, in welchem ſich die wiſſenſchaftliche Bewegung der Zeit mit ihren ſittlichen und religiöſen Gegenſätzen am lebhafteſten berührte. Daher knüpfen ſich an ſeine Thätigkeit, literariſch wenigſtens, in der Epoche von 1810 bis 30 die heftigſten Kämpfe an. Aeußerlich dagegen war ſein Leben kaum von Wechſeln berührt. Seit 54 Jahren gehörte er ununterbrochen der Stadt und Univerſität Heidelberg an; nur vorübergehend war er (1809) in Leyden, wo er eine Profeſſur übernehmen ſollte. In den letzten zehn Jahren las er nicht mehr. Die wichtigſten Ereigniſſe ſeiner vieljährigen Laufbahn berichtet er ſelbſt im zehnten Band ſeiner „deutſchen Schriften", der den beſonderen Titel hat: „Aus dem Leben eines alten Profeſſors." Ueber einige Verhältniſſe von allgemeinem Intereſſe, z. B. über ſeine Beziehungen zu Caroline von Günderrode, ſucht man in dieſem Buch vergebens Auskunft.

— **Flotow's Martha.** Die zuverläſſigſten franzöſiſchen Blätter beſtätigen es, daß dieſes deutſche Werk in der italieniſchen Oper die günſtigſte Aufnahme gefunden hat. Scudo bemerkt darüber in der Revue des Deux Mondes: Herr von Flotow, „der ſeine Schule in Paris gemacht", habe bereits das nämliche Sujet vor zwölf Jahren in einem Ballet: Lady Henriette behandelt, welches damals in der großen Oper gegeben wurde. Den erſten Akt findet Scudo ſchwach, die Ouverture charakterlos, den zweiten und dritten Akt jedoch weit vorzüglicher, namentlich hebt er die ſchönen Quartette, die Trinklieder und das eine Duett (Baryton und Mezzoſopran) hervor. Er bemerkt ſchließlich: „Das Werk hört ſich ſehr angenehm und gewährt uns Erholung von den Gemeinplätzen der Pariſer Muſik. Die erfreuliche Compoſition des Herrn von Flotow, der nicht daran denkt die Welt umzugeſtalten, iſt mir lieber als die zwanzig mehr oder weniger komiſchen Opern, die man uns ſeit Jahren vorführt." — Gleichzeitig wird uns berichtet, daß in Weimar die neue Oper „Konrad von Weinsberg" von Kapellmeiſter Guſtav Schmidt, großen Erfolg gehabt hat; der Componiſt wird noch einige Tage, bis zur zweiten Aufführung, dort verweilen.

— **Die hieſige Bühnenverwaltung** hat die Einrichtung getroffen, daß ſie am Schluſſe jeder Monatshälfte am Fuß des Theaterzettels eine Ueberſicht des abgelaufenen Repertoires veröffentlicht. Das Ergebniß für die zwei erſten Wochen im Februar iſt, in Anbetracht daß dieſelben zur beſten Theaterzeit gehören, als mittelgut zu bezeichnen. Eine außergewöhnliche Leiſtung iſt nur der neu aufgeführte Traubadour von Verdi. Das ein- und mehraktige Luſtſpiel iſt ſtark bevorzugt, was an ſich nicht zu tadeln iſt, das höhere Schauſpiel dagegen ſehr vernachläſſigt; den einzigen Namen Raupach (mit den „Royaliſten") kann man nicht als

Digitized by Google

genügende Vertretung annehmen. In beiden Fächern nimmt die Direktion wohl zu viel Rücksicht auf die Vorführung von Gastrollen, der eines der ersten Mitglieder sich hingibt. Durch diesen Umstand werden gebildete Kunstfreunde allmählich dem Theaterbesuch wieder abhold. Man bewundert die ersten Male einen Erzähler, der zehn bis zwölf Anekdoten mit Meisterschaft vorbringt; aber wenn er seine Kunst hierauf beschränkt, wird er auf die Dauer nicht als ein vorzüglicher Gesellschafter gelten.

— Die köstliche **Geschichte vom braven Kasperl** und dem schönen Annerl (von Clemens Brentano) ist von A. Weill, dem Verfasser der Elsässer Dorfgeschichten, meisterhaft in's Französische übertragen worden. Man liest diese Uebersetzung in der Revue Française, einer Zeitschrift, die wegen ihrer Frische und Vielseitigkeit, wie auch wegen ihrer einsichtsvollen Behandlung deutscher Leistungen in Poesie und Wissenschaft eine große Verbreitung diesseit des Rheins verdiente. An der Revue Française arbeiten nicht verbrauchte Akademiker, sondern jugendliche Kräfte, die sich in ihrer Gesammtheit durch Freimuth und ideales Streben auszeichnen. — Die verdienstvolle letzte Arbeit des frühverstorbenen Eduard Boas, „Schillers Jugendjahre", herausgegeben von Wendelin von Maltzahn, ist in englischer Uebersetzung bei Thimm in London erschienen.

— Die Schrift „Offenbachs Wohlthätigkeitsanstalten" von Emil Pirazzi ist eine gründlich gearbeitete Monographie, die auf das Geschichtliche und Sociale einsichtsvolle Rücksicht nimmt und mancher Uebersicht ähnlichen Inhalts zum Muster dienen kann. Die in demselben geschilderte philanthropische Thätigkeit unserer Nachbarstadt ist sehr bedeutend; im letzten der verzeichneten Jahre hat sie die Summe von 47,649 fl. für Wohlthätigkeitszwecke verausgabt. Davon gingen nach dem Ausland: 341 fl. an die Gustav-Adolph-Stiftung, 160 fl. an die Blindenanstalt in Friedberg, 2200 fl. nach Mainz, 737 fl. nach Schleswig-Holstein und 84 fl. an die Schillerstiftung.

— **Neuestes Urtheil über Moses Mendelsohn.** Wolfgang Menzel sagt in einer Beurtheilung von Gildemeisters Leben Hamann's (des Magus im Norden) Folgendes über Moses Mendelsohn: „Dieser durch und durch verschlagene und von Eitelkeit strotzende Jude wußte immer die Maske der Bescheidenheit, der ruhigen Betrachtung vorzunehmen und kleidete seinen giftigen und schmutzigen Shylockhaß gegen das Christenthum in das Gewand der „reinlichen Forschung"" über ein scheinbar blos jüdisches Thema!"

— **Das gefangene Bild** ist der Titel eines neuen Schauspiels von S. H. Mosenthal, einer „dramatischen Phantasie" in drei Aufzügen, die soeben im Cotta'schem Verlag erschien. Das Bild, um welches die Handlung sich dreht, ist die Madonna von Holbein in der Dresdener Gallerie; der Dichter sendet daher eine Widmung in glatten Versen an den König von Sachsen voraus, den er den „Freund des Wahren" nennt, in Anspielung auf das Pseudonym Philalethes, unter welchem König Johann seine Uebersetzung des Dante herausgegeben hat

— Ueber **Johann Gottlob Regis**, den trefflichen Uebersetzer des Rabelais, des verliebten Roland und der Gedichte von Michel Angelo, finden wir in den Blättern für literarische Unterhaltung einen ausführlichen Artikel, der nicht blos literarisch belehrend ist, sondern ein feines psychologisches Charakterbild gibt. Der Verfasser, Herr Karl Eitner, auch durch ein tüchtiges literaturgeschichtliches Tabellenwerk bekannt, lebt in Frankfurt als Lehrer und Erzieher.

Notiz. Von den neuerdings eingegangenen Beiträgen werden wir folgende der Reihe nach veröffentlichen: Das Königthum in Deutschland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, von Professor Franz Löher in München. — Aphorismen über die menschlichen Sinne, von Professor Julius Schaller in Halle. — Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung, von Hofrath A. Schöll in Weimar. — Ein Abenteuer aus der unterirdischen Alpenwelt, von E. F. G.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 9. **Frankfurt a/M.,** den 27. Februar 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Gisela von Arnim als dramatische Dichterin.** Von A. S. — **Abwärts und Aufwärts,** culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Theater:** Shakspeare's Othello.— Die Zouaven in Frankfurt. — **Der Tonkünstler J. Joachim.** — **Unterhaltungen:** Homöopathie. — Neupreußisches Stats- und Gesellschaftslexicon. — Th. Mundt über die Helena-Medaille. — Preßproceß. — Die Zeitung „Deutschland.“

Gisela von Arnim als dramatische Dichterin.

Gisela von Arnim: Dramatische Werke. Bonn, E. Weber. 1857. Erster Band: Ingeborg von Dänemark. Drama in 3 Acten. (272 S.) Das Herz der Lais. Drama in 1 Act (33 S.). Zweiter Band: Trost in Thränen. Drama in 5 Acten. (262 S.) 8°.

Unsern Lesern von dieser poetischen Erscheinung zu sprechen, veranlaßt uns die Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe in der großen ästhetisch-kritischen Presse, deren sich Deutschland gegenwärtig zu rühmen hat, theils keine, theils eine kurz abweisende Aufmerksamkeit zu erwarten habe. Die Verfasserin besitzt nicht die Eigenschaften, wodurch man in diesen vorwaltenden Organen Oberwasser gewinnt. Sie ist nicht vorangekündigt in der üblichen Weise, wie andere Damen, die, den Weinreisenden der Literatur für's eigene Haus nachahmend, sich mit Empfehlungsbriefen und Musterkarten von Stadt zu Stadt, Salon zu Salon sehen, hören und nennen lassen, ehe sie gedruckt auftreten. Sie hat auch keinen Verleger gewählt, der als mehrseitiger Besitzer kritischer Organe die Lesewelt vor dem Uebersehen der wichtigsten Erscheinungen der Neuzeit zu sichern vermag. Sie ist nicht Rezensentin in Assecuranz mit

Digitized by Google

andern thätigen Schriftſtellern und Rezenſenten. Sie hat ſich keinen enthuſiaſtiſchen Feuilletoniſten verbindlich gemacht, keinen dankfeurigen Rekruten einem Redacteur zur Einreihung unter ſeine regulären Truppen aufgeſchmeichelt, keine Planeten-Chiffern und Anwohner verſchiedener deutſchen Flüſſe ſich affiliirt, auch keine beſcheiden anonymen Selbſtanzeigen mit beigelegten Inſeratkoſten verſendet — wie ſollte ſie nun etwas ſchreiben können, das wirklich auf der Höhe der Zeit wäre? Im Gegentheil, da ſie von Vater und Mutter her zur romantiſchen Schule gehört, dürfen die Stimmfähigen mit Rückſicht auf das viele täglich erſcheinende Vortreffliche, das ihre Zeit in Anſpruch nimmt, ſich den Inhalt dieſer zwei Bändchen auch ungeleſen abzuſchätzen getrauen.

Dies alles von vorneherein zugegeben, geſtehen wir Dir, lieber Leſer, noch mehr, und dies nach Durchleſung beider Bändchen. Außer den berührten reellen Erforderniſſen, wodurch gedruckte Schriften erſt vom Stapel laufen, ſcheint uns den vorſtehenden Dichtungen an ſich diejenige plaſtiſche Objektivität wirklich zu fehlen, ohne welche ſich Spiele der Einbildungskraft einem weitern Kreiſe niemals aufdringen. Eine Denkart kann natürlich gewachſen und gebildet, eine Geſinnung edel, eine Phantaſie blühend ſein, und ihre Ergebniſſe kommen doch nicht zur Wirkung nach außen, ſie habe ſich denn zu ſolchen Vorſtellungen ausgeprägt, welche die Vorſtellungsweiſen der Zeitcultur anziehen, binden, bewegen können, und habe ihrem Ausdruck, ihrer Sprache ein gemeſſenes und energiſches Verhältniß zu der Sprache und dem Ausdruck angebildet, die ſchon beſtimmte Werthe für Gefühl und Erhebung der Mitlebenden haben. Es geht da Büchern wie Menſchen. Sehen wir doch oft bedeutende Menſchen zu keiner gedeihlichen Entfaltung ihrer Gaben und Beſtrebungen kommen, während unbedeutende einen erheblichen Spielraum erobern, weil die Letzteren ihre Zwecke dem Stand und Brauch der Geſellſchaft anzuknüpfen aufmerkſam und emſig, ja durch Oberflächlichkeit ſelbſt einem breiteren Kreiſe ſinnverwandt und zu dienen geſchickt ſind, wogegen jene über dem Vertiefen in inneres Arbeiten und eigene Bildungswege ſich Handhaben an der Geſellſchaft zu gewinnen verſäumt haben, und indem ſie für ihre Verſuche die rechte Einführung, für ihre Sprache das offene Verſtändniß nicht finden, zum Zurückſtehen und Vereinſamen verurtheilt ſcheinen. Vielleicht wird auch die vorſtehende Herausgabe dies Loos haben, weit überholt zu werden von Schauſpielen und Erzählungen, welchen weit weniger angeborene Poeſie zu Grunde liegt. Einen poetiſchen Entwurf im Ganzen und ſchöne Bewegungen der Phantaſie finden wir in den drei dramatiſchen Gedichten, welche die beiden Bändchen enthalten, aber nicht ſo in Prozeß gebracht, daß ſie dem Leſer mit ſicherer Macht ihren Gehalt entwickelten, nicht in ſolchen Maßen gehalten, daß ſie aus der perſönlichen Tiefe in den klaren Schein einer allgemeingültigen Wirklichkeit hinüberträten.

Digitized by Google

Im „Herz der Lais“ ist eine Lieblingsclavin des Nero, schon als Kind von ihm entführt, und im Taumel seiner üppigen Spiele erwachsen, physisch krank unter scheinbar heiterer Blüthe, und unter dem gutmüthigen Leichtsinn, mit dem sie oberflächlich in die sittliche Verderbniß einging, im Innersten der Seele noch eine Knospe von reiner Güte. Dieser ernstrührende Widerspruch ist psychologisch ganz möglich, und die Art, wie er in allmähliger Schilderung entwickelt wird, macht die innere Wahrheit der dichterischen Erfindung fühlbar. Die naive Begeisterung für das Ideale und Begabung für die Kunst, welche Lais als mimische Tänzerin der griechischen Götterdichtungen geübt hat, erhielt mitten in der Verderbniß einen Aether in ihrer Seele, wohin das Gift nicht reichte. Nun ist ihr das Tanzen untersagt, ihres physischen Herzleidens wegen. Ein Sklave, den der Tyrann für eine Ungeschicklichkeit zum Tode verurtheilt hat, fleht um ihre Fürbitte. Der Wechsel ihrer kindlichen Stimmungen bewegt sie dazu, und sie kommt mit steigender Innerlichkeit dem blasirten Tyrannen gegenüber zu dem Mittel, ihn durch die Darstellung der Fabel von Amor und Psyche zu rühren, die sie als begeisterte Tänzerin mit Selbstaufopferung ausführt. Der Zweck für den Sklaven wird erreicht, indem Nero ästhetisch ergötzt und als übrigens herzloser Kenner der Kunst zur Bewunderung hingerissen wird. Die Erklärung der Stadien der Darstellung in menschlichem Mitgefühl spricht sich durch einen andern Zeugen, den Hausmeister des Kaisers aus, der, ein gutartiger Mensch, ganz kürzlich erst vom Lande herein in den Palast versetzt, hierzu die Offenheit und Wärme hat. Durch eben diese Stadien aber schreitet in der immer tiefer bewegten Lais die Entwicklung ihres Bewußtseins fort; ihre unschuldige Jugend, die reinen Triebe ihrer Sehnsucht nach dem wahrhaft Erhabenen, ihres Glaubens an das Ewigliebende, treten herauf in die Zustandswandlungen der Psyche, die sie darstellt, ringen mit den nun erst bestimmt gefühlten Qualen der Erniedrigung und Mißhandlung, den Schrecknissen der Verstoßung und Verödung, in welchen sie selbst sich findet. Je mehr sie in diesen Aufregungen ihre Kräfte verzehrt, um so mächtiger hebt sich ihr Glaube, ihr Hinstreben zu Eros, der sich ihr in dem Augenblick, wo sie todt hinsinkt, zum wahren Gott der Liebe verklärt, der sie aufnimmt.

Dies ist geistreich, ja sittlich schön gedacht, aber dramatisch nicht darstellbar. Einer kunstvollen Erzählung möchte es vielleicht glücken, dem Leser, was Lais darstellt und was in ihr vorgeht, zugleich anschaulich zu machen. Aber Nero's und des Hausmeisters Bemerkungen und die Zwischenäußerungen der Lais, mit den Einschaltungen der Verfasserin über die Gesten derselben und was sich darin Gegenständliches ausdrücken soll, gehen nicht zusammen zum gegenwärtigen Bilde. Der Leser ist nicht im Stande, sich sofort und in so rascher Folge das Gebärdenspiel einzubilden, das alle die Scenen, wie sie Psyche durchmacht, wirklich vor die Sinne brächte, und mit diesem pan-

Digitized by Google

tomimiſchen Monodram das Inſichgehen und ſich Verklären der Lais vereint zu ſchauen. Keine Tänzerin, und auch die Riſtori nicht, der die Verfaſſerin es zutraut, wird im Stande ſein, dieſe Pſychefabel ſo zu tanzen und mit den Parthieen des Tanzes dieſe Metempſychoſe der Lais in faßlicher Beſtimmtheit und Steigerung zu entfalten. Erzählend beſchreiben könnte ein Dichter voll Phantaſie und Ebenmaß dieſen doppelt affektvollen Vorgang; und ſo würde er ſeines Amtes warten; denn er iſt Dichter durch die Sprache und in ihrer Ausführung ſoll er uns das Schöne geben, nicht in Anweiſungen auf ein ungemeines Ballet. So ſchön daher die Idee iſt und von wahrem Gehalt, wird ſie als eine unnatürliche Zumuthung abgewieſen werden von demſelben Publikum, das von der miſerabeln Unwahrheit einer Brachvogelſchen Pompadour ſich rühren läßt.

„Ingeborg von Dänemark", eine Art weiblicher „ſtandhafter Prinz", hält ihre ſittliche Würde und ihr Recht auf die Hand des Königs von Frankreich unbeugſam gegen die rohe Verſtoßung, grauſame Anklage, lange Haft aufrecht. Auch ſtehen ihr in einer Welt der Tücke und Schwäche verwandte Seelen von ähnlicher Pflichttreue und aufopfernder Begeiſterung mit rührender Anhänglichkeit und heroiſcher Vertheidigung zur Seite. Innerhalb dieſem ascetiſchen Element der Entwicklung hat die Verfaſſerin Verſchiedene der edel und treuherzig Mitduldenden und Handelnden als eigenthümlich geartete Naturen mit Witz, Phantaſiegaben, Humor ausgeſtattet in dem richtigen Sinn, daß dieſe Eigenſchaften zur Familie wahrhafter Güte mehr gehören als ein hohläugig himmelnder Pietismus. Es ſind in dieſem Gemälde großartige und anmuthige Motive, aber ſie müßten concentrirter ſein, um dramatiſch zu wirken.

Dies gilt auch von „Troſt in Thränen." Eine mannichfaltige Verwicklung von Verhältniſſen der Freundſchaft und Liebe, des Kunſtberufes, der Politik und der Selbſtveredlung durchzieht hier die Idee, daß die ſchöpferiſche und heiligende Begeiſterung für das Schöne, das Gerechte, das Göttliche von der feurigſten Liebe perſönliche Entſagung und ſtrenge Selbſtentäußerung heiſcht. Hauptgeſtalten dieſer Dichtung ſind Victoria Colonna und Michel Angelo. Victoria iſt mit hoher Zartheit umgeben; die wahre Wurzel von Michel Angelo's göttlichem Genius und ſchonungsloſem Schickſal hat die Verfaſſerin treffend erkannt und empfunden. Dies und anderes, was einer bedeutenden Seele entquollen iſt, würde ſich Jedem darſtellen, wäre die Oekonomie der Mittel einfacher, die großen Farben plaſtiſcher, im Einzelnen weniger Schleppenzug und kleine Perlenſtickerei. Beſſer als alle Andeutungen werden die Dichtungen ſelbſt den Leſer feſſeln. A. S.

Digitized by Google

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeſchichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortſetzung.)

7. Ein Leichenzug.

Die theure Zeit war vorüber; man pries Gott, daß er wieder Gedeihen gegeben hatte zum Wachsthum der Früchte des Feldes; aber dem übermüthigen Adel hatte Mancher die Schlittenfahrt nicht vergeſſen, die damals mitten in der Theurung den allgemeinen Unwillen herausforderte. Jener Winter war vergangen, noch einer und der dritte war im Abziehen begriffen, und bis vor Kurzem hatte ſich wenig im Paradiesvogel verändert. Aber in kurzer Zeit kann viel geſchehen; der erſte ſchöne Frühlingstag, an welchem die Vögel im Garten ihre Kehlen ſtimmten zum erneuten Geſange, war für die Familie im Paradiesvogel ein düſterer Trauertag. Die weiten Vorhänge des Erkers und des großen Saales verhüllten unbeweglich die Fenſter; am frühen Morgen dieſes Tages ſah man die Todtenbahre hineintragen durch das hohe Portal; Dienſtboten kamen über den Markt mit weißen Kränzen und brachten ſie in das Erkerhaus, und mit lauter Stimme rief ein Mann in ſchwarzer Kleidung und ſchwarzem Mantel in allen Gaſſen der Stadt die Einladung aus: „es ſollen die Herren Mittags um 12 Uhr dem Junker Bürgermeiſter von Randenburg ſelig ins Haus ans Leichenbegängniß kommen.“ — Und wer nur gehen konnte von den männlichen Bewohnern der Stadt, fand ſich zur geſetzten Stunde in feierlicher Trauerkleidung auf dem Markte vor dem Hauſe zum Paradiesvogel ein.

Das Portal war weit geöffnet, in der geräumigen untern Halle ſtanden in langer Reihe längs den Wänden die Anverwandten des Verſtorbenen und ſeine nächſten Freunde, nach dem Grade der Verwandtſchaft und Bekanntſchaft geordnet. Es fanden ſich darunter die angeſehenſten Männer der kleinen Republik, alle in ſchwarzer Trauerkleidung, von der nur die hohen weißen Perücken, die reichgefalteten Halskrauſen und die ſilbernen Schuhſchnallen feierlich ſich abhoben; jedem wallte von den Schultern ein langer Mantel faſt bis zur Erde herab. Todtenſtille herrſchte; auf den Zügen las man tiefe Trauer oder Spuren eines plötzlichen Schreckens oder einer tiefgehenden angſtvollen Erſchütterung; faſt ſah es aus, als wären die ſo ernſt und ſtumm daſtehenden Geſtalten auch ſchon zu den Vätern verſammelt worden und erwarteten eben den Ausſpruch des letzten Gerichtes.

Draußen ging ein dumpfes Murmeln durch die allmählig ſich ſammelnde Menge; jetzt traten ſie feierlich Einer nach dem Andern herein, Rathsglieder und Handwerker und Bauern, Hohe und Geringe buntgemiſcht, aber alle mit dem Mantel, dem Zeichen der Trauer bekleidet; Jeder gab dem Erſten in

Digitized by Google

der Reihe die Hand und so fort jedem Folgenden, und so ging es mehr als eine halbe Stunde lang; immer drängten sich neue Schaaren heran, greise Häupter, die man selten mehr öffentlich sah, wankten herbei, und ärmlich gekleidete Tagelöhner, mit dem Mantel ihre abgetragene Kleidung deckend, kamen auch, dem Haupte der Stadt die letzte Ehre zu erweisen. Keine geringe Anstrengung war es für die im „Leide", d. h. unter den Verwandten und Freunden Stehenden, den vielhundertfachen Händedruck auszuhalten, zumal wenn Trauer und Betrübniß sonst schon schwer auf dem Gemüthe lastete, und wer sich etwa auf die Physiognomik verstand, der mußte unwillkürlich bei dem Vorüberwandeln des größten Theiles der Bürgerschaft, bei den Eigenthümlichkeiten in Blick und Haltung, wodurch die Hunderte sich von einander unterschieden, bei dem bald warmen, bald kalten, bald zudringlich kräftigen, bald steif mechanischen, bald vornehm abgemessenen, bald verlegen unbeholfenen Druck der Hände seine stillen Betrachtungen anstellen.

Jetzt nahm endlich der Zudrang der Menge ab; nur einzelne Verspätete machten noch den feierlichen Gang durch die Halle; jetzt erschienen die Träger des Sarges, machten ebenfalls die Runde und hoben dann den mit einigen militärischen Ehrenzeichen geschmückten Sarg auf die vor dem Hause stehende Bahre. Kaum hatten sie diese auf ihre Schulter genommen, so schritt der Obherr, d. h. Vorsteher der adeligen Gesellschaft, welcher der Verstorbene angehörte, der Herrenstube, auf den Vordersten in der Reihe der Leidtragenden zu und kündigte ihm durch eine Verbeugung an, daß es nun Zeit sei, dem Sarge zu folgen. Und als den Ersten des langen feierlichen Zuges, der nun von dem Paradiesvogel aus nach dem besondern Gottesacker der edeln Geschlechter sich bewegte, erblicken wir den jungen Diethelm, einen stattlichen, wohlgebildeten Jüngling, mit weißem Tuche das Gesicht verhüllend, schwankenden langsamen Schrittes dem Sarge folgend. Hinter ihm schreitet mit strenger Miene und festem, stolzem Tritt ein schlanker, junger Rathsherr, seit wenig Wochen der Gemahl der vielumfreiten Adelheid; hierauf folgen, mit vollendeter Würde und Anstand, kostbare Degen an der Seite, eine Anzahl Herren von Randenburg, von Waldkirch, von Ziegler, von Mandach u. a. Zu je zwei geordnet schließen sich nun Freunde und Nachbarn an; dann nach einem kleinen Zwischenraum kommen die sämmtlichen Glieder der Herrenstube, ihren Obherrn an der Spitze, meist angesehene und wohlhabende Leute. Der zweite Bürgermeister mit den Seckelherren und dem Statthalter eröffnet hierauf den Zug der Rathsherren; an diese schließt sich der Antistes mit den Triumvirn, den Oberhäuptern der Geistlichkeit, und hinter ihnen die übrigen Geistlichen, alle im weiten Talare und mit steif herausstehendem weitem Kragen. In langer Reihe folgen noch alle übrigen Bürger, und hinter ihnen in bunten Röcken und Kitteln, theilweise vom altmodischsten Schnitte, die Ansässen; den Zug beschließt der Bettelvogt in grauer Uniform mit dreiecki-

Digitized by Google

gem Hut, der den langen Zug gezählt hat, um nachher im Trauerhause die Zahl zu melden und ein Trinkgeld dafür in Empfang zu nehmen.

So bewegte sich der Zug, von vielen Zuschauern begleitet, über den Markt und durch die Hauptstraße der Stadt; durch die etwas gelüfteten Vorhänge schauten vom Erker aus die von Schmerz zerrissene Adelheid und die gefaßtere Frau Bürgermeister ihm nach. Unter feierlichen Posaunentönen, die vom Thurme herab die Melodie des Liedes: Alle Menschen müssen sterben — erschallen ließen, erreichte der Zug den von dem Kreuzgang eines ehemaligen Klosters umschlossenen „Todtengarten"; hier ward der Sarg unter dem Weinen vieler Armen in die Gruft versenkt, indeß in einer nahen Kapelle dem Verstorbenen die letzte kirchliche Ehre erwiesen und eine selige Auferständniß von Gott erfleht wurde. Hier war in den Reihen der Freunde des nun zur kühlen Gruft getragenen Bürgermeisters eine kleine, schmächtige Gestalt bemerkbar, die sich einem besonders heftigen Schmerze zu überlassen schien, unbekümmert um ihre Umgebung. Ein bleiches Aussehn steigerte den Ausdruck des Grams und der Bekümmerniß, der auf dem jugendlichen Gesichte lag. Aber man gewahrte feine, geistvolle Züge, wenn man das Gesicht näher betrachtete, und in den Augen leuchtete ein gedämpftes, aber doch kräftiges Feuer. Viele neugierige Blicke hefteten sich auf ihn; es war Tobias, der vor Kurzem die Hochschule verlassen, um nun in der Vaterstadt das Examen zu bestehen; er konnte seinem alten Wohlthäter, der ihm einen Theil der Universitätskosten bestritten, nicht mehr danken; die Nachricht seines Todes traf ihn auf der Heimreise, und eine seiner ersten und schwersten Pflichten in der Heimath war, die Leiche seines Gönners zum Grabe zu geleiten.

Nach beendigtem Gottesdienste kehrte der Zug der nächsten Verwandten und Freunde unter Posaunentönen wieder ins Trauerhaus zurück. Der junge Diethelm dankte mit stockender Stimme in den gebräuchlichen Formeln für die erwiesene Theilnahme und lud die Anwesenden ein, noch einige Stunden im Hause zu verweilen, die Mutter werde sie im Familiensaale empfangen. Auch Tobias war unter den Geladenen und folgte klopfenden Herzens den übrigen Gästen. Noch hatte er seit seiner Rückkehr wenig Gewisses über die Schicksale des wohlbekannten Hauses während der letzten zwei Jahre erfahren, wenig auch über Diethelm, weniger über Adelheid; wie brannte ihm nun das Herz, Antwort zu erhalten auf so viele Fragen, die ihn lebhaft begleitet hatten in die Fremde hinaus. Wohl hatte er sich noch vor seiner Abreise auf die Hochschule, die nur möglich geworden war durch des Junkers von Randenburg edle Freigebigkeit, jede Hoffnung aus dem Sinne geschlagen, daß das liebliche Ideal seiner Jugendträume je einmal als Gefährtin zu ihm herabsteigen würde auf seine Lebensstraße; aber dessen konnte er sich doch nicht erwehren, daß, wie aus alter Gewohnheit, das geliebte Bild ihm immer noch folgte, daß er immer noch träumte, mit Adelheid in einem gewissen innern

Digitized by Google

Bezuge zu ſtehn, und wahrlich, es war dies nicht zu ſeinem Schaden. Die bitterſten Entbehrungen wurden ihm leichter, die ermüdendſten Arbeiten gingen ihm raſcher von ſtatten, wenn in ganz geiſtiger Geſtalt die Dame ſeines Herzens vor ſeiner Seele erſchien, und mochte ihn auch ein geliebter Freund, dem er gerne offen von dieſen alten Jugendträumen ſprach, manchmal auslachen mit ſeiner platoniſchen Liebe, ſie war ſeinem reinen Sinn eine Quelle des Muthes und immer friſcher Begeiſterung. Jede Nachricht von Adelheid, die ihm die Mutter in ihren Briefen gab, war ihm angenehm; er begleitete ſie mit ſeinen Gedanken ins welſche Land, wo ſie in einem Töchter-Inſtitut ihre Hochſchule bezog, und beklagte, wie ihre geſunde Natur wahrſcheinlich auch ſich drücken und ſchmiegen müſſe unter die franzöſiſche Scheere. Aber er ließ nach ſeinem Ideal die geſunde Natur unverſehrt bleiben und über den läſtigen Zwang triumphiren, und ſo ſtand ihm nach und nach ein ſelbſtgeſchaffenes Bild vor Augen, das über der wirklichen Adelheid hoch in den Wolken ſchwebte.

Dieſe, ſo geſund ihre Natur war, wurde doch immer mehr von der eiteln Mama in die Eitelkeiten und Abgeſchmacktheiten der damaligen Mode hineingezogen, ſie konnte, wie die große Mehrzahl ihrer Standesſchweſtern, dem Reize zu gefallen und gelobt zu werden nicht widerſtehen, und belud ſich bald ohne Widerſtreben mit dem ganzen Ballaſte der ſonderbaren Schönheitsmittel, welche die Friſeure und die Schneider im Dienſte der damaligen ſteifen Etikette der Welt anprieſen und aufdrängten. Und wie ſie erſt aus Welſchland zurückkam, da war ſie, was die Toilette betraf, noch über die Mama hinausgekommen; einen Theil ihres reichen Gemüths und innern Lebens ſchien ſie dort gelaſſen und dafür ein gutes Theil oberflächlicher Sinn- und Weltluſt eingetauſcht zu haben. Und wenn ſie je einmal früher ein warmes Mitgefühl mit dem talentvollen Jugendfreund ihres Bruders empfunden hatte, ſo war dies doch unter andere Gedanken tief begraben worden; darum hatte ſie auch nichts dagegen einzuwenden, als ihr die berechnende Mama ſogleich bei ihrer Rückkehr einen wohausgedachten Heirathsplan vorlegte, welcher ihr einen Platz in der vornehmen Welt ſicherte. Schnell gab ſie ihr Jawort; auf den Zeitpunkt der Hochzeit war ihr Bruder von ſeinen Reiſen an fremde Hochſchulen und in einige große Städte zurückgekommen; glänzend ward die Vermählung gefeiert, und nun hieß ſie ſchon Frau Rathsherrin und war Gemahlin eines ſchönen, reichen, weltgewandten, aber nach ſeinem Innern ihr unbekannten Cavaliers. Als Tobias noch als Student die Nachricht von dieſer Vermählung erfuhr, ließ er ſich kein einziges graues Haar wachſen, lachte über ſeine ehemalige Dulcinea in Puder und Reifrock, hielt ſich aber um ſo feſter daran, ſeine künftige Frau werde doch einſt die lieblichſten Züge des bisher verehrten Ideales an ſich tragen.

Trotzdem bewegte es ihn nun eigenthümlich, daß er die einſt ſo liebliche

Digitized by

Adelheid als Frau zum erſten Male im Trauergewand erblicken ſollte; zugleich war er darauf geſpannt, wie Diethelm ihn, den alten Freund, empfangen werde, und wie ſich ſein Weſen in der langen Zeit, während welcher ſie ſich nie geſehn, geſtaltet habe. Tauſend liebe alte Erinnerungen tauchten auf in ſeiner Seele, als er die Treppe nach dem Saale hinaufſchritt; aber plötzlich wurden ſie verdrängt durch den Anblick, der ſich ihm darbot, als er in den von meiſt vornehmen Gäſten gefüllten Saal trat. Todtenkränze lagen auf einigen Spieltiſchen und dem alterthümlichen Käſtchen, das ſonſt die ſilbernen Pokale trug; lauter ſchwarze Frauengeſtalten mit verweinten Augen ſaßen auf den hochroth gepolſterten Sophas und Fauteuils mit weißen Rückenlehnen; die Blüthe der ehemals ſo ſchönen Frau von Randenburg ſchien faſt ganz dahingewelkt; Adelheid ſaß ſprachlos und untröſtlich in einer Fenſterniſche und ſchien vor Schmerz kaum recht zu bemerken, was um ſie her vorging, und ſo vielen der Geſichter, die ſonſt nur in die heitern Farben der Luſt und Freude gekleidet und an Glanz und Herrlichkeit ſich zu weiden gewohnt waren, wie fremd, wie faſt unheimlich und geſpenſtiſch ſtand ihnen nun die Farbe der Trauer! Tobias mußte unwillkürlich an jene kalte Januarsnacht zurückdenken, da er unter den erleuchteten Fenſtern ſtehend, ſich ſo gerne in dieſes Saales ſtrahlende Mitte verſetzt hätte.

Diethelm kam auf ihn zu, empfing ihn mit gewandtem weltmänniſchen Tone, erzählte kurz von ſeinen großen Reiſen und fragte dann etwas von oben herab nach des Tobias bisherigen Studien und ſeinen jetzigen Plänen und Ausſichten, ließ einige ſtolz mitleidige Worte fallen über die undankbare Aufgabe eines Pfarrherrn in der ſo aufgeklärten, philoſophiſch gebildeten Zeit, — kurz er zeigte vollſtändig, daß die oberflächliche vornehme Bildung an ihm einen gelehrigen Schüler gefunden habe. Tobias fühlte ſich unangenehm berührt und verletzt durch dieſe Art von Unterhaltung; er war ſich wohl bewußt, daß er in ſeinen Manieren es dieſen franzöſiſchen Herrchen nicht nachthun könne; aber einen innern Schatz glaubte er zu beſitzen, der alle ihre Phraſen und Complimente weit aufwiege. Drum mochte er aus einer Art von innerem Stolze dem veränderten Sohne ſeines geliebten Gönners nicht mehr viel erwiedern und beſchränkte ſich mehr aufs Hören und Beobachten. Da ergriff es ihn nun tief zu erfahren, auf welche Weiſe der ſo ſchnelle Tod ſeines alten Gönners veranlaßt worden. Am Tage nach Adelheids Hochzeit nämlich, das entnahm er aus den geführten Geſprächen, war er mit einigen Gäſten auf die Jagd geritten; bei einem ſchnellen Ritt durch einen mit gefrornem Schnee übereiſten Hohlweg glitt ſein Pferd aus, ſtürzte, und der Junker erlitt einen gefährlichen Beinbruch. Man brachte ihn nach Hauſe; zwei Aerzte erklärten den Bruch für leicht heilbar und merkten nicht, daß inwendig einige Splitter des Knochens Eiterung verurſachten; ſo wurde der kranke Fuß verkehrt behandelt. Brand trat dazu und nach mehrwöchentlichen

Digitized by Google

unſäglichen Schmerzen, während welcher Adelheid geduldig an ſeinem Lager aushielt, gab er in ſchweren Fieberträumen ſeinen Geiſt auf.

Natürlich drehte ſich nun das Geſpräch lange um die letzten Tage, Stunden und Augenblicke des Verſtorbenen. Die älteren Frauen ſuchten darzulegen, wie er vielleicht durch andere Behandlung noch hätte gerettet werden können; die anweſenden Amtsgenoſſen des Bürgermeiſters erklärten, ſeine Perſon ſei geradezu unerſetzlich, und fragten angelegentlich, ob er nicht in Bezug auf die Lenkung des Staatsweſens noch einige bedeutungsvolle Worte hinterlaſſen habe. Da kam man auf eine ernſte Unterredung zu ſprechen, welche er am Abend vor ſeinem Tode noch mit ſeinem Sohne geführt hatte. Sie enthielt ungefähr folgende Winke und Rathſchläge, die einen prophetiſchen Blick verrathen: „Es wird eine Zeit kommen, in welcher der Mann mehr gelten wird durch ſein Wiſſen und Können, als durch Stand, Geburt und Vermögen; drum höre nie auf, dir Kenntniſſe zu erwerben, und mache dich durch unermüdliche Thätigkeit auf jeden Fall unentbehrlich. — Wenn die Söhne derer großgezogen ſind, die wir jetzt noch kräftig regierten, ſo wird Mancher herabſteigen müſſen vom Regentenſtuhl, der gar feſt darin zu ſitzen glaubt; drum trachte nach Ueberlegenheit des Geiſtes und der Bildung über alle deine Mitbürger, ſo wirſt du den drohenden Stürmen trotzen können. — Wir haben allzuviel Aufwand getrieben in unſerer Stadt und allzuviel Geld auf äußerliche Dinge verwendet; wenn du klug ſein willſt, mein Sohn, ſo übe dich, ſo wenig als möglich Bedürfniſſe zu haben; du kannſt nicht wiſſen, ob nicht dieſe Kunſt dir einſt trefflich zu ſtatten kommt.“ — Diethelm, dem dieſe Worte galten, nahm ſie nicht ſonderlich zu Herzen, zumal da ſeine Mutter ſagte, man merke ihnen ſchon den Fiebertraum an, der nachher die Sinne ihres Gemahls umwölkte; in dieſe Anſicht ſtimmten auch die meiſten der anweſenden Junker ein, und einzelne ſpotteten über ſolche Unglücksprophezeiungen.

Am beſten aber verſtand und verarbeitete dieſe weiſen Rathſchläge der weiter als Alle blickende Geiſt des Tobias; ſie ſchienen ihm das ſchönſte Vermächtniß des erfahrenen Bürgermeiſters, und er bedauerte tief, daß ſein ehemaliger Freund ſo wenig auf ſie achte. Er erkannte auch daran, daß ihre beiderſeitigen Grundſätze weit auseinandergehn müßten, und fürchtete, das Leben könnte vielleicht dem ſorgloſen Junkersſohn ganz unerwartete Erfahrungen entgegenbringen, und es möchten leicht ſeine allzuſichern Berechnungen fehlſchlagen, zumal da er jetzt nicht mehr auf eines faſt allmächtigen Vaters Begünſtigung zählen könne. Es empörte ihn, daß einige der redſeligſten Frauen wie in einer gewöhnlichen Abendviſite alle heirathsfähigen adeligen Töchter der Stadt durchnahmen und eine nach der andern der Wittwe als zukünftige Gattin ihres Sohnes anprieſen, und es empörte ihn noch mehr, als einige der übermüthigſten anweſenden Herren anfingen ganz heiter, ja muthwillig

Digitized by Google

zu pokuliren, den reichen Erben des Hauſes hochleben ließen und ihn zuletzt auch in das Gelage hineinzogen.

So pflanzte der Leichtſinn wieder dicht neben dem tiefen Ernſte ſeine Fahne auf; ſolch' ein raſcher Wechſel der Stimmung kam des Tobias einfachem Gemüth ganz unbegreiflich vor. Aber er ſah es mit eigenen Augen und hatte ſich bald daran ſatt geſehn. Es fing an, ihm unheimlich zu werden in ſolcher Umgebung; er empfahl ſich, machte in der Abendſonne des Frühlings einen Spaziergang um die Wälle der Stadt und überdachte des ſeligen Bürgermeiſters letzte Worte. Dabei war ihm, als ſähe er die grasbewachſenen Wälle einſtürzen, die Gräben ſich füllen, die Mauern ſich öffnen, ein anderes Geſchlecht ohne Perücken und Degen einziehn in die Stadt — er wußte nicht, was das bedeuten ſollte; aber der durchlebte Tag erſchien ihm wieder als einer der bedeutungsvollſten ſeines Lebens.

Als er durch das Schwabenthor wieder einlenkte in die Stadt, hörte er einige Bürger, die auf einer Bank am Stadgraben Feierabend hielten, ſich eifrig mit einander unterhalten. „Es iſt doch Schade", ſagte einer, „um unſern wackern Junker Bürgermeiſter, den wir heut begraben haben, unter ihm war doch die Stadt gut verſorgt." — „Das iſt wahr", ſagte ein anderer, „aber mir ahnte ſchon lang, über ſein Haus müſſe ein Unglück hereinbrechen; ſeine Frau triebs aber auch gar zu hoch in ihrem ſträflichen Uebermuth!" — „Und das wird nicht das letzte Unglück ſein", ſagte ein dritter, „weiß ich doch gewiß, daß es mit dem hinterlaſſenen Vermögen nicht ganz ſauber ſteht; er hat Verluſt gehabt bei einem großen Fallimente; gebt Acht, die ſtolze Frau wird bald das Großthun verlernen." Tobias erſchrack, als er dieſe Worte hörte, und eilte vorüber; er hatte ſich den Reichthum des Junkernhauſes als unerſchöpflich gedacht; nun bedauerte er um ſo mehr, daß ſein Jugendfreund auf ſo gefährliche Grundſätze gerathen ſei, und konnte ihm bei ſich ſelbſt nur eine trübe Zukunft prophezeien. Er aber nahm ſich um ſo ernſtlicher vor, ſeines Geiſtes Schätze zu vermehren, damit, komme welche Zeit da wolle, ſeines Herzens höchſte Wünſche einmal verwirklicht würden. (Fortſ. folgt.)

Theater.

Othello, der Mohr von Venedig.

Othello iſt unter Shakſpeare's Trauerſpielen dasjenige, das ſich mit der geringſten Unterbrechung, ja faſt continuirlich auf der Bühne erhalten hat. Es war das letzte Stück, das zur Zeit der engliſchen Bürgerkriege vor Schließung der Theater noch aufgeführt wurde, und eines der erſten, das man nach dem Untergang des Puritanerregiments wieder hervorſuchte. Auch während der Vorherrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks hörten die Anhänger deſſelben nicht auf, ſich mit dem Othello zu beſchäftigen, und die Anſtrengungen eines Voltaire und Anderer, ihn durch beſſere Leiſtungen zu überbieten, bezeugen hinlänglich, daß man nicht von ihm loskommen konnte.

Das Motiv der Tragödie wie ihre Form wirkten zuſammen, ſie in den Vordergrund zu

Digitized by Google

ſtellen. Die Eiferſucht ſcheint ſich dem Dramatiker zunächſt als komiſcher Vorwurf zu empfehlen, und als ſolcher iſt ſie auch immer, zumal von den Franzoſen, am liebſten aufgefaßt worden. Ihre tragiſche Seite, das Schwelgen in der Bekümmerniß, die eifrige Ausarbeitung eines Wahnes, der uns zu Grunde richtet (nach Schleiermachers tiefſinnigem Wortſpiel) war erſt im Othello vom Beginn bis zum Ausgang ſyſtematiſch entwickelt worden, ſo daß in ihm „ein vollſtändiges Lehrbuch über dieſe traurige Raſerei“ gegeben war. Die Dichter der romaniſchen Völker, namentlich die ſpaniſchen, haben die Wirkungen der Eiferſucht in einigen ihrer kraftvollſten Stücke dargeſtellt; es iſt kaum nöthig, an den „Arzt ſeiner Ehre“, an das geiſtvolle „Keiner als der König“ zu erinnern. Sie alle jedoch haben das Gemeinſame, daß ſie das Gefühl der Kränkung und Beſchämung mehr mit dem Geiſt des Stolzes und der conventionellen Ehre, als mit der Liebe ſelbſt in Zuſammenhang bringen. Daher kann man auf die Meiſten von ihnen anwenden, was Leſſing von Voltaire's Zaire ſagt: ſie beſitzen einen Brand aus Shakſpeare's flammendem Scheiterhaufen, aber einen ſolchen, der mehr dampft als leuchtet und erwärmt.

Was die Form betrifft, ſo tritt die Einheit der Idee, die ſelbſt die weitſchichtigſten Trauerſpiele Shakſpeare's durchdringt, im Othello weit klarer hervor, ſie iſt weit weniger durch Vielheit der Orte, Zeiten und Handlungen umſchleiert als in ſeinen anderen Stücken. Franzöſiſche Kunſtrichter haben geurtheilt, und Samuel Johnſon ſpricht es ihnen nach, daß Othello blos geringer Aenderungen bedürfte, um ein vollkommenes Drama, d. h. ein ſolches zu werden, das der orthodoxen franzöſiſchen Tragödie nahe käme. Man laſſe die Handlung des erſten Aktes in den folgenden, die auf Cypern ſpielen, durch Erzählung nachholen und es wird leicht ſein, mit einiger Verſchiebung die berufenen drei Einheiten des Ariſtoteles herzuſtellen. Selbſt die Heranziehung der Staatsbegebenheiten, der Handlungen und Ereigniſſe, die Othello's Feldherrnberuf mit ſich bringt, iſt ſo meiſterhaft ungezwungen, daß man ſie durchaus nicht als Epiſoden empfindet; das Drama kann daher auch auf der Bühne noch heute mit weit geringerer Einbuße des Textes vorgeführt werden als etwa Lear oder Hamlet. Die Schönheiten des Stücks im Einzelnen, wie die Größe und der unerbittliche Zuſammenhang ſeines ganzen Herganges zeigen ſich dem unbefangenen Sinne ſo klar und eindringlich, daß man nicht begreifen kann, wie Gervinus, der gegen Redſeligkeit und Breite ſo eingenommen iſt, mehrere Druckbogen zu ihrer Analyſe verwenden mochte. Zwei anſcheinende Mängel haben gleichwohl die Ausleger beſchäftigt: vorerſt der Widerſpruch der Handlungsweiſe Jago's, indem der Zweck, den er durch ſeine Ränke verfolgt, mit dem ungemeinen Aufgebot von geiſtigen Mitteln im Mißverhältniß ſteht. Es liegt gerade in dieſem Gegenſatz die richtige Löſung dieſes erſtaunlichen Gebildes; die Freude am reinen Böſen, die aus cyniſcher Menſchenverachtung hervorgeht; die dämoniſche Schadenfreude, die jede Vernichtung der Tugend oder des Glaubens an ſie als einen gewonnenen Sieg betrachtet; und dazu noch die Fechterluſt, das künſtleriſche Behagen an der Ausübung einer faſt genialen Bosheit. Weniger tief im Charakter begründet, aber mehr in den Verlauf der Handlung verflochten iſt die zweite Frage, die den Kritikern zu ſchaffen machte: das unbegreifliche Stillſchweigen Emiliens bei den ſchrecklichen Scenen, die ihr indiscretes Verfahren mit dem Taſchentuch zuwege bringt. Dasſelbe erklärt ſich zum Theil aus ihrem Verhältniß zu Jago; ſeine Ueberlegenheit iſt ſo groß und wird bei ſeinem ſcharfen Weſen oft ſo fühlbar, daß ſie die Veranlaſſung, ſich ihm durch einen Dienſt wichtig zu machen, als einen Glücksfall betrachtet und nicht ohne die dringendſte Nöthigung rückgängig machen will.

Eben ſo kunſtreich wie die Begebenheiten flechten ſich auch die inneren Motive der Tragödie in Eines; entſcheidend iſt in dieſer Hinſicht die berühmte, das Verſchiedenſte zuſammenfaſſende Mahnung Jago's:

So manchem Heirathsantrag widerſtehn
Von gleicher Heimath, Wohlgeſtalt und Rang,

Digitized by Google

Wonach, wir ſehn's, Natur doch immer ſtrebt:
Hm, darin ſpürt man Willen, allzulüſtern,
Maßloſen Sinn, Gedanken unnatürlich.

Hier wird uns mit unnachahmlicher Wahrheit dargeſtellt, wie das Gemüth, das einmal unter der Herrſchaft eines Wahngebildes ſteht, mit unbewußtem Zwange jeden Eindruck auf dasſelbe bezieht. In freierer Stimmung würde Othello eine ſo ſchneidende, blutige Verhöhnung, wie ſie in dieſen Worten liegt, an ihrem Urheber gerächt haben; nun aber dient ſie nur dazu, die bereits übermächtige Pein ſeiner gekränkten Liebe noch zu ſchärfen. —

Die Aufführung des Othello auf unſerer Bühne fand, als ein bedeutender und lobenswerther Verſuch, die größte Theilnahme. Beſonders geſpannt war man auf F. Haaſe's Jago. Der Künſtler ließ weniger das oben angedeutete dämoniſch-unheimliche, als das kecke, humoriſtiſche Element dieſes Charakters vorwalten. Gegen dieſe Auffaſſung ließe ſich Manches einwenden; gibt man ſie aber einmal zu, ſo verdient die Sicherheit und Conſequenz, die überaus virtuoſe und durchdachte Ausführung das höchſte Lob, ja die Anerkennung einer entſchiedenen Meiſterſchaft, die ſich auch in Aeußerlichkeiten, in der einnehmenden, bewußten Haltung und Bewegung kundgab. Herr Köckert als Othello hatte ſehr ſchöne Momente und wußte den Kraftaufwand mit Verſtand zu mäßigen, wie denn Othello von Shakeſpeare's Zeitgenoſſen nicht als der wüthende, ſondern als der bekümmerte Mohr bezeichnet wird. Ein geſchloſſenes Charakterbild gab er nicht und einzelne Stellen konnten wohl ſinnvoller aufgefaßt werden. So hatte die erſte Begrüßung auf Cypern (das bekannte „Gält' es, jetzt zu ſterben") bei ihm den Ausdruck der reinſten Freude, während ſich in dieſen Worten eben der Hang zur Bekümmerniß, die lauernde Schwermuth, die Furcht vor dem Neide des Glücks im Sinne der Alten ausſprechen ſollte. Das naiv blühende Gemüth der Desdemona zur Erſcheinung zu bringen, mag Wenigen gegeben ſein; Fräulein Januaſcheck wußte jedoch auch hier durch ſeltenes Verſtändniß des Rührenden und Erſchütternden wahrhaft hinreißend zu wirken.

Bei der erſten Aufführung — der zweiten wohnten wir nicht bei — hatte man Urſache mit dem Publikum unzufrieden zu ſein; es bewies in ſeinen Beifallsbezeignungen bald Unſicherheit des Urtheils, bald auch unbillige Lauheit. Es erklärt ſich dieß zum Theil aus einem rein äußerlichen Umſtand: ſeit nämlich die Sperrſitze bei uns eingerichtet ſind, gibt das Parterre nicht mehr ſo eifrig und ſo compakt wie früher ſeine Anſicht kund. Dieß iſt ein fühlbarer Nachtheil, vor Allem in Sachen des höheren Schauſpiels, in welchen, bei der Blaſirtheit der Logen und der Beſtimmbarkeit der Gallerie, dem Parterre der maßgebende Ausſpruch entſchieden zuſteht.

— **Die Zouaven vom Theater aus Inkerman in Frankfurt.** Zouaven mit der Krimmedaille an der Bruſt, in voller Uniform, es fehlte nur noch die Katze auf dem Torniſter; ächte, unverfälſchte Zouaven brachten uns ein Stück ihrer Erinnerungen aus der Krim nach Frankfurt. Sie führten Alles ſelber auf, ſogar die Frauen- und Mädchenrollen, und zwei von den rauhen feſtungſtürmenden Kriegern ſind mit zarter weiblicher Stimme begabt. „Das Lager und die Mädchenerziehungsanſtalt" ſpielt in Sebaſtopol. Eine junge Schülerin, natürlich eine Ruſſin, wird ſogar im Traume von dem Schreckbild Menzikoff verfolgt, und wachend ſtößt ſie ihre Verwünſchungen gegen ihn aus. Warum? Ein Zouave kommt, ſie macht Bekanntſchaft mit ihm, das Paar küßt und herzt ſich, die muſterhafte Schülerin verkleidet ſich als Zouave und geht mit ihm durch, nachdem ſie ſich an einigen Gläſern Rhum geſtärkt. Die Lehrerin ſtürzt herein, ſucht ihre Schülerin, beſchwichtigt ihr Entſetzen, ſchlürft Muth aus der vollen Flaſche und folgte gerne dem Beiſpiele des Zöglings; -- aber es thut ihr Niemand den Gefallen, ſie zu entführen.

Monsieur Folichon, ein Vaudeville in einem Acte wie das vorhergehende. — Mr. Folichon

Digitized by Google

macht einer Griſette den Hof, Madame Folichon läßt ſich den Hof von einem andern Herrn machen, Briefe werden geſchrieben, Rendezvous gegeben, beide Paare überraſchen ſich, und ſöhnen ſich wieder aus.

In einem dritten Stückchen „die empfindliche Seite" wurde etwas Cancan aufgeführt und ſoviel unanſtändige Seiten dabei herausgekehrt, daß Zuſchauerinnen verlegen wurden. Zum Schluß des Vaudevilles werden die poſſenſpielenden Zouaven vom Feinde überfallen und ſtürmen, wie ſie ſind, mit Trommellärm und Trompetenſtößen Piff, Paff, Puff! auf den Feind los. Natürlich läuft der Ruſſe gleich davon und die Zouaven kehren unter Pulverdampf und mit Gloire reich beladen zurück. Dabei ſprang eine Zouavin über hohes Mauerwerk und über die Grenzen des Anſtandes ſo hoch hinweg, daß die Jupons emporflogen. Das Gewagte in Wort und Mimik erregt Lachen und erwirbt Beifall, alberne Wortſpiele wie ein „chat qui expire" (ſprich aus: Shakespeare) und Andeutungen und Witze, die aus guter Geſellſchaft verbannt ſind, fanden an jenem Abend ein nachſichtiges Publikum. Als die erſte dramatiſche Künſtlerin von Frankreich, die Rachel, mit claſſiſchem Repertoire hier auftrat, machte ſie kein volles Haus; auch die vorzügliche Vorſtellung des Othello mit Künſtlern wie Haſe, Köckert und Janauſchek beſetzt, übte nicht ſolche Anziehungskraft, als die luſtigen Stücklein der Zouaven, von denen übrigens einige rundweg ſpielten, und einer, Hr. Auguſte, ſogar ein Künſtler iſt. Beſonders haben wir die Volubilität ſeiner Zunge und die Flexion ſeiner Stimme in dem Charlatan de Paris bewundert. W. R.

Der Tonkünſtler J. Joachim.

Wir werden am Schluſſe des Winters einen Bericht über die diesjährigen Leiſtungen des hieſigen Vereins „Muſeum" geben, der ſeine Thätigkeit ſeit einigen Jahren auf die Vorführung von Concerten beſchränkt, in dieſer Begränzung aber mit dem ſchönſten Erfolge wirkt. Einſtweilen veranlaßt uns eine außergewöhnliche Erſcheinung, das neueſte der von ihm veranſtalteten Concerte zu beſprechen. Das Programm zu demſelben hatte ein ſehr zahlreiches Publikum herbeigezogen; es galt einen Künſtler allererſten Ranges zu bewundern, den berühmten Concertmeiſter Joachim aus Hannover. Es war das erſte Mal, daß er ſich in Frankfurt öffentlich hören ließ, und die Erwartung war daher aufs höchſte geſpannt. Er kam, geigte und ſiegte vollſtändig; wir wiſſen uns nicht zu erinnern, daß je ein Künſtler im Muſeum-Saale einen ſolchen Enthuſiasmus hervorgerufen, Kenner wie Laien gleichmäßig ſo hingeriſſen hätte. Es iſt nicht allein die, der größten Schwierigkeiten ſpottende Technik, es iſt auch nicht blos der ſich durch Kraft und Fülle auszeichnende Ton, die vollendete Bogenführung, und welche Attribute noch ſonſt zu einem ausgezeichneten Geigenvirtuoſen gehören, — die genannten Vorzüge findet man vielleicht noch bei andern bedeutenden Künſtlern in gleichem Grade — allein in einem Punkte ſteht Joachim einzig da, und das iſt die geniale Reproduction claſſiſcher Tonwerke, wie heute des Beethoven'ſchen Violinconcertes. Ein ſolches Spiel dringt tief in die Seele und läßt einen anhaltenden Eindruck zurück Wir bewundern bei dieſer geiſtigen Wiedergabe des Beethoven'ſchen Concerts in Joachim kaum minder den ſelbſtſtändigen Künſtler als den vollendeten Virtuoſen. Ein Gleiches gilt von dem Vortrage der Tartini'ſchen ſogenannten „Teufels-Sonate" Daß Herr Joachim im Vortrage Beethoven'ſcher Streichquartette gleichfalls das Höchſte leiſten werde, möchte wohl Niemand bezweifeln; wir finden es heute erklärlich, daß ſeiner Zeit das mit Recht berühmte Pariſer Beethoven-Quartett in Hannover nicht den Enthuſiasmus erregen konnte wie in andern Städten, da man dort gewohnt iſt, dieſe Quartette, und namentlich die ſpäteren, von Joachim ſpielen zu hören. — Die Bemühungen, den Meiſter für weitere Concerte zu gewinnen, ſcheinen leider keinen Erfolg gehabt zu haben; hoffentlich wird die allgemeine lebhafte Sympathie, welche der Künſtler ſich hier erworben, ihn bald wieder zu einem Beſuche veranlaſſen.

Digitized by Google

Soviel uns bekannt, ist Joachim ein geborner Ungar, und erhielt seine Ausbildung im Violinspiel bei dem durch seine Schüler weithin berühmt gewordenen Hofmusikus Böhm in Wien (auch Ernst ist dessen Schüler). Später ging Joachim nach Leipzig, wo er bei Hauptmann Composition studirte. Liszt berief ihn darauf nach Weimar, an welchem Ort Joachim längere Zeit als Concertmeister wirkte, bis der jetzige kunstsinnige König von Hannover ihn in gleicher Eigenschaft in seiner Residenz zu fesseln wußte. Mit Mendelsohn, und namentlich mit Schumann stand Joachim im innigsten Freundesverhältnisse, beide Meister haben den noch jugendlichen Künstler hoch geehrt und ausgezeichnet.

Was die übrigen Nummern des Programms betrifft, so wurden die Orchesterwerke, namentlich die liebliche Haydn'sche Sinfonie vortrefflich aufgeführt, auch gebührt dem Orchester für die vorzügliche Begleitung des Violinconcertes Anerkennung; der vocale Theil war vertreten durch Fräulein Hauer und Herrn Baumann, welche beide in tüchtiger Weise ihre Aufgabe lösten.

Unterhaltungen.

— Die Heil- und Lehr-Anstalt der **Homöopathie**, die Dr. Arthur Lutze in Cöthen seit Jahren leitet, ist jetzt die erste der Welt. Sie erhebt sich, von der theoretischen Frage abgesehen, zu einer wichtigen Culturerscheinung, die bezeugt, was ein umsichtiger Unternehmungsgeist, verbunden mit deutscher Ausdauer, auch auf diesem Gebiete leisten kann. Die Polyklinik in Cöthen wurde im Jahr 1857 von 11,832 Kranken besucht. Durch die Post sind 50,819 Briefe eingegangen, worin 100,371 Krankenberichte enthalten waren. In der Heil-Anstalt selbst haben 69 Patienten als Pensionaire gewohnt, größtentheils aus Deutschland, Dänemark und Rußland. 75 Aerzte haben sich homöopathische Apotheken und Instructionen zum Studium der Homöopathie eingeholt, und theilweise die Klinik persönlich besucht. 2,840 Stück homöopathische Haus- und Reise-Apotheken (mit der von Lutze selbst bereiteten 30sten Potenz) wurden bestellt und versandt; die Mehrzahl nach Preußen, Oestreich, Bayern, der Schweiz, Dänemark, Schweden, Rußland und Nord-Amerika. Gedruckt wurden im Laufe des Jahres, als Bedarf, in der Neubürger'schen Offizin in Dessau: 15,500 Exemplare „Hahnemann's Todtenfeier", 13,530 Exemplare „Lebensregeln", 6,000 Exemplare „Pockenschriften" (sämmtlich mit Stereotypen) und 15,000 Exemplare „Lehrbuch der Homöopathie" Heft I. bis III., verfaßt von Dr. Arthur Lutze. Sämmtliche Geschäfte sind mit Hülfe von 22 Beamten, einschließlich 4, auch 5 Assistenz-Aerzten beschafft worden. Der Neubau der Klinik ist, mit den neuesten Einrichtungen einer zweckmäßigen Heil-Anstalt versehen, vollendet; unter anderen ein Thurm mit einer Schwebemaschine zur Vermeidung des Treppensteigens für Lahme, Herz- und Lungenkranke, und die Wasserheizung, wodurch 64 Zimmer, 4 Säle, sämmtliche Corridors und Treppen Tag und Nacht gleichmäßig warm sind, und nach Umständen auch feuchte Wärme entwickelt werden kann. Im Garten der Anstalt befindet sich Hahnemann's Standbild; hoffentlich ein besseres als in Leipzig, wo der berühmte Mann, um mit Uhland zu reden, „in jene Stellung hingebückt erscheint, die hinter Zäunen heimisch ist und Hecken."

— **Staatslexica.** Neben dem „Staatswörterbuch" von Bluntschli und dem in dritter Auflage erscheinenden „Staatslexicon" von Rotteck und Welcker soll jetzt für die neupreußische Richtung eine ähnliche Rüstkammer und Arsenal gegründet werden in dem „Staats- und Gesellschaftslexicon," herausgegeben von Hermann Wagener, dem Abgeordneten für Neustettin. In dem „Vorwort als Programm" sucht derselbe seine Partei nach einigen besonders angefochtenen Seiten hin zu verwahren. Ueber ihr Verhältniß zur modernen Bildung und deren gefeierten Vertretern spricht er sich dahin aus, die Seinigen wollten nicht „in Bärenfellen

Digitized by Google

um den Stein-Altar tanzen," wollten auch weder Humboldt noch Kant, weder Schiller noch Goethe ihres literarischen Ruhmes berauben, und gingen nicht mit dem Gedanken um, „den Kalifen Omar zum Preußischen Oberbibliothekar zu ernennen." Außer der human poetischen Bildung ist es vorzugsweise die Industrie und der Aufschwung der materiellen Interessen, mit welchen die bekannte Richtung en délicatesse steht; der Herausgeber wahrt sich daher auch nach dieser Seite hin mit großer Wortfertigkeit. Seine Freunde verwerfen nicht die Concurrenz an sich, sondern nur die unsittliche und ausbeutende Concurrenz; sie sind nicht Feinde des Capitals an sich, weder des kleinen noch des großen („wir haben es selbst recht gern," gesteht Herr Wagener), sondern nur derjenigen Behandlung und Wirksamkeit des Capitals, welche dem Geld eine von dem Kernpunkt aller Volkswirthschaft abgelöste und unabhängige Existenz zuweist. — Das „Staats- und Gesellschaftslexicon" erscheint bei F. Heinicke in Berlin in dreiwöchentlichen Lieferungen, jede von 10 Bogen Stärke, zum Preis von 15 Sgr.; das Ganze ist auf etwa 50 Hefte zum Preis von 25 Thalern berechnet.

— In einem Aufsatz über die **Helena-Medaille** (in der österreichischen Zeitung) sucht Theodor Mundt die Aufregung deutscher Vaterlandsfreunde gegen das kaiserliche Erinnerungszeichen auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Er meint, der patriotische Sturm habe sich blos auf Zeitungspapier und auf einigen pensionirten lyrischen Leyern kund gegeben; das letztere ist zunächst eine Anspielung auf das völlig unverständliche, doch aber seiner Zeit von hundert Blättern mitgetheilte Gedicht von Leopold Schefer. Mundt behauptet, die Vertheilung der Medaille führe in Paris naive und rührende Scenen herbei; die Reminiscenz an Napoleons Feldzüge könne man auch in Deutschland einigen verwitterten Veteranen nicht übel auslegen. Beides mag wahr sein, hat aber mit der Stimmung, die ein so bombastisch angekündigtes Symbol erregen mußte, nichts zu thun. Im Allgemeinen erinnert Mundts weitläufiger Bericht an Heine's imperialistische Märchenträume, obwohl in sehr vernüchtertem Ausdruck.

— **Ein englisch-deutscher Preßproceß.** Im vorigen Jahre besprachen wir die Sammlung von Uebersetzungen englischer Gedichte, die Otto Heubner, der bekannte Führer der sächsischen Demokratie, im Kerker verfaßt hat. Auch englische Zeitschriften widmeten derselben das verdiente Lob und das Londoner Athenäum machte die Bemerkung: „Es ist erfreulich zu sehen, wie die britische Muse die Gefängnisse besucht; sie erfüllt damit eine ihrer edelsten Aufgaben. Ist sie doch die Muse der Freien und darum geeignet, Denen Trost zu bringen, die um der Freiheit willen Ketten tragen." Diese Stelle hat die „Dresdener Volkszeitung" vor Kurzem mitgetheilt und in Folge dessen ist ihr Herausgeber, Herr Fritzsche, zu einer vierwöchentlichen Haft verurtheilt worden. Ueber diese Verurtheilung wird nun wieder in englischen Blättern berichtet; wir finden es jedoch besser, ihre Bemerkungen darüber nicht hier mitzutheilen.

— **Der Redactionswechsel bei der Zeitung „Deutschland"** gibt zu allerlei Mißverständnissen Veranlassung, indem von hiesigen Correspondenten (z. B. neulich in der „Zeit") der Professor der Geschichte Dr. Joh. Janssen, der außer Beziehung zu der Zeitung steht, mit dem jetzigen Redacteur, dem bisherigen Docenten der Rechte zu Heidelberg Dr. jur. Carl Janssen verwechselt wird. Letzterer, nicht Ersterer, ist Verfasser der Schriften „Kirche und Staat" und „über das österreichische Ehegesetz", welche beide in der hiesigen Verlagshandlung von Hedler erschienen sind.

Berichtigung. — In dem Artikel „Dr. Georg Wohlfarth", № 8, ist S. 169, Z 12 v. o. zu lesen „300 Francs", nicht „3000 Francs."

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL.

N°. 10. **Frankfurt a/M.,** den 6. März 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Bemerkungen über die Todesstrafe.** — **Abwärts und Aufwärts,** culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender (Forts.). — **Julius Fröbel über Amerika,** von F. Rittweger. (Schluß.) — **Aus Wien:** Der Fasching alter und neuer Zeit; Drama und Musik; neue Zeitschriften. — **Literarische Rundschau:** Findels Literaturgeschichte. — Neue Dramen. — Henriette Herz. — Preußische Jahrbücher. — Glockenkunde. — **Unterhaltungen:** Die Gräber von Ottensen. — Beda Weber als Literarhistoriker. — Kunstverein. — Neue Akademiker u. a.

Bemerkungen über die Todesstrafe.

Es war vielleicht eine Erinnerung aus seinen juristischen Studien, zugleich aber eigene Ansicht, wenn Goethe gesagt hat: Schafft Ihr die Todesstrafe ab, so müßt Ihr die Blutrache erlauben!

Die alten Deutschen kannten zwar Todesstrafe nur für die Verbrechen des Verraths am Volke; Verbrechen gegen einzelne Bürger (selbst der Mord) wurden durch ein Wehrgeld gebüßt, wenn die Verwandten des Verletzten dasselbe annehmen wollten; aber sie durften das Wehrgeld ablehnen und Blutrache durch Selbsthülfe suchen. Nachdem Carl der Große und seine Nachfolger die Blutrache verboten hatten, wurde für schwere Verbrechen häufiger Todesstrafe verordnet. Zwar haben sich fromme Christen zu jeder Zeit (Alcuin zur Zeit Carls des Großen) dagegen erklärt, da einem Sünder durch Todesstrafe die Gelegenheit zur Besserung entzogen wird (wenn sich ein gnädiger Gott desselben nicht noch in dem künftigen Dasein erbarmen will). Allein die Kirche hat später mehr und mehr für angemessen erachtet und der Obrigkeit sogar zugemuthet, das Schwert der Gerechtigkeit gegen Verbrecher zu gebrauchen und zwar nach dem alttestamentlichen Grundsatz:

Digitized by Google

„Gleiches für Gleiches!" „Wer Blut vergossen hat, deß Blut soll wieder vergossen werden!" Diese Ansicht ist selbst von einem großen Philosophen vertreten worden:

> „Welche Art und welcher Grad der Bestrafung ist es, welche die öffentliche Gerechtigkeit sich zum Princip und Richtmaße macht? Kein anderes als das Princip der Gleichheit. — Also, was für unverschuldetes Uebel du einem anderen im Volke zufügst, das thust du dir selber an; — tödtest du ihn, so tödtest du dich selbst. Hat Einer gemordet, so muß er sterben. Es gibt hier kein Surrogat zur Befriedigung der Gerechtigkeit." (Kant Met. Anfangsgründe der Rechtslehre S. 227.)

Es ist ein schönes Bestreben in christlichen Staaten, wenn man nicht nur Verbrechen straft, sondern die Bürger von der Jugend bis zum Alter durch Unterricht, Belehrung, Anstalten und Stiftungen zu bessern und ihre Leidenschaften zu mildern sucht; es ist hinreichend bekannt, daß grausame Strafen ein Volk verwildern, daß sie nicht blutige Verbrechen verhindern, sondern erzeugen. Aber es ist andererseits ein verderblicher Irrthum des Gesetzgebers, wenn er die Menschen im Allgemeinen auf der Höhe der christlichen Gesinnung anschaut, die nur einzelne und nur sehr wenige erreichen, wenn er vergißt, daß auch in guten Christen die Natur ihre Rechte behauptet und in aufgeregten Momenten der Leidenschaft durchbricht. Wenn Geliebte, Eltern, Kinder, Geschwister mißhandelt, entehrt, gemordet werden, so kann der Mensch, wie er von Natur geschaffen ist, den Trieb der Vergeltung nur durch die Zuversicht unterdrücken, daß der Richter an seine Stelle treten und Gleiches mit Gleichem ahnden wird; der vollendete Christ kann vergeben, auch wenn nicht vergolten wird. Von Pitaval wird folgende Geschichte erzählt: Eltern, die lange kinderlos waren, sehen endlich die Hoffnung der Geburt eines Sohnes der Erfüllung nahe; eine Schwester der schwangern Frau und ihr Buhle aber fürchten durch das erwartete Kind die Aussicht auf ein großes Vermögen dahinschwinden zu sehen, umgeben die Wöchnerin in den Stunden der Geburtswehen, entfernen andere Verwandte, gewinnen die Hebamme und das Gesinde mit Geld; ein Griff auf den Schädel des unschuldigen Wesens, dem eben das Licht der Sonne zum ersten Mal erscheinen sollte, und Nacht umhüllt die kaum geöffneten Augen; dahin ist die Freude der schon bejahrten Eltern!

Nun! lebenslängliches Gefängniß würde der schändlichen Schwester und ihrem Buhlen schwere Strafe für ihre Habsucht und ihr Verbrechen gewesen sein; das ist sehr wahrscheinlich; allein wo das Gesetz Mördern so scheußlicher Art das Leben garantirt, wer würde sich wundern dürfen, wenn sie von denen niedergestoßen werden, welchen sie das innigste Band der Liebe grausam zerrissen haben? Die gesetzliche Aufhebung der Todesstrafe führt auf denselben Standpunkt zurück, wo die alten Deutschen gewesen sind; die Buße

Digitized by Google

mit Gefängniß für heimtückiſchen Mord wird nicht überall angenommen werden: Rache, Blutrache, wird an die Stelle der Strafe treten können.

Von der Frage, ob überhaupt Todesſtrafe für gewiſſe Fälle (und entſchieden nur für die ſchwerſten) zu erkennen ſei? unterſcheidet ſich ſehr die andere Frage, wann dieſes Erkenntniß ſtattfinden dürfe?

„Niemals iſt ein Todter aus der Gruft geſtiegen!"

Die Zufügung eines Uebels, für das Erſatz unmöglich erſcheint, iſt mit der größten Verantwortlichkeit verknüpft und darf niemals einen Unſchuldigen treffen. Dennoch iſt allerdings Todesſtrafe ſchon oft über Unſchuldige verhängt worden, weil das menſchliche Urtheil ſo vielen Irrthümern unterworfen iſt. Man hat ehemals geglaubt, daß dieſes nicht der Fall ſein werde, wenn Todesſtrafe nur begründet werden dürfe auf die Ausſage von Zeugen, oder auf Geſtändniß, oder endlich auf Vermuthungen, welche einen ſo ſicheren Schluß erlauben, daß ein entgegengeſetzter Schluß unmöglich ſei. Da man immer mehr die Erfahrung machte, daß ſchlaue Verbrecher weder Zeugen hinzurufen, noch geſtehen (wenn man ſie nicht etwa zu Geſtändniſſen durch Foltern zwingt), ſo mußte man immer mehr Gewicht auf Vermuthungen legen. (Z. B.: A. wurde ermordet und beraubt; man hat bei B. die geraubten Gegenſtände und Blut an ſeinen Kleidern gefunden; man kann ſich der That zu ihm verſehen; er hat ein falſches Alibi angegeben: alſo? — iſt B. der Mörder.)

Aber Zeugen können und wollen nicht immer die Wahrheit ſagen; Vermuthungen trügen; ſelbſt Geſtändniſſe mitunter. Soll es nun in der Gewalt einer gewiſſen Anzahl beſoldeter Beamten liegen, auf ſolche Ueberführungsmittel hin über Leben und Tod zu entſcheiden und auf ihre Lebenszeit dieſes furchtbare Blutamt zu üben? — Die nothwendige Verneinung dieſer Frage führt auf das Schwurgericht. Eine gewiſſe Anzahl von Bürgern, welche durch das Loos aus den zum Schwurgericht erwählten für einen Fall beſtimmt werden, richtet; der Angeklagte recuſirt alle, die ihm parteilich erſcheinen. Hier iſt alsdann freilich die größtmögliche Garantie für ein unparteiliches Gericht. Ja! aber mit dem nach Wahrheit richten Wollen iſt noch nicht das Können gegeben. Es dürfte am deutlichſten ſein, eine Reihe von Criminalfällen anzuführen, um die Fehlbarkeit des menſchlichen Urtheils in das Licht zu ſetzen. Man greife zu dem erſten beſten Buch, alſo z. B. nach Pitaval, causes celèbres T. I.

Die Sammlung beginnt mit 1) Le Faux Martin Guerre. Martin Guerre war acht Jahre verheirathet, dann verließ er Heimath und Frau; acht Jahre ſpäter kam ein Arnaud du Tilh und meldete ſich als Martin Guerre. Die Aehnlichkeit war ſo groß, daß die Frau des ächten Martin dem Arnaud glaubte und dieſer Irrthum dauerte drei Jahre; dann kam aber auch der ächte Martin Guerre wieder zum Vorſchein, und als ſie nun beide

Digitized by Google

in dem eröffneten Criminal-Prozeß confrontirt wurden, wußte das Parlament zu Toulouse selbst nicht, welcher der ächte oder der falsche sei; denn Arnaud, der Betrüger, hatte sein Ebenbild vorher kennen gelernt und alle Umstände seines Lebens auf das genaueste erfahren. Mehr als dreißig Zeugen irrten sich wie die Frau des Martin. Endlich wurde Arnaud überführt und gehenkt. (S. 1—56.)

Was einmal wirklich war, kann nicht unmöglich sein. Nun denke man an Zeugen, die sich über bestimmte Personen aussprechen; ob sie wohl ihr Auge getäuscht hat!

2) Ein Kind der Jeanne Vacherot entweicht ihr; das Volk glaubt das Kind eines Bettlers als ihr entwichenes Söhnchen Pierre zu erkennen und überfällt die Mutter als eine marâtre, die ihr eigenes Kind aus Haß entfernt habe; sie wird beinah zerrissen, auch die Gerichte verfolgen sie; da kommt der wahre Pierre zurück. (S. 79—184.) — Hier gilt dieselbe Betrachtung wie in dem vorigen Fall.

3) Der Sieur d'Anglade wurde von Richtern auf starke Anzeichen hin wegen angeblichen Diebstahls gefoltert und, ohne Geständniß, in die Eisen verurtheilt; er starb; später wurde der wahre Dieb entdeckt. (S. 481—649).

4) Der vierte Fall ist bei Pitaval (II. S. 1—346) überschrieben: Pierre Mège, Soldat de Marine, reconnu par le Parlement de Provence pour être le Sieur de Caille, gentilhomme, et pour être Pierre Mège par le Parlement de Paris. Diese Ueberschrift genügt für den hier vorliegenden Zweck.

5) Hierauf folgt: Urbain Grandier, condamné comme Magicien etc. (II. S. 347—597). Hierüber ist jedoch nichts besonders zu berichten, weil die Zahl der Unschuldigen, welche dem Aberglauben zum Opfer gefallen sind (bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland) nicht gezählt werden kann. Nur eine Betrachtung knüpft sich hieran: die menschliche Vernunft ist schwächer und die Blindheit des Vorurtheils stärker, als man glauben sollte. Denn vier Jahrhunderte hindurch haben unsere Gerichte mit bestem Gewissen und sehr ernsthaft Tausende ersäuft und verbrannt wegen Zauberei, also solcher Handlungen schuldig und überwiesen erkannt, die nicht existirt haben.

6) Jacques le Brun, Bedienter der Frau von Mazel, wird von dem Mörder derselben in falschen Verdacht gebracht und beschuldigt diesen Mord begangen zu haben. Nach ausgestandener Folter leidet der Unschuldige (nicht geständige) den Feuertod.

Das große Arsenal des Pitaval verlassen wir nun; denn wenn schon in zwei Bändchen so schreiende Fälle enthalten sind, so wird man aufs Wort glauben dürfen, daß sich in 160 Bänden noch viele nicht minder schaudervolle finden lassen. Damit man nicht sagen könne, England sei aus Vorliebe in unsrer Erwähnung von Justizmorden übergangen, soll

Digitized by Google

7) aus dieſem Lande ein Fall berichtet werden, welchen der berühmte Sam. Romilly in ſeinem Tagebuch erzählt (Life of Romilly II. p. 42). Als Kron-Anwalt wurde derſelbe beauftragt, ein Blatt (the independent Whig) zu verfolgen, weil dieſes die angeblich ungerechte Hinrichtung eines Matroſen ſcharf gerügt hatte. Ehe er dem Auftrag Folge leiſtete, unterſuchte er den Fall und fand folgende Thatſachen: Thomas Wood war der Theilnahme an Aufruhr und Mord auf dem Schiffe Hermione im Jahre 1806 angeklagt; der Aufruhr hatte 1797 im Hafen von Briſtol ſtattgefunden und der damals ſechzehnjährige Wood war gar nicht in Briſtol, ſondern in Portsmouth geweſen. Aber der Eigenthümer des Schiffes Hermione wollte ihn beſtimmt als Theilnehmer an Aufruhr und Mord erkennen; der einfältige Menſch ließ ſich von einem Andern eine Vertheidigung ſchreiben, worin viel von ſeiner Jugend zur Zeit des begangenen Verbrechens und von der Gnade des Königs die Rede war. Das ſchien ihm eindrucksvoll geſagt und er wurde hierauf im October 1806 von einem Kriegsgericht verurtheilt und gehenkt. Sam. Romilly unterließ nunmehr begreiflich die Verfolgung des Independent.

Wir fügen dem Verzeichniß, das ſich in's Unendliche vermehren ließe, einen im Jahre 1852 zu Gent vorgekommenen Fall bei. „Vor neun Jahren erſchien in einem dortigen Wirthshauſe ein betrunkener Taglöhner, neuen Trank fordernd. Da er kein Geld hatte, wollte ihm der Wirth nichts verabreichen und warf ihn endlich, als er zudringlich wurde, zur Thür hinaus. Der Betrunkene entfernte ſich fluchend und racheſchwörend. Am ſelben Abend brannte das Wirthshaus ab. Der Verdacht fiel natürlich auf den Taglöhner. Alle Umſtände ſprachen gegen ihn. Nur ein Entlaſtungszeuge trat auf: die Inhaberin eines andern Wirthshauſes, welche ausſagte, daß der Angeklagte beim Ausbruch des Brandes und ſchon eine Stunde vorher bei ihr geſeſſen, ohne ihr Zimmer zu verlaſſen. Das Gericht beachtete dieſe eine entlaſtende Ausſage nicht, verurtheilte den Angeklagten wegen Brandſtiftung zum Tode, und begnadigte ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, die der Unglückliche nun ſchon ſeit neun Jahren in Gent treibt. Erſt jetzt hat ſich indeß ſeine völlige Unſchuld herausgeſtellt. An jenem Nachmittag hatten nämlich im Hofraum jenes Wirthshauſes vier Knaben geſpielt und waren, da ſie viel Unfug trieben, aus dem Hauſe gejagt, wahrſcheinlich auch mit Schlägen regalirt worden. Sie fluchten nicht und ſchworen nicht, Rache zu nehmen, ſteckten aber am Abend das Haus in Brand. Sie hatten bisher hierüber das tiefſte Schweigen beobachtet. Erſt in den letzten Tagen der vergangenen Woche fühlte ſich einer der Jünglinge, ich weiß nicht, durch welche beſondere Veranlaſſung, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, und entdeckte den Thatbeſtand ſeinem Beichtvater. Der wackere Geiſtliche führte ihn ſofort vor die Behörde und nöthigte ihn dort ſein Geſtändniß zu wiederholen."

Endlich 9) möge hier der kürzlich im Königreich Hannover vorgekommene

Digitized by Google

Fall einen Platz finden. Es hatte seiner Zeit in Hildesheim viel Aufsehen erregt, daß zwei hier wegen Raubmords vom Schwurgerichte zum Tode verurtheilte Verbrecher, Busse und Ziegenmeier, die vom Könige zu lebenswieriger Zuchthausstrafe begnadigt waren, unschuldig sein sollten. Man zweifelte an ihrer Unschuld um so mehr, als sich Ziegenmeier nach Publikation des Todesurtheils im Gefängniß entleibt hatte und man darin eine Bestätigung seiner Schuld fand. Aber die Unschuld der Unglücklichen an dem Raubmorde stellte sich heraus, als man den wirklichen Mörder (Bruns) ermittelte. In dem neuen kürzlich beendeten Schwurgerichtsverfahren wurde zwar Busse wegen Diebstahls zu 3 Jahren Zuchthaus verurtheilt, von der Anschuldigung des Raubmords aber freigesprochen, während Bruns zu geschärfter Todesstrafe verurtheilt wurde. Der Gerichtshof konnte auf die unschuldig erlittenen Qualen des Busse keine weitere Rücksicht nehmen, als ein Jahr der Untersuchungshaft anrechnen, mußte vielmehr das Uebrige der Gnade des Königs anheimstellen. Der Präsident redete Busse schließlich so an: „Sie, Busse, und den inmittelst verstorbenen Bäcker Ziegenmeier traf das glücklicher Weise in den Annalen unserer Kriminalrechtspflege unbekannte Schicksal einer solchen schuldlosen Verurtheilung zu der härtesten irdischen Strafe; ich beklage es im vollsten Mitgefühl Ihrer Empfindungen, wofür leider kein Ersatz thunlich ist, preise aber zugleich so die Barmherzigkeit und Gnade der göttlichen Vorsehung, welche zum Frommen der heiligen Gerechtigkeit dem menschlichen Auge den Schleier entnommen hat, wie die Weisheit unseres allergnädigsten Königs, Allerhöchstwelcher durch Verwandlung der Strafe die Gefahr eines unschuldigen Justizopfers verhinderte und dadurch das Ihre Unschuld bestätigende heutige Urtheil ermöglichte."

Wie glücklich ist die Unschuld des Gerichts-Präsidenten, welcher in den Annalen der Hannöverischen Rechtspflege nur diesen einzigen Fall ungerechter Verurtheilung zu finden weiß, und wie muß man sich freuen, daß in diesem einzigen Fall der König Gnade vor Recht ergehen ließ! Aber Gnade ist ihrer Natur nach Willkür; wie, wenn sie nicht ertheilt worden wäre? Dann würde sich Ziegenmeier nicht selbst entleibt haben, weil er mit Busse geköpft worden wäre.

Wie könnte man in Hannover und anderswo Garantien gegen die Wiederholung so schauderhafter Ereignisse finden? Unbedingte nirgends; Richter und Geschworne, Zeugen und Vermuthungen, selbst Geständnisse, werden nie mit apodictischer Gewißheit vom Irrthum und von der Ungerechtigkeit fern halten. Aber vermehrte Garantien fände man, wenn man von Hannover nach England, oder auch nur über die Grenze nach Braunschweig blicken wollte. Dort wird die Einstimmigkeit der Geschwornen bei einer Verurtheilung gefordert.

In einer Gesellschaft von zwölf Männern wird es nicht fehlen, daß einige

Digitized by Google

durch schwarze Verbrechen empört, eifrig den Verbrecher suchen und zur Strafe ziehen möchten. Diese sprechen in ihrem an und für sich löblichen Eifer leicht das Schuldig aus; andere schaudern vor Blutvergießen oder fürchten möglichen Irrthum, schlaflose Nächte, vielleicht Geistererscheinungen, und sprechen noch leichter unschuldig, wenn die Mehrheit ohnedem der umgekehrten Meinung ist. Wenn die Geschwornen sorgfältig gewählt werden, der Angeklagte beliebig recusiren kann und dennoch kommen zwölf Geschworne nicht auf dem Wege einer Abstimmung, sondern sämmtlich überein: ja! die Unschuld des Angeklagten ist nicht denkbar, so ist zu dessen Schutz allerdings kein Weg mehr übrig, als der Weg der Gnade.

Seit ungefähr 10 Jahren sind in Frankfurt folgende zum Bereich der Todesstrafe zu zählende Verbrechen verübt worden. Im Jahre 1847 ist Schulz in der Mitternacht in seinem Bette und in seiner Wohnung auf der Zeil von Raubmördern (seinem ehemaligen Bedienten und einem Spießgesellen) überfallen, geknebelt und — da er sich wehrte — erdrosselt worden. — In Sachsenhausen ist der Holzmesser Stöß mit seiner Frau in der eigenen Wohnung ermordet gefunden worden. — In Frankfurt ist Schwarzschild an einem Sonntag, Morgens 10 Uhr, in seinem Comptoir in der Fahrgasse von zwei Banditen überfallen und ermordet worden. — In Frankfurt ist Weigand am Sonntag Morgen von Keller ermordet worden, dessen Bartmesser er unbefangen den Hals selbst dargeboten hat.

Die Mörder des Schulz wurden zum Tode verurtheilt; allein als die Akten von Lübeck zurückkamen, war — für eine Zeit — die Todesstrafe aufgehoben. — Die Mörder der Stöß'schen Eheleute und des Schwarzschild sind nicht entdeckt; Keller ist zum Tode verurtheilt und dann begnadigt worden. Wahrscheinlich gab hierzu auch der Umstand Veranlassung, daß die Verhandlungen über den Vollzug der Todesstrafe noch nicht beendigt waren, als das letzte Urtheil gegen Keller erfolgte. Jetzt haben neue Verhandlungen begonnen und es ist zu hoffen, daß sie nicht durch eine neue Unthat unterbrochen werden.

y.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

8. Der Junker und der Landpfarrer.

Je mehr wir vorrücken im Leben der beiden am gleichen Tage gebornen Söhne der gleichen Vaterstadt, desto weiter gehen ihre Wege auseinander. Noch schaut des Junkers Sohn stolz auf des Bürgers Sohn hernieder und glaubt trotz des schweren Schlages, der sein Haus betroffen, im Einverständniß mit der Mutter seine Zukunft vollständig gesichert; aber schon schaut auch

Digitized by Google

in gewiſſem Sinne des Bürgers Sohn herab auf des Junkers Sohn, denn er fühlt ſteigen ſeine geiſtige Kraft; ſeiner Seele wachſen die Schwingen, und er ahnt, ſobald der günſtige Luftzug kommt, wird er emporgetragen und überflügelt vielleicht viele der Junkernſöhne, die ihn jetzt kaum eines Blickes würdigen. Tobias ſtrebte rüſtig auf ſein unbekanntes Ziel zu; er legte ein ausgezeichnetes Examen ab, trieb ſeine Studien mit eben ſo viel Ordnung als Fleiß, lernte nebenbei ſo genau als möglich die Zuſtände ſeiner Heimath in Staat, Kirche und Schule kennen und dachte darüber nach, was daran verwittert und veraltet ſei und wie eine beſſere Zukunft herbeigeführt werden könnte. Freie Zeit zu Studien und Betrachtungen blieb ihm genug; denn als Candidat der Theologie ohne Anſtellung hatte er nur hie und da eine Predigt zu halten, bei einer Taufe, einer Beſtattung das geiſtliche Amt zu verſehen, etwas Unterricht zu ertheilen, und dies ſchien ihm ſo wenig für ſeine Kräfte, daß er ſehnlich harrte auf die Zeit, da ſeiner Seelſorge eine Gemeinde würde anvertraut werden.

Indeß ſich ſo ſeine Blicke in die Zukunft richteten, auch theilweiſe aus ökonomiſchen Gründen (denn ſeiner Eltern Haushaltung bedurfte der Unterſtützung), war des Junkers Sinn nur auf die nächſte Gegenwart und die Vergangenheit gerichtet. Das Leben nobel und cavaliersmäßig genießen, das Geld mit Geſchmack verzehren, das war ſein und ſeiner Alters- und Standesgenoſſen angelegentlichſtes Beſtreben, und um dies in aller Behaglichkeit ohne Unruhe thun zu können, ſuchten ſie ſtreng die beſtehenden Verhältniſſe und Geſetze, Sitten und Gebräuche feſtzuhalten und keinen Stand zu dem ihrigen ſich heraufheben zu laſſen; darauf lief die ganze Politik der Regierung des kleinen Staates hinaus. Nur wenn Alles blieb wie es war, konnten die mit ſorgloſer Sicherheit gemachten Berechnungen über Diethelms Laufbahn im Staate in pünktliche Erfüllung gehn. Aber der Zeit kann Niemand gebieten, und die Rathſchläge des ſterbenden Bürgermeiſters hätten, wohl beachtet, dem Sohne mehr Glück gebracht, als die frivolen und oberflächlichen Grundſätze ſeiner adeligen Genoſſen, in deren Ton er vollſtändig einſtimmte. Er galt bald als ein Virtuoſe im Kartenſpiel, im Tanzen, im Reiten, im edlen Waidwerk, kurz in allen nobeln Paſſionen; er ſah zwar nach dem Tode ſeines Vaters, daß der Eltern Vermögen durch die außerordentlichen Ausgaben der letzten Jahre ſehr zuſammengeſchwunden war; aber für einige Zeit gab es ihm immer noch genug zu leben, und die kluge Mama hatte ihm ſchon die Erbin eines großen Vermögens bezeichnet, um die er einſt werben ſollte. Alſo, warum ängſtlich ſparen? dachte er; man iſt nur einmal jung und muß das Leben genießen.

Aeußerſt gehaltlos war freilich das ſtandesgemäße Leben eines jungen Cavaliers in jenen Tagen. Das Frühſtück, das Friſiren, etwa ein Beſuch bei einem ähnlichen Sohn des Glückes und, wenn's hoch kam, eine Sitzung im

Digitized by Google

Rath oder in einem Gericht füllte den Vormittag aus. Nach der reichen Mittagstafel traf man ſich im Kaffeehaus und brachte da bei Spiel oder Geſpräch in vornehmem Müßiggang einige Stunden zu. War es Abends vier Uhr, ſo ging man entweder als Gaſt in eine Geſellſchaft, wo die Hauptunterhaltung im Kartenſpiel beſtand, und bei Manchen waren die meiſten Abende der Woche mit ſolchen Geſellſchaften beſetzt, oder man ſuchte ein anderes Spielhaus auf und konnte daſelbſt ganze Nächte zubringen, oder man koſtete auf einem nahen Dorfe den Wein und kam nach der Dämmerung in mehr als fröhlicher Stimmung nach Haus. Arbeit galt als Schande; drum war Mancher herzlich froh, wenn wieder ein Tag in ſolcher leerer und ewig gleichförmiger Unterhaltung vorüber gegangen war. Diethelm kam nach und nach ganz in dieſes Leben hinein; ſeine Klaſſiker, die ihm der verſtorbene Papa ſo dringend anempfohlen hatte, wurden ſelten, faſt nie mehr hervorgenommen; aus langer Weile griff er manchmal nach einem Buch von Voltaire; auf die Religion hielt er, wie die meiſten ſeines Gleichen, nicht viel; hie und da ſtolzierte er mit hoher Perücke in die Kirche, doch, wie er ſagte, nur dem beſchränkten Volke zu gefallen, um nicht in den Geruch der Gottloſigkeit zu kommen; aber über hohe Feſttage ſiedelte er ſich manchmal mit einigen Genoſſen in einem Landgute außerhalb der Stadt an, und hier wurde dann, der Andacht drunten in der Stadt zum Trotz, geſpielt und geſchwärmt, gefaſelt und pokulirt, kurz ein Leben geführt, deſſen genauere Schilderung der Erzähler ſich nicht zur Aufgabe macht.

Seinem Talente zum Reiten verdankte der gewandte Junker aus dem Paradiesvogel den Ehrenpoſten eines Rittmeiſters bei der Standes-Kavallerie, über die alle Jahre einmal mit großem Pomp eine Muſterung abgehalten wurde, die aber in der übrigen Zeit faſt niemals im Dienſte ſtand. Daher bedurfte es an dieſem einen Tage um ſo größerer Kunſt, um Mannſchaft und Pferde, die ſich beide gleich ungeſchickt anſtellten, in etwelcher Ordnung zu halten; ſein Reitertalent trat hier herrlich an den Tag, während manches ungelenke Roß am Zaume in die Linie geführt werden mußte und manches nach ſeiner Laune den Reiter nach Weſten trug, indeß ſeine Schwadron ſich nach Oſten bewegte. In glänzender Uniform mit Treſſen und Epauletten erſchien der Junker Rittmeiſter an dieſem Tage, führte ſein Corps aus der Stadt hinaus auf eine Wieſe, wo ſich die ſchwerfälligen Klepper, etwa 150 an der Zahl, frei tummeln konnten, ohne Unglück anzurichten, und das Wichtigſte, womit die Feſtlichkeit ſchloß, war eine große Mahlzeit in einem aufgeſchlagenen Zelt, bei der man von Kriegen weit in der Türkei mit Heldenmuth erzählte.

Nachdem Tobias als armer Candidat, der in allen Bedürfniſſen auf's Aeußerſte ſich einſchränken mußte, einige Jahre in einem Dachſtübchen nahe bei der Wohnung ſeiner Eltern ſeine Kenntniſſe in ſtillen Studien erweitert

Digitized by Google

hatte, ohne Hoffnung auf baldige Anstellung, wurde er durch den Einfluß eines Rathsherrn, dessen Kinder er unterrichtete, zum Seelsorger eines hoch und schön gelegenen Dorfes mit Namen Freudenberg gewählt. Er hatte nicht, wie es sonst üblich und nothwendig war, unterthänige Visiten gemacht bei allen Mitgliedern des kleinen Rathes, um ihre Gunst zu erbitten; er wußte, daß einige andere Candidaten viel mehr Aussichten hätten, weil Vettern und entfernte Verwandte von ihnen im Rathe saßen; wie groß war daher seine Freude, als der Rathsdiener in grün und schwarzem Mantel mit dem schwarzen Stocke, auf welchem ein silberner Widder prangte, ihm die Botschaft brachte, er sei zum Pfarrer von Freudenberg erwählt worden! Wiederum war eine Lieblingshoffnung erfüllt; wie manchmal hatte er sich schon das Landleben eines Seelsorgers idyllisch ausgemalt, wie manchmal scherzhaft eine seiner Schwestern im Voraus zu seiner künftigen Haushälterin erkoren! Nun stand er an der Schwelle dieser schönen Zeit; nun besprach er mit Mutter und Schwestern einläßlich die Einrichtung des geräumigen Pfarrhauses, und nach wenig Monaten residirte er als junger Pfarrherr im eigenen geistlichen Wohnsitz und schaute stolz aus den Fenstern seiner behaglichen Studierstube hinab in grüne Thäler und hinaus auf die fernen Alpen, die herrlichen Säulen seines Vaterlandes, die in schönem Halbkreis vor seinen Augen den Horizont zu tragen schienen. Seine Schwester Martha streute die ersten Samen aus im Gemüsegarten unter seinen Fenstern; die Frühlingslüfte zogen eben erfrischend durch das Land; aus dem nahen Wald erklangen fröhliche Vogelstimmen; der junge Pfarrer war der freudigsten Hoffnung voll, und in seiner Seele tauchte ein Plan nach dem andern auf, wie er die ihm anvertraute Heerde führen, die ganze Gemeinde zu neuer Blüthe in geistlichen und irdischen Dingen bringen wolle.

Golden stand zwar die Zukunft seiner Gemeinde vor seinem Blick, aber golden war keineswegs ihr gegenwärtiger Zustand. Ein nachlässiger Seelsorger hatte lange Jahre in Freudenberg mehr Unheil als Segen gestiftet; nicht nur nahm er sich niemals die Mühe, selbst eine Predigt zu machen, und las der Gemeinde bald dies bald jenes oft unpassend gewählte Stück aus einer Postille vor, sondern schon sein äußerer Aufzug erregte großen Anstoß. Oft kam viele Tage lang kein Messer an seinen Bart, keine Bürste an seine Kleider, und nicht Eitelkeit blickte durch die Risse und Löcher seines Gewandes. Der wohlweise Rath gab ihm nach jeder Visitation eine Ermahnung, aber dabei blieb es; er wurde nicht anders; und so ließ man ihn zum Schaden der Gemeinde im gleichen Schlendrian wirthschaften bis an seinen erwünschten Tod. Natürlich wirkte dies Beispiel schlecht, und der neue Seelsorger fand einen Augiasstall auszufegen. Sieben kleine Dörfchen, über eine thal- und hügelreiche Gegend im Umkreis einer Stunde zerstreut, bildeten sein Kirchspiel; einige Vögte, vom Rathe aus den Bauern gewählt, hatten über die

Digitized by Google

äußere Polizei zu wachen; einige Schulmeiſter, die nothdürftig leſen, ſchreiben, ſingen konnten und äußerſt wenig vom Rechnen verſtanden, hielten die liebe Jugend im Zaum, freilich mehr mit dem Stab Wehe, als mit dem Stab Sanft, und ein Gerichtsherr aus der adeligen Familie von Hünenberg thronte im höchſtgelegenen Ort der Gemeinde in einem verfallenden herrſchaftlichen Hauſe, und übte mit viel äußerem Gepränge, doch mit blutwenig Gerechtigkeit die von den Vätern ererbte Gerichtsbarkeit unter den Bauern aus. Er war ein Sonderling ſeltener Art; er hatte die Grille, auf dem kleinen Gebiete, über das ſich ſeine Gerichtsbarkeit erſtreckte, den Landesherrn ſpielen zu wollen; er erwarb ſich ausnahmsweiſe das Recht, in ſeiner bäuerlichen Reſidenz einen Jahrmarkt abhalten zu laſſen, und bezahlte gerne Krämer und vagabundirende Truppen von Gauklern, nur damit ſie kämen, ſeinen Markt zu beleben; je bunter es dabei herging, deſto größer war ſein landesväterliches Vergnügen, und da das Landvolk es liebt, an Jahrmärkten in Speiſe und Trank ſich mehr als gewöhnlich gütlich zu thun, ſo munterte er durch das eigene Beiſpiel kräftig dazu auf, lud auf dieſen Tag einige lebensluſtige Geſellen in ſeinen wettergrauen, baufälligen Palaſt, tiſchte ihnen Speiſe und Trank auf, ſoviel ſie begehrten, ritt in ihrem Gefolge durch das Dorf und erlaubte ihrem Muthwillen jeden ausgelaſſenen Streich. Dabei ließ er aber auch an einem öffentlichen Platz des Ortes einen Stock mit Halseiſen aufrichten, der als Pranger dienen und Jedermann verkünden ſollte, daß er ſeine landesherrliche Fürſorge auch in ernſter Weiſe zu bethätigen wiſſe. Doch war Alles nichts als eine Comödie und wirkte natürlich ſchlimm auf das Volk und ſeine Achtung vor der Obrigkeit.

Der junge Seelſorger mußte bald tief in alle dieſe Uebelſtände hineinſchauen. Am meiſten jammerte ihn die Jugend, wenn er die düſtern, ſtaubigen Schulſtuben anſchaute und zuſah, wie der Katechismus buchſtäblich eingeprügelt wurde und wie die als Schulmeiſter angeſtellten ausgedienten Soldaten oder ehemaligen Schuſter, Schneider oder Knopfmacher auf die plumpſte und verkehrteſte Weiſe mit den jugendlichen Seelen umgingen. Aber helfen konnte er nicht viel; denn die Perſonen ließen ſich nicht ändern, und die Obrigkeit hielt es nicht für nöthig, die Bauern viel klüger werden zu laſſen, da ſie ja doch für ſie zu nichts Anderem in der Welt waren, als zu gehorchen, das Land zu bebauen und die Zinſen pünktlich in die Stadt zu bringen. Wenn ſchon in den Schulen die Unreinlichkeit groß war, wie über alle Beſchreibung hinaus fand ſie der eifrige Pfarrer erſt in den Wohnungen der Bauern! Da dachte er oft beim Herausgehen aus einem ſolchen Neſte, in welchem zur Seltenheit einmal ein Beſen die Dielen kehrte und Monate lang kein friſcher Luftzug eingelaſſen wurde: wie iſt es doch möglich, daß in ſolcher Umgebung nur eine Spur von Gottes Ebenbild ſich noch am Menſchen erhalte! Und wenn er beſſern Rath geben wollte, welch dicht verſchlungenes

Digitized by Google

Gewebe von alten Gewohnheiten nnd Vorurtheilen ſtellte ſich ihm dann unauflöslich entgegen! Außer dieſem böſen Geiſt der Unreinlichkeit ſpukten eine Menge Hexen und Geſpenſter und böſe Geiſter in dieſem und jenem Haus, und die Bauern glaubten an ihre Exiſtenz mehr als an das Evangelium. Hexen durch Räucherwerk vertreiben, ein Sargſtück vom Kirchhof holen um Mitternacht als heiliges Gegenmittel wider allerlei Krankheit, Haare, Nägel, Zähne an einem Kreuzweg begraben und andere dergleichen Dinge waren gäng und gäbe unter dem Volk; wer den Glauben dran erſchüttern wollte, wurde oft ſelbſt für behext gehalten. In den Reden und Geſprächen der Bauern fand der Pfarrer von Freudenberg eine unglaubliche Rohheit und Unwiſſenheit; in der Sprache des Fluchens und Schwörens redeten ſie mit Menſchen und Vieh, mit dem ſeufzenden Wagenrad, mit der ſtumpfen Senſe und dem langſamen Pflug; eine Frau, die nicht von ihrem Manne von Zeit zu Zeit geprügelt wurde, war faſt eine Ausnahme. Wie ſchrumpften bei all dieſen Beobachtungen dem wirkensluſtigen Seelſorger ſeine Hoffnungen zuſammen! Wie ward der Duft abgeſtreift von der Idylle, die er ſich geträumt hatte! Wenn er einen Beſuch abſtattete bei einem der benachbarten Dorfpfarrer, ſo fand er's da nicht viel beſſer, und die Hoffnung auf beſſere Zeiten ſchwand noch viel mehr zuſammen, als er ſeine Collegen näher kennen lernte und von ihrer Wirkſamkeit ſich erzählen ließ. Wunderliche Heilige gab es darunter. Hier war der Pfarrer zugleich Weinhändler und verſtand ſich auf den irdiſchen Weinberg viel beſſer, als auf den geiſtlichen; dort hielt die Pfarrersfrau einen Kramladen, um nebenbei auch ein Stück Geld zu verdienen.

Tobias predigte einfach und warm, deckte furchtlos, aber ohne Heftigkeit die vorhandenen Schäden auf und zeigte verſtändlich, wie ſie dem Worte Gottes widerſprächen. Sein Wandel war das Siegel auf ſeine Worte; der Armen, der Kranken nahm er ſich an mit der größten Hingebung und Geduld; der Schüler Herzen feſſelte er wunderbar an ſich im Confirmanden-Unterricht, und da er ſehr oft die Schulen beſuchte und auf die Dauer von einzelnen Stunden die Stelle des Schulmeiſters verſah, ohne jedoch den Stock je in die Hand zu nehmen, ſo übte er eine magnetiſche Kraft auf alle Kinder ſeines Sprengels; wenn ſie von weitem ſeiner anſichtig wurden, liefen ſie auf ihn zu und drückten ihm die Hand. So wurden auch vieler Eltern Herzen gewonnen, und Tobias wagte trotz der erbärmlichen Zuſtände zu hoffen, er werde noch die Früchte ſeiner eifrigen Thätigkeit ſehn. An hellem Morgen oder Abend waren das ſeine ſeligſten Stunden, wenn er, am offenen Fenſter ſitzend, in die Gegend und nach den Alpen hinausſchaute und dabei dachte, wie es bei einer umgehemmten Wirkſamkeit nach ſeinen Grundſätzen in zehn, in zwanzig Jahren in ſeiner Gemeinde ausſehen könnte. Seine Gedanken ſchweiften dabei manchmal noch weiter; es kam ihm vor, es müſſe in der ganzen Behandlung und Regierung des Landvolks ein anderer Ton

Digitized by Google

angeſchlagen werden, wenn man es ſittlich und geiſtig auf eine höhere Stufe heben wolle; es war ihm, als deuteten ſo viele Zeichen der Verderbniß, der ſittlichen Erſchlaffung und ſo viele verjährte arge Mißbräuche darauf hin, eine neue Zeit müſſe kommen, und ihm unbewußt gingen manche ſolcher Gedanken, zum großen Aergerniß des Junkers von Hünenberg, des Gerichtsherrn, auch in ſeine Predigten über. Im Ganzen war es doch für den jungen Pfarrer und ſeine Schweſter eine ſchöne idylliſche Zeit, dies freie Landleben und dieſer Anfang einer hoffnungsvollen Ausſaat; aber ein unangenehmer Vorfall, der ihm aufs deutlichſte zeigte, wie gewagt es war, für das Beſſere kräftig ſeine Stimme zu erheben, ſtörte ihm plötzlich das Glück der erſten Liebe zur Gemeinde. (Fortſetzung folgt.)

Julius Fröbel über Amerika.

(Schluß.)

Am 10. October 1853 verließ Fröbel wieder Newyork, um ſich in Angelegenheiten deſſelben Geſchäftshauſes, deſſen Waarentransport er ſchon einmal begleitet, aufs Neue nach Chihuahua zu begeben. Am 30. d. M. kam man in San Antonio an; Fröbel verließ dieſen Ort, um von Port Lavaca aus Theil an dem Karavanenzug zu nehmen. Er gibt bei dieſer Gelegenheit einige Auszüge aus ſeinem intereſſanten Tagebuche. Wir führen daraus eine Stelle über die merkwürdige, raſche Veränderlichkeit der Witterung in Texas auf. „5. Januar 1854. Der Tag iſt ſehr ſchwül. Gegen Abend bricht ganz plötzlich der furchtbarſte Nordſturm aus, den ich in Texas erlebt habe. Von einer Temperatur wie die eines angenehmen Sommertages (ſicherlich nicht unter 75 bis 80 Grad Fahrenheit) kommt die Luft in weniger als fünf Minuten auf den Gefrierpunkt; oder richtiger geſprochen: auf den vom Winde beſtrichenen naſſen Oberflächen bildet ſich Eis. Ich ſaß ohne Rock und Halstuch zu Pferde, als ich einen Nebel wie einen Höherauch auf uns zukommen ſah, während die Luft anfing Strömungen von ungleicher Temperatur zu zeigen. Ich hatte kaum Zeit meinen Rock anzuziehen und ein Tuch um den Hals zu winden, als der eiſige Sturm mit aller Gewalt über uns hereinbrach."

Am 13. Januar kam er wieder nach San Antonio. Von hier aus ging der Zug bald weiter nach El Paſo, durch die grotesken Landſchaften der weſttexaniſchen Wüſte. Die merkwürdige Geſteinformation zeigt hier eine außerordentliche Mannichfaltigkeit; „die ſenkrechten Felswände löſen ſich in eine Unendlichkeit von Säulen und Säulchen, Zapfen, Spindeln, Kegeln, Thürmen, Zacken, Spitzen, wurmförmig gekrümmten Stangen, Ovalen, Scheiben und Rhomben auf." Harmoniſch mit dieſer Scenerie geht die Vegetation; der hochwachſende Wachholder bildet eine Fortſetzung der ſonderbaren Form der Geſteinswelt. Am 23. März ward El Paſo erreicht.

Digitized by Google

Durch widrige Verhältniſſe bezüglich der Zollangelegenheiten wurde der Freund Fröbels, der Eigenthümer des Waarentransports, genöthigt, nach Californien zu reiſen und in deſſen Geſellſchaft brach in den erſten Tagen des Monats Juni der Verfaſſer ebendahin auf. Man ſchlug den als „Cook's Route" bekannten Weg ein, über den Rio de los Mimbres und die ſonorenſiſchen Ortſchaften Santa Cruz, San Xavier del Bac, Tubac und Tucſon, welche drei letztere jetzt als dem ſogenannten „Gadsden-Ankaufe" angehörig, dem Gebiete der Vereinigten Staaten einverleibt ſind. Das Thal von Santa Cruz gehört zu den ſchönſten Partien im nördlichen Sonora; das Städtchen ſelbſt iſt aber verfallen und klein und ſeine Bevölkerung verkommen. Das Klima dieſes Thales iſt eines der geſündeſten der Welt, der Boden von außerordentlicher Fruchtbarkeit, und beſonders gedeihen Waizen und Baumfrüchte aller Art. Die mit Eichen, Eſchen, Platanen, Weiden und Wallnußbäumen bewachſenen Flußufer, die mit Nadelwald bedeckten höheren Gebirgsſtöcke machen einzelne Partien des Thales zu ungemein reizenden. „Punkte wie Tumacacori und San Xavier del Bac würden auch in Italien, Griechenland oder Klein-Aſien zu hoher Berühmtheit gelangt ſein." Im untern Theile des Thales tritt der rieſenhafte Säulencactus (Cereus giganteus), von den Einwohnern des Landes Saguarro genannt, auf, der eine mannsdicke cannelirte Säule von dreißig, vierzig bis fünfzig Fuß bildet, mit feigenähnlich geſtalteten eßbaren Früchten, die längs den Kanten an der Spitze der Säulen ſtehen. In der Nähe der Gebäude der alten berühmten Miſſion San Xavier del Bac lebt noch der letzte Reſt der ehemals hier vereinigten Pimas in niedrigen Erdhütten, zwiſchen denen die ſtattliche Kirche, eine der ſchönſten und wohlerhaltenſten des Staates Sonora, aufragt. Die Pimas ſind ſtolz darauf Chriſten zu ſein; es ſind gutmüthige, ſtille, ehrliche Menſchen von ſtrenger Disciplin. Jetzt iſt San Xavier del Bac eine Mitärſtation der Vereinigten Staaten, und demzufolge mögen ſich die Verhältniſſe ſeitdem ſehr geändert haben.

Die Reiſenden gelangten bald an den Rio Gila und längs dieſem hin nach dem Fort Camp Yuma, am Zuſammenfluß des Gila mit dem Colorado gelegen. Zahlreiche Notizen über die Pimas, die Yumas und andere Indianer, über in Felſen gehauene indianiſche Charaktere geben, durch ſorgfältig gearbeitete Abbildungen veranſchaulicht, den bezüglichen Capiteln des Buches außerordentliches Intereſſe.

Von Camp Yuma traten die Reiſenden in die berüchtigte Colorado-Wüſte ein, welche weiter nichts iſt als eine Bucht, die ſich zwiſchen die öſtlichen und weſtlichen Gebirge hinzieht, und die äußerſte nordweſtliche Spitze des Tieflandes, ehemals zum Bette des californiſchen Meerbuſens gehörend, iſt.

Im September traf die Caravane in Pueblo de los Angelos ein. Fröbel hatte ſomit ſeine Reiſen durch die Wildniſſe des nördlichen Amerika beendet,

Digitized by Google

die von Leiden, Mühsalen und den härtesten Entbehrungen begleitet waren. „Alles zusammengefaßt", bemerkt er, „hat das rohe und harte Leben auf einem solchen Zuge durch die Wildniß seine großen Reize, welche eine verlockende Gewalt über das Gemüth bekommen können, und ich weiß in der That nicht, ob sie nicht größer sind als die der Civilisation. Jedenfalls habe ich einige der ungetrübtesten Stunden meines Lebens, in einem von jedem Drucke befreiten Seelenzustande, auf diesen Fahrten zugebracht. Der Erfahrene indessen sollte den Menschen der Civilisation vor diesen Reizen des Lebens in der Wildniß warnen. Wem das Schicksal die zweideutige Gunst erwiesen hat, beide genossen zu haben, wird ein getheiltes Herz behalten so lange er lebt."

Ueber die physisch-geographischen Verhältnisse des nordamerikanischen Continentes läßt er eine Reihe der interessantesten Bemerkungen folgen, die gewiß jedem Leser, der einen Blick auf die Karte werfen will, höchst willkommen sind.

Gehen wir auf den letzten Theil der Reise zurück. — Pueblo de los Angelos, zu deutsch ein „Wohnort der Engel", liegt „am Fuße eines hier abbrechenden Hügelplateau's, welches nach dem Winterregen mit Gras und einer bunten Flora prachtvoller Blumen bedeckt ist. Durch eine Schlucht, welche sich hinter dem Orte aus diesen Hügeln öffnet, bricht ein klarer Bergstrom hervor." Das herrliche Klima dieses Landstriches wird man ahnen, wenn man von den Gärten von Los Angelos liest: „Aus dem dunkeln Laube glänzen im Spätsommer die goldenen Limonen und Orangen hervor, die Reben sind mit schweren Trauben belastet, fleißige und wohlgekleidete Menschen sitzen im Schatten und füllen mit Sorgfalt Tausende reinlich gearbeiteter Kisten mit den süßen Früchten."

Am 30. September schiffte sich Fröbel nach San Francisco ein. Von dieser jungen, aber gewaltig sich ausdehnenden Stadt am stillen Ocean entwirft der Verfasser ein lebendiges Bild. Jede Nation, jeder Bildungsgrad, jede Klasse der Gesellschaft findet hier ihre Vertreter. Vom fürstlich eingerichteten und fürstlich lebenden Kaufmann bis zum californischen Indianer, „der ursprüngliche Herr des reichen Landes, und jetzt der ärmste und letzte von allen seinen Bewohnern", begegnen sich hier die Menschen unter allen Verhältnissen des Lebens.

Es ist natürlich, daß die Lebensäußerungen unter so verschiedenen Verhältnissen lebender Menschen eben so auffallend, eben so verschiedenartig sein müssen. In dem kosmopolitischen Getümmel einer solchen Stadt sind die Mordthaten, Räubereien, Schwindeleien, wie sie vorkamen und die Blätter füllten — und von deutschen Blättern ohne die Gegensätze abgedruckt wurden — erklärlich. Die Extravaganzen und Abenteuerlichkeiten haben sich in der dreimal niedergebrannten und dreimal wiedererstandenen Stadt seitdem verändert, und wenn auch bei einem betrügerischen Bankbruch der californische Volkshaufe das Gesetz etwas außer Acht ließ und „das Gewölbe und

Digitized by Google

die Casse des falliten Hauses sprengte, unmittelbar an Ort und Stelle Einen aus seiner Mitte mit der Liquidirung ihrer Forderungen beauftragte und die Rückzahlung der Depositа in größter Ordnung, aber stehenden Fußes, vor sich gehen ließ", so charakterisirt dies wohl einerseits die Zustände, andererseits halten wir dies für ein nicht schlecht statuirtes Exempel eines raschen Rechtsverfahrens.

„Das nach großartigem Maßstabe angelegte Leben von San Francisco bewegt sich in einer Natur, deren Styl nicht minder groß ist. Die Formen der Gegend sind kühn, und es fehlt ihnen nicht an plastischen Harmonien. Die Vegetation, obschon auf Sträucher und andere niedrigere Gewächse beschränkt, ist reich, die Flora prachtvoll. Das Klima hat sehr große Vorzüge."

Die letzten Capitel beschäftigen sich mit den Ausflügen des Verfassers in der Umgebung von San Francisco und mit seiner Rückreise nach Newyork. An Bord des Dampfers Cortes, den er bestieg, traf er eine Anzahl verwegener Bursche, welche einen Zuzug zu der Flibustierschaar William Walker's bildeten. Das Cap San Lucas, die südlichste Küste der alt-californischen Halbinsel, ward am 25. September umschifft; am 1. October zeigten sich die Spitzen der Vulkane von Guatemala, und am 3. October landete Fröbel zu San Juan del Sur. Hier hatte General Walker sein Hauptquartier, und der Reisende hatte Gelegenheit, denselben in einem Zelte an offener Thüre sitzen zu sehen. Er hatte gerade sein siegreiches Gefecht von Virgin Bay bestanden. Ob Walkers Drama sein Ende erreicht hat, wer weiß es? den Anschein hat es jedoch. Immerhin interessant werden den Lesern die Notizen sein, die Fröbel über die Verhältnisse jenes Zeitabschnittes und der betroffenen Länder gibt. Er weist noch einmal mit Vorliebe auf das für Colonisation besonders geeignete Central-Amerika, auf die lauen Höhen von Chontales, Matagalpa, Neu-Segovia und Ober-Mosquitia, und die kühleren Plateaux von Costa Rica, Honduras und Guatemala hin. Wir verlassen hier den Verfasser, indem wir noch einmal auf die Trefflichkeit seiner Schilderungen und die genaue Charakteristik der Verhältnisse hinweisen, und versichern den Leser, daß das Werk ihm eben so viel Interesse erwecken wird, als es ihm ein richtiges Bild des westlichen Continentes gibt.

F. Rittweger.

Aus Wien.

Der Fasching des alten und neuen Wien. Drama und Musik. Neue Zeitschriften.

Wenn ich heute von Bällen, Theater, Concert u. s. w. spreche, so geschieht es nicht darum, weil ich das Bedürfniß hätte, müßig über das Müßige zu reden, sondern weil in den großen europäischen Städten der Müßiggang der feinste Exponent der Cultur ist.

Digitized by Google

So würde z. B. ein Beobachter, welcher vor zwanzig Jahren den Wiener Fasching gesehen und welcher neueren und zumal diesjährigen Datums ihn wieder mitgemacht hätte, folgende sittengeschichtliche Bemerkung machen können. Damals hatte der obere Volkstheil die Neigung zu dem untern herabzusteigen, heute ist der untere im Aufsteigen zu dem obern begriffen. Die Bälle der Rotüre, welche bis zu den Fiaker- und Wäschermädchen-Bällen oft die dreistesten Klassen-Nüancen des bürgerlichen Organismus auszudrücken wagten, waren nicht etwa so zu verstehen, daß sie sich auf das Publikum beschränkten, dessen Namen sie trugen. Sondern der Name bezeichnete bloß den tonangebenden Geist, aber Genosse dieses Geistes war die ganze Stadt. Namentlich die Noblesse stieg gern von ihren olympischen Sitzen herab und schien, ihre eignen Picknicks fast nur als negative Seite des Carnevals behandelnd, die positive Faschingslust in jenem Arkadien Rubens'scher Carnation zu genießen. Bis tief in die Fasten hinein pflegten dann die Ovide der Stadt von den Abenteuern der Götter unter den Töchtern der Erde stoffreiche Metamorphosen zu erzählen, welche noch heute der Grundstock von dem Mythus des lustigen Wieners sind. Diese Mythologie nun hat aufgehört. Industrie, Finanzwirthschaft, Luxus, Bildung — wenn der schüchterne Ausdruck erlaubt ist — jonische Masseneinwanderungen unter die alten Pelasger, das Alles hat das Volk seinem arkadischen Naturzustand entfremdet. Arkadien macht dem Olymp seine Reconnaissance-Visite. Der Olymp, weniger geschmeichelt als überrascht, beginnt zu reagiren. Ballcomités entstehen, Civil- und Militärgouverneure der Faschingslust, Wohlfahrts-Ausschüsse des „Anstands", Belagerungszustand, Terrorismus. Jeder Ball ist ein „Eliten"-Ball. Arkadien copirt, die Copie wird wieder copirt, und die ungeschlachteste Faust, zum Copiren zu grob, pausirt den Anstand noch durch Strohpapier. Die Ordnung herrscht in Warschau!

Aber die Warschauer Ordnung war Entnationalisirung. Eine ähnliche Bewandtniß nun hat es mit den Wiener Ballordnungen. So oft wir Wiener das Surrogat für Nationalität, den Lokalcharakter, aufgeben, so oft entdecken wir denn, daß wir nicht eine gens, sondern eine colluvies gentium sind. Wir haben dann gar keinen Charakter. Vom Mutterlande durch Lage, Geschichte und Politik in eine bestimmte Distanz gesetzt, ist eigentlich nichts deutsch an uns als die Zunge. Der große lebendige Blutumlauf deutscher Art und Sitte ernährt und befruchtet uns nicht mehr wie andere centrale Organe. Indem unser Fasching aufhörte wienerisch zu sein, fing er noch nicht an deutsch zu sein. Indem wir der naiven Rohheit der Lokalformen entwuchsen, war unser Deutschthum nicht produktiv genug, Formen dafür zu erzeugen, wie sie z. B. in Cöln und Mainz, in München, in Nürnberg, unbeschadet der bestimmtesten Lokalfarbe das satteste Colorit des deutschen Geistes tragen. Das Phantastische, volksthümlich Humoristische, Witzige,

Digitized by Google

Bilderreiche — das künſtleriſch erfindſame Element des deutſchen Geiſtes iſt hier nicht in Anſätzen vorhanden. Unſer Künſtlerball unterſcheidet ſich kaum vom Juriſtenball, und dieſer iſt nicht etwa ein ſtudentiſcher, ſondern ein diplomatiſcher Ball vom reinſten Waſſer. So veredelt ſich unſer Volksleben, indem es in Maſſen ſich aufgibt und der Reſt an dem dünnen Faden importirter Pariſer Formen hängt. Das iſt der ſittengeſchichtliche Commentar zu dem Satz: Unſre Bälle waren heuer wenig, aber „elegant."

Das Theater erhielt durch das Gaſtſpiel der Franzoſen an der Wien und der Riſtori in der Leopoldſtadt einen gewiſſen weltbürgerlichen Wurf. (Ueberhaupt wäre der Gedanke, für fremdſprachliche Aufführungen eine ſtehende Bühne in Wien zu gründen, bei den polyglotten Verhältniſſen des Reiches recht beherzigenswerth.) Die Franzoſen ſpielen, nebſt vielem Obſcuren, natürlich die Trümpfe ihrer neueſten Dramatik aus: Dame aux camélias, Filles de marbre, Fiammina, Fils naturel. Wer kennt ſie nicht, dieſe Stücke, wer hätte den Muth noch was Neues zu ſagen über ſie? Ihr Correſpondent hat ihn. Denn was äſthetiſche Phariſäer unter dem Scheine des Idealismus auch ſeufzen und zetern mögen: dieſe Stücke ſchildern den Sittenzuſtand ihres Volkes, und das iſt ihre Berechtigung. Der Hunger, womit wir ihnen nachlaufen, wir ſittlich Entrüſteten, iſt aufrichtiger als wir ſelbſt; er beweiſt wie gern wir unſern eigenen Geſellſchaftszuſtänden den gleichen Liebesdienſt erwieſen, wenn eine hohe Obrigkeit es erlaubte. Und darum allein iſt wohl die Traube ſo ſauer!

Frau Riſtori iſt auch heuer die große Tragödin, als welche wir ſie kennen; ſie hat ihr Repertoire um einige Novitäten bereichert. Mit mehr als berechtigtem Egoismus aber iſt ihre Truppe zuſammengeſetzt.

Das Kärnthnerthor unter ſeinem proviſoriſchen Leiter Hrn. Eckert hat mit der ſicilianiſchen Vesper, der Königin von Cypern und den Weibern von Weinsberg in ziemlich raſcher Folge anerkennenswerthe Verſuche gemacht. Doch ſcheint keine dieſer Opern Repertoirſtück werden zu ſollen. Die alte Muſik findet leider einen Widerſtand, den die Kritik allein nicht zu brechen vermag.

Von einer kleinen, im Verſchwinden begriffenen Lokalbühne, ſonſt Hofburgtheater geheißen, braucht man nicht mehr zu ſprechen, es wäre denn in Momenten, wo man an den Tod denken will. Ich habe alle Achtung vor der Conſequenz der Unverbeſſerlichkeit. Man laſſe nur fleißig Fräulein Goßmann die Grille ſpielen und Herrn Fichtner den Cato von Eiſen, das ſeichteſte aller Machwerke, und der Kunſt iſt genügt. Kommt noch Hr. Bethmann hinzu, ſo iſt die Geſellſchaft ſogar auf drei Perſonen verſtärkt! Mit zwei Nichten und einem Gevatter Schenkwirth aber ſchlug Vauſen die ganze ſpaniſche Invaſion aus dem Felde!

Die Concerte haben auch diesjährig die Cultur der Muſik mehr ins Breite als ins Tiefe geführt. Das Clavier feierte durch Hrn. Rubinſtein

Digitized by

einen blendenden, aber raſch verklingenden Erfolg. Rubinſteins Spiel iſt in ſeinem ganzen Unterbau Lißt: vollſtändige Beherrſchung der Mittel. Nur die Spitze fehlt; das Genie, die ſelbſtſchaffende Phantaſie. Hr. v. Meyer, der ironiſche Bacherl des Piano, zieht ſein Inſtrument in eine Walzer- und Polka-Sphäre herab, daß man vernagelt ſein müßte, wenn man nicht Spaß verſtünde. Man legt die kritiſche Feder weg und lacht. Das Cello ſchien in Hrn. Piatti einen überraſchenden Fortſchritt gemacht zu haben. Man ſah mit Erſtaunen, wie unter den Händen dieſes zärtlichen Rizio die ſpezifiſche Rauhheit des Inſtruments ſchmolz und den weichſten Geſang der Flöte anſtimmte. Schon datirten Enthuſiaſten eine neue transfigurirte Kunſtepoche des Cello, da beſann man ſich noch im rechten Augenblicke und bedachte, daß man den Hermaphroditismus doch nur in der griechiſchen Plaſtik wolle gelten laſſen, daß dem Cello aber ſeine mannhaften Brummtöne recht wohl ſtünden.

Dieſe drei Virtuoſen waren bisher die Matadore der Saiſon. Das übrige Detail wird Sie kaum intereſſiren; Sie werden es in einer Muſikzeitung ſuchen wollen.

Gewiß wunderten Sie ſich ſchon, daß ich Ihnen von den neuen belletriſtiſchen Zeitungen noch nichts berichtet, welche, wie man geglaubt, durch die Stempelſteuer auf politiſche Zeitungslektüre in Maſſe emporſchießen würden. Nun, die Maſſe iſt ſo groß nicht geworden. Außer Kleinigkeiten lokalen Rangs könnte ich Ihnen nur zwei Unternehmungen dieſer Art nennen: die Jagdzeitung und das öſterreichiſche Morgenblatt. Die Jagdzeitung, von einem unſrer beſten Publiciſten, Hrn. A. Hugo redigirt, erſcheint halbmonatlich in einem eleganten Octav, circa zwei Bogen ſtark. Ihr Inhalt iſt Sport. Wenn es ihr gelingt, die ſpröden ariſtokratiſchen Federn zum Schreiben zu bringen und umgekehrt dem ſchriftſtellernden Handwerk ein wenig ariſtokratiſche Eleganz anzuerziehen, ſo kann ſie ein unermeßliches Verdienſt auf ihr Haupt ſammeln, namentlich in hieſigen Landen. Die Perſönlichkeit und die ſociale Stellung des Redakteurs bieten aber nach beiden Richtungen hin ſo glückliche Flanken, daß ich an der Aufgabe nicht verzweifeln möchte. Die vorliegenden vier Nummern ſind recht ſchmackhaft.

Das öſterreichiſche Morgenblatt erſcheint täglich in Folio! Ein belletriſtiſches Blatt — und jede Linie Original-Beitrag! Sie merken, hier iſt von einer buchhändleriſchen Großthat die Rede. Es iſt einer jener ſchönen Ausnahmsfälle, in welchem der verrufene Kleinſinn des deutſchen Verlegers einen kühnen und ehrenvollen Wurf wagt. Die beſten Namen ſind erworben, aber was die Hauptſache iſt, auch die Perſonen dazu. Der Redakteur, ein feines Köpfchen, hat ein feines, ſäuberlich' Netz von Contrakten geſponnen und die Herren Namens-Inhaber damit vergewaltiget. Der Käufer wird alſo diesmal nicht von Namen geködert, die nichts ſind als ein Verſprechen.

Digitized by Google

Das Blatt erscheint in Prag in der Vetterl- (Renn'schen) Buchhandlung mit 1. März d. J. Ich wünsche ihm alles Glück. Es wird's brauchen. Denn leider kostet es, das Maß seiner Verwegenheit voll zu machen, nur 10 Gulden.

Apropos, eh ich schließe. Ihr eigenes Format seit Neujahr hat mich recht angenehm überrascht. Es sieht so appetitlich aus! Aber die Musen sind schüchterne Mädchen. Ich will sie nicht roth machen. Adieu!

Literarische Rundschau.

— **Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur** im achtzehnten Jahrhundert, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von J. G. Findel; Leipzig, E. Graul, 1857. — Dieses Buch kann als ein rechtes Muster der jetzt beliebten schädlichen Manier des Literatur-Unterrichts gelten, gegen die in diesen Blättern kürzlich ein ernstes Wort gesagt wurde. Es bewegt sich durchgängig in dem Ton des Aburtheilens über Gruppen und Kategorien und aus keinem einzigen Kapitel weht uns der gesunde Hauch der selbstständigen Kenntniß, der Specialität entgegen. Gibt es doch von Hagedorn bis Jean Paul so manche Figur in der Geschichte unserer Geistesbildung, deren tiefere Züge noch zu entwickeln wären; Hr. Findel aber begnügt sich durchgängig mit Sätzen, wie sie jeder „Leitfaden" heutzutag einem Gervinus, Vilmar oder Hillebrand entnimmt und durch Nachbeterei entwerthet. Er schnurrt ohne Stocken die ganze Litanei ab: Gottsched hat bei seiner Anmaßung mannigfache Verdienste; Hagedorn war ein heiterer Gesellschafter, „obwohl nicht reich"; Lessing verzehrt auf zwei Octavseiten die bekannten Weihnachtsstriţeln seiner Mutter; Hebel ist den Dichtern des Hainbundes verwandt; Lenz ist ein Meteor, Klingers Dramen ungenießbar, seine Romane besser; Göthe schwingt sich gleich einem Halbgott auf; und so geht es fort bis zu Jean Pauls Humor, der seinen Urquell nicht im Hohn, sondern in der Liebe hat. Der Verfasser bezeichnet sich als den Herausgeber von K. Barthel's „Nationalliteratur im Mittelalter"; für das neunzehnte Jahrhundert verweist er in einem Athem auf denselben Schriftsteller und auf die Geschichten von Julian Schmidt und Gottschall. Er selbst verdient keineswegs den Rang neben Barthel, dessen Vorzug und Fehler gerade darin bestand, daß die historische Auffassung durchweg das Gepräge seiner vielleicht einseitigen, aber ächten und entschiedenen Denkweise trug. Hr. Findel aber verquickt Autoritäten der verschiedensten Richtung zu dem gleichen Brei. Von Hamann gibt er eine ungünstige Skizze, aus welcher Gervinus hervorguckt, stellt aber dicht daneben das feine, sachkundige, sinnige Urtheil Wachler's, eines leider altmodischen Literarhistorikers, der an treuem Fleiß, an Liebe zur Sache, an gleichmäßigem Sinn für das Formale, das Ethische und Literarische hoch über den meisten seiner Nachfolger steht. Möchten doch die Letzteren sich seiner einfachen, dem Gegenstand zugewandten Behandlung wieder nähern! Dann würden wir nicht die jetzige Abart eines literarischen Unterrichts zu beklagen haben, der junge Pensionsgänse mit fertigen Urtheilen stopft und in ihnen eine schwammige, krankhafte Ueberbildungsleber statt gesunder, thätiger Organe nährt.

— **Neue Dramen.** — „Die beiden Cagliostro", von Robert Giseke, ist ein historisches Intriguenstück, also einer Gattung angehörig, die im deutschen Originaldrama schwach vertreten ist. Es fehlt ihm weder an Interesse noch an treffenden historischen Zügen, freilich auch nicht an Unwahrscheinlichkeiten. Der Antagonismus der kophtischen Gesellschaft (unter Cagliostro) und der Rosenkreuzer dürfte in der Art, wie ihn der Verfasser zu seiner Verwickelung benutzt hat, schwer nachzuweisen sein. Doch sieht man bei Motiven wie das vorliegende gern über einen kecken Griff im dramatischen Zuschneiden hinaus, namentlich da jene Stimmung der Zeit,

Digitized by Google

die ſich in der Theilnahme an geheimen Geſellſchaften äußerte, gut getroffen iſt. Bei der Aufführung wird der Erfolg, wie Hr. Giſeke ſelbſt richtig bemerkt, weſentlich von den Schauſpielern abhängen. Wir wiſſen nicht, warum ein Stück, das dem deutſchen Leben entnommen iſt, des Verſuches minder werth ſein ſollte als franzöſiſche Producte von gleicher oder geringerer Bedeutung. Der alte Reichsgraf, mit ſeiner Liebhaberei für Aufklärung, iſt eine gute und wahre Figur; Caglioſtro und ſein Rival müßten freilich von Leuten geſpielt werden die des Effectes Meiſter ſind. Ein Mangel des Stücks liegt darin, daß die weiblichen Charaktere an Intereſſe hinter den männlichen zurückſtehen. Der Verfaſſer kommt im Vorwort natürlich auch auf Goethe's Großkophta zu ſprechen, und führt Carlyle's Urtheil an: „Es iſt dieſes Stück eine dramatiſche Fiction, auf die genaueſten hiſtoriſchen Studien begründet, worin vielleicht das treueſte Bild des geſchichtlichen Factums, welches noch in irgend einer Form vorhanden iſt, als künſtleriſches Miniaturgemälde vor uns liegt." — Während in Wien ein fünfaktiges Drama „Heinrich der Löwe" von Franz Niſſel mit mäßigem Beifall aufgeführt wurde, iſt hier in Frankfurt (bei Sauerländer) der von uns bereits erwähnte „Friedrich Barbaroſſa" von J. B. von Schweitzer im Druck erſchienen. — Das Stück, in welchem die Riſtori in Wien am meiſten Wirkung hervorbrachte, heißt „Debora, dramma popolare di S. H. Mosenthal, riduzione italiana di G. Cerri."

— „**Henriette Herz**, ihr Leben und Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürſt." Von dieſem liebenswürdigen Buch iſt die zweite Auflage erſchienen, außer vielen Einzelheiten noch vermehrt durch einen umfangreichen Aufſatz „Zeitgeſchichtliches", in welchen ſich die berühmte Frau im Verhältniß zu den politiſchen Ereigniſſen, wie auch zur geſelligen Entwicklung von Berlin darſtellt. Der Bericht umfaßt einen weiten Zeitraum; denn Henriette Herz nahm bereits am Unabhängigkeitskampf der Amerikaner geiſtigen Antheil — ſie war beim Abſchluß deſſelben 19 Jahre alt und ſchon ſeit vier Jahren verheirathet, — und erlebte noch die Sitzungen des vereinigten Landtags in Berlin; ſie ſtarb im October 1847, drei und achtzig Jahre alt. Sie verſichert, „daß die Idee völliger Gleichberechtigung vor dem Geſetz damals (1783) vielleicht noch eine mächtigere Herrſchaft übte als heute, und ſelbſt von jungen Edelleuten lebhaft erfaßt wurde, ſo viele politiſche Vorzüge der Adel auch in Preußen genoß." In demſelben Abſchnitt erhalten wir Auskunft über eine andere Figur der Berliner Kreiſe, eine Dame gleichfalls jüdiſchen Urſprungs, Sarah Levy, eine Schweſter der Baroninnen von Arnſtein und von Eskeles in Wien, die in den Trauerjahren nach 1806 eine erhöhte Geſelligkeit in der preußiſchen Hauptſtadt faſt allein aufrecht hielt; ſie ſtarb erſt vor vier Jahren, 91 Jahre alt.

— Die von R. Haym herausgegebenen **Preußiſchen Jahrbücher**, von denen kürzlich das erſte Heft erſchienen iſt, haben bereits eine Polemik zu beſtehen, und zwar eine ſolche, die für ihre Stellung nach einer wichtigen Seite hin maßgebend werden kann. Die Veranlaſſung dazu gibt ein Aufſatz der Jahrbücher über „die Aufgabe deutſcher Staats- und Rechtsgeſchichte." In demſelben war auch des Profeſſors Ferdinand Walter in Bonn und ſeiner Richtung in ſehr beſtimmter Weiſe gedacht, ſo daß der Angegriffene den Anlaß wahrnahm, ſich dagegen in einem beſonderen Druckbogen (erſchienen bei Marcus in Bonn) auszuſprechen. Folgender Satz der Jahrbücher drückt die Anſchuldigung, gegen welche Profeſſor Walter ſich erklären zu müſſen glaubt, am ſtärkſten aus: „Es iſt dieſer Richtung ein Räthſel — oder vielmehr, ſie laſſen durchblicken, daß hier die Macht der Kirche bereit ſein würde, die Fahnen der Revolution zu weihen, an denen ſie nicht auszuſetzen haben, daß ſie luſtig im Winde flattern, ſondern nur daß ſie ungeweiht ſind."

— **Glockenkunde.** — Wie ſehr das Studium des Mittelalters von Seiten ſeiner Kunſt und ſeiner Alterthümer in verſchiedenen Ländern gleichzeitig aufblüht, zeigt das Erſcheinen zweier ausführlichen Bücher über die Glocken in techniſcher, kirchlicher, hiſtoriſcher Beziehung. Das eine Werk, ein deutſches, hat den ausgezeichneten Archäologen, Paſtor Heinrich Otte

Digitized by Google

in Fröhden, zum Verfaſſer; das andere in engliſcher Sprache, rührt ebenfalls von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen her, dem Revd. William Lukis in Wiltſhire. Derſelbe geht in ſeinem „Verſuch über die Glocken“ auch auf ihre poetiſche und religiöſe Bedeutung ein und zieht die Sagen in Erwägung, die ſich in Bezug auf Luftreinigung, Witterungskunde (das bekannte fulgura frango) an ſeinen Stoff knüpfen. Beide Schriftſteller nennen die berühmteſten Glocken, geben über die Inſchriften auf denſelben Auskunft und behandeln auch das Akuſtiſche und Muſikaliſche. Die Vielſeitigkeit dieſer Beziehungen geht noch über Schillers weite Auffaſſung des Motivs hinaus.

Unterhaltungen.

— **Die Gräber zu Ottenſen** ſind jedem Freunde deutſcher Poeſie, wo nicht aus Mahlmanns elegiſcher Klage, doch aus Rückerts herrlichen Gedichten bekannt. In Holtei's Album „für den evangeliſchen Friedhof in Gratz“ gibt H. Zeiſe über dieſelben einen authentiſchen Bericht. Zunächſt ſpricht er von den Zwanzigtauſend, die der hartherzige Davouſt in Wintersnoth aus Hamburg vertrieb und von denen einige Tauſend in Altona liebreiche Aufnahme fanden. Aber Viele trugen ſchon den Anſteckungsſtoff in ſich und ſanken dahin wie Halme vor dem Schnitter. Die Leichen konnten nicht in Särgen beſtattet werden; man ſchichtete ſie „in Ottenſen auf der Wieſe“ zuſammen und bedeckte ſie mit Kalk. Im Jahr 1815 errichteten die Hamburger hier einen Sandſteinwürfel mit paſſender Inſchrift als Denkmal für ihre entſchlafenen Mitbürger; Birken und Weiden beſchatteten daſſelbe. Der Eigenthümer, der nur zehn Thaler Grundmiethe für die Wieſe empfing, wollte ſie ſammt einer daneben liegenden, die er ebenfalls nicht mehr benutzen konnte, künftig nur für zwanzig Thaler jährlich dem Staat überlaſſen. Was thaten die Hamburger, dieſer wahrlich nicht ſchreienden Forderung gegenüber? Sie ließen die Gebeine ausgraben, in Kiſten verpacken — ſie mußten, ſagt man, beim däniſchen Amt als außer Land gehende Knochen verzollt werden — und verſcharrten ſie in einer Ecke des St. Nicolai-Kirchhofes; der Steinwürfel ſteht jetzt, von Tannen umringt, beinahe hart an der Landſtraße. — Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, den Rückert den Feldherrn der zwölfhundert Hamburger Todten nennt, ruht ſeit 1819 nicht mehr an der Mauer der Kirche von Ottenſen, ſondern in der Dom- oder St Blaſiuskirche; dieſelbe, von Heinrich dem Löwen geſtiftet, birgt außer ihm noch neun im Krieg gefallene Fürſten. Sein Sterbehaus in Ottenſen, ihm zu Ehren „Carlsruhe“ geheißen, iſt vor Kurzem verbrannt. — Klopſtocks Grabmal, „von Linden umſchattet“, iſt im Jahr 1842 auf Veranlaſſung der Schleswig-Holſtein'ſchen patriotiſchen Geſellſchaft erneuert worden; namentlich ſetzte man es auf eine Grundlage von norwegiſchem Granit und vertauſchte die hölzerne Umfaſſung mit einem geſchmackvollen Eiſengitter. Die Linde jedoch, die es beſchattet, iſt dieſelbe, die der 34jährige Dichter im Jahr 1758 für ſeine jetzt neben ihm ruhende Meta pflanzte. Klopſtocks Wohnhaus in der Königsſtraße wurde niedergeriſſen; doch über der Thür des neuen, das nun an ſeiner Stelle ſteht, hat man wieder die alte Steintafel eingelaſſen mit der Inſchrift „Die Unſterblichkeit iſt ein großer Gedanke“ und mit dem Beiſatz, daß er hier dreißig Jahre lebte und hier auch ſtarb. Er liegt in däniſchem Boden, und ſo kann man noch jetzt Rückerts Worte anwenden:

Wir hoffen, daß in Frieden
Er ruht indeß in Gott,
Nicht ſieht bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

Die Klopſtockslinde breitet ihre Zweige auch über das Grab des edlen Schmidt von Lübeck, deſſen Gedichte in ihrem einfachen Ausdruck ein Gemüth voll Klarheit und Wärme

Digitized by Google

kundgeben; er ſtarb, 83 Jahre alt, im October 1849. Auf dem Denkſtein lieſt man ſeinen Spruch:

Tod iſt ja nur ein Menſchenwort,
Denn Tod iſt weder hier noch dort.

Eine noch längere Lebensdauer war dem berühmten deutſchdichtenden Dänen, Hans Wilhelm von Gerſtenberg, vergönnt, dem Verfaſſer des Ugolino. Derſelbe ruht auf dem Heiligen-Geiſt-Kirchhof zu Altona, alſo in der Nähe ſeines Vorbildes Klopſtock, deſſen Odenverſe er ſogar den Piſaner Nobili in ſeiner Tragödie in den Mund legte. Das Motiv derſelben kann nicht leicht geſchmackloſer erdacht werden, indem von den fünf Perſonen des Stücks drei verhungern, und doch iſt es in vielen Einzelheiten kraftvoll und ergreifend. Gerſtenberg war 1737 in Tondern geboren und ſtarb 1823 in Altona. Um die ungeheure Bewegung, die ſeine Lebensdauer umſchließt, literaturgeſchichtlich zu bezeichnen, erwähnen wir nur, daß bei ſeiner Geburt Brockes' und Gottſcheds, bei ſeinem Tod Börne's und Heine's Ruhm im Aufſteigen war.

In Ottenſen ſtarb auch Oberſt Köller, den der gebildete Deutſche, wo nicht aus der Geſchichte, ſo doch aus Michel Beers oder Heinrich Laube's Struenſee kennt. Die Freunde poetiſcher Gerechtigkeit werden mit Intereſſe vernehmen, daß er ſich in Altona menſchenfeindlich von jedem Umgang zurückzog, die unteren Fenſter ſeines Wohnhauſes vermauern ließ und ſchließlich durch Selbſtmord endete.

— **Beda Weber als Literarhiſtoriker.** — Daß der hochbegabte Kanzelredner, den die hieſige katholiſche Gemeinde zu Anfang dieſer Woche verloren hat, auch als Schriftſteller vielſeitig thätig war, iſt bekannt. Die Nekrologe verzeichnen ſeine ſehr tüchtigen Bücher über Tirol, ſein „Giovanni Maria della Croce“ und andere Schriften, die ſich durch Klarheit und Kraft des Styls auszeichnen und zum Theil die Bildung nach antiken Muſtern bekunden; denn Beda Weber galt in der Zeit, da er Profeſſor am Gymnaſium in Meran war, als Hauptvertreter einer humaniſtiſchen Richtung. Wir finden es auffallend daß gerade eine ſeiner vorzüglichſten Arbeiten in den Berichten der Blätter nicht genannt iſt, eine Monographie wie unſere Literaturgeſchichte deren nur wenig aufzuweiſen hat, nämlich ſein „Oswald von Wolkenſtein.“ Dieſer deutſche Lyriker des fünfzehnten Jahrhunderts (1367—1445) war eine höchſt merkwürdige Perſönlichkeit; ſchon in ſeinem elften Jahr zog er mit dem älteren Dichter Haug von Montfort gegen die heidniſchen Preußen, focht ſpäter unter König Sigismund bei Nikopolis und bekämpfte endlich mit den Portugieſen die Mauren in Nordafrika. In der Geſchichte der deutſchen Poeſie bilden er und Haug oder Hugo von Montfort, alſo ein Tiroler und ein Vorarlberger, das wichtigſte Mitglied zwiſchen dem höfiſchen Ton der Minneſänger und der geſunden Derbheit des ſpäteren Volksliedes; wie denn ſeine ganze Zeit uns die Erhebung des demokratiſchen Princips, und neben ihm die letzte Farbenpracht des Ritterthums als Grundzüge aufweiſt. Dieſe Zeit und dieſen Mann hat Beda Weber mit vollendeter Sachkenntniß nach allen Richtungen geſchildert; ſpäter veranſtaltete er eine Ausgabe von Oswalds Gedichten (Inſpruck, 1847.) Webers ſchriftſtelleriſches Auftreten in der Beſprechung von Tagesfragen näher zu charakteriſiren, iſt unnöthig, da er ſelbſt es mit Beſtimmtheit in den Worten bezeichnet hat:

Nie verläugn' ich meine Fahne;
Ja, ich bin Ultramontane
Mit den Worten, mit der That,
Treu der Kirche wie dem Staat.

— **Frankfurter Kunſtverein.** Die Ergebniſſe der bisherigen Thätigkeit dieſes Vereins haben ſich bei der jüngſt abgehaltenen Generalverſammlung als ſehr erfreulich herausgeſtellt und werden ihm das Intereſſe der geſammten deutſchen Kunſtwelt in erhöhtem Grade zu-

Digitized by Google

wenden. Bei der centralen Stellung, die der Verein gewonnen hat, ist es ihm in kurzer Frist gelungen, den Absatz der Kunstwerke in überraschender Weise zu fördern. Von 116 auswärtigen Künstlern wurden 174 Werke im Werth von beiläufig 36000 Gulden an Private verkauft; außerdem hat die Gesellschaft selbst über 13000 Gulden zum Ankaufe von Gemälden und Aquarellen auswärtiger Künstler für ihre Verloosungen verwendet. Für die in Frankfurt wohnenden Kunstjünger ist die Thätigkeit des Vereins in noch weit ausgedehnterem Maßstab segenreich geworden; es wurden durch ihn einheimische Kunsterzeugnisse im Gesammtwerth von nahe an 20000 Gulden placirt, darunter zwei Drittel vom Verein selbst angekauft. Unter diesen Umständen ist es ziemlich auffallend, daß die neu gegründete hiesige „Künstlergesellschaft" kürzlich dem Vorstande des Vereins eine Zuschrift in ziemlich tumultuarischer Ausdrucksweise hat zugehen lassen. Wenn der letztere in seinem Betrieb mercantile Formen nicht verschmäht, so haben Diejenigen, denen solches vorzugsweise zu Gute kommt, nicht besonders darüber zu klagen. Die Hiesigkeit ist bei Kunstwerken zunächst eine gar untergeordnete Eigenschaft, die vielleicht vom Verein nur zu sehr berücksichtigt wurde. Ein anderes ist es mit der vaterländischen, mit der deutschen Richtung; diese wünschen wir allerdings entschiedener als bisher gewahrt zu sehen, da jedes Kunstbestreben, das sich von den volksthümlichen Wurzeln seines Daseins löst, nur ein Scheinleben, wenn auch zeitweilig ein glänzendes, führen kann. Der Besuch der Säle am Roßmarkt ist übrigens bereits allen hiesigen Kunstfreunden eine unentbehrliche Gewohnheit geworden. Die Leiter des Vereins dürfen es daher ruhig hinnehmen, wenn man ihr Bemühen durch den Vorwurf der Ostentation verkleinert, da ihre Thätigkeit und Uneigennützigkeit nicht angetastet werden kann.

— Die beiden **neuen Akademiker**, mit deren Einberufung die geweihte Vierzigzahl der Academie française wieder ausgefüllt ist, sind Victor de Laprade und Jules Sandeau. Der Erstere gilt für das angesehenste Haupt der Schule Lamartine's; seine gefeilten Verse sind voll Wohllaut und Feierlichkeit; er meidet müßige Stellen und würzt gern jede Zeile besonders mit einer gewählten Wendung. Er gilt für einen spiritualistischen und philosophischen Dichter und ist durchaus geeignet, eine officielle Berühmtheit zu behalten und mehr gelobt als gekannt zu sein. Seitdem er zuerst im Jahr 1841 das metaphysische Gedicht „Psyche" herausgab, hat sein Ruhm fortwährend zugenommen, am meisten durch die vor drei Jahren erschienenen „evangelischen Gedichte" und „Symphonien." — Jules Sandeau, der Romancier und Lustspieldichter, ist mehr ein bewegliches, keckes, anmuthiges oder (nach dem neuesten Kunstausdruck) gallisches Talent. Als Student der Rechte lernte er Aurora Dudevant kennen und lebte mit ihr, da sie einem unerträglichen Ehebund entflohen und nach Paris gekommen war, in der genauesten literarischen Verbindung. Beide zusammen verfaßten den Roman „Rose und Blanche" oder „Schauspielerin und Nonne," der unter dem Namen Jules Sand erschien; bei Herausgabe der zweiten Arbeit, die fast ganz von Aurora herrührte, wählten sie den Namen des Tagesheiligen im Kalender, Georg. Von Sandeau's selbständigen Sittenromanen beschäftigen sich viele mit den Verhältnissen des Adels in der Neuzeit, namentlich mit den Zugeständnissen die derselbe dem bürgerlichen Geld machen muß; so in Sacs et Parchemins, d. h. Geldsack und Stammbaum, in „Doctor Herbeau", in „Mademoiselle de la Seigliere" und andern. Das nämliche Motiv in sehr herber Durchführung, liegt einem Lustspiel „der Prüfstein" zu Grunde, das Sandeau gemeinschaftlich mit Augier gearbeitet hat; es spielt in München und seine Helden sind zwei deutsche Künstler, ein Musiker und ein Maler.

— Von den Helden der **Februar-Revolution** hat vorerst Louis Blanc es unternommen, gegen Lord Normanby's Denkwürdigkeiten und die von demselben gegebene Charakteristik der republikanischen Regierung aufzutreten; seine Schrift erscheint eben unter dem Titel: Historical revelations, inscribed to Lord Normanby.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 3 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 11. **Frankfurt a/M.,** den 13. März 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Die neueste Untersuchung über den Dichter Gottfried von Straßburg,** von Dr. theolog. Eduard Steitz. — **Abwärts und Aufwärts,** culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender (Forts.). — **Alessandro Stradella,** Dichtung, nach L. Carrer von W. Nolte. — **Kunstnotizen:** Dubufe, Peter Becker. — **Unterhaltungen:** Von Ochsenstein. — August Lewald. — Königinnen von Preußen. — Nekrologie.

Die neueste Untersuchung über den Dichter Gottfried von Straßburg.

Kritisches Referat von Dr. theol. Eduard Steitz.

Die höfische Poesie des Mittelalters hat in Gottfried von Straßburg unstreitig ihren Höhe- und Glanzpunkt erreicht: kein Dichter dieser ersten klassischen Periode unserer Literatur hat die zartesten Seiten des menschlichen Herzens so genau gekannt, hat der Minne Lust und Leid so tief empfunden, hat mit dem Wohllaut des Reimes und dem Zauber der Sprache so frei und leicht gespielt und seinen poetischen Gestalten ein so frisches Leben und glänzendes Colorit geliehen, als er. Wir besitzen nur sechs Schöpfungen seines Geistes von sehr verschiedenem Umfange. Die bekannteste, die seinen Ruhm am festesten begründet hat, ist das unvollendete Lied von Tristan und Isolde, in welchem die Kunst der Epik und Lyrik sich wunderbar verschmelzen. Er schildert darin mit blendender Anmuth in der leichtesten Bewegung des Gedankens und der Form die Berechtigung der natürlichen, das ganze Gemüth mit starker Gewalt erfüllenden Liebe gegen die zwängenden Schranken einer unnatürlichen Ehe — merkwürdiger Weise in einer Zeit, in welcher der Fortschritt der theologischen Entwickelung der Ehe den Charakter eines

Digitized by Google

Sakramentes gegeben hatte. Eben darum ist das Gedicht, welches einst die größte Bewunderung von den Epigonen der mittelalterlichen Dichtkunst erntete, von ernsten Beurtheilern unserer Zeit sehr strenge in Anspruch genommen worden; wir erinnern an die Urtheile, welche Lachmann, Gervinus, Vilmar und Eichendorf darüber gefällt haben. In der That dürfte der Tristan durchaus mit den Wahlverwandtschaften unseres größten neueren Dichters zusammenzustellen sein; nicht bloß der Gegenstand und die Tendenz sind die gleichen, auch darin kommen beide überein, daß sie diese Liebe mit einer unwiderstehlichen, alle Schranken der sittlichen Lebensordnung durchbrechenden Gewalt bekleiden; denn dem gleichen Gedanken, den Goethe durch den Begriff der chemischen Wahlverwandtschaften veranschaulicht hat: der absolut und blind wirkenden Macht der Naturnothwendigkeit, gegen welche die autonomische Selbstbestimmung der sittlichen Freiheit zu nichte wird, hat Gottfried in dem Zaubertranke der Brangäne nur einen romantischen Ausdruck geliehen.

Außer diesem Werke und einem einzigen Minneliede von sechs Strophen sind uns von Gottfried noch zwei Gedichte von sehr entgegengesetzter Tendenz erhalten, nämlich ein Lied von der Gottesminne zum Lobe der Jungfrau und des Erlösers in 94 Strophen und ein anderes von der freiwilligen Armuth in 13 Strophen. Zwei andere: Mein und Dein und das gläserne Glück von je einer Strophe schließen sich dem Gedanken nach zunächst an das letztere an. Sämmtliche vier Lieder tragen ein tief religiöses Gepräge und bekunden einen der Welt abgewandten Sinn, ein von demüthiger Frömmigkeit und christlicher Selbstverleugnung bewegtes Gemüth.

Leider wissen wir von dem Leben Gottfrieds zu wenig, um mit Sicherheit bestimmen zu können, aus welchen Situationen und Stimmungen diese nach so entgegengesetzten Seiten auseinander gehenden Richtungen seiner Erzeugnisse zu erklären sind. Nur darüber ist man einig, daß er in Straßburg geboren wurde, daß der Beiname „Meister", den er führt, auf bürgerliche Herkunft deutet, daß er Zeitgenosse Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide war und daß die Abfassung seines Tristan, der durch seinen wahrscheinlich frühen Tod unvollendet blieb, in die Nähe des Jahres 1210 zu setzen ist.

Herr Professor Watterich in Braunsberg hat in seinem so eben erschienenen Büchlein: „Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne" (Leipzig 1858) den interessanten Versuch gemacht, aus den Schriften Gottfrieds selbst deren chronologisches Verhältniß zu einander und den Gang seines Lebens in den Hauptzügen näher zu bestimmen. Das Ergebniß, zu welchem er auf diesem Wege gelangt, ist folgendes: Gottfried, in Straßburg geboren, erhielt eine mehr als bürgerliche Erziehung, besuchte dann eine Universität, erwarb sich die Würde eines Magisters der freien Künste, weilte längere Zeit in Paris und erlernte nicht nur in der französischen Hauptstadt

Digitized by Google

die welſche und brittuniſche Sprache, ſondern lebte ſich dort ebenſo in die feineren Sitten, wie in die Zuchtloſigkeit der franzöſiſchen Nation ein. An dem Hofe Hermanns von Thüringen gerieth er mit dem ſittlich ernſten Wolfram von Eſchenbach in einen perſönlichen Conflikt, welcher die Veranlaſſung zu dem ſcharfen Urtheil wurde, welches er im Triſtan über deſſen ſchriftſtelleriſchen Charakter fällte; am Hofe Dietrichs IV. von Meißen trat er umgekehrt mit Walther von der Vogelweide, über deſſen Geſang er ſich ſo anerkennend ausſpricht, in vertraute Beziehungen. In den Jahren 1212—1215, wahrſcheinlich bis 1216 oder 1217 dichtete er den Triſtan, ſoweit er uns vorliegt, und ſchilderte darin die Geſchichte ſeiner eignen unglücklichen Liebe. Um dieſe Zeit trat der gewaltige Umſchwung ſeines Lebens ein, von dem ſeine Gedichte zeugen: er ſchloß ſich nämlich 1217 dem Kreuzzuge der Deutſchen und Ungarn nach Damiette an; hier aber, vielleicht ſchon in Italien trat ihm die poetiſche Geſtalt des ſeraphiſchen Minneſängers, des Franz von Aſſiſi nahe, und dieſe Perſönlichkeit übte auf Gottfrieds poetiſches Gemüth einen ſo bewältigenden Eindruck, daß er ſelbſt in den Orden eintrat, ſeine frühere Richtung auf weltliche Minne verabſcheute und der großen Wendung in ſeinem Innern darin einen Ausdruck gab, daß er fortan nur die himmliſche Minne beſang und für die Nachfolge der freiwilligen Armuth Chriſti, deren plaſtiſche Darſtellung er in Franz geſchaut, mit begeiſterter Hingebung wirkte. Am Bodenſee verlieren ſich die letzten Spuren von ihm; für die Freunde ſeines Triſtan längſt todt, mag er gegen das Jahr 1230 in tiefer Verborgenheit verſchieden ſein.

Leider beruht dieſe ganze Reihenfolge von Ereigniſſen und Wendungen auf willkürlichen Combinationen, welche von den vorhandenen Quellen und Zeugniſſen theils nicht unterſtützt, theils geradezu ausgeſchloſſen werden. Daß Gottfried eine für ſeine Zeit ſehr umfaſſende Ausbildung erhalten hat und namentlich der franzöſiſchen Sprache kundig war, beweiſt ſein Triſtan und die Vorliebe, womit er franzöſiſche Wörter gebraucht; aber daß er eine Univerſität beſucht und ſich längere Zeit in Paris aufgehalten habe, iſt ein ſehr unſicherer und gewagter Schluß, der doch wahrlich durch den Umſtand keine Stütze erhält, daß Walther von der Vogelweide und Andere dorthin gereiſt ſind; Gottfried konnte doch wohl eben ſo gut, wie Wolfram und Hartmann von Au, ohne in Paris geweſen zu ſein, an deutſchen Höfen und im Umgang mit deutſchen Fürſten die franzöſiſche Sprache erlernen. Daß Gottfried mit Dietrich IV. von Meißen bekannt war und ihn als Gönner verehrte, dürfen wir vielleicht aus den einleitenden Strophen des Triſtan ſchließen: die Initialen derſelben (G. T. und J.) bezeichnen theils ſeinen, theils Triſtans und Iſoldens Namen, theils ergeben ſie in einem vollſtändigen Akroſtichon den Namen Dieterich; allein wenn man mit unſerem Verfaſſer annimmt, daß er ſchon bei einem früheren Aufenthalte an dem Hofe zu Eiſenach mit Wolfram von

Digitized by Google

Eſchenbach in perſönliche Berührung gekommen ſei, ſo iſt nicht abzuſehen, warum er nicht ſchon hier von Walther von der Vogelweide ſich angezogen fühlte und mit dieſem erſt am Hofe zu Meißen in engere Verhältniſſe getreten ſein ſoll.

Zur Beantwortung der Frage, warum der Triſtan unvollendet geblieben, liegt uns ferner ein ſehr entſcheidendes hiſtoriſches Zeugniß vor; der ältere Fortſetzer deſſelben, Ulrich von Türheim, deſſen ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nach Herrn Watterich in die Jahre **1236—46** fällt, ſagt:

O wê der herzelicher klage,
daz im der tôt sîn lebende tage
leider ê der zit zerbrach,
daz er diz buoch nit vollesprach!

Herr Watterich findet in dieſem Ausſpruch nur vage Redensarten: „Gottfried", ſagt er, „iſt todt und ſein Gedicht iſt nicht vollendet! das iſt Alles, was wir erfahren." Ich denke, jeder Schärferblickende wird mehr und grade das darin finden, was Jener nicht ſehen will, nämlich daß Gottfried, ehe er ſein Gedicht zu Ende geſungen hat, vom Tode ereilt wurde und folglich nicht durch ſeine Theilnahme am Kreuzzug, ſondern durch den Tod an der Fortſetzung deſſelben gehindert worden iſt. Hätte Gottfried bis gegen das Jahr **1230** gelebt und wäre er durch ſeinen Eintritt in den Franziskanerorden und ſein Wirken für denſelben in Deutſchland von der Vollendung ſeines Gedichtes abgekommen, ſo würde dies gewiß ſeinem ſchon **1236** auftretenden Nachfolger und Bewunderer nicht unbekannt geblieben ſein, und dieſer hätte ſich nicht ſo ausſprechen können, wie er es gethan hat; oder wollte er vielleicht gar durch ſeine Aeußerung über Gottfrieds Tod bildlich andeuten, daß derſelbe der Welt geſtorben ſei?

Wie ganz unhaltbar iſt ferner der Grund, auf den der Verfaſſer Gottfrieds Theilnahme am Kreuzzug **1217** baſirt! In dem einzigen weltlichen Minneliede beklagt ſich dieſer über die Härte ſeiner Geliebten, die allen ſeinen Wünſchen ein beharrliches Nein entgegenſetzt. Er ſingt (Str. **4**):

„Was hilft mein langes Klagen?
Mit einem Worte ſie beſchließet,
Sie ſpricht kurz: ich nicht will!
Soll ich drum verzagen?
Nein, ich nicht will; wen das verdrießet,
Der erreichet nicht gar viel.
Ich will ſie erproben baß
Und will mich ihr zu Dienſte mehr noch ſpar'n;
Und ob ſie mir gebietet das,
Zu Babylone
Nach ihrem Lohne
Will ich fahr'n."

Digitized by Google

Daß unter Babylon nicht blos die eigentliche Stadt dieſes Namens, ſondern auch Kairobabylonien oder die mit Kairo zu einer Stadt vereinigte Reſidenz der Sultane von Aegypten, das alte Memphis verſtanden werden kann, unterliegt nach den von Beneke geſammelten Zeugniſſen und eingehenden Erörterungen zum Wigalois II, 482 keinem Zweifel; aber um ſo zweifelhafter iſt es, daß ſich Gottfried dem gegen den Sultan Kamel von Egypten gerichteten Kreuzzuge 1217 angeſchloſſen habe; wenigſtens folgt dies nicht aus obiger Stelle, woraus es Herr Watterich gefolgert hat. Gottfried ſagt darin ja nicht, was er zu thun wirklich entſchloſſen iſt, ſondern nur was er zu thun bereit wäre, wenn es ſeine Spröde von ihm zur Erprobung ſeiner Dienſttreue fordern würde.

Entbehrt ſomit die vorausgeſetzte Theilnahme Gottfrieds an dieſem frommen Heerzuge jeden Grundes, ſo fällt auch die daraus gefolgerte Veranlaſſung zur perſönlichen Bekanntſchaft mit Franz von Aſſiſi in nichts zuſammen. Für dieſe ſpricht nicht einmal das Gedicht von der freiwilligen Armuth; denn hätte Gottfried daſſelbe als Jünger des ſeraphiſchen Heiligen geſchrieben, dann würden doch wohl die ſpecifiſchen Züge von deſſen Bild in irgendwie beſtimmter Ausprägung darin hervortreten; dies aber vermiſſen wir gänzlich; wir leſen nur eine Ermahnung an Arme und Reiche: an jene, daß ſie ſich mit freiwilliger Geduld in die von Gott verhängten Entbehrungen ſchicken und ſie um des Heils ihrer Seele willen lieb gewinnen, an dieſe, daß ſie das Herz von dem Reichthume abwenden, damit er ihnen nicht Seelenſchaden bringe und ſie dem geiſtlichen Leben entfremde. Der Gedanke der freiwilligen Armuth aber geht durch das ganze Mittelalter mit ſo energiſch beherrſchender Macht, daß die Wiederkehr deſſelben bei Gottfried nicht auf perſönliche Beziehungen zu Franz hindeutet. Allerdings wird von Bonaventura unter den Genoſſen des letzteren ein von Friedrich II. gekrönter Dichter erwähnt, der den Heiligen zu San Severino predigen hörte und ſich von dem Eindrucke ſeiner Rede und ſeiner Perſon ſo erſchüttert fühlte, daß er das Ordenskleid nahm und von ihm den Namen Pacifico erhielt; aber daß dies nicht unſer Gottfried ſein kann (wie Herr Watterich S. 49 verblümt zu verſtehen gibt), dürfte ſchon daraus folgen, daß dieſer Convertite den Namen Gottfried (Pacifico) erſt erhielt, unſer Sänger ihn aber von Kindheit an geführt hat. Auch etwaige Anklänge in den Liedern Franzesco's und Gottfrieds können nichts beweiſen; Franz war eben ein Minneſänger der ewigen Liebe und ſpricht deren Geheimniſſe in den unſchuldigen Naturklängen und dem naiven Volkstone aus, wie ſie uns allenthalben im Minnegeſang entgegentönen.

Der leitende Grundgedanke, auf dem Herrn Watterichs Unterſuchung ruht, liegt in dem Satze (S. 19): „Nie wird ein Dichter, nachdem er dem Laſter alle Reize ſeiner Kunſt geliehen, darauf die heiligen Wonnen der Gottesminne zu ſchildern vermögen, ohne von Grund aus ein Anderer geworden zu ſein."

Digitized by Google

Wir vermögen die Richtigkeit dieſes Axioms weder im Allgemeinen, noch in der beſonderen Beziehung auf Gottfried anzuerkennen. Aber auch die Art, wie es unſer Kritiker durchführt, iſt nichts weniger als kritiſch genau und ſcharf. Es iſt doch eine entſchiedene Uebertreibung, wenn er in der Minne Triſtans und Iſolden *nichts* als „zuchtloſe und gewiſſenloſe Sinnenluſt“ ſieht; dieſen Vorwurf verdient ſie nicht an ſich, ſondern erſt dadurch, daß ſie mit dem Bruche einer Ehe erkauft wird, deren Knüpfung vom ſittlichen Standpunkte aus ebenſo verwerflich war, als ihre thatſächliche Löſung und Verhöhnung. Auch *die* Welt, für welche Gottfried nach der Einleitung *nicht* dichtet, iſt keineswegs, wie S. 16 behauptet wird, „die ernſte, ſittlich ſtrenge, chriſtliche“, ſondern geradezu die entgegengeſetzte, die „welche nur in Freuden ſchweben will“, alſo die in gemeiner Genußſucht ſich ergehende; die Welt dagegen, für welche Gottfried ſein Lied ſingt und zu der er allein hält, iſt, wie er ſelbſt ſagt, eine andere: diejenige nämlich,

„Die trägt im Herzen unentzweit
Die ſüße Herbe, das liebe Leid,
Die Herzliebe, die ſehnende Noth,
Das liebe Leben, den leiden Tod,
Den lieben Tod, das leide Leben!“

Er beſchreibt darin denſelben Zuſtand und dieſelbe Stimmung, denen Goethe einen ſo ergreifenden, ächt volksthümlichen Ausdruck in dem Liede gegeben hat: Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſein — eine Stimmung, die doch gewiß nicht geradezu den Namen roher, gemeiner Sinnenluſt verdient.

Daß Gottfried, der Sänger des Triſtan, ohne von Grund aus ein Anderer geworden zu ſein, dennoch die Lieder von der himmliſchen Minne und von der freiwilligen Armuth gedichtet haben kann, dafür ließen ſich wohl noch Analogien auffinden. Auch der ſittlich ernſte Wolfram von Eſchenbach, der ſo rührend die keuſche eheliche Treue des Parcival zu Kondwiramur gezeichnet hat, iſt der Verfaſſer von Tagweiſen, in denen der Wächter den Ritter mahnen muß, ſich von der Geliebten zu trennen, damit er nicht *Ehre* und Leben verliere. Gottfried war ein weit beweglicheres Gemüth, fähig jeder Situation und Empfindung ein poetiſches Gewand zu leihen und ſie im Aether ſeiner bildenden Phantaſie zu verklären; warum hätte er nicht auch die freiwillige Armuth mit dem Hauche ſeiner Poeſie umgeben, warum nicht im begeiſterten Schwunge das Lob der Himmelskaiſerin verkündigen können, das ja ſelbſt bei den Dichtern der Mittelalters nur ein potenzirter Minneſang war? Hat doch derſelbe Goethe, der den Grundgedanken des Triſtan in den Wahlverwandtſchaften durchführte, in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele den reinen Entwickelungsgang eines chriſtlich ernſten Lebens mit der höchſten Liebe und pſychologiſchen Wahrheit gezeichnet.

Ueberhaupt gefällt ſich Herr Watterich darin, die weltliche Minne und

Digitized by

den Stand des geiſtlichen Lebens im Mittelalter ohne alle hiſtoriſche Berechtigung zu einem abſoluten Gegenſatz zu ſpannen. Aus dem ſchönen Spruche: „Du biſt mein, ich bin dein, deß ſollſt du gewiß ſein; du biſt beſchloſſen in meinem Herzen, verloren iſt das Schlüſſelein, nun mußt du immer darinnen ſein!“ macht er ein geiſtliches Lied des Mönchs Wernher von Tegernſee und gibt ihm die Ueberſchrift: „der Herr gefangen.“ Allein es findet ſich nur am Schluſſe eines von dieſem Mönch verfaßten lateiniſchen Liebesbriefs und iſt wohl (wie Kurz, Geſchichte der deutſchen Literatur I. 161 richtig ſieht) ein von Wernher citirtes älteres Volkslied. Schon dieſer Zuſammenhang, in welchem es zuerſt vorkommt, zeigt deutlich nicht nur, in welchem Sinne es gemeint iſt, ſondern auch, daß ſelbſt die Mönche jener Zeit den Regungen der weltlichen Liebe nicht ſo unzugänglich waren, wie unſer Verfaſſer ihnen nach ſeinem abſtrakten Heiligkeitsideale zutraut.

Wenn wir ſomit den Verſuch des Herrn Watterich, die poetiſchen Hervorbringungen Gottfrieds einheitlich zu erklären, nur einen verunglückten nennen können, ſo freuen wir uns doch ſagen zu dürfen, daß ſeine Ueberſetzung der kleineren Lieder Gottfrieds und einiger verwandter Zugaben recht gelungen iſt und ihm den Dank von Seiten der Freunde altdeutſcher Dichtkunſt ſichert.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeſchichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortſetzung.)

9. Getäuſchte Hoffnungen.

Wir kehren wieder einmal zurück in das Haus zum Paradiesvogel. Da war es ſtiller geworden ſeit des Bürgermeiſters Tod; tief gebeugt durch den Verluſt ihres Gemahls und durch den Einblick in das gemeinſame, ſtark herabgeſchmolzene Vermögen, verlebte die Frau von Randenburg ziemlich einſam ihre Wittwentage, und in dem großen alten Saale war ſeit dem Begräbnißtage kein Licht mehr angezündet worden, kein Gaſt hatte ihn betreten. Diethelm, der das Haus mit der Mutter bewohnte, bekümmerte ſich wenig um ihre Sorgen, war ſelten einen ganzen Tag zu Hauſe und ſchlug ihre wohlgemeinten Ermahnungen zu einem ernſteren Leben leichten Sinnes in den Wind. Ihr einziges Vergnügen war, je am Donnerstag, als am altgewohnten Familientage, die Tochter und den Schwiegerſohn und die kleinen Enkel und einige Verwandte und Freunde des ſeligen Gemahls zum Mittageſſen einzuladen; an dieſem Tage zog ſie eines ihrer ſchönen ſeidenen Kleider an und öffnete ihr Schmuckkäſtchen, um feſtlicher als gewöhnlich zu erſcheinen, befahl der Magd, für einige beliebte Gerichte zu ſorgen, und ſuchte den Gä-

Digitized by Google

ſten den Aufenthalt bei ihr ſo angenehm und vergnügt als möglich zu machen. Auch freute ſich Adelheid ſtets wie ein Kind auf dieſen Tag; auf ihre Fürbitte hin ließ die Frau Bürgermeiſter für ſolche Tage die altbekannte Malersfrau kommen, damit ſie die Speiſen auf- und abtragen helfe, die Enkel beaufſichtige und ihnen am Abend Geſchichten erzähle. So war ſie in dem Junkernhauſe wieder zu Ehren gekommen; auch ſie freute ſich darum ſtets unausſprechlich auf dieſen Familientag, und es war, als wenn, ſobald ſie das Haus betrat, ein beſonders guter Geiſt darin waltete. Die Gäſte fanden ſich gewöhnlich auch zum Thee wieder ein und blieben dann bei Geſprächen oder Kartenſpiel ſo lange, bis um neun Uhr das Glöckchen vom Feſtungsthurm zur Heimkehr läutete. Diethelm hatte noch ſo viel Aufmerkſamkeit für ſeine Mutter, daß er an ſolchen Tagen niemals fehlte; doch vertrug er ſich ſelten gut mit ſeinem Schwager, dem Rathsherrn von Wildenſtein, Adelheids Gemahl, der ihm an Kenntniſſen und Talent weit überlegen war, zwar adelſtolz, doch feingebildet, im Rathe einflußreich, in Geſchäften arbeitſam, die beſte Ausſicht hatte, von einer Würde in der Republik zur andern fortzuſchreiten, und dabei das unordentliche Leben ſeiner Standesgenoſſen nicht theilte. Diethelm beneidete ihn, weil ihm ſelbſt keiner ſeiner Verſuche, an bedeutendere Stellen zu kommen, gelingen wollte, und er ſich ſo beſtändig mit dem wenigſagenden Titel eines Rittmeiſters begnügen mußte.

Am Abend eines ſolchen Familientages waren außer den beiden eben Genannten einige Freunde des jungen Herrn von Randenburg, unter andern jener Gerichtsherr von Hünenberg und einige Freunde des verſtorbenen Bürgermeiſters, theils regierende Häupter, im Paradiesvogel verſammelt. Während die Frauen am Thee ſaßen, ſtanden ſie in einer Fenſterniſche in ſehr lebhaftem Geſpräch. Der Gerichtsherr von Hünenberg erzählte mit gewaltiger Entrüſtung, zwiſchen jeden Satz einen derben Fluch einfügend; Diethelm wiederholte ſtärker, was er ſagte, und die älteren Herren machten bedenkliche Geſichter und drohende Bewegungen. Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war der Pfarrer in Freudenberg. Um Pfingſten hatte der wunderliche Herr von Hünenberg in ſeinem Dorf einen Jahrmarkt abgehalten, mit einigen Junkern aus der Stadt im Trunk argen öffentlichen Unfug getrieben und im Uebermuth auch eine Anzahl junger Burſche aus dem Dorfe zum Trunk und zu gemeiner Völlerei verleitet. Der Rittmeiſter von Randenburg hatte ſich dabei auch ausgezeichnet. Als dies dem eifrigen Pfarrer von Freudenberg zu Ohren kam, konnte er ſich nicht enthalten, von der Kanzel aus vor ſolchem Unfug zu warnen, Trunkſucht und Ausſchweifung mit all ihren ſchlimmen Folgen deutlich zu zeichnen und zu verdammen und dabei zu ſagen, wenn auch leider von oben herab ein böſes Beiſpiel gegeben worden ſei, ſo diene dies doch denen vom niedrigen Stande nicht zur Entſchuldigung, wenn ſie ſich zu Aehnlichem verleiten ließen. Dies Alles wurde ſogleich nach dem Got-

Digitized by Google

tesdienſte dem Gerichtsherrn wörtlich berichtet und noch durch Uebertreibung entſtellt. Er ſpie Feuer und Flammen, als er es hörte, ritt ſogleich in die Stadt zu ſeinen Genoſſen, ſchürte auch bei ihnen den Zorn gegen den unverſchämten Pfaffen, den er ſogleich erwürgen könnte, wenn er ihn unter den Händen hätte; und ſie beſchloſſen zuſammen, beim Kleinen Rathe darauf hinzuwirken, daß dem Pfarrer von Freudenberg von Obrigkeitswegen eine ernſtliche und bedrohliche Warnung ertheilt und eine unterthänige Abbitte bei dem Gerichtsherrn auferlegt werde. Davon redeten ſie nun ſo eifrig mit den beiden Bürgermeiſtern, die auch zum Familientag im Paradiesvogel eingeladen worden waren, und forderten ſie auf, die Sache am folgenden Morgen in der Rathsſitzung vorzubringen. Da es Leute waren, deren erſter Grundſatz darin beſtand, es dürfe der Reſpekt vor aller und jeder Obrigkeit durch Nichts verletzt oder geſchädigt und es müſſe jeder Verſuch dieſer Art aufs ſchärfſte geahndet werden, ſo erklärten ſie ſich gerne dazu bereit; nur der junge Rathsherr von Wildenſtein, welcher ſich darüber freute, daß den lüderlichen Herren einmal die Wahrheit geſagt worden ſei, rieth von ſcharfen Maßregeln ab und ſagte dreiſt, es wäre gut, wenn es ein Dutzend ſolcher Pfarrer wie der von Freudenberg im Lande gäbe; man ſolle ihn darum ungeſchoren laſſen. Aber die andern wurden dadurch nur um ſo mehr aufgebracht, und dem dreiſten Pfäfflein wurde ein unverſöhnlicher Haß geſchworen.

Der bedenkliche Inhalt des Geſprächs war zwei weiblichen Herzen nicht verborgen geblieben, die an Tobias Schickſal nicht geringen Antheil nahmen. Zuerſt war Adelheid darauf aufmerkſam geworden, bei welcher durch dieſen ungerechten Anſchlag das Mitgefühl für den geſchickten Sohn des lieben Anneli wieder erwachte, drum ſchrieb ſie noch in derſelben Nacht ein Briefchen an den Pfarrer von Freudenberg, um ihm das drohende Gewitter anzuzeigen und ihn zu bewegen, ſobald als möglich perſönlich ſich bei dem Gerichtsherrn wegen der begangenen Unbeſonnenheit zu entſchuldigen, um größerem Unheil zuvorzukommen. Wie erſchrack aber erſt die Mutter ſelbſt, als ſie beim Abräumen der Theetaſſen bemerkte, daß die derben Drohungen, die gehäſſigen Klagen ihrem eignen Sohne galten und daß man am andern Tage im Rathe über ihn zu Gericht ſitzen werde! Ihr Entſchluß war bald gefaßt: ſie wollte in der Frühe des andern Tages nach Freudenberg wandern, mit dem Sohne ſelbſt von dem Vorfall ſprechen und ſich Alles genau erzählen laſſen; hatte er etwas Unrechtes gethan, ihn bitten, daß er bei den gnädigen Herren um Verzeihung nachſuche; hatte er aber nach ſeinem Gewiſſen gehandelt, ihm rathen, auch ferner Nichts gegen das Gewiſſen zu thun, ſondern lieber Unrecht zu leiden und dabei auf Gott zu vertrauen.

(Fortſetzung folgt.)

Aleſſandro Stradella. *)

Nach L. Carrer frei aus dem Italieniſchen überſetzt von W. Nolte.

I.

Wie rein in dieſen hehren Höhen,
Wie engelrein die Stimme klingt!
Hört dieſe Andacht und das Flehen
Des Volks, das auf die Kniee ſinkt,
Sobald in dieſen heil'gen Hallen
Ihr hört ſein frommes Lied erſchallen.

Zwar Andacht hab' ich nicht empfunden
Bei ſeiner Töne heil'gem Klang,
Doch tief in meines Herzens Grunde
Fühl' ich profaner Liebe Drang;
Und mit der Orgel Melodieen
Vereinigt meine Seufzer ziehen.

Wenn dieſe Engelſtimm' erklänge
Aus der Lagun' im Mondenſchein,
Wenn ſie durch dichte Mauern dränge,
Bis in dies öde Haus hinein,
Wo ungehört der Bruſt entſchweben
Die Wünſche, die mein Herz beleben:

Dann ſtillte ich die heißen Gluthen,
Die mir an Herz und Bruſt genagt,
Dann ſteuert' ich durch Meeresfluthen —
Jedoch mein Loos hat mir's verſagt,
Im leichten Kahn dahinzufliegen,
Und mich in ſeinem Arm zu wiegen.

O könnt' ich doch beim Wogenkräuſeln
An deiner Seite ruh'n beglückt,
Und klänge zu des Zephyrs Säuſeln
Die Stimme, die mein Herz entzückt,
Dann jauchzten froh die Ufer wieder
Vom Klange deiner ſüßen Lieder.

O könnt' ich doch auf leichten Schwingen
Mich heben in die Luft empor,
Ich würde vor dein Fenſter dringen
Und rufen laut dir in das Ohr:
Wach' auf vom Schlaf und aus den Träumen,
Ich harre dein! laß mich nicht ſäumen!

*) Stradella wurde im vorigen Jahrhundert von armen Eltern in Venedig geboren, und genoß als Kirchenſänger großen Ruf. Eine junge Patrizierin verliebte ſich in ihn, und da ihr Vater ſeine Zuſtimmung zur ehelichen Verbindung verweigerte, floh das Paar und irrte lange unentdeckt in Italien umher. Der Vater verfolgte ihre Spur, erhielt endlich gewiſſe Nachricht, eilte hin an Ort und Stelle und tödtete den Stradella mit eigener Hand — in Genua, wie Einige behaupten, oder in Turin, wie Andere wiſſen wollen. Man ſagt, daß die Tochter ins väterliche Haus zurückgeführt, in Wahnſinn verfallen, kurz darauf geſtorben ſei.

Digitized by Google

Die ganze Nacht in ſchwerem Kummer
Hab' ich gehofft, hab' ich gezagt,
Mein Aug' erquickte nicht der Schlummer,
Ich habe heiſer mich geklagt.
Lieb' mich! und meine Stimme wieder
Soll jauchzen helle Liebeslieder.

Beſtändig haben Fieberſchauer
An meiner Seele tief genagt,
Mein Leben war nur Qual und Trauer,
Von bittrem Leid werd' ich geplagt,
Bis daß die kalte Todesſtille
Verbirgt einſt meine ird'ſche Hülle.

II.

Die Seele ſchwelget in Entzücken,
Es iſt kein Traum, kein Fieberwahn,
Dir, Vaterland, kehr' ich den Rücken,
Uns trägt davon der leichte Kahn.

Wohlan, o Barke, denn und ſchwimme
Raſch über die Lagunen hin;
Treib, Liebſter, mir mit deiner Stimme
Des Vaters Seufzer aus dem Sinn!

In Nebeln, die dort aufwärts ſteigen —
Ach, wird uns jedes Glück vergällt? —
Will meines Vaters Bild ſich zeigen,
Von Kummer und von Zorn entſtellt.

Vergib, was, Vater, ich verſchuldet!
Mein Loos treibt mich vom Heimathſtrand;
Kennſt nicht die Qual, die ich erduldet,
Eh' ich von dir mich abgewandt.

Wie Freud' und Luſt das Herz erheben!
Es hat ſich anders nun gefügt;
Voll Kummer war mein junges Leben,
Wenn auch in Prunk und Pracht gewiegt.

Ich mochte nicht die Braut des Reichen
Und nicht des Fürſten Gattin ſein.
Mein Liebſter hat nicht ſeines Gleichen,
Ich liebe ihn, nur ihn allein.

Mein Buſen iſt von Leid zerriſſen,
Mein Liebſter drückt mich warm ans Herz. —
Leb', Heimath, wohl! die Thränen fließen,
Er ſtillt die Zähren, ſtillt den Schmerz.

Und ſollte die Erinn'rung dauern
An mich noch über Tag und Jahr,
Wird um mich klagen, um mich trauern
Gewiß noch manch ein liebend Paar.

III.

Sahſt du ihn von Gram erfüllt
Hier lauſchen und ſpähen?
Uns folgend auf Schritt und Tritt
Ihn kommen und gehen?
Selbſt bis in den Tempel
Schlich er ſich hinein;
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

Indeß hier der Friede ſanft
In die Seelen einzieht,
Und Jeder in Andacht hier
Zum Gebet niederkniet,
Sah ich ihn erbeben
Durch Mark und durch Bein.
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

Es iſt kein Truggebild,
Im Fieber entſtanden!
Er kam, als den Schritt wir
Zur Kirch' hinauswandten,
Er folgte uns überall;
O welch eine Pein!
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

O klage nicht, Liebſter du,
Daß ich dir verhehle,
Den Namen, der ach! ſo ſüß
Mir klingt in der Seele.
O eile, o komm mit mir!
Und frage nicht — Nein!
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

Flieh'n wir, wo die Sicherheit
Und Ruh' uns einladen,
Hin in die Einſamkeit
Von Bajä's Geſtaden —
Ins Leben und Treiben
Neapels hinein.
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

Doch ſind der Glanz und die Pracht
Dir immer noch lieber,
Zieh' hin in die ewige Stadt
Mit mir an die Tiber!
Dort wirſt du der Sänger
Des Vatikans ſein.
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

Wenn Getümmel und Lärm
Der Städte dich quälen,
So laß eine Hütt' uns
Zur Zuflucht erwählen,
Am Quell und im Schatten
Der Liebe uns weih'n.
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

Wenn treu dann und unverſehrt
Du ſtehſt mir zur Seite,
Dann hab' ich, was ich begehrt,
Und wünſche nichts weiter;
Dann würd' in der Wüſte ſelbſt
Ich froh wie in Eden ſein.
Entfliehen wir, flieh mit mir,
O Süßgeliebter mein!

IV.

Seid mir gegrüßt, ihr alten Mauern!
Gegrüßt der Heimath hehre Thürme,
Die Lüfte, nicht erfüllt von Schauern,
Das Meer, nicht aufgeregt durch Stürme.
Es hat ſo traurig nicht geklagt,
Als er mir Lebewohl geſagt.

Er ſprach — eh' er mir kehrt' den Rücken —
In wenig Tagen komm' ich wieder;
Ein Kleid gab er mir, mich zu ſchmücken;
Wie knapp ſchmiegt ſich's um meine Glieder!
Da hängt es, ſeht, o reicht es mir!
In wenig Stunden iſt er hier.

Doch ſeht daher wie auf den Wogen
Viel Mäntel, Kreuz und Bahre ſchwimmen;
Sie kommen näher ſchon gezogen,
O wieviel Lichter! welche Stimmen!
Horcht! Miſerere! weh mir! ſagt
Den Todten mir, um den man klagt!

Kein Wort! kein Wort! was ſoll's bedeuten?
Mein Vater, o du kannſt mir ſagen,
Warum die Todtenglocken läuten? . . . —
Komm an mein Herz! wozu wehklagen?
Du liebſt mich, ja! ich bin erfreut,
Mein Vater weint, und er verzeiht.

Haſt, Vater, endlich uns vergeben?
Läßt mich nicht ſterben und verderben;
Läßt ihn an meiner Seite leben?
O laß um meine Hand ihn werben!
O gib es zu! o ſprich dein Ja!
Die Hochzeitsfeier iſt dann nah.

Dort zwiſchen Blumen, auf den Matten
Im Buſch, wo Nachtigallen ſchlagen,
Dort unter jenes Tempels Schatten
Da iſt der Ort! . . . Doch welche Klagen?
Ein Dolch . . . und Miſerere — ſagt
Den Todten mir, um den man klagt.

Er ruft! er kommt! es naht die Feier
Der Hochzeit endlich froh und heiter;
Schnell, Mädchen! reicht den Roſa-Schleier,
Reicht mir die goldburchwirkten Kleider!
Doch wehe mir! o welch ein Schmerz!
Nacht wird's, ich wank', es bricht mein Herz!

Den Schleier fort aus meinen Blicken!
Ruh'n will ich! ihr ſollt mich nicht ſtören!
Darf ich, erwacht, an's Herz ihn drücken,
Dann werd' ich unter Himmelschören
Vernehmen ſtets ſein herrlich Lied. —
Sie ſeufzte ſchwer und ſie — verſchied.

Kunſtnotizen.

— **Der Pariſer Friedenscongreß** von Dubufe, das bekannte Preisgemälde der Welt-Kunſtausſtellung, ein Meiſterſtück in der Gruppirung von Bildniſſen, befindet ſich jetzt im Saale des Kunſtvereins; es führt uns nichts Geringeres als ein Stück moderner Weltgeſchichte vor. Es zeigt in lebensgroßen Dimenſionen die Verſammlung von Diplomaten, deren Entſchlüſſe wir vor wenigen Jahren hoffend oder zagend abwarteten. Rußland und Frankreich ſind auf dem Bild mit Vorliebe, Oeſterreich und England mit großer Rückſicht, die Türkei mit Intereſſe behandelt; Preußen und Sardinien ſtehen etwas zurück, wenn auch Freiherr von Manteuffel mit der Miene des aufmerkſamen, unmuthig reflectirenden Zuhörers die Mittelſtelle einnimmt. Cavour mit ſeinem bebrillten Antlitz und dem bürgerlichen Embonpoint ſieht weder wie ein Graf, noch wie ein Italiener, ſondern wie ein liberaler Advokat oder Profeſſor aus einer deutſchen Mittelſtadt aus. Graf Orloff mit dem energiſchen Soldatengeſicht und den kraftvollen Händen iſt der entſchiedenſte Raſſenmenſch von Allen; Herr von Brunnow, ebenfalls eine große Figur, ſchaut mehr bedächtig drein, doch merkt man auch ihm an, daß er ſich nicht viel bieten läßt. Lord Cowley iſt eine lange, decente, etwas ſteife Figur; die Vertretung des

Digitized by Google

engliſchen Charakters ruht mehr auf Lord Clarendon, der vom Seſſel aus mit verſchloſſener, bewußter Haltung auf Ali Paſcha's Bemerkungen hört. Letzterer iſt vielleicht der ſchönſte Kopf auf dem Bild. — Gewiegter Anſtand, Erfahrung und Sicherheit bezeichnen die Figur und den Geſichtsausdruck des Grafen Buol. Einige Phyſiognomien erſcheinen bei aller Feinheit des Lippenſpiels doch zu verlebt um beſonders anzuſprechen; auch Graf Walewski hat etwas von dieſem Ausdruck, während der charakteriſtiſche, breite, napoleoniſche Unterſatz des Geſichtes demſelben doch wieder Kraft und Fülle gibt. Die Carnation iſt übrigens auf dem Bild in allen Abſtufungen bewundernswerth, von dem gebräunten Colorit des Grafen Orloff bis zu dem blutloſen, fahlen Ton in dem Geſicht Benedettis und Anderer. Die Zeichnung betreffend, ſcheint uns der Unterſchied der kleinen Phyſiognomien in der Mitte gegen die weitläufigen, großen im Vordergrunde durch die angenommenen Entfernungen nicht hinlänglich gerechtfertigt; ſonſt iſt die Scenirung ſammt dem Zubehör klar und anſprechend. Nur das oben an der Wand hängende Bild Napoleons des Erſten in ſonderbarer Seitenverkürzung macht nicht den Eindruck, der von dem Genius des Ortes — denn als ſolcher iſt er doch wohl aufzufaſſen — ausgehen mußte. Wie ſteht es aber mit dem Wichtigſten, dem geiſtigen Leben im Bilde? Von dieſer Seite darf man an arrangirte Gruppen die Anſprüche nicht hoch ſtellen; ſie behalten bei allen techniſchen Vorzügen immer etwas Kühles und Gemachtes. Zur Rechten gewahrt der Beſchauer allerdings ein gewiſſes Zuſammengreifen; die Figuren zur Linken aber haben ſo wenig gemeinſamen Bezug als die meiſten photographiſchen Geſellſchaftsbilder: der trefflich gemalte Graf Orloff ſieht vollends blos den Zuſchauer an. Die vielen breiten Gallabänder und Ordensgeſtirne geben Farbe, aber kein Leben. Die officielle Kunſt wird ſtets in glänzendem und virtuoſem Vortrag das Höchſte leiſten, in Bezug auf Wärme und innere Bewegung aber dürftig bleiben.

— **Peter Beckers Saar-Album.** Von dem hieſigen Maler Peter Becker ſind eben ſechs Aquarelle, ſämmtlich aus der Saargegend, im hieſigen Kunſtverein ausgeſtellt. Die große Gabe des Künſtlers, ſeine Motive ſtets vom maleriſchſten Punkte zu finden, zeigt ſich hier glänzend. Dieſe Portraitlandſchaften ſind wahre Kunſtwerke, von lebhaftem Colorit, von ſchöner und correkter Zeichnung. Sie ſtellen Saarburg, die Clef bei Orſcholz, Mettlach, die Kapelle von Taben, Caſtel mit der Klauſe und die neue St. Laurentius-Kirche mit einem Theile der Stadt Saarburg dar. Die beiden erſteren ſind im Auftrag Sr. Majeſtät des Königs von Preußen gemalt. Die vier anderen ſind im Privatbeſitze mehrerer Bewohner der Saargegend. Die ſechs Zeichnungen ſollen nun geſammelt als Saar-Album erſcheinen, und zwar von Becker ſelbſt durch Lithographie vervielfältigt. Die Königin von Preußen hat bereits die Widmung angenommen. — Die eigenthümlichen Reize der Saargegend treten in Beckers Zeichnungen gewiß jedem Beſchauer lebhaft vor Augen, und ſein Unternehmen wird eben ſo willkommen geheißen werden, als das ſeiner Zeit von demſelben (bei May u. Wirſing hier) erſchienene Rhein-Album. — Von demſelben Künſtler befinden ſich noch eine Anſicht von Frankfurt, ein colorirter Carton mit Motiv aus der Schweiz, und ein ſchönes Oelbild, „Sonntagsmorgen am Rheine“ darſtellend, in den Räumen des Kunſtvereins. Beckers Anſicht von Frankfurt von einem Garten des Mühlbergs aus geſehen, iſt nicht allein ein künſtleriſch behandeltes Bild, ſondern auch die trefflichſte, Stadt und Umgebung am meiſten charakteriſirende Anſicht von Frankfurt die wir bis jetzt geſehen haben. Auch dies Blatt wird im Drucke erſcheinen und Jedem, der Frankfurt kennt, eine werthvolle Erinnerung ſein. Der Carton, im Beſitze eines hieſigen Privatmannes, iſt eine meiſterhaft gezeichnete Skizze im Charakter der Schweizergegend; die Staffage bedeutet Rudolph von Habsburg, wie er den Mönch, der zum Abendmahle eilet und auf Rudolphs Pferde aufgeſeſſen iſt, durch den Bach leitet.

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— **Von Ochsenstein.** — Ueber die Herkunft und Lebensverhältnisse der von Goethe (aus meinem Leben „Dichtung und Wahrheit." Werke, Duodezausgabe von 1828. Band 24. S. 13 und 117.) erwähnten drei Brüder obigen Namens ist Folgendes ermittelt. Johann Ochs, geb. 1611 zu Freudenstadt in Würtemberg, Handelsmann in Frankfurt, gest. 1677, wurde geadelt, doch machte erst sein Sohn, Johann Christoph, Stadtschultheis, 1674 — 1747, von dem Adel Gebrauch. Die drei von Goethe erwähnten Söhne können nur gewesen sein: Johann Sebastian (der S. 117 gemeinte), Kreisgesandter, 1700 — 1756, Heinrich Wilhelm, Senator, 1702 — 1751, und Heinrich Christoph, Geheimer Rath in Offenbach, 1715 — 1773; denn der drittgeborne Sohn, Johann Gottfried, geb. 1705, war schon 1731 als k. k. Hauptmann bei Orsowa verstorben. Drei der Brüder waren unverheirathet; Heinrich Christoph hat den Stamm fortgepflanzt; sein Sohn Karl Friedrich Georg Lebrecht Erdmann von Ochsenstein war großherzoglich hessischer Oberstleutnant und hat zwei Söhne hinterlassen. S.

— **August Lewald.** Diesen Namen, der früher in der deutschen Journalistik hervorragend war, seit Jahren aber sich daraus verloren hat, finden wir neuerdings unter einem Gedicht in „Deutschland" zu Ehren des verstorbenen Stadtpfarrers Beda Weber. Es sind dies, wenn wir nicht irren, die ersten Verse, die der greise Schriftsteller — Lewald zählt 66 Jahre — veröffentlicht. Er wirft in demselben einen Rückblick auf die Zeit da er noch Tyrol als Tourist durchzog und Weber dort als Priester und Lehrer wirken sah; sodann auf die Märztage, da „seine männliche Gestalt mit weiser Mäßigung die Widerstrebenden zusammenhielt"; endlich auf den Fronleichnamstag 1857, da der Frankfurter Dom in neuer Zier erglänzte und Beda Weber, während draußen ein Gewittersturm wüthete, Worte der Liebe sprach, die sich „gleich mildem Wein ergossen." Er schließt mit den Zeilen:

Im Herzen stehn die Worte eingeschrieben,
Die er bei diesem Abschied zu mir sprach:
„Ich liebe Sie, weil Sie mein Land so lieben;"
Dann blickt' er lange mir wie segnend nach.

— Unter den Gelegenheitsschriften, welche die fürstliche Vermählung in England hervorgerufen hat, ist eine „Geschichte der Königinnen von Preußen" (Memoirs of the Queens of Prussia) von Emma Atkinson bemerkenswerth, nicht wegen ihres Werthes, wohl aber zur Bezeichnung einer ächt englischen Buchmacherei. Eine „Geschichte der Königinnen von England" gehört jenseit des Kanals längst zu den verbreitetsten Büchern; Preußen hat unseres Wissens noch kein solches, obwohl dasselbe einige der herrlichsten Frauencharaktere vorführen könnte: Sophie Charlotte und Louise.

— **Nekrologie.** In „Petermanns Mittheilungen" sind diejenigen Verstorbenen des Jahres 1857 verzeichnet, die für die Erdkunde und verwandte Wissenschaften Bedeutendes geleistet haben. Folgende unter ihnen gehören Deutschland an: Der Astronom Jahn, verstorben in Leipzig; der Ichthyolog Heckel in Wien; der Botaniker und Weltumsegler Tilesius in Mühlhausen (wurde 88 Jahre alt); der Ornitholog Naumann in Ziebick; der Arzt und Naturforscher Albers in Stuttgart; der Statistiker Freiherr von Reden in Wien. Der berühmte Professor Lichtenstein von Berlin starb an Bord eines Dampfschiffes auf der Ueberfahrt von Korsör nach Kiel. Otto Schomburgk, Bruder der beiden berühmten Reisenden, starb zu Buchsfelde in Australien. Auch Bernhard Perthes, Verlagsbuchhändler und Besitzer der Geographischen Anstalt in Gotha, ist nach seinem Verdienst in dem Verzeichniß mit aufgeführt.

Expedition des Frankfurter Museums. – Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 12. Frankfurt a/M., den 20. März 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Das Pikante der französischen Schrift- und Umgangssprache**, von Alexander Büchner. — **Ludwig Holberg, der dänische Dichter.** — **Neue Geschichtswerke:** Giesebrechts Geschichte der Deutschen Kaiserzeit; Dr. Georg Webers allgemeine Weltgeschichte. — **Neue Romane;** Schloß Krakau und das letzte Turnier, von W. Wachmann; das Jahrhundert der Umkehr; des Zweiflers Umkehr, von Fr. Friedrich. — **Kunstnotizen:** Carl Cauer, Adolph Schreier. — **Unterhaltungen:** B. Weber; Guerazzi; Havelock; Taillandier; Franz Stark u. a.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

Als die sorgenvolle Mutter am andern Morgen, erschöpft von dem für ihre alternden Kräfte fast allzu beschwerlichen Weg, im Pfarrhause zu Freudenberg ankam, da war ihr der Brief Adelheids schon zuvorgekommen, und Tobias stand eben in ernstes Nachdenken versunken am Fenster und rang mit sich selbst, um zu einem festen Entschluß zu kommen. Ganz unerwartet war ihm die Nachricht nicht; doch hätte er nicht geglaubt, daß man die Sache behandeln würde wie ein großes Verbrechen, und dies eben empörte ihn; war er sich doch der besten Absicht dabei bewußt gewesen. Aber so groß war seine innere Uebereinstimmung mit seiner trefflichen Mutter, daß er eben im Begriff war, den gleichen Entschluß zu fassen, den ihm die Mutter als den besten empfehlen wollte, und nur noch Gott inständig um eine Bestätigung dafür bat, — als er seine Mutter auf das Haus zuschreiten sah. Sie ist mir ein Engel von Gott gesandt, dachte er, eilte ihr entgegen und führte sie voll Freude in die Wohnstube; als sie sich erholt hatte, schütteten Mutter und

Digitized by Google

Sohn einander vertrauensvoll das Herz aus. Sie erwogen Alles und waren bald darin vollkommen einig, man müsse im Vertrauen auf Gott ruhig gewärtigen was da komme, denn Tobias habe nichts gethan, als was ihm das Gewissen geboten habe; daher solle er sich unter keinen Umständen zu einer Abbitte verstehn, und wenn er auch am Ende deshalb die Gemeinde verlassen müßte.

Es war ein ernster Entschluß; denn des jungen Seelsorgers Lebensglück schien daran zu hangen; aber die Mutter bestärkte ihn darin und sagte ihm den kräftigen Vers von Paul Gerhard:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll der Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen —

und noch manches andere Trostwort; und Tobias machte sich auf Alles gefaßt. Am Abend begleitete er die Mutter die Hälfte des Weges nach der Stadt und kam beim milden Schein der Sterne mit stürmisch bewegtem Herzen wieder in sein liebes Pfarrhaus zurück.

Am folgenden Sonntag, als er kaum aus der Kirche gekommen war, brachte ein Rathsbote ein großes Schreiben mit dem mächtigen Stadtsiegel verschlossen. Tobias eröffnete es ruhig, fand darin in majestätischer Breite und üppigem Wortschwall ausgedrückt, wie Unsere Gnädigen Herren zu ihrem Leidwesen vernommen, daß in der Kirche zu Freudenberg durch eine unvorsichtige, wenig erbauliche und höchlich anstößige Predigt der geziemende Respekt und die schuldige Ehrerbietung vor der hohen Obrigkeit böswillig und muthwillig sei verletzt worden, daß sie darüber dem Pfarrer Stimmer, der solches sich unterfangen, ihr hochobrigkeitliches Mißfallen bezeigten, auch denselben nachdrucksamst ermahnten, den folgenden Tag vor Bürgermeister und Rath wegen benannten unziemlichen Vergehens demüthige Abbitte zu leisten; wo aber solches nicht geschehen sollte, so müßten Unsere Gn. Herren ihn seines geistlichen Hirtenamtes von Stund an entheben, auf daß in Zukunft nicht mehr dergestalten schädlicher Unfug damit getrieben werde.

So schwer dem eifrigen Seelsorger der Gedanke fiel, vielleicht seine Gemeinde verlassen zu müssen, so konnte er sich beim Lesen des Briefes einiger satirischer Betrachtungen nicht erwehren, besonders bewunderte er daran die Kunst, einen Schritt der Rache in die wohllautendsten Worte landesväterlicher Fürsorge einzukleiden. Er beherrschte sich auch soweit, daß er dem Rathsboten, welcher das Schreiben überbracht hatte, von seiner inneren Stimmung nichts merken ließ, ihm einen großen Krug Wein und einen angeschnittenen Schinken vorsetzen ließ und ihn aufmunterte, von beiden nach Herzenslust zu genießen, so daß dieser nach tapfer vollendeter Mahlzeit mit dem Gedanken das Haus verließ, er müsse diesem Pfarrer eine außerordentlich glückliche Botschaft gebracht haben.

Digitized by Google

Einige Wochen nachher wurde vor dem Pfarrhaus in Freudenberg ein Wagen mit allerlei Hausgeräth bepackt, und viele Männer, Frauen und Kinder ſtanden um denſelben verſammelt. Laute Stimmen des Unwillens erſchollen von Zeit zu Zeit aus dem Haufen; manche Frauen und Kinder hielten Tücher vor die Augen; auch die Leute, die zum Hauſe ein- und ausgingen, ſchienen tief betrübt. Der Wagen ſetzte ſich endlich in Bewegung die ſteile Bergſtraße hinunter, und nach einer Weile traten der Pfarrer Tobias mit ſeiner Mutter und Schweſter aus dem Hauſe und ſchloſſen die Hausthür. Sie nahmen Abſchied von den vor dem Hauſe verſammelten Leuten; Alle, beſonders die Kinder drängten ſich gewaltſam an ihren Seelſorger heran und manche weinten laut. Er beruhigte ſie, ſo gut er konnte, und verbarg die gewaltige Bewegung, die ihm bei dem Anblick das Herz zerriß. Er mußte ſich endlich losreißen; doch viele Kinder begleiteten ihn noch eine Strecke weit. Zuletzt ſchickte er ſie zurück, ſchaute noch einmal um ſich nach dem lieben Pfarrhaus auf dem Berge und ſagte dann bewegt zu ſeiner Mutter: „Faſt glaube ich, die ſchönſte Zeit meines Lebens liegt hinter mir; dieſe ſeligen Stunden, die Gott mir ſchenkte auf dieſer freien Höhe, werden nicht mehr wiederkehren. Wie weh thut es, von einer geliebten Gemeinde zu ſcheiden. Und daß mein Jugendfreund dazu geholfen hat, mich von hier zu vertreiben, das will mir faſt das Herz zerſprengen!“ — „Nichts kommt von ungefähr“, erwiederte die Mutter, „auch dieſe ſchwere Erfahrung nicht; du haſt dein Gewiſſen unbefleckt erhalten; darum wird dich Gott nicht vergeſſen; vielleicht hält er dir in der Stadt einen noch ſchönern Wirkungskreis bereit. Aber mir ahnt, der Herr Diethelm wird ſein Verfahren noch einmal ſchwer bereuen. Gib Acht, was die Zeit bringen wird.“ — Sie ſprachen viel darüber hin und her; des Tobias bekümmertes Herz konnte ſich nicht ſogleich wieder zur frohen Hoffnung erheben. Er nahm ſich vor, mit äußerſter Einſchränkung in dem früher bewohnten Dachſtübchen fortzuſtudieren und dabei mit Privatſtunden ſein Leben zu friſten und abzuwarten, ob nicht Gott die Herzen der gnädigen Herren wieder mehr zur Gnade wenden werde. Als er zu Hauſe ankam, ging der Jammer von Neuem an; der Vater war der Meinung, er hätte die gnädigen Herren nicht ſo vor den Kopf ſtoßen ſollen; jetzt habe er die Strafe für ſeinen Hochmuth. Tobias wollte nicht ſtreiten, bezog in der Stille ſein Dachſtübchen, von Manchen verſpottet, von Andern bedauert, und führte bei der ſpärlichſten Koſt ein einſames Stillleben; manchmal beſuchten ihn aufrichtige Freunde, manchmal prophetiſche Träume einer in der Welt anbrechenden beſſern Zeit.

Der Gerichtsherr und ſein verblendeter Schüler in den Thorheiten eines vornehm lüderlichen Lebens, der Rittmeiſter von Randenburg, triumphirten im Uebermuth und trieben ihr Unweſen in dem alten Gerichtshaus und deſſen Umgebung nur um ſo toller. Diethelm ließ ſich ſelten zu Hauſe blicken,

Digitized by Google

verſäumte auch häufig die Familientage, und weder die Ermahnungen ſeiner Mutter, noch die Bitten ſeiner Schweſter vermochten etwas über ihn. Er brauchte viel Geld; aber für neue Einkünfte wußte er ſich keine Quellen zu eröffnen. Er hatte früher auf die Fürſprache und den Einfluß ſeines Vaters gerechnet und gehofft, durch ihn nach und nach zu den einträglichen Aemtern aufzuſteigen; nun hatte er's noch nicht einmal zu einem Sitz im Rathe gebracht, während ſein Schwager, der Rathsherr von Wildenſtein, bereits wegen ſeiner Tüchtigkeit in Staatsgeſchäften zum Stadtſchreiber erhoben worden war. Diethelm hatte früher auf die Hand einer reichen Junkerstochter gerechnet; ſeine Mutter hatte vorſorglich ſchon alle Schritte eingeleitet, um eine ſolche Verbindung zu Stande zu bringen; aber ſein unordentliches Leben und die Gerüchte über das zuſammengeſchmolzene väterliche Vermögen verſperrten ihm beim erſten Verſuch und bei noch mehreren folgenden den Weg. Er machte immer neue Projekte; keines wollte ihm glücken. Das war eine unerwartete Demüthigung für ihn; in das ſchöne Haus zum Paradiesvogel, hatte er gehofft, würde jedes Fräulein ſich gerne als Gemahlin einführen laſſen; nun blieb es leer, und nur ſeine alternde Mama bewohnte mit ihm die weiten Räume. Noch demüthigender war es für ihn, als ihm dieſe beim Beginn eines neuen Jahres erklärte, bei dem Zuſtand ihrer Vermögensumſtände könne ſie ihm nach den großen Opfern, die ſie ſchon für ihn gebracht, bis an ihren Tod nur noch eine im Verhältniß zu ſeinen Ausgaben kleine jährliche Summe ausſetzen; daher müſſe er darauf denken, wie er auf andere Weiſe für ſeine Exiſtenz ſorgen könne. Jetzt ſtand ihm keine andere Laufbahn mehr offen, als die, welche viele jüngere Söhne aus adeligen Familien einzuſchlagen pflegten, die militäriſche; er entſchloß ſich, freilich ungern und nach heftigen Auftritten mit ſeiner Mutter und ſeinem Schwager, in franzöſiſche Dienſte zu treten, und verließ, von Niemanden bedauert, auf unbeſtimmte Zeit ſeine Vaterſtadt. Manche ſeiner Genoſſen thaten früher oder ſpäter das Gleiche; dem Gerichtsherrn von Hünenberg mußten endlich ſeine tollen Streiche von Obrigkeitswegen unterſagt werden.

Dem einſamen Tobias ging unterdeſſen nach düſtern Wochen des Heimwehs nach ſeiner geliebten Gemeinde allmählig wieder ein neuer Stern auf. Adelheid hatte den ehemaligen Liebling ihres Vaters und den Geſpielen ihrer Jugend nicht vergeſſen, beſonders gedachte ſie deſſelben wieder öfter, ſeitdem innerlich mit ihr eine Veränderung vorgegangen war. So tief ſie auch durch die Eitelkeit ihrer Mama in das oberflächliche Geſellſchaftsleben hineingezogen worden war, ſo vermochte dies doch nicht die tiefern Bedürfniſſe ihres Weſens ganz zu erſticken. Nach dem Tode ihres Vaters, der einen tief erſchütternden Eindruck auf ſie machte, wachten alle dieſe Bedürfniſſe mächtiger wieder auf, und die künſtliche glänzende Welt um ſie her verlor für ſie die heitern Farbentöne; das Leben der frühern Jahre kam ihr vor wie ein aufge-

Digitized by Google

regter Fiebertraum, aus dem sie durch den Tod des Vaters plötzlich aufgeschreckt wurde. Seit jener Zeit suchte sie überall Nahrung für ihr geistiges Leben, las viel, bemühte sich, ihre Mutter mit dem Gelesenen zu trösten und aufzuheitern, floh die großen glänzenden Gesellschaften — das Kartenspiel wurde ihr gänzlich zuwider — und suchte mehr Erholung in kleinen Kreisen, die tiefern Sinn für geistiges Leben zeigten und nicht ganz nur von Bewunderung der oberflächlichen französischen Literatur eingenommen waren. Obgleich ihre Ehe mit dem Rathsherrn von Wildenstein ohne jede vorausgehende Neigung bloß nach äußerlichen Rücksichten und Berechnungen geschlossen worden war, so gestaltete es sich doch in der Folge wenn auch nicht zu vollständiger Harmonie, doch zu einem friedlichen Zusammenleben, in welchem beide Gatten, damit ihre verschiedenen Grundsätze in manchen Dingen nicht greller hervorträten, sich Dies und Das zum Opfer brachten, und kein Theil des Andern besondere Freuden störte. Der Junker von Wildenstein liebte nicht die Pracht, aber er hielt viel darauf, daß sein Haus standesgemäß neben andern dastehe, drum mußte Adelheid ihm zu gefallen von Zeit zu Zeit Gesellschaften geben und als Dame des Hauses im Modekleid die Gäste empfangen; da zwang sie sich zum Kartenspiel, so gerne sie es vermieden hätte, und an Anstand und im Beobachten seiner Etikette thaten es ihr Wenige gleich. Dafür suchte aber ihr Gemahl ihren Durst nach bildender Lectüre angelegentlich zu befriedigen; er ließ ihr sowohl ernstere religiöse Bücher, wie z. B. von Lavater oder von Pfenninger, als auch vielgelesene Schriften der aufblühenden deutschen Literatur kommen, lud von Zeit zu Zeit einige der gebildetsten Männer zu sich ein und unterhielt sich mit ihnen über das Neueste auf dem Gebiet des geistigen Lebens; das waren seiner Gattin die willkommensten Stunden. Sehr tief ging das Verlangen nach wissenschaftlichem Umgange nicht bei ihrem Gemahl; er lebte ganz in den Staatsgeschäften; dafür arbeitete er Tage lang angestrengt. Sein höchster Wunsch war, einmal als Gesandter an die eidgenössische Tagsatzung abgeordnet zu werden; im Rath seiner Vaterstadt war er jetzt schon unentbehrlich. Hatte er den Tag durch gearbeitet, so liebte er am Abend eine Parthie Piquet mit guten Freunden; diese traf er entweder im Kaffeehause oder in einem besondern Zirkel, der regelmäßig alle Wochen zusammenkam; so hatte er einen Cercle du Mardi und einen Cercle du Vendredi, die er abwechselnd auch in seinem Hause empfing. Da hatte die Frau nur die Bewirthung zu besorgen und konnte sich den Kindern widmen. Durch Adelheid und aus Abneigung gegen Diethelm hatte der Junker von Wildenstein eine Vorliebe für Tobias gefaßt und hatte sich vorgenommen, diese Vorliebe bei erster Gelegenheit auch öffentlich zu zeigen; von daher also sollte dem armen Einsiedler der Stern der Hoffnung wieder aufgehn und ihm dauerndes Glück verkünden. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Das Pikante der franzöſiſchen Schrift- und Umgangsſprache.

Von Alexander Büchner.

Wie in Deutſchland nicht wenige Autoren das lyriſche Bändchen, mit welchem ſie zum erſten Male vor das Publikum getreten ſind, nachträglich als Jugendſünde verrechnen, ſo pflegt man in Frankreich von ſich ſelbſt oder Anderen zu ſagen, man habe ein Vaudeville begangen. Und zwar erſchwert ſich dieſes Vergehen gewöhnlich durch die Thatſache, daß Mehrere abſichtlich dazu vereinigt waren, wodurch ein eigentliches, wenn auch meiſt unſchuldiges Komplott entſteht. Obwohl nun vor Kurzem ein franzöſiſcher Schriftſteller mit Recht bemerkte, er kenne in der Literatur keinen anderen und beſſeren Mitarbeiter, als die Zeit, ſo hat doch jene Sitte des Zuſammendichtens ihren eigenthümlichen Reiz und ihr beſonderes Verdienſt, und der ſprühende Witz des Dialogs, das ſchlagende Apropos, die komiſche Vergleichung werden dadurch in hohem Grade gepflegt und gefördert. Freilich ſoll hiermit nicht behauptet werden, daß dieſe charakteriſtiſchen Ornamente der franzöſiſchen National-Literatur vor Allem Domäne des Vaudeville's ſeien. Nein, überall, natürlich mit Ausnahme der hochnäſigen klaſſiſchen Tragödie und der bocksbeinigen akademiſchen Ode, lachen ſie dem Leſer entgegen, und gerade die beſten Schriftſteller bezeichnen ſich, von Molière und Lafontaine bis Balzac und Béranger, durch dieſe pittoreske Einmiſchung eines ironiſchen und humoriſtiſchen Elements in den Ausdruck. Aber dann handelt es ſich nicht, wie man glauben könnte, darum, Worte zu bewegen, de remuer des mots, wie ſich der treffliche Humoriſt und nunmehrige Gärtner Alphons Karr, ausdrückt; nicht, wie Balzac in ſeiner unüberſetzbaren Weiſe ſagt: de tenir bureau d'esprit; nicht, nach Paul Louis Courier du style à vingt sous zu machen oder ſein verzweifelndes Gebet: Bon Dieu, délivre nous de la métaphore! zur Erhörung zu bringen. Nein! der franzöſiſche Eſprit will ungebunden und inſtinktiv ſeinen anmuthigen und naiven Einfällen nachgehen, er will uns an der erſten beſten Ecke durch einen unerwarteten Scherz, durch eine ungeſuchte Pointe, durch ein zündendes Bonmot überraſchen und vermeidet nur den allzugewöhnlich gewordenen Calembourg, den wir kürzlich in Paris auf der Straße, tauſend Stück für vier Sous und fünfhundert Stück für zwei und einen halben Sous, ausbieten und verkaufen ſahen.

Die Voltaire und Molière auf dieſem Gebiet nur noch nennen wollen, hieße Eulen nach Athen tragen und das Meer ſalzen. Unter den Neueren aber, deren Schriften uns häufig durch ſolch ſchlagende Geiſtesblitze erfreuen und durch ſolch pikante Epicerien erfriſchen, ſind vor Allem Balzac, Alfred und Paul de Muſſet, Paul Louis Courier, Charles Nodier, Alphons Karr, Jules Sandeau, Delphine de Girardin, Léon Gozlan und Octave Feuillet zu nennen. Nicht ausſchließlich, aber doch zum Theil danken ſie es dieſer

Digitized by Google

Eigenſchaft, daß das bleiche Geſpenſt der Langeweile nie an ihre Leſer herantritt, um ſie gähnen zu machen, nach dem Einen, wie einen Koffer, nach dem Anderen, wie einen Präſidenten während der Sitzung; denn gerade in Bezeichnungen der ſo ſehr gefürchteten Langeweile iſt man ſtark. Wenn Voltaire zur Zeit, da die Geiſtlichkeit das Privileg genoß, zwar nicht ſich ſelbſt, wohl aber Andere zu ennuyiren, den Geſängen derſelben die Kraft zuſprach, eine ganze Provinz gähnen zu machen, ſo hat Balzac einen neuen Vergleichungspunkt im modernen parlamentariſchen Leben entdeckt, wenn er ſagt: ennuyeux comme un amendement. In der That färbt der natürliche Witz des Volkes ſo ſtark und glücklich auf ſeine wahrhaft nationalen Schriftſteller ab, daß man in deren Namen all den ernſthaften Langweilern, welche als Oden- und Tragödienverfertiger das anmuthige Idiom unſerer Nachbarn entſtellt haben, verzeihen mag.

Man nenne die franzöſiſche Sprache nicht mehr arm! Von ihrer natürlichen Seite aus betrachtet iſt ſie ein Crösus an Material wie an Mitteln, daſſelbe zu richtiger Anwendung zu bringen, es in ein gutes Licht zu ſetzen. Hat dieſe Sprache nicht für den einfachen, freilich nur allzu nationalen Begriff des Verlaſſens drei ſchöne ausgewachſene Zeitwörter: abandonner, délaisser und quitter? Beſitzt ſie nicht das Gleiche für das ihr ebenfalls homogene Weſen der Eile in se dépêcher, se hâter und se presser? Iſt eine Sprache arm, die ſich für die Bezeichnung einer decenten Heuchlerin eine eigene Heilige, die Sainte Nitouche (n'y touche!) geſchaffen hat; die den Einfluß einer ſchönen Frau auf die Entſchließungen des höchſten Verwaltungsbeamten mit einem enjuponner le ministre abthut?

Kommen wir auf einige pittoreske Vergleichungen, mit welchen die genannten Schriftſteller ihre Haupt-, Eigenſchafts- und Zeitwörter begleiten, auf einige pikante Antitheſen, welche ihren Styl ſchmücken! Es handelt ſich darum, den Begriff alt zu beleuchten — vieux comme une cathédrale, und beſſer noch, vieux comme les excuses. Es handelt ſich um die Eigenſchaft falſch — faux comme un vers de treize pieds; um einen ausgehungerten Magen — estomac de naufragé; um etwas recht Einfaches — simple comme bonjour; um eine höchſt traurige Miene — air d'un employé aux pompes funèbres und air de catafalque; um ein wohlerzogenes Kind, (eine Seltenheit in dem Lande der Affenmutterliebe) — sage comme une image! Ein gefühlloſer Menſch iſt sensible comme un caillou, das Unmögliche von Jemandem verlangen, heißt demander de la lune à quelqu'un, und eine ſalbungsvolle, aber hohle Sprache nennt man un langage d'héritier. Es gibt Leute, welche jeder erſten beſten Dame Complimente de la force de quarante chevaux machen, Leute, welche die gute bürgerliche Sitte, Schulden zu bezahlen, mit der höhniſchen Bezeichnung eines usage antique et solennel abthun, Leute, welche jede offizielle Anerkennung der Tugend verlachen und nie donner,

Digitized by Google

ſondern nur infliger le prix Monthyon ſagen, und Leute, welchen eine tugendhafte ältliche Frau als embrigadée dans la gendarmerie de la vertu erſcheint. Eine einfache, ſchnell und glatt abgemachte Angelegenheit passe comme une lettre à la poste, und wenn eine recht ſtarke Lüge gebrandmarkt werden ſoll, ſo hat man die Wahl, ob man ſagen will, das lügt wie ein Programm, oder: das lügt wie ein Raritätenkrämer. Wer muß ſeine Phraſen ſo abrunden können, wie — die Frau eines Miniſters oder eines Geſandten? Hält eine ſchöne Dame ein Hündchen auf ihren Knieen, ſo wird ein ſtets bereiter Epigrammatiſt eine ſeltene Vereinigung der Treue mit der Unbeſtändigkeit bemerken. Und tritt ein recht großer und ganz kahlköpfiger Mann in die Geſellſchaft, ſo äußert ein Anderer: Voila un Monsieur, qui est si grand, que le crâne lui a percé à travers les cheveux! und ein lachender Philoſoph ſchmiedet das reizende Diſtichon:

Le monde est plein de fous, et qui n'en vent pas voir
Doit rester dans sa chambre et casser son miroir.

So gehen dieſe intereſſanten Wendungen durch alle Bezüge des Lebens weiter. Recht böſe Augen machen, heißt: lancer des regards de portraits de famille und ſich unvorbereitet auf ein gefährliches Unternehmen einlaſſen heißt s'embarquer sans boussole et sans biscuit. Ein tiefgelehrtes Buch iſt ein puits de science, ein ausgemachter Lügner un menteur fieffé, weil ihm die Domäne der Fiction gewiſſermaßen zum Lehen gegeben iſt, und ein durchaus vortrefflicher Menſch beſitzt une avalanche de qualités. In einem service sans phrase verlangt man die ſeltene Gefälligkeit eines Dienſtes ohne Rathſchläge und Bedingungen, und eine Neigung unter dem Stand, welche in diejenigen Regionen hinabſteigt, die im Winter wenigſtens den Holzſchuh kennen, qualificirt ſich als eine passion en sabots. Mancher Mann endlich, der ſich ſelbſt für eine ſehr wichtige und unentbehrliche Perſönlichkeit hält, iſt für alle Diejenigen, welche weder ſeines Geldes, noch ſeiner Talente bedürfen, un être sans conséquence; dies gilt namentlich von demjenigen Teufel, von welchem man bemerkt hat, qu'il n'est pas aussi diable qu'il est noir.

Ein ganz beſonderes Gebiet, auf welchem die pittoresken Eigenthümlichkeiten des nationalfranzöſiſchen Styls mit dem beſten Erfolg geſucht werden können, ſind die Diminutivformen der Sprache. Aber dieſe arme Sprache hat ja kein regelmäßiges Diminutiv und ſteht beſchämt vor ihrer reichen Nachbarin im Oſten, welche an jedes Hauptwort nur ein chen oder lein anzuhängen braucht, um deſſen Verkleinerungsbegriff zu ſchaffen! Allerdings kennen die Franzoſen jene maſchinenmäßige, pedantiſche Procedur nicht, in welcher wir uns weit mehr zu beſitzen einbilden, als wir wirklich haben. Darum ſind ſie aber aller Diminutivformen doch nicht bar. Und zwar

Digitized by Google

theilen ſie darin, uns gegenüber, mit den anderen romaniſchen Nationen den Vorzug, daß ihre Verkleinerungen faſt immer einen beſonderen, entweder zärtlichen, oder ſchmähenden, oder humoriſtiſchen Nebenſinn an ſich tragen, ein Reſultat, in welchem namentlich das Spaniſche durch die unendlichſten Sinnesmodificationen ſeiner Wörter auf dieſem Weg höchſt reich iſt. „Das Liebe", ſagt in ſolcher Hinſicht Rapp treffend in der Vergleichenden Grammatik, erſcheint dem Menſchen als ein Kleines, weil er es ſeiner Perſönlichkeit ſubordiniren will, und darum ſind Schmeichel- und Liebkoſungswörter meiſt Diminutive." Oft in dieſem letzteren, ebenſo häufig aber auch in ſeinem Lieblingsſinn, dem ironiſchen, erſcheinen die Diminutiven des Franzoſen, welche er denn auch, unregelmäßig und ausnahmsweiſe wie ſie auftreten, nicht auf das Hauptwort beſchränkt, ſondern auch auf Adjektiv und Zeitwort ausdehnt. Die vortrefflichſten, bezeichnendſten Ausdrücke, deren Sinn wir in unſerer Sprache nur annähernd durch weitläufige Umſchreibungen ausdrücken können, treten uns dort entgegen. Da wird von dem lebenskräftigen, kerngeſunden Zeitwort vivre für die armen Leute, für die kleinen Angeſtellten, für angehende Genies, für ruinirte Spekulanten, für aus der Mode gekommene Romanſchriftſteller und veraltete Schönen, kurz für Alles, was zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel hat, das blaſſe, bruſtleidende vivoter abgeleitet, welches einen ganzen Abriß menſchlichen Elends, in aufſtrebenden Hoffnungen und enttäuſchten Illuſionen, in ſeinen ſieben Buchſtaben einſchließt. Da nimmt das an ſich ſchon kratzende Adjektiv aigre noch eine hellklingende Endung an und erſcheint mit einer halb komiſchen, halb tragiſchen ſauerſüßen Phyſiognomie in einer observation aigrelette, die man ſich nur im Munde einer übelgelaunten alten Jungfer, oder eines mit ſeinen Untergebenen ohne Noth grollenden Büreaukraten, oder eines von ſeinen Theaterheldinnen vernachläſſigten Recenſenten denken kann. Da wird, um einer anmuthigen Wirkung willen, aus grand grandelet und durch mütterliche Zärtlichkeit aus petit petiot gemacht. Da faſſen die immer noch nicht ausgeſtorbenen boshaften Voltairianer den ganzen Gattungsbegriff der ihnen ſo ſehr verhaßten Prieſter unter der wegwerfenden Abſtraktion la prêtraille zuſammen. Da hat man für kleine nichtsſagende Intriguen das diminutive Zeitwort intrigailler, für unnöthiges Geſchrei und Gezänk die äußerſt glückliche Onomatopöe criaillerie erfunden, und nicht minder gelungen erſcheint die Bildung conspiroter von conspirer für die Aktion mancher großer und kleiner Politiker, welche, ohne zwiſchen je zwei Mahlzeiten etwas Verſchwörung zu machen, nicht leben können, und bei jedem Löffel Suppe, den ſie eſſen, ein Komplott, bei jedem Apfel, den ſie zerſchneiden, ein Attentat meditiren. Ohne Gewiſſensbiß wird der Dichter, qui prodigue le lyrisme, ſeinen Recenſenten écrivailleur nennen, nachdem Jener in ihm die erhabenſte Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, das Schmieden lyriſcher Verſe und Reime nämlich,

Digitized by Google

mit ſo ſchnöden Ausdrücken wie rimailler und vérailler (vers) geſchmäht hat. Ueberlege man nach dieſem noch die Tragweite von Bezeichnungen wie tyranneau für einen Miniatur- und Haustyrannen im Schlafrock, Corſet oder Fallhütchen, cachotteries (cacher) für unnöthiges Heimlich- und Wichtigthun, wie frisoter (friser) für die vergeblichen Verſuche ſtraffer Haare ſich für lockige auszugeben, ſo wird man zugeben müſſen, daß der Franzoſe, wenn er ſich einmal in Diminutivbildungen verſucht, auch etwas Rechtes zu Wege zu bringen weiß.

Auch anderweitige Ableitungen verſchiedener Wortgattungen aus einem gegebenen Stammworte, ſo verhältnißmäßig ſchwach die franzöſiſche Sprache auf dieſem Gebiete ſein mag, gehören, wenn ſie einmal auftreten, oft zu dem Glücklichſten, was in der Schöpfung beſonderer Wortphyſiognomien gedacht werden kann. Wir, die wir uns rühmen, aus jedem Zeitwort ſein Subſtantiv und aus jedem Subſtantiv ſein Zeitwort zu verfertigen, haben wir eine ſo köſtliche Bildung aufzuweiſen, wie endimanché, von dimanche, um die Feiertagskleidung und Stimmung zu bezeichnen, in welche ſich Sonntags die große Menge begibt? Nur kahl und dürftig nimmt ſich unſer ſonntäglich gegen jenes bequeme, breitſchultrige Wort aus, aus welchem der ſteife Staatsrock des Bauern und der dicke, ländliche Strauß auf der Bruſt ſeiner beſſeren Hälfte, und all das vergnügte Treiben eines müßigen Tages ſo voll und ungenirt herausblickt — wie ein Rentier aus ſeinem Fenſter! Ebenfalls ſehr glücklich bildet ſich von dem zuſammengeſetzten und alſo im Franzöſiſchen ſchon wenig umgänglichen Wort gendarme die Aktion gendarmer, welche Molière an richtigſter Stelle anzuwenden weiß, wenn er in Betreff Alceſt's des Miſanthropen ſagen läßt, daß ſein unmuthiger Geiſt se gendarme contre tout.

Endlich ſehen wir auch die alten Sprachen in Contribution geſetzt, wo es ſich um die Befriedigung der franzöſiſcheu Spottluſt handelt, und wenn auch das Epitheton gérontocratie, durch welches mehrere neuern Schriftſtellern die franzöſiſche Akademie beehren, zu allgemein bekannt iſt, ſo citiren wir dagegen den Sarkasmus, mit dem Balzac die ihm ſo herzlich verhaßte Geldbeutel- und Bureauherrſchaft der Julimonarchie eine crétinocratie nennt.

Kurz, dieſes Thema iſt unerſchöpflich und ich könnte die verehrten Leſer Ihres Blattes sans merci ni pitié, jusqu'à la consommation des siècles, mit ſolchen Citaten regaliren, wenn es mir nicht ein cas de conscience des plus épineux wäre, dieſelben durch Ernſteres und mithin Beſſeres in Anſpruch genommen zu wiſſen.

Holberg, der däniſche Dichter.

Ludwig Holberg, ſein Leben und ſeine Schriften, nebſt einer Auswahl ſeiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1857.

Unſre Romantiker, voran Ludwig Tieck in ſeinen Vorleſungen, ſind mit ihrem Verſuche, den erſten und größeſten däniſchen Luſtſpieldichter bei uns

Digitized by Google

wieder einzubürgern, verunglückt, weil sie aus dem naturwüchsigen Genie einen bloß reflectirenden Selbstironiker machten und ihn nach dieser Auffassung in ihren eignen ironisirenden Dramen nachahmten. Seitdem ist dieser reiche Dichtergeist, der schon von Gottsched aufs Wärmste empfohlen und von den genialsten Mimen des vorigen Jahrhunderts, einem Ackermann, Eckhoff, Schröder zum Liebling erkoren, ein halbes Jahrhundert hindurch auf der deutschen Bühne in großem Ansehen stand, nur durch einzelne Kotzebue'sche Umarbeitungen auf kurze Zeit bei uns noch lebendig geblieben, dann aber gänzlich nicht nur von der Bühne, sondern auch aus dem Gedächtniß der Deutschen geschwunden. Selbst die am Ende der zwanziger Jahre erschienene deutsche Bearbeitung seiner Komödien von Ad. Oehlenschläger hat ihm nur eine kümmerliche Anerkennung bei den emsigeren Freunden der Literatur verschaffen können. Es ist daher rühmlichst anzuerkennen, daß Prutz sich die Aufgabe gestellt hat, ihn bei uns wieder ins Leben zurückzurufen. Nachdem er bereits im Jahre 1844 eine gediegene Abhandlung über Holberg in seinem literarhistorischen Taschenbuche veröffentlicht hatte, gibt er jetzt, nach Verfluß von 13 Jahren, die Frucht zwanzigjähriger unausgesetzter Studien in dem oben genannten Werke. Er hat ihm durch dasselbe seine Stellung in der Geschichte der Literatur für immer angewiesen und das Unrecht wieder gut gemacht, das fast alle unsre Literarhistoriker an diesem für unsre dramatische Literatur so einflußreichen Dichter begangen haben.

Ehe wir nun dem Verfasser auf dem Gange seiner literarischen Untersuchungen folgen, wollen wir Holbergs Leben, das den dritten Abschnitt des Buches (S. 43—102) bildet, in kurzen Zügen wieder zu geben versuchen.

Holberg stammte väterlicher Seits aus einer Soldatenfamilie; sein Vater Christian Nilsen Holberg, „adlig nicht durch Geburt, aber durch Thaten", hatte sich vom gemeinen, armen Soldaten zum Obersten und zum wohlhabenden Manne emporgeschwungen. Mütterlicher Seits war die Verwandtschaft eine vornehme. Die Stadt Bergen war sein Geburtsort und 1684 das Jahr seiner Geburt, die Familie selbst aber gehörte zu den Inseldänen.

Dem schon im ersten Jahre durch den Tod des Vaters Verwaisten entriß eine Feuersbrunst auch den größten Theil der materiellen Mittel, und nur die Tüchtigkeit der Mutter vermochte ihn nebst seinen sechs älteren Geschwistern vor gänzlicher Verarmung zu retten. Da er als Offizierssohn nach damaliger Sitte von seiner Geburt an Soldatenlöhnung empfangen hatte, mußte er nach dem Tode der Mutter als zehnjähriger Knabe in das Regiment eintreten, in das er eingeschrieben war. Aber die Laufbahn des Kriegers war ihm nicht beschieden. Um sich für die Korporalsstelle, die man ihm seinem Vater zu Ehren sogleich übertragen wollte, vorzubereiten, kam er zu einem Verwandten der Mutter nach Upland, da er zum upländischen Regiment gehörte. Dieser förderte seine Lernbegier in dem Maße, daß er mit

Digitized by Google

dem festen Vorsatz nach Bergen zurückkehrte, den Wissenschaften treu zu bleiben. Sein dortiger Vormund, ein aufgeweckter Kopf, begünstigte selbst auf Kosten seiner Verwandten die Spottlust, die sich schon in dem Knaben regte; anstatt ihn, wie die Betroffenen es verlangten, für ein Spottgedicht exemplarisch zu bestrafen, gab er ihm nur den Rath, bessere Verse zu machen.

Durch die große Feuersbrunst vom Jahr 1702, die nebst einem großen Theile der Stadt auch Kirchen und Schulen in Asche legte, kam Ludwig vor dem gesetzmäßigen Alter, da der Rector der Schule ihn reif erklärte, zur Universität nach der Hauptstadt. Als armer Student zur Theologie bestimmt, konnte er schon nach Jahresfrist trotz seiner geringen Neigung die Abgangs-Prüfung bestehen. Nach Bergen zurückgekehrt, lag er dem Studium der neueren Sprachen mit erstaunlichem Eifer ob. Mangel an Subsistenzmitteln zwangen ihn bald, als Hauslehrer des Propstes zu Vos bei Bergen „die Kinder zu züchtigen und die Bauern als Stellvertreter des Propstes zu bekehren." Aber die Frau Propstin erwirkte, da er ihrem Liebling „mit einiger Schärfe bessere Sitten und die Lust am Lernen beibringen wollte", bald seinen Abschied. Traurige Zeiten durchlebend im Kampfe seines freien Geistes gegen das Joch der dort noch herrschenden verknöchert orthodoxen Theologie, im Kampfe seiner Neigungen mit der Macht der materiellen Verhältnisse, im Kampfe seines starken Willens gegen krankhafte Nervenstimmungen, gewann er die Mittel, den zweiten theologischen Cursus an der Universität mit einem glänzenden Prüfungszeugnisse zu beenden. Aber alle Hülfsquellen waren nun versiegt und abermals führte ihn die Noth „in die ärgste Sklaverei" des Hofmeisterlebens zum Vicebischof von Bergen. Was er jedoch schon nach Monaten bitter beklagte, wurde ihm zum Segen. Magister Nic. Schmidt, der Bischof, ein weitgereister Mann, hatte reiche Tagebücher, und die Lectüre derselben erregte in ihm die Lust, fremde Länder zu sehen, und trotz seiner gänzlichen Armuth, trotz den Bitten des Bischofs und den Warnungen der Verwandten verließ er den sichern Ort, um sich, geistig frei, omnia secum portans, in die Wogen der Welt zu stürzen.

Hiermit tritt er sein mehrjähriges abenteuerndes Reiseleben an, das für ihn und seine Schöpfungen so entscheidend werden sollte. Er stellt sich damit jenen deutschen Gelehrten an die Seite, die vor und in der Reformationszeit dem Reisedrang folgend, unter Beschwerden, selbst unter Gefahren die Bildungsstätten Europa's lehrend und lernend besuchten. Der Ernst, der ihn beseelte, ist bei seinen reisenden Landsleuten bis zu einem Andersen herab derselbe geblieben, wenn er auch jetzt, bei der Liberalität der Regierung, nicht mehr auf so harte Proben gesetzt wird. „Ich scharrte Alles zusammen", sagt Holberg in seiner Lebensbeschreibung, „woraus ich nur irgend Geld zusammenbringen konnte; ich verkaufte meine beweglichen und unbeweglichen Güter, meine Ansprüche, meine Freiheiten und Rechte und Alles, was nur

Digitized by Google

veräußert werden konnte, und ſuchte als ein Alchymiſt aus allen Dingen Geld zu machen." Mit 60 Thalern (ſoviel betrug Alles in Allem) fuhr er nach Holland. Neue Quellen des Erwerbs, ſo hoffte er getroſt bei ſeiner Kenntniß des Franzöſiſchen und Italieniſchen, würden ſich ihm dort bald eröffnen, ihm, deſſen Grundſatz war, „nicht leicht zu ändern, was er ſich einmal vorgenommen."

Der Anfang ſeines Reiſelebens war allerdings kläglich genug; aber gerade die Widerwärtigkeiten förderten die Energie ſeines Charakters und gaben ſeinem Humor die köſtlichſte Nahrung. Bettelarm geworden nach wenigen Monaten, dazu krank, ſchleppte er ſich von Holland in Aachens berühmte Bäder. Dort ging er ſogar dem Wirthe, den er nicht bezahlen konnte, durch, wurde eingeholt und ſchimpflich behandelt und mußte ſich dann zurückbetteln; das alles in einem Alter von noch nicht zwanzig Jahren. Sein ſelbſt für dieſes Alter ungewöhnlich knabenhaftes Ausſehen brachte ihn dabei in Verlegenheiten, die Andern ärgerlich, ihm aber bei ſeinem ſchlagfertigen Witz nur erwünſcht ſein mußten. Einzelne Züge der Art, wie ſie der Verfaſſer geſchickt hervorhebt, bilden, in die Komödien verflochten, Glanzpunkte derſelben, und ſind intereſſante Commentare zu ſeinem poetiſchen Schaffen.

Genöthigt in die Heimath zurückzukehren, ſiedelte er ſich als Lehrer, beſonders der franzöſiſchen Sprache, in Chriſtianſand an der Südſpitze Norwegens an. Das beſcheidene Glück, das ihm hier blühte, drohte bald zu ſchwinden, da er, angereizt durch ein humoriſtiſches Schriftchen, überall bei ſeiner Lernkundſchaft alles Ernſtes behauptete, das Frauenzimmer ſei gar nicht zu den Menſchen zu rechnen, ſo daß zuletzt die Mägde auf ihn deuteten, als den, der ſie vom Paradieſe ausſchließen wolle. Daß er, als er ſeinen Schlachtplan änderte, ſo ſchnell wieder in Gunſt bei den Vornehmſten kam, beweiſt die anziehende Liebenswürdigkeit ſeiner Natur. Auch eine andere Gefahr, die ihm durch einen holländiſchen Rivalen drohte, löſte ſich in eine ergötzliche Disputation vor den beiderſeitigen Schülern auf, „in der, von der Hitze des Kampfes verführt, wir beide uns vollſtändig verirrten, ſo daß die Zahl der Sprachfehler ins Ungeheure wuchs." Den Frieden, den ſie ſchloſſen, benutzte er aber nicht lange. Mit einigen Thalern, die er erübrigt hatte, wanderte er im Frühling mit einem Freunde abermals fort, diesmal nach England, und blieb in Oxford als immatriculirter Student, in die Schätze der Bibliothek vergraben. Hier wurde der Polyhiſtor in ihm vollendet, den wir vornehmlich in ſeinen proſaiſchen, wiſſenſchaftlichen Werken kennen lernen. Die zwei Jahre ſeines Aufenthaltes gehörten zu den fruchtbarſten. Obgleich auch hier mit Noth kämpfend und gezwungen, nicht nur in Sprachen, ſondern auch in der Muſik zu unterrichten, förderte ihn doch gerade dies Leben, das ihn in die verſchiedenſten Kreiſe brachte, in ſeiner poetiſchen Entwickelung.

Digitized by Google

Man hielt ihn für den größten Meiſter auf der Flöte, was freilich in England nicht viel ſagen will.

So kehrte er zurück, mit Schätzen der Wiſſenſchaft reich beladen und gereift in der Erkenntniß der Menſchen, als vielgereiſter Mann, der ſchon deßwegen Anſpruch auf Achtung machen konnte. Nur kurz war auch diesmal ſeine Raſt in der Heimath. Er, der „arm und hochmüthig" war, verſuchte auf eigne Fauſt Studenten um ſich zu ſammeln, denen er „einen rechten Schatz von ausländiſchen Seltenheiten" mittheilen wollte; ſie kamen in Maſſe, aber ſie zahlten nichts, und ſo dachte er wieder zu ſchulmeiſtern oder, wie er ſich ausdrückte, „zu philoſophiren, wie die meiſten von meinen Landsleuten zu thun pflegen, wenn ſie keine Hoffnung des Fortkommens weiter haben." Doch überhob ihn dieſer Demüthigung ein Antrag, den Sohn eines angeſehenen Staatsraths auf Reiſen zu begleiten. „Das war nun freilich eine andere Art des Reiſens: zur Seite eines jungen Cavaliers, im bequemen Extrapoſtwagen, Tag und Nacht mit einer Schnelligkeit dahinrollend, daß die Reiſenden kaum mehr wußten, wo ihnen der Kopf ſtand, und vor Eile und Ermüdung bald die Beinkleider am Leibe vergeſſen hätten." In Dresden angekommen, erhielt er ſchon ſeinen höflichen Abſchied, weil der Junker dort bei einem ſchwediſchen Edelmanne blieb. Aber Holberg kehrte nicht zurück, ohne im gelehrten Leipzig das Auge des Beobachters an den gelehrten Männern geſchärft und reiche Studien gemacht zu haben. Abermals (1709) auf kurze Zeit, mit eben ſo wenig Glück wie früher, den Hofmeiſter ſpielend, erhielt er glücklicher Weiſe bald ein Stipendium in dem Borch'ſchen mediciniſchen Collegium und blieb fünf Jahre in der Anſtalt, eifrigen Studien und der Abfaſſung ſeiner erſten hiſtoriſchen Schriften hingegeben, bis er durch ein Stipendium von 100 Thalern auf 4 Jahre wieder in den Stand geſetzt ward, ſeinem Reiſedrang zu genügen.

In dieſen vier Jahren durchreiſte er Holland, Frankreich und Italien, zum Theil zu Fuße, was in jener Zeit, namentlich für einen Dänen (man denke an die wichtige Rolle, die die Sänftenträger in ſeinen Luſtſpielen haben!) ganz außergewöhnlich und abenteuerlich war. Die Schilderung ſeiner Erlebniſſe auf dieſer Reiſe, wie er ſie ſelbſt in ſeinen Briefen gibt, iſt äußerſt belehrend für die Beurtheilung ſeiner poetiſchen Werke, wirft aber auch ein helles Licht auf den Bildungsſtand der von ihm beſuchten Länder. Wenn wir auf der einen Seite hören, wie er Tag für Tag in die Bibliothèque Mazarin eilt, wo ſich die Studenten drängten, um den Preis des Tages, das Bayle'ſche Wörterbuch zu erhalten; wenn ein Piemonteſe in Rom alles Ernſtes behauptet, Holberg, der kleine, zierliche, feine, ſei kein Däne, weil er geleſen, daß die Normänner ganz ungeſtalt ſeien und nicht nur Schweinsaugen, ſondern auch Mäuler hätten, die von einem Ohre bis zum andern reichten; wenn ein Pariſer Geiſtlicher behauptet, die Dänen und Schwe-

Digitized by Google

den würden nicht getauft, und ein Sachwalter beim höchſten Gerichtshof im Ernſte fragt, ob der Weg nach Dänemark durch die Türkei gehe? ſo ſind das koſtbare Züge aus der Culturgeſchichte der damaligen Zeit. Die anderthalb Jahre in Paris trugen ihm reichen Gewinn ein, zunächſt für Sprache und Wiſſenſchaft, dann für Lebenserfahrungen. Aus dieſem behaglichen Treiben riß ihn abermals ſeine Wanderluſt, die durch die zufällige Bemerkung eines franzöſiſchen Studenten wieder geweckt wurde, mit 30 Thalern könne man die Reiſe nach Rom wohl machen.

Zu Fuße wandernd, ſoweit es ging, ein Vorläufer Seume's, pilgerte er nach Marſeille, wo ihn der Hauch des Südens zum erſten Mal erquickte; Mangel und Krankheit traten ihm, beſonders in Genua, wo er dem Tode nahe war und dazu von einem räuberiſchen Wirthe leiden mußte, und auch bei ſeinem halbjährigen Aufenthalt in Rom, oft drückend entgegen; aber ſein unverwüſtlicher Humor ſog aus Allem köſtliche Nahrung. In Rom kochte er ſeine Speiſen ſelbſt, da er nicht im Gaſthaus wohnen konnte, und „ſein Topf, welcher der kleinſte war, ſang den erſten Diskant, ihr Topf (der ſeiner Wandnachbarn, zweier neapolitaniſchen Edelleute), als der größere, hielt den Baß." Den größten Nutzen aber zog er von einer italieniſchen Komödiantenbande, die in demſelben Hauſe wohnte. Daß er auch die „heilige Stiege hinaufrutſchte, um zu ſehen, wie der Ketzer und heimliche Freigeiſt ſich bei einer ſo über die Maßen gläubigen Handlung ausnähme", ſpricht für den Humor, den ihm ſelbſt die fortdauernde Kränklichkeit nicht entreißen konnte. Im Februar 1716 über Florenz, Turin und Rom nach Paris zurückwandernd, ſuchte er, da er des Fiebers nicht ledig werden konnte, endlich im Sommer deſſelben Jahres wieder ſeine Heimath auf.

In der That bewundernswürdig erſcheint Holberg in dieſen Wanderjahren; der zierliche, ſchwächliche Mann, noch an der Grenze der Jünglingsjahre, durch Reiſeſtrapazen und Entbehrungen körperlich ganz verkommen, fern von der Heimath, in fremden Ländern, auf fernen Meeren, im Gewühl der Weltſtädte, immer friſch im Geiſte, in lebhafteſtem Verkehr, Aug und Ohr ſtets offen: das iſt der Dichter, der eine ſolche Fülle lebensfähiger, ergötzlicher Geſtalten und draſtiſcher Scenen ſchaffen konnte; das iſt aber auch der wiſſenſchaftliche Forſcher, der unbekümmert um die Geſtaltung ſeiner äußeren Lage und frei von Anforderungen an äußere Behaglichkeit, nur in der Befriedigung des Geiſtes ſein Glück findet, der Mann, der mit kühner Stirne Trotz bieten konnte dem Andrang aller Lebensſtürme. Auch in der Heimath bedurfte er dieſes ſtoiſchen Muthes noch, denn er wurde zwei Jahre lang unbeachtet gelaſſen, ja, als vermeintlicher Kryptokatholik mit Mißtrauen angeſehen, eine Zeit, die er ſeinen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Studien zuwandte, bis ihm denn „das langerſehnte Geſtirn" glänzte in einer Profeſſur — der Metaphyſik. Es erſcheint wie ein Hohn, daß man ihn, der zu allem

Digitized by Google

Andern beſſer taugte, als zu dem, was man damals als Philoſophie lehrte, die Metaphyſik vortragen ließ, als hätte man ihn gewählt, damit er dieſe ſogenannte Wiſſenſchaft in ihrem damaligen Scheinleben aller Welt offenbare. Freilich war dieſer Lehrſtuhl auch der ärmſte und er ſelbſt ja der Jüngſte, und der Schlendrian fand ein Aufrücken vom Schlechten zum Beſſern nach Anciennetät ganz naturgemäß.

Daß aber auch dieſe neue, ſeinem Weſen ganz widerſprechende Stellung ihm Früchte trug für ſein Schriftſtellerleben, beweiſen ſeine Werke an vielen Orten; ebenſo wie ſeine feindſelige Haltung gegen den verknöcherten Dogmatismus der damaligen Theologen, wie gegen das ſcheinheilige Muckerthum ihm, dem Schüler des engliſchen Deismus, dem Verehrer Bayle's überreichen Stoff bot zu ſcharfen Ausfällen gegen die Verunſtaltung der Lehre, deren Kern er, wie ſein moraliſcher Katechismus beweiſt, in frommem Herzen ſtets verehrte. Nur zwei Jahre dauerte dieſes humoriſtiſche Quidproquo. Das Ende ſeiner Dienſtbarkeit und ſeiner Hungerjahre war gekommen. Er wurde 1720 Profeſſor der Beredtſamkeit und Beiſitzer des Conſiſtoriums und die Einkünfte dieſer Stellung und die Erträgniſſe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit brachten ihm die fetten Jahre, nicht ohne ſeinem Werth als Menſchen einigen Abbruch zu thun. Sein Leben iſt fortan äußerlich einförmiger, weil ungeſtörter und kampfloſer. Nur einmal noch, 1725, trieb es ihn wieder in die Fremde, nach Paris, hauptſächlich, um den Dichterruhm, der ihn unterdeß im kurzen Verlauf von vier Jahren (denn bis 1720 hat er der Poeſie gänzlich, ſogar mit einer gewiſſen Feindſeligkeit den Rücken gekehrt) zum Erſten in ſeinem Vaterlande gemacht hatte, von dem gebildetſten Publikum der Erde beſiegelt zu ſehen, eine Eitelkeit, die wir dem großen Dichter wohl nachſehen können, ohne ſie, wie der Verf. (S. 81) thut, beſchönigen zu wollen. Er täuſchte ſich; doch wurde der Umgang mit den bedeutendſten Männern der franzöſiſchen Hauptſtadt ihm fruchtbar.

Die fünf Jahre vor dieſer letzten Reiſe umfaſſen die reifſten und zahlreichſten ſeiner poetiſchen Werke. Er eröffnete ſeine Dichterlaufbahn mit einem berühmt gewordenen parodiſchen Epos: Peter Paars, dem die andern epiſchen Dichtungen folgten, und von 1722—27 entſtanden 17 Komödien, voran der köſtliche politiſche Kannegießer und ſein Ulyſſes von Ithacia, das Muſter geiſtreicher witzſprudelnder Satire mit der unvergleichlichen Schlußpointe, wo die Juden die Miethe für die dem Herrn Ulyſſes geborgten Prachtkleider verlangen und als er jammert, daß ihm ſo etwas begegne nach vierzigjähriger Wanderſchaft, ihm die Kleider herunterreißen und rufen: „Biſt du weg geweſen vierzig Jahr, mußt du auch bezahlen für vierzig Jahr!“ Durch die Thronbeſteigung des pietiſtiſchen Chriſtian VI. wurde ſeine Muſe zu feiern genöthigt, da das Theater geſchloſſen blieb, und erſt als Friedrich V., der durch die eines Königs würdige Aufnahme Klopſtocks die Regenten Deutſch-

Digitized by

lands um das Verdienſt brachte, ihren erſten großen Dichter erkannt zu haben, erſt als Friedrich V., umgeben von Männern wie Bernſtorf, Moltke und Schimmelmann, die Bühne wieder eröffnen ließ, im Jahre 1747, folgten noch 11 Komödien, eine nicht unbedeutende Nachſommerblüthe. Neben dieſer ungemein fruchtbaren Thätigkeit der Muſe raſtete ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit im Gebiete der Geſchichte und des Rechtes nicht und ſeine reifſten, von dem Unkraut der Polyhiſtorie freieſten Werke ſtammen aus dieſer Zeit, beſonders aus den Regierungsjahren Chriſtians VI. (1730 — 1746.)

Hier läßt ſich die Lebensſkizze des Dichters ſchließen, der, erſchöpft von ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, denen er bis wenige Tage vor ſeinem Tode noch oblag, geſättigt von Reichthum, Ruhm und Ehren, 70 Jahre alt, am 28. Januar 1754 ſtarb. Der Verf. hat es für nöthig gehalten, am Schluſſe der gediegenen Biographie den Charakter ſeines Helden gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, die ihm ſchon von ſeinen neidiſchen Zeitgenoſſen und bis in die neueſte Zeit in allen literariſchen Behandlungen gemacht worden ſind, nämlich gegen die Vorwürfe des Geizes, der Eitelkeit und des Stolzes, den er durch Erkaufung des Adels bewieſen. Will man des Dichters eignen Ausſagen (in ſeiner Selbſtbiographie) vollen Glauben ſchenken und nicht auch hier den Schalk ſuchen, der ſich nirgends verläugnete, ſo wäre er weder eitel noch geizig geweſen. Und in der That, ohne überhaupt Gewicht auf das Ja oder Nein zu legen, wird ſeine eigne Beweisführung durch die Handlungsweiſe ſeines ganzen Lebens vollkommen beſtätigt. Er war von Jugend auf durch die Noth an Kargheit des Genuſſes gewöhnt, dabei von kränklicher Natur, die äußerſte Diät verlangte; als er in Wohlſtand kam, war ihm das nüchterne Leben unentbehrlich geworden; er floh die Geſellſchaft der Männer, die der Ueppigkeit fröhnten und ging lieber mit Frauen um, bei denen er nach ſeiner Gewohnheit leben konnte; ſeine elegante Kleidung war gewiß auch kein Zeichen des Geizes. Daß ſeine Kränklichkeit zur Hypochondrie ſich ſteigerte, geht aus vielen ſeiner eignen Aeußerungen hervor und iſt gewiß nicht unverträglich mit dem Humor geweſen, der in allen ſeinen Schriften ſprudelt. Weniger iſt er wohl von Eitelkeit frei zu ſprechen, ſei es auch nur in der Form eines erhöhten Selbſtbewußtſeins geweſen. Seine letzte Reiſe nach Paris und gewiß auch die von ihm eifrig betriebene Baroniſirung (1747) beweiſen das. Letztere aber ihm vorwerfen zu wollen, ſcheint uns kleinlich. Er ſchätzte den ächten, den Verdienſtadel und ſein Spott (Don Ranudo) trifft mit Recht nur den papiernen Adel, dem kein Verdienſt zur Stütze dient. Vollends lächerlich aber iſt es, ſeinen Adel erkauft zu nennen, weil er baroniſirt wurde, nachdem er ſämmtliche Güter und ſein ganzes Vermögen der Ritterakademie zu Soroe vermacht hatte. Eine ſo große Schenkung blos um eines Titels willen zu machen, der ihm bei ſeinem einſiedleriſchen Leben kaum zugute kam, iſt ſo unerhört und widerſpricht ſo ganz dem Leben des Mannes, daß eine

Digitized by Google

Widerlegung einer ſolchen Behauptung überflüſſig erſcheint. Laſſen wir aber immerhin auch eine verzeihliche Eitelkeit mitwirken bei ſeinem Vermächtniß; dieſes ſelbſt, das dem armen Talente die ehrenvolle Bahn, die er ſelbſt durchlaufen, erſparen ſollte und bis heute in Segen geſtanden hat, muß uns über die kleine Schwäche hinwegſehen laſſen, beſonders da ſie ihn nicht zum feigen Höfling gemacht, ſondern bis zum Tode thätig, frei und ſelbſtſtändig gelaſſen hat. (Schluß folgt.)

Neue Geſchichtswerke.

— **Gieſebrecht's Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit.** 2. Band, 2. Abth. Braunſchweig 1858, Schwetſchke. — Wir haben früher Gieſebrechts treffliche Kaiſergeſchichte ausführlich beſprochen und machen hier nur aufmerkſam auf die ſeitdem erſchienene Schlußabtheilung des zweiten Bandes, worin uns die Regierung Heinrich's III. (1039—56) geſchildert wird. Die Epoche iſt beſonders anziehend und lehrreich, weil die Macht einer großen Perſönlichkeit ſelten in unſerer Geſchichte ſo imponirend gewirkt, ſelten aber ſich ſo deutlich gezeigt hat, von wie geringer Tragweite perſönliche Wirkſamkeit iſt, wenn ſie ſich nicht durch lebenskräftige Inſtitutionen verewigt. Schon während der Lebzeiten des Kaiſers waren, wie Gieſebrecht auf Grund ſorgſamſter Forſchung nachweiſt, ſeine großen Erfolge in Frage geſtellt, und ſein Tod führte unmittelbar zu der Machtloſigkeit des Reiches nach Außen und dem Siege des Fürſtenthums über die Centralgewalt. In ſeinem unausgeſetzten Streben nach Verwirklichung einer Univerſalmonarchie, wie ſie der Theorie nach im Kaiſerthume lag, vergaß Heinrich die ſo dringend geforderten Reformen der inneren Verhältniſſe, ſtellte weder die Zukunft der Krone gegen die Territotorialgewalten ſicher, noch ſuchte er durch conſequente Maßregeln im Innern die weitere Ausbildung des Königthums zu fördern. In Bezug auf das Fürſtenthum übte er nach den Ausführungen des Verfaſſers nur eine Politik des Mißtrauens, die keinen fruchtbaren Gedanken erkennen läßt, verabſäumte es die Reichsritterſchaft durch dauernde Einrichtungen als feſtgeſchloſſene kampfgerüſtete Phalanx um den deutſchen Thron zu ſchaaren, und war trotz der Ermahnungen ſeines Erziehers Wippo nicht zur Verzeichnung der Kaiſergeſetze zu bewegen, durch die er im Sinn und Geiſt der carolingiſchen Capitularien hätte wirken können.

Heinrich ſetzte die Bedeutung der Kaiſergewalt allein in ſeine eigene tüchtige Perſönlichkeit, und ſtand zuletzt auf einſamer ſteiler Höhe, gefürchtet und gehaßt ohne den Dank und den Dienſt der Liebe. Nur durch den Glauben der Welt an ſein Glück, nur durch den Glanz, der ihn zauberiſch umſtrahlte, konnte er ſich in ſeiner Machtſtellung behaupten; auf den Erfolg angewieſen, mußte er vom Sieg zum Siege eilen und überhörte die Klagen des Volkes, deſſen ſociale Lage durch den Ruhm der kaiſerlichen Waffen nur verſchlimmert ward. Als ſich einmal die Launen des Glücks gekehrt, ſtieß er allenthalben auf die Regung oppoſitioneller Elemente, und ſtarb noch früh genug, um nicht die Unhaltbarkeit des ganzen großen Gebäudes zu erkennen, das er ohne feſte Fundamente erbaut hatte. Die unbeugſame Härte, die ihm die Natur ſeiner Stellung gebot, brachte ihn in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da in ſeinem Charakter vielmehr ein Zug weichherziger Milde vorherrſchend war, der mit ſeiner myſtiſch-aſcetiſchen Religioſität im Zuſammenhang ſtand. Denn es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, die zur Signatur der Zeit gehört, daß der gewaltige thatenfreudige Kaiſer in den religiöſen Grundſtimmungen der Seele nahe an das Gebiet ſtreifte, in welchem das ſtille Gemüthsleben beſchaulicher Männer ſich heimiſch fühlt.

Dieſes ſein Verhältniß zur Religion erklärt uns die Reife des Blicks, mit dem er die Bedeutung geiſtiger Potenzen würdigte und die neu auftauchenden Ideen der Cluniacenſer,

Digitized by Google

die nach neuen Lebensformen rangen, zu friedlichen Eroberungen verwandte. Unausgesetzt war er um die Reform der Kirche bemüht, und dieser Theil seiner Wirksamkeit hat bleibende Früchte gezeitigt und, auch von rein menschlicher Seite betrachtet, die Civilisation befördert. Auch die weltliche Bildung trug damals Tonsur und Kutte. Und, um nur auf einen Punkt hinzuweisen, welch' ein Segen für das Volk lag bei dem kriegerisch-abenteuerlichen Drängen jener Zeit allein schon in den Klöstern, durch die Millionen Hände dem Schwerte entzogen und für die Pflugschar gewonnen wurden, und in denen sich eine corporative Macht des Eigenthums entwickelte, die zum Gedeihen der friedlichen Arbeit gegen die unruhig tobenden Lehnsmächte Widerstand leistete.

„Jede Geschichte", sagt Justus Möser, „muß die Naturgeschichte des Originalcontraktes einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn sie jemals im eigentlichen Sinne pragmatisch werden soll." Zu dem Ende aber muß man die Entwicklung eines Volkes betrachten, wie der Physiolog die einer Pflanze betrachtet. Es kömmt auf die Erfassung jedweder Lebensrealität, auf die Aufdeckung der freiwüchsigen Grundstoffe an, auf die Enthüllung derjenigen Mächte, die, in verschiedenen Zeiten verschieden, die weitere Ausbildung beeinflußten. Man wird so jeder Zeit gerecht, ohne sich zum Lobredner irgend einer zu machen, und befreit sich von jener Polemik in politischen und kirchlichen Dingen, die, in der Historiographie so lange geübt, weder dem Frieden unter den Menschen, noch dem ehrlichen Streit der Meinungen förderlich gewesen ist. Der objectiven Ruhe wird schon dadurch genützt, daß man die Gegenstände so darstellt, als wisse man nicht, daß sie bereits eine vom anderen Standpunkt ausgehende Darstellung gefunden. Dr. J. J—n.

— Von Dr. Georg **Webers allgemeiner Weltgeschichte**, für die gebildeten Stände bearbeitet, ist der erste Band vollständig erschienen (Leipzig, Engelmann, 1857). Das Unternehmen ist weitschichtig auf 10—12 Bände angelegt; zur Durchführung wird außer anhaltender Liebe zur Sache auch ein unermüdlicher, nüchterner Fleiß erforderlich sein. Beide Eigenschaften hat Weber in seinen Lehrbüchern der Weltgeschichte, die rasch eine erstaunliche Verbreitung gefunden haben, reichlich kundgegeben. Seine Auswahl aus der Fülle der Thatsachen war hier verständig und taktvoll, wenn auch in der Darstellung der neuesten Zeit eine Ueberschätzung gewisser Einzelheiten stören mochte. Seine Urtheile waren umsichtig und abgewogen, die Angabe der leitenden Ideen gewährte eine deutliche Uebersicht, die Bezugnahme auf das innere Leben und auf die Geistesbildung war vielseitig und eingehend. Des schöpferischen Sinnes in der Gestaltung der Thatsachen ermangelnd, war er zum Führer, zum Registrator um so geeigneter. Zudem ist Weber in der Gesinnung lobenswerth, indem er die geschichtlichen Erscheinungen völlig in ihrer Berechtigung läßt, den Gedanken der freien Lebensthätigkeit in Staat und Menschheit aber in den Vordergrund stellt. Diese großen Vorzüge treten auch in dem ersten Bande der größeren Weltgeschichte entschieden hervor. Dem Lehrer kann kaum ein reichhaltigeres und zuverlässigeres Repertorium, dem Geschichtsfreund nicht leicht ein besseres Hülfsmittel geboten werden, die Lücken seiner Kenntnisse zu ergänzen und sich mit den Ergebnissen der Forschung, wie sie jetzt vorliegen, vertraut zu machen. Ob aber ein Buch, das die Form des Compendiums auf eine solche Fülle von Material überträgt, zum Begleiter für Jung und Alt, zur Lectüre für's Haus passend oder auch nur empfehlenswerth sei, ist eine andere Frage. Zu einem solchen gehört offenbar mehr Leben und weniger Anatomie, mehr Synthese und weniger Fachwerk. Letzteres gereicht ohnedies dem Kenner bald zum Ueberdruß; und wer z. B. Ewald's Geschichte des israelitischen Volkes und Duncker's ersten Band kennt, dem werden bei Weber die Grundgedanken und Einzelnes in der Erzählung, wie die Anführung der verschiedenen Relationen über den Auszug aus Aegypten, abschmeckend vorkommen. Der Geschichtserzähler für's Volk muß den in unserer Zeit leider nothwendigen Alexandrinismus durchgemacht haben; zu der Darstellung aber bedarf er eines Anflugs von jonischem Geiste.

Digitized by Google

Neue Romane.

— **Schloß Krakau und das letzte Turnier**, von W. Bachmann; Berlin, Hofbuchdr. (R. Decker.) 1857. — Ein hiſtoriſcher Roman aus der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts von dem Verfaſſer des Romans: Der Fürſt „Mein Liebchen", — verſetzt uns dies Buch in die Zeit, da Polen noch das ungetheilte Reich mit einem Wahlkönig an der Spitze war, nach Südoſten ſchwach begrenzt gegen die Tartarenhorden der Krim und der Nogaiſchen Steppe. Das Hauptereigniß fällt in die Zeit des erſten Auftretens Rußlands, da es ſich das Principat unter den ſlaviſchen Völkern zu erringen begann. Czar Waſil Iwanowicz, nachdem er Kaſan und Aſtrachan erobert, warb um die Hand der Schweſter von Siegmund Auguſt, Königs von Polen. Da er keine Gewährung fand, trat er mit Anſprüchen auf denjenigen Theil von Reußen hervor, welcher unter polniſcher Hoheit ſtand. Auch auf Liefland war es ſchon abgeſehen, welches damals noch polniſches Lehen war. Gewiß eine ächt hiſtoriſche Zeit voll kräftiger Beſtrebungen und wegen der Verflechtung mit der Geſchichte der letzten Schwertritter beſonders für Deutſchland und vorzugsweiſe für Preußen von erhöhtem Intereſſe. Die Liebe Samuels, eines polniſchen Adligen, der ſich durch ſeine ritterlichen Thaten um die Integrität Polens verdient gemacht, zu der Nichte des Fürſten von Siebenbürgen, Stephan Batory, bildet den Mittelpunkt des Ganzen. Nach dem Tode Siegmund Auguſts, des letzten Jagellonen, war Heinrich von Valois, Bruder Karls des Neunten, zum König von Polen gewählt worden; aber er konnte ſich mit dem Diſſidentenweſen, ſowie mit dem wenig glänzenden und üppigen Hofleben in Krakau auf die Dauer nicht vertraut machen und zog ſich bald nach ſeines Bruders, des Königs von Frankreich Tod nach Paris zurück. Unter ſeiner Regierung hatte das letzte Turnier in Polen ſtattgehabt. Samuel Zborowski, der Verehrer von Griſeldis, der Nichte Batory's, trug den erſten Preis davon und ſetzte nach Heinrichs Rückzug, gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern, deren einer damals Kronmarſchall war, die Wahl Stephan Batory's zum König von Polen durch. Eine perſönliche Fehde jedoch, in der Samuel eine raſche blutige That begeht, hat zur Folge, daß Stephan Batory ihm die Hand Griſeldis' verſagt und ſpäter das Verbannungsdecret nicht aufhebt, das Samuel von dem königlichen Hofe entfernt hielt. Nun zieht ſich der unglückliche Ritter in das Kamaldulenſerkloſter von Bielany zurück, aus dem er durch die Liſt der Wittwe des von ihm erſchlagenen Wapowski hervorgelockt wird. Er wird in Folge ſeiner Empörungen als Hochverräther hingerichtet. — Bachmanns Styl iſt kein glänzender, er hält ſich aber gleichweit von der Nüchternheit des Chroniſten, der nur Daten geſchickt zuſammenſtellt, entfernt und läßt überall den Mann von Geſchmack und ächt hiſtoriſchen Studien erkennen. Die Schilderungen der Einzelkämpfe, welche die Zaporoger, eine Junta von Koſacken, als Grenzhüter gegen die Tartaren, beſtehen und als deren ritterlicher Hetmann Samuel — man denkt an Iſolani — gezeichnet wird, ſind meiſterhaft, und man fühlt ſich gefeſſelt von dem eigenthümlichen Koſackenpathos, das der Autor mit ſeltner Lebhaftigkeit erfaßt zu haben ſcheint. Stephan Batory erſcheint uns unter Bachmanns Feder als der Repräſentant der ſlaviſchen Reaction gegen das laſcive und üppige Hofweſen der franzöſiſchen Könige und beginnt ſeinen Regierungsantritt mit dem Abſchaffen der Turniere, die ſich als Reſte mittelalterlicher Rohheit mit ſeiner ernſt wiſſenſchaftlichen Richtung nicht vereinigen laſſen. Seine Geſpräche mit Livius Gropius, ſeinem Aſtrologen, erinnern an Wallenſtein, mit deſſen Charakter er überhaupt Vieles gemein hat.

— **Das Jahrhundert der Umkehr.** Ein Roman aus Preußen, von einem Geiſtlichen. Gotha, Scheube, 1857. 3 Bände. — Dieſer Roman hätte ſchon ein gewiſſes Intereſſe, wenn er auch nur in wenigen Zügen die Kultur und die geiſtlichen Zuſtände, wie ſie in Preußen herrſchen und in dem Schlagworte „Umkehr" angedeutet ſind, in ſeine Handlung verflöchte. Zudem aber iſt der geiſtliche Verfaſſer gewandt in der äußeren Darſtellung wie im Zuſammenfügen der Thatſachen; er hat ſich die Aufgabe geſtellt, an einem Exempel gründlich nachzu-

Digitized by Google

weiſen, wohin die ſogenannte conſequent und ehrlich gemeinte Umkehr zu dem ſtrengen, alten Buchſtabenglauben führen würde. Das Opfer, das dieſer thatſächlich durchgeführten Orthodoxie verfällt, iſt ein Jüngling von ehrlichem Gemüth und redlichem Wollen, ein Herr von Moderwitz, der von ſeinem akademiſchen Freunde, einem nachmaligen ſtrenggläubigen Geiſtlichen, einſt wunderbar gerettet und allmälig zu dem Glauben gebracht wird: er habe ſein Leben einer directen Fügung der Gottheit zu verdanken, die ihm die Handhabe der Umkehr zum rechten Glauben damit gewähren wolle. Nicht genug daß Moderwitz gläubig wird, faßt er die ſpiritualiſtiſche Seite des Chriſtenthums ſo extrem auf, daß er in der Folge die Abtödtung des Fleiſches als die wahre Conſequenz dieſer Religion betrachtet und zuerſt als Flagellant, ſpäter als ein zweiter Antonius auftritt und aſcetiſch in einer pommeriſchen Einöde ſich herumtreibt. Seine Frau, mit der er eine nur geiſtliche Ehe eingegangen zu ſein vorgibt, härmt ſich darüber zu Tode und er wird zum Schluß wahnſinnig. Unter den Aeußerungen, die er in lichten Augenblicken auf ſeinem Todtenbette thut, befindet ſich auch dieſe: „Wie man auch über mich urtheilen mag, das, hoffe ich, wird man anerkennen, daß ich beſtrebt war, das Rechte zu thun. Irrte ich, ſo möge man mir verzeihen; ich habe dafür gebüßt. Ich bin, glaube ich, darum nicht ſchlechter, weil ich weiter ging, als Andere, die im Widerſpruch eines alten Glaubens und einer neuen Zeit ſtehen bleiben.“ — Das Bild eines religiöſen Schwärmers wird zu jeder Zeit ſeine Pendants haben. In dem vorliegenden Muſter geht übrigens die wahre Tendenz mit der Ausführung nicht gleichen Schritt, weil letztere doch eigentlich nur eine Carricatur malte. Dieſe „geiſtliche Ehe“ iſt über die Maßen übertrieben; ſie iſt in dem Ton einer Don Quixotiade gehalten und muß auf der einen Seite ſo genommen werden, während der Leſer wieder anderſeits gerne die ſolidere Abſicht des Tendenzromanes feſthalten möchte. Zudem wird die Einödeſcene über Gebühr bis zum Langweiligen ausgedehnt, indem ſie faſt einen ganzen Band ausfüllt.

— **Des Zweiflers Umkehr.** Roman von Fr. Friedrich, Leipzig 1858, Wiedemann. 2 Bände. — Dieſer Roman, der ebenfalls eine „Umkehr“ an der Spitze trägt, vollzieht dieſelbe wirklich bei einem ſtrebſamen Jünglinge nach dem praktiſchen Satze, daß eben der Zweifel ſich von dem Glauben in der jugendlichen Sturm- und Drangperiode einmal loslöſt, dann aber von dieſem wieder überwunden wird, ſobald die ernſten und bitteren Erfahrungen des Lebens ihren Einfluß auf die pſychiſchen Vorgänge im inneren Menſchen ausüben. Was die Entwicklungen der Seelenzuſtände auseinander anbelangt, ſo iſt ſie mit bei weitem größerer pſychologiſcher Wahrheit in dieſem Romane ausgeführt, als in dem vorher beſprochenen, ſowie überhaupt das Endziel, dem die geſammten Zuſtände und Handlungen entgegenlaufen, dem Ganzen das Gepräge innigeren Einklangs mit dem menſchlichen Bewußtſein und mit den wahren Intereſſen des Herzens zu verleihen im Stande iſt. Gl.

Kunſtnotizen.

— **Carl Cauer.** Die Werkſtätte dieſes Bildners iſt zwar den kunſtliebenden Badegäſten in Kreuznach wohlbekannt; indeß hat der Name des Künſtlers bei Weitem nicht die Verbreitung ſeiner Werke. Vielleicht kein Bildhauer der Gegenwart kann ſich rühmen, ſo vielen Menſchen Freude gemacht zu haben wie Cauer mit ſeinen zierlichen Statuetten aus der Kinderwelt, die in Kreide- und Elfenbeingyps tauſende von Wänden, Pfoſten und Geſimſen in deutſchen Wohn- und Beſuchzimmern zieren. Seine jetzt im hieſigen Kunſtverein ausgeſtellten ernſteren Sachen, z. B. ein Chriſtuskopf, ſind recht geſchmackvoll, correct und anſprechend; doch mehr feſſeln die kleineren Arbeiten, in denen er die ihm eigenthümlichſte Sphäre nicht verlaſſen, wenn auch beträchtlich erweitert hat. Hierhin gehören ſein ſchlafendes Dornröschen mit der Spindel und Rothkäppchen mit dem Wolf. Es gehört viel Geſchicklichkeit und feiner Sinn zur Löſung der Aufgabe, die ſüßen heimiſchen Märchengeſtalten in den Gyps zu feſſeln; denn wenn auch die Formen desſelben nicht marmorſpröde ſind, bleiben ſie doch immer plaſtiſch. In einer

Digitized by Google

Zeit, wo die Märchenpoeſie einen ſo breiten Raum auf eleganten Bücherbrettern einnimmt, wird ſie auch, in Cauers Bildwerken verkörpert, bald als Zimmerzierde beliebt werden. Außerdem ſind zwei Porträtſtatuetten von Carl Cauer im Kunſtverein ausgeſtellt: der greiſe Fürſt Metternich, bequem in den Seſſel gelehnt, bewußt vor ſich hinblickend, voll charakteriſtiſcher Lebenswahrheit; und der Fürſt Windiſchgrätz mit ſeinen ſtarken, doch nicht geiſtig belebten Zügen, in militäriſcher Haltung, den Generalshut unter dem Arm.

— Wir haben nachträglich ein ausgezeichnetes Bild **Adolph Schreiers** zu beſprechen, das ſo eben in lithographiſchem Abdrucke erſchienen iſt und die Verwundung des Fürſten Emerich von Thurn und Taxis am 9. Auguſt 1849 bei Temesvar in Ungarn darſtellt. Der Künſtler hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, einen Moment, der zu gleicher Zeit ein Geſchehenes darſtellen und maleriſch wirken ſoll, auf die Leinwand zu bringen. Um ſo mehr bewundert man die treffliche Löſung. Der hiſtoriſchen Wahrheit, nach der der Fürſt von Taxis allein aus ſeiner Schwadron herausſprengt und verwundet von dem ihm nacheilenden Oberſten Vonberg aufgefangen wird, iſt durch nichts geſchadet; wohl aber gibt die Darſtellung ein Bild von Wahrheit und großer Lebendigkeit. Die Zeichnung bekundet den gebildeten Künſtler, dem dabei ein außerordentlicher, nie ſtörender Farbenſinn angeboren ſcheint, der im Terrain ſeinen Culminationspunkt erreicht. Schreiers Talent hat ſich raſch Bahn gebrochen und wird vorausſichtlich ein hohes Ziel erreichen. — e. —

Unterhaltungen.

— Dr. **A. Clemens** erzählt in der Zeitung „Deutſchland", daß er einmal zwei von ihm verfaßte Schriften über Goethe dem kürzlich hingeſchiedenen Beda Weber überſandte; er theilt auch die recht höfliche Antwort mit, die er darauf von Letzterem, als einem gebildeten Manne, empfing. Gern lieſt man bei einem Geiſtlichen von Webers ausgeſprochener Richtung das offene Bekenntniß des Dankes, den er „dieſem großen Geiſte (Goethe'n) ſchuldig ſei für alle Bildungsmittel, die ihm aus ſeinen Schriften zugegangen." Verfehlt iſt jedoch der von Hrn. Clemens beigefügte Nachruf an Beda Weber: „Edler Vollendeter! Auch Du mußteſt oft erfahren, daß die Bahn des Genius auf dieſer Erde eine Dornenbahn iſt:

Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

Beda Weber war ein muthiger und rüſtiger Kämpfer für die Sache, die ihm die höchſte war; er ging im Streit grad vorwärts und ſcheute ſich durchaus nicht, gelegentlich auch „verletzend" zu werden. Dies ſind Eigenſchaften, die Jedermann Reſpect einflößen; ſich für ein verfolgtes Lamm auszugeben, iſt ihm nie eingefallen. Und gerade deßhalb verfuhr jeder ehrliche Gegner des Ultramontanismus, der dem berühmten Todten derb entgegentrat, mehr in deſſen Sinn als unſer geſchätzter Medicinalrath mit ſeiner Apoſtrophe.

— **Der Eſel, ein Traum**; von F. D. Guerazzi. — Gleichzeitig mit den Erlaſſen des italieniſchen Congreſſes, der zu London getagt haben ſoll, iſt unter obigem Titel eine weitläufige, ſonderbare Dichtung in Proſa erſchienen, welche den ehemaligen Dictator von Florenz zum Verfaſſer hat und als ein Manifeſt des jungen Italiens betrachtet werden kann. Guerazzi gibt ſeinem „Aſino", der in England Aufſehen machte, eine ironiſche Widmung an die „Erzbrüderſchaft der Gemäßigten" mit auf den Weg. Die Erfindung wäre in jeder Literatur, außer der italieniſchen, in welcher Caſti's „ſprechende Thiere" noch im neunzehnten Jahrhundert Glück machten, veraltet. Der Autor ſchildert uns den Vorabend des jüngſten Tages; auch die Thiere machen Anſpruch, an demſelben ihr Urtheil für das ewige Leben zu empfangen. König Salomo ſoll über dieſen Anſpruch entſcheiden, und der Eſel führt vor ſeinem Richter-

Digitized by Google

ſtuhl die Sache der Thiere. Ein reicherer Humor als Guerazzi ihn beſitzt, wäre nöthig, um dieſe Form beinahe fünfhundert Octavſeiten hindurch zu würzen. An recht boshaften Pointen mangelt es nicht; ſo läßt er einmal die geiſtliche Gewalt zur weltlichen Folgendes reden: „Zerknicke mich nicht unter deinem Daumennagel; laß mich leben. Ich kann dir noch immer wehe thun, aber von nun an will ich gefügig ſein; wirf dein Halsband um meinen Nacken und präge deinen Namen darauf. Gib mich nicht in des Volkes Hand, es würde mich tödten. Ich habe den Quell der Güte und Treue, der aus ſeinem Herzen unerſchöpflich zu dringen ſchien, trocken gelegt. Erhebſt du weltlichen Krieg, ſo will ich ihn durch den Schlachtruf weihen: Gott will es! Haſt du deine Heimath in einen Kirchhof verwandelt, ſo will ich Tedeum ſingen. Ich will dein Spion werden, und der Beichtſtuhl ſoll die Hintertreppe vom geheimen Polizeibureau ſein.“

— **Sir Henry Havelock** war der erſte berühmte Feldherr, der zur Secte der Baptiſten gehörte. Aus dieſem Anlaß hat ſich in den engliſchen Zeitſchriften, welche die Sache der Diſſenters führen, eine eigenthümliche Verhandlung entſponnen. Zwar ſind die Baptiſten in der Durchführung ihres Lehrbegriffs nicht übermäßig ſtreng. Sie verwerfen allerdings die Taufe bei Kindern und vollziehen ſie nur bei Erwachſenen durch dreimaliges gänzliches Untertauchen; ſie geben jedoch der Landesſitte ſoweit nach, daß ſie den Eid, den Kriegsdienſt und die Uebernahme von Staatsämtern geſtatten. Immerhin hat der Kriegsruhm Etwas das zu dem quietiſtiſchen Weſen der Secte nicht paſſen will. Da nun die Baptiſtengemeinde dies recht wohl einſieht und ſich dennoch in dem Gedanken gefällt, zum britiſchen Nationalruhm einen Namen wie Havelock beigeſteuert zu haben: ſo hat ſie von frommer Seite her, namentlich von Seiten der Friedensgeſellſchaft, allerlei Sticheleien zu hören. Die Gemeinde hat nun beſchloſſen, das Andenken ihres berühmteſten Mitgliedes durch eine friedliche Stiftung zu ehren; ſie will zwei neue Lehrſtühle für indiſche Sprache, Geſchichte und Literatur gründen, und im Hörſaal ſoll Havelocks Bildniß aufgeſtellt werden.

— **Saint-René Taillandier** beſpricht in der Revue des deux Mondes das deutſche Drama der Gegenwart, namentlich Halms Fechter von Ravenna, Tempeltey's Klytämneſtra, Gutzkow's Lorber und Myrte, Brachvogels Narciß. Von letzterem gibt er eine Analyſe und bemerkt ſodann: „Man wird nicht erwarten, daß ich auf die Beurtheilung eines ſolchen Werkes näher eingehe. Der außerordentliche Erfolg, den es bei unſeren Nachbarn gefunden hat, iſt ein literariſcher Scandal; auch verdankt es denſelben nicht etwa dem Talent eines Schauſpielers; denn nachdem es zuerſt in Berlin mit großem Beifall aufgeführt war, iſt es auf allen deutſchen Bühnen unter Applaus geſpielt worden.“ Dieſe Bemerkung iſt nicht ganz richtig; ſie geht aus der Anſchauung des in Paris centraliſirten franzöſiſchen Theaterweſens hervor. Allerdings beruht der Erfolg des Narciß nicht auf der Leiſtung Eines hervorragenden Künſtlers, wohl aber zum Theil auf der bei unſeren Schauſpielern immer mehr um ſich greifenden Gaſtrollenreiterei, die ſich ein ſolches Paradepferd nicht entgehen läßt.

— **Coſtümirte Kinderbälle.** — Ein Pädagog machte uns folgende Bemerkung: „Der Reiz, den coſtümirte Bälle haben, beſteht weſentlich darin, daß Perſonen, die von den Eindrücken der Gewöhnlichkeit und des Alltagslebens abgeſpannt ſind, ſich auch vermittelſt der äußeren Erſcheinung in eine heitere, poetiſche Sphäre verſetzen und vermittelſt eines phantaſtiſchen Spiels aus ſich herausgehen. Kann ein ähnliches Verfahren, bei Kindern angewandt, gleichgültig ſein, ſelbſt wenn man im Uebrigen Kinderbälle gelten laſſen will? Unmöglich; denn wenn jene Stimmung des Ueberdruſſes an der Wirklichkeit bei ihnen naturgemäß nicht beſteht, ſo iſt es um ſo klarer, daß man ſie durch ein ſo gewaltſames Herausführen aus den gewohnten Verhältniſſen leicht erzeugen und die Begehrlichkeit der Kinderſeele entzünden wird, was in unſeren Tagen gewiß ein überflüſſiges Bemühen zu nennen iſt.“

— **Gräfin Dora d'Iſtria.** Die unter dieſem Pſeudonym verborgene Schriftſtellerin, eigentlich Fürſtin Helene Ghika, iſt, was Vielſeitigkeit betrifft, vielleicht die begabteſte Dame

Digitized by Google

von Europa. Nicht nur ſpricht und ſchreibt ſie die Hauptſprachen des Welttheils, iſt muſikaliſch und hat es als Schülerin von Schiavoni in Venedig im Zeichnen und Malen weit gebracht; ſie iſt auch in körperlichen Uebungen groß. Eine ausgezeichnete Schwimmerin, hat ſie ihre Schweſter vom Ertrinken gerettet. Sie war die erſte Beſteigerin des Mönch-Gipfels im Berner Oberland. Ihr neuſtes Werk in zwei Bänden ſchildert die deutſche Schweiz als Vorpoſten der Reformation; ein zweites über die franzöſiſche, und ein drittes über die italieniſche Schweiz ſoll nachfolgen.

— **Kaiſer Napoleon III. und England.** — Die Revue des Deux Mondes ſagt über die unter dieſem Titel erſchienen Schrift: „Man hat die Brochüre dem Herrn de la Gueronnière zugeſchrieben. Offenbar iſt dies Gerücht von ſeinen Freunden ausgeſprengt worden; Herr de la Gueronnière iſt gewöhnlich nicht ſo mäßig, klar und glücklich. Es genügt zu wiſſen, daß die Schrift ein officielles Gepräge hat, das ſich auf jeder Seite kundgibt. Sie gibt ein deutliches Geſammtbild der gegenwärtigen Lage, geſtützt auf Thatſachen, deren einige wenig bekannt waren. Das Verdienſt eines derartigen Werkes liegt in ſeiner Mäßigung."

— **Georg Forſter.** — Das „in der Geſchichte ſchwankende" Charakterbild dieſes vorzüglichen Mannes iſt bekanntlich am ausführlichſten und beſten von Heinrich König dargeſtellt worden, dem außer den literariſchen und handſchriftlichen Quellen auch manche lebende Erinnerung zu Gebote ſtand. Die zweite vermehrte Auflage dieſer Biographie iſt ſoeben unter dem deutlicheren Titel „Georg Forſters Leben in Haus und Welt" erſchienen. Der Verfaſſer gibt bei dieſer Gelegenheit auch über die neueren tendenziöſen Behandlungen von Forſters Leben und Wirken ſein Urtheil.

— **Acht Sinne.** Wenn eine kürzlich von Profeſſor Duttenhofer aufgeſtellte Anſicht zur Geltung gelangt (vergl. deſſen Schrift: die Sinne des Menſchen u. ſ. w., Nördlingen 1858), ſo haben wir von nun an ſtatt der bis jetzt angenommenen fünf Sinne deren acht zu verzeichnen, nämlich außer dem Geſicht und Gehör, Geruch und Geſchmack noch den Taſtſinn, den Hautſinn, den Sympathieſinn und den Gattungsſinn.

— Dr. **Franz Stark**, einer der Vertreter Oeſterreichs im deutſchen Parlament, gehörte zu den wenigen Mitgliedern dieſer Verſammlung, die nach Auflöſung derſelben noch einige Jahre in Frankfurt verlebten. Er hat hier unter mancherlei Entbehrungen ſeine Muſeſtunden dem Studium des Altdeutſchen zugewandt und ſeine weitere Ausbildung in dieſem Fach in Berlin und Heidelberg vollendet. Mit beſonderer Vorliebe wandte er ſich der Erforſchung des Urſprungs der deutſchen Perſonennamen zu. Durch treuen, raſtloſen Fleiß iſt es ihm gelungen, ſich auf dieſem begrenzten, aber hochwichtigen Gebiete Autorität zu erwerben. Ein auf dasſelbe bezüglicher Vortrag, den Stark vor einiger Zeit in Wien hielt, und der im Druck erſchienen iſt, bezeugt die Gründlichkeit und den geübten Takt, womit er bei der Namendeutung zu Werke geht. Eine große Anzahl von Namen, die auf triviale Gegenſtände hinzuweiſen ſcheinen, führt er auf althochdeutſche Wurzeln zurück, die meiſtens mit dem Begriff des Waffen- und Kriegslebens zuſammenhängen; erſt als von dieſem die letzte Spur verloren war, deutete das Volk die ihm unverſtändlichen Worte auf Dinge aus den zugänglichſten Vorſtellungskreiſen. In Stark's Vortrag erhalten durch Nachweis dieſes Herganges auch einige Frankfurter Namen, wie Jucho, Warmbrod, Schuchardt ihre richtige Stellung. Bei dem regen Intereſſe, das in Oeſterreichs Schul- und Gelehrtenweſen für das Altdeutſche herrſcht, wird Stark, der in Wien bereits eine achtbare Stellung einnimmt, ſeine Leiſtungen immer mehr anerkannt ſehen.

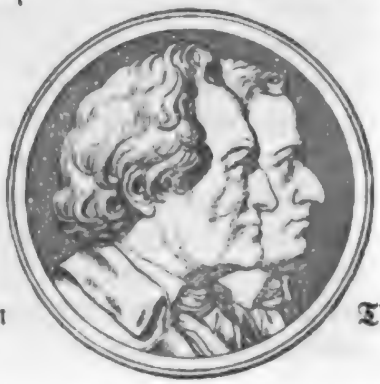
Mit der nächſten Nummer werden wir den Entſcheidungsbericht über das im vorigen Jahr erlaſſene Preisausſchreiben für Novellen veröffentlichen.

Expedition des Frankfurter Muſeums. – Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.



Herausgegeben von **Th. Creizenach.**

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N°. 13. Frankfurt a/M., den 27. März 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. 8. Das Schloß Clisson; die gute alte Zeit; Geschichte des Connétables Olivier. — **Zur Begrüßung der Revue Germanique.** — **Sternberg über den preußischen Hof.** — **Unterhaltungen:** Carl Leopold Goldschmidt. — Franz Kugler. — Die Kyffhäusersage. — Bild von Feodor Dietz. — Generalversammlungen. — Brief an Robespierre. — Sokrates und Christus u. a. — **Bericht über das Preisausschreiben für Novellen.**

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

10. Erfüllte Jugendträume.

Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll;
So lang er dies nicht hat, ist nicht sein Friede voll.

Ein langes Jahr war verflossen seit dem traurigen Abzug aus Freudenberg, als eines Morgens wiederum ein Rathsbote, und zwar in stattlicher Amtstracht mit Mantel und Stab, an Tobias Thür klopfte. Er trat ein, mühsam Athem schöpfend; denn es war ein bejahrter Mann, und die vielen Treppen hatten ihn ermüdet. Er übergab mit bedeutungsvoller Miene ein Schreiben mit dem großen Staatssiegel und sagte verwundert um sich schauend: „Wie hoch oben der junge Herr wohnt und wie gar einfach er sich eingerichtet hat! Nun, da wird er nicht mehr lang bleiben; denn ein Herr Professor darf doch schon Ehren halber nicht in einer Dachstube wohnen!" — Dem Angeredeten aber war's bei diesen Worten und bei der Eröffnung des schön ausgedruckten Siegels wie dem Mundschenk des Pharao im Gefängniß,

Digitized by Google

als ihm Joseph seinen glückverheißenden Traum auslegte; er zitterte vor Freude und traute seinen Augen kaum, als er las, er sei durch heutigen fast einmüthigen Beschluß der Herren Scholarchen (d. h. Schul- und Kirchenräthe) zum Professor der griechischen Sprache am Collegio humanitatis (einer Bildungsanstalt für Jünglinge zur Vorbereitung auf die Universität), und zugleich zum Seelsorger der Filialgemeinde Neuhausen am Rheinfall erwählt worden, und es werde ihm hiemit zu solchem gedoppelten Amte mit besonderem Vergnügen Gottes Segen und Beistand angewünscht. — Tobias hatte keinen Krug Wein in seinem ärmlichen Haushalt, um ihn, wie damals in Freudenberg, dem Rathsboten zur Stärkung anzubieten, aber, was er an Münze in seinem magern Beutel besaß, raffte er zusammen und gab es ihm nach üblicher Sitte als Trinkgeld und empfing noch dafür seine in besonderer Förmlichkeit ausgedrückte Gratulation.

Kaum hatte der Rathsdiener das Haus verlassen, so eilte er außer sich vor Freuden zu den Eltern und Geschwistern in den alten Thurm, und auch da verwandelte das Schreiben Herzeleid und Thränen in Freude und Jubel. Die Mutter dankte Gott mit gerührtem Herzen; der Vater probirte mehrmals, ob er auch den hochgelehrten Titel Professor herausbringen könne, und es wollte lange nicht gelingen; die Schwestern faßten einen ganz neuen Respekt vor dem so zu Ehren gezogenen Bruder und erachteten es sogleich für hochnothwendig, daß er bald für eine Frau sorge; denn mit den Einkünften dieser Stellen könne er ja aufs beste eine Haushaltung bestreiten, auch waren sie sogleich bereit mit verschiedenen Vorschlägen.

Noch am nämlichen Tage machte der neue Professor seine Dank- und Empfehlungsbesuche bei den wohlweisen Herren Scholarchen, wurde bei den meisten höflich beglückwünscht, am herzlichsten aber bei dem Junker Stadtschreiber von Wildenstein; denn, wie es Tobias wohl geahnt, hatte er aufs eifrigste die Wahl betrieben und freute sich nun herzlich, daß es geglückt war, und seine Frau noch mehr. Tobias hatte seit einem halben Jahre mit gutem Erfolg die kleinen Kinder im Hause unterrichtet und sich dadurch und auch durch manche Unterhaltung am Mittagstisch, zu dem er bisweilen eingeladen wurde, des Stadtschreibers Vertrauen und Achtung erworben; von seiner Gelehrsamkeit hatte sich ein gutes Gerücht durch die ganze Stadt verbreitet, und zudem war einigen Rathsherren, die zu seiner Absetzung geholfen, die Reue darüber angekommen; so konnte es dem Herrn von Wildenstein gelingen, ihn zum Erstaunen Vieler an jene Stellen zu bringen. Am Abend dieses Freudentages machte er einen Spaziergang in seine künftige Gemeinde, die er so oft schon auf einsamen Wanderungen besucht hatte, wenn er, von seinen Studien ermüdet, Erquickung suchte in der schönen Natur, die seine Vaterstadt umkränzt. Da hatte er sich vielmal auf einen Felsen gesetzt, dem tosenden Rheinfall gegenüber, und an dem prächtig aufwirbelnden im Son-

Digitized by Google

nenglanz ſpielenden Waſſerſtaub oder am immer friſchen Wellenſchlag ſich gefreut und darüber Sorge und Noth und das ihm angethane Unrecht vergeſſen; darum zog's ihn heute wieder an dieſes unvergleichliche Plätzchen, und er fühlte ſich von einem ſtolzen Gefühl gehoben, wenn er dachte, er ſei nun berufen zum Prediger am donnernden Rheinfall. Jetzt kamen ihm auch ſeine Jugendträume wieder in den Sinn; ſo früh ſchon hatte er gerne eine Schaar von Jünglingen um ſich her verſammelt gedacht und ſich als Lehrer in ihrer Mitte, mit ihnen ſprechend von den herrlichen Werken der Alten; jetzt war ihm auch dieſer Lieblingswunſch erfüllt; jetzt ſchien ihm nach ſo ſchweren Tagen ſein Glück auf einmal über alle Grenzen hinauszugehn.

Mit allem Eifer arbeitete er ſich nun in ſeine beiden Aemter hinein, und beſonders die Stunden, welche er unter den ſtudirenden Jünglingen zubrachte, waren ihm ein unerſchöpflicher Quell der Freuden. Im Hauſe zur Freudenfels — ſo hieß die Wohnung des Junkers von Wildenſtein — war er ein ſtets willkommener und ſehr geachteter Gaſt, und bald lernte er dort manche Leute kennen, die ihn liebgewannen und von denen er mannigfaltige Nahrung für ſein geiſtiges Leben ziehen konnte. Adelheid liebte es ſehr, ſich mit ihm zu unterhalten über die religiöſen Schriften, die ſie las, und der Stadtſchreiber hörte gerne ſeine Urtheile über die deutſchen Dichter, von dener er einzelne Stücke ſeiner Frau zu Liebe geleſen hatte. Stets, wenn er einige Stunden in der Freudenfels zubrachte, war bald eine geiſtige Unterhaltung angeknüpft; er wußte, daß er an beſtimmten Tagen diejenigen Perſonen dort treffe, welche im geſelligen Leben einen bleibenden Gewinn für Geiſt und Herz ſuchten.

Unter dieſen war auch ein wohlhabender Kaufmann, der, aus bürgerlicher Familie abſtammend, durch emſigen Fleiß und gutes Glück ſich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Dieſer ſtand mit vielen Leuten in Verbindung, die an dem damals neu erwachenden geiſtigen Leben Antheil nahmen. Er kannte Lavater perſönlich, hatte alle ſeine Schriften geleſen und war ſein großer Verehrer, obgleich er gar nicht in allen Punkten mit ihm einverſtanden war. Er liebte es über geiſtliche Dinge nachzudenken, ſelbſt darüber in der Schrift zu forſchen und ſich ſein eigenes Urtheil über die wichtigſten Fragen zu bilden. Seine zwei Söhne, die eben in der Welt umherreiſten, den Handel gründlich zu lernen, hatte er ernſt und fromm erzogen, ſeine Frau hatte er durch frühen Tod verloren; ſeine Tochter Marie, die im ſchönſten jungfräulichen Alter ſtand, war ſeine einzige Geſellſchaft und der Gegenſtand ſeiner innigſten väterlichen Liebe und Sorgfalt. Er pflegte ihr Seelenleben mit zarter Aufmerkſamkeit; wie der Blumenfreund dem Aufgehen einer Lilie zuſieht, ſo war ſein geiſtiges Auge faſt unverwandt auf alle die zarten Keime in der Seele ſeiner Tochter gerichtet, und jeden ſtörenden Einfluß wußte er fern zu halten. Mit hellen Augen ſchaute ſie in die Welt;

Digitized by Google

rein und frisch war ihrer Wangen Roth; Reinheit und Klarheit spiegelte sich auf ihren Zügen. Was sie sprach, war nicht künstlich überlegt, sondern floß in den einfachsten Worten aus ihrem Innern; da ihr Vater sie an freie Mittheilung über Alles gewöhnte, so kam sie im Gespräch nicht leicht in Verlegenheit; aber mit Niemanden sprach sie lange, der nicht aus ihren Worten bald auf ein fröhliches Gemüth und einen bescheidenen Sinn hätte schließen müssen. Sie spielte das Piano mit Verständniß und Ausdruck und sang dazu mit klangvoller Stimme; schon darum wurde sie von Adelheid öfters eingeladen und brachte theils mit theils ohne ihren Vater manchen schönen Winterabend in der Freudenfels zu. Adelheid vertraute ihr wie einer Schwester ihre geheimsten Gedanken und erzählte ihr viel von ihren Lebenserfahrungen, weihte sie auch ganz ein in ihre Anschauung vom damaligen gesellschaftlichen Leben und fand in ihrem tiefen Gemüthe leicht Anklang für ihre religiösen Ansichten und Empfindungen. Sie lasen und besprachen manche Bücher ernstern Inhalts mit einander; wenn der verständige und welterfahrene Kaufmann, Mariens Vater, an diesen Unterhaltungen Theil nahm, so wurde das Gespräch noch belebter und mannigfaltiger; auch der junge Professor Stimmer fand sich manchmal dazu ein und wußte stets durch seinen klaren und ruhigen Blick der Unterhaltung die beste Richtung zu geben und von Nebensachen und beschränkten Urtheilen auf den Mittelpunkt der Wahrheit hinzuführen.

Nachdem an einigen Abenden wie zufällig diese gleichen Gäste in der Freudenfels zusammengetroffen waren, stieg in Adelheid ein Gedanke auf, dessen Entstehung in einer solchen Umgebung leicht zu erklären war und der auch schnell zu einem festen Entschlusse reifte. Niemand, dachte sie, würde sich zur Gattin für Tobias besser eignen, als die blühende Marie mit ihrem zarten geistigen Sinn und ihrem tiefen Gemüth. Sie hatte an Tobias vielfach bemerkt, daß eine Gattin noch zu seinem Glück fehle, wußte aber auch, daß er bei seinem schüchternen Wesen von sich aus es nur mit großer Mühe dazu bringen würde, ein Mädchen näher kennen zu lernen. Darum fühlte sie sich dazu berufen, ihm diesen wichtigen Schritt auf dem Lebenswege zu erleichtern. Sie wußte es in feiner Weise noch mehrere Male so einzurichten, daß der junge Professor bei ihr mit Marie zusammentraf und sich in lebhafte und weitführende Gespräche mit ihr vertiefte, und da ihm sonst nie das Glück zu Theil wurde, mit Mädchen von sorgfältiger Bildung, die überhaupt damals in seiner Vaterstadt selten waren, sich zu unterhalten, so mußte nothwendig das Wesen der feingebildeten Jungfrau in ihm einen stets tiefern Eindruck zurücklassen. Ein Wort, das sie gesprochen hatte, klang oft noch Tage lang nach in seinem Herzen wie der Klang einer Lieblingsmelodie; es bildeten sich in ihm von selbst manche Gedankenreihen zu keinem andern Zweck als zu einer neuen gewinnreichen Unterhaltung mit der sinnigen Marie,

Digitized by

und wenn er ahnte, ſie bringe den Abend in der Freudenfels zu, ſo zog es auch ihn unwiderſtehlich dahin. Und hatte er einen Abend in ihrer Nähe zugebracht, ſo war es auf viele Tage hinaus licht vor ſeinen Augen: die ſchweren Stellen in ſeinen griechiſchen Dichtern enträthſelten ſich wie von ſelbſt; im Unterricht floſſen die Worte ihm doppelt klar und wohlgeordnet vom Munde, und die Theile und Unterabtheilungen der Predigt ſetzten ſich, als hülfe ein unſichtbarer Geiſt, von ſelbſt zuſammen wie jene Bauſteine von Theben. Wenn dieſe wunderſame Stimmung immer ſo andauerte, ſagte er dann zu ſich ſelbſt, wie glücklich wäreſt du! Wenn Marie immer um mich wäre, lautete dann der nächſte Gedanke, ſo könnte dies ſein, ja es würde nicht anders ſein, — aber ſogleich erſchien ihm Alles wieder als thörichte Hoffnung, wenn er an den reichen Kaufmann, den Vater Mariens, dachte und an ſeine Herkunft aus dem ärmlichen bürgerlichen Haus.

Die Frau von Wildenſtein ſah mit geheimem Vergnügen Das kommen, was ſie gewünſcht und erwartet hatte. Sie theilte den wohlüberlegten Plan ihrem Gemahl mit; er war ganz damit einverſtanden, da ſeine Achtung vor des Tobias geiſtiger Tüchtigkeit immer ſtieg. Auch mit Mariens Vater ſprach ſie von dem Plane; er kreuzte zuerſt etwas ſeine kaufmänniſchen Wünſche; aber bald ſiegte der Chriſt über den Kaufmann und er gab ſeine Zuſtimmung unter der Bedingung, daß die Tochter einwillige. Bei ihr aber hatte Adelheid leichtes Spiel, denn ſie hatte ſich ſchon längſt im Stillen davon überzeugt, daß von allen jungen Männern der Stadt keiner ihre geiſtigen Bedürfniſſe ſo rein zu befriedigen verſtünde, wie der junge Seelſorger und Profeſſor, und dachte über den Unterſchied im Stand und Beſitz keinen Augenblick nach. Darum wartete Adelheid nur noch ihres Schützlings Geburtstag ab, um ihm das ſchönſte Geſchenk anzubieten, was die Erde ihm geben konnte.

Als um die ſchöne Pfingſtzeit der Frühling die Kirſch- und Birn- und Aepfelbäume herrlich ſchmückte mit dem weißen und roſenrothen Blüthenſchnee, fuhr eine offene Kutſche mit zwei friſchen Rennern aus der dumpfen Stadt durch das wohlbefeſtigte Schwabenthor über die Fallbrücke des Stadtgrabens hinaus ins Freie. Aus den Erkern hatten ſich viel neugierige Augen auf dieſelbe gerichtet, als ſie durch die Stadt fuhr, und viele Gloſſen und Vermuthungen über die Geſellſchaft, die ſie enthielt, gaben für jenen Nachmittag redſeligen Damen reichlichen Stoff zur Klatſcherei. Denn es ſaß darin der Herr Stadtſchreiber von Wildenſtein und ſeine Gemahlin, der angeſehene Kaufmann Bartenſchlager mit ſeiner blühenden Tochter und der junge Profeſſor Stimmer. Was das zu bedeuten habe, war Keinem der Neugierigen bekannt und von Denen, die in der Kutſche ſaßen, dem jungen Profeſſor allein nicht. Er ſollte es aber bald inne werden. Man fuhr die gleiche Straße, welche gewöhnlich die Schlittenfahrten einzuſchlagen pflegten; aber

Digitized by Google

der Duft der Blüthenbäume wehte von den ſchönen Wieſen her durch die Luft; dem Geburtstag des Tobias zu Ehren wurde die Spazierfahrt gemacht. Alle waren in der fröhlichſten Stimmung, nur der Gefeierte ſelbſt nicht, und er konnte die übergroße Heiterkeit der Geſellſchaft nicht begreifen. Da rückte der in wohlgeſetzter Rede geübte Junker Stadtſchreiber plötzlich heraus mit der Sprache, wendete ſich mit einer ſchönen Einleitung vom Frühling und ſeinen Hoffnungen an den verwunderten Profeſſor, kam dann auf ſeine häusliche Einſamkeit zu reden und auf das Glück des Eheſtandes und langte endlich nach manchen ſcherzhaften Umſchweifen bei der Erklärung an, daß, da er ſelber nicht ſorge für ſein künftiges eheliches Glück, Andere dafür geſorgt hätten und ihm heute zur Geburtstagsgabe die Hand der im Stillen ſchon von ihm geliebten, ihm gegenüberſitzenden Jungfrau zum ewigen Bunde anböten, auch nicht zweifelten, er werde mit derſelben ein glückliches eheliches Leben führen bis an ſeinen Tod. Da Tobias vor Ueberraſchung und Bewegung keine Worte fand, ſo ergriff auch der Vater der erröthenden Jungfrau noch das Wort und erklärte ſeine Zuſtimmung, und Adelheid ſprach für Marie das freudige Jawort, ſo daß der Ueberraſchte, als er ſo deutlich ſah, es ſei kein Grund zum Zweifel vorhanden, bewegt Mariens Hand ergriff und Allen dankend aufs freudigſte erklärte, der ſchönſte Wunſch ſeines Herzens ſei ihm dadurch erfüllt, und erſt jetzt habe er den vollen innern Frieden gefunden.

Im Gaſthauſe ſprach man von Tobias' merkwürdigem bisherigen Schickſal; Adelheid erinnerte an die Schlittenfahrt in theurer Zeit, die ſie vor zehn Jahren in daſſelbe Haus geführt hatte und an Alles, was ſeither vorgegangen; man kam auch darauf, wie in kurzer Zeit wohl Vieles in der kleinen Republik und in der großen Welt anders werden müſſe, drum könnten vielleicht ſchwere Zeiten bevorſtehn. Der Junker Stadtſchreiber fügte hinzu, für des Tobias Haus werde ihm niemals bange ſein; er werde die neue Zeit wohl verſtehn, wenn ſie kommen ſollte, und ſeine großen Talente würden ihm ſtets einen ehrenvollen Platz unter ſeinen Mitbürgern ſichern. Auch Diethelms wurde mit Bedauern gedacht; lange hatte er von ſich keine Kunde gegeben.

Man trank auf des glücklichen Paares Wohl und fuhr bei der Dämmerung in die Stadt zurück. Am Abend, während Junker von Wildenſtein ſeinen Spielcirkel beſuchte, wurden Tobias' Vater und Mutter in das Haus zur Freudenfels eingeladen zur Geburtstagsfeier ihres Sohnes. Es war aber zugleich die Verlobungsfeier und ſie konnten zu Allem, was vorgegangen war, nur Ja und Amen ſagen. Die gerührte Mutter dankte mit heißen Thränen der Frau Stadtſchreiber für alle ihrem Sohne bewieſene Liebe, und der alte Vater ſaß mit königlichem Vergnügen vor dem vollem Glaſe Dreiundfünfziger, welches ſeine zukünftige Tochter ihm geſchäftig immer wieder füllte, und berief ſich ſtolz darauf, er habe es doch geſagt an jenem Pfingſtmontag, da ſein

Digitized by Google

Tobiaschen geboren worden sei, es müsse etwas Rechtes aus ihm werden; habe er nun nicht vollkommen Recht gehabt? — Nach einigen Monaten fand die Trauung statt in dem Kirchlein am donnernden Rheinfall; die Kinder des Dorfes hatten Kirchthüren und Altar bekränzt; Alles freute sich der schönen Braut und wünschte dem Paare aufrichtig des Himmels reichen Segen.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortsetzung.)

8. Das Schloß Clisson. — Die gute alte Zeit. — Geschichte des Connetables Olivier Clisson. — Auszüge aus Froissart.

Von der Brücke aus wanderten wir durch eine aufsteigende Gasse dem Schlosse zu, das zu den berühmtesten des schloßberühmten Westens gehört. Die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, heute die friedfertigsten Leute von der Welt, saßen arbeitend und plaudernd vor den Thüren, die direkt in die Wohnstube führen. So konnten wir in das Innere gemüthlicher Haushalte blicken und eine schöne Reinlichkeit bewundern, die in der unteren, der celtischen Bretagne, schmerzlich vermißt wird. Das Feuer brannte, trotz der hohen Sommerhitze, in allen Kaminen, da man hier das Institut der Küchen nicht kennt, und verbreitete webende Dämmerung durch die tiefen, saalartigen Stuben, in denen sich trotz den Feuersbrünsten und Verheerungen des Krieges uralte Schnörkel, Schnitzereien, Verzierungen jeder Weise, Urväterhausrath erhalten hat. Am Ausgange dieser Gasse verloren wir uns, immer höher steigend, in einer dichten, üppigen Vegetation, die überall Gestein und Trümmer, Vorwerke der alten Burg, mit Gesträuch, Blüthen, Blumen und Epheu bedeckt. Endlich auf der Höhe angelangt, traten wir in die alte Burg selber.

Im ersten Augenblick da man die Mauern, von Nahem durch den überall hin kletternden Epheu weniger gehindert, aufmerksam betrachtet, muthet der ganze Styl und Charakter der Burg ganz fremdartig an. Die Zinnen, die Machicoulis, das große Eingangsthor — alles das hat ein gewisses Etwas, was das Schloß von andern Schlössern geheimnißvoll unterscheidet und was man nur nach längerer Prüfung zu erklären im Stande ist. In der Bauart des Schlosses nämlich spiegeln sich die Erinnerungen wieder, welche die Ritter und Herren dieser Gegend im 13. Jahrhundert aus dem Orient mitgebracht — ein Phänomen, das sich bei den Schlössern der Bretagne oft wiederholt. In der That zog Olivier Clisson I. im 13. Jahrhundert mit dem Kreuze nach Jerusalem — hat er nach seiner Rückkehr dem Schlosse seine definitive Gestalt gegeben, und haben erfahrene, weitgereiste und gelehrte Männer ent-

Digitized by Google

deckt, daß dieſe Thore, Zinnen, Thürme mit den Thoren, Zinnen, Thürmen des Schloſſes Cäſarea in Paläſtina, des ſogenannten Pilgerthurmes, frappante Aehnlichkeit haben. Die frommen Pilger liebten es, ein Stück des heiligen Landes, das ſie nicht erobern konnten, das ſie aber im Herzen mit heimgebracht, verkörpert vor ſich aufzurichten in Schlöſſern und Burgen. So die Ritter; ein König trieb es in größerem Style. Wir haben anderswo bemerkt, wie Ludwig der Heilige eine große Stadt, Aigues Mortes in Languedoc nach dem Vorbilde von Damiette aufgeführt hat. — So iſt das Schloß von Cliſſon, von außen geſehen, einem Sarazenenbau gleich; im Innern aber iſt es ganz und gar was es ſein ſoll, ein frankogalliſcher Feudalbau, der die Täuſchung zerſtört, als ob die Fee Morgana durch tauſend und tauſend Lichtſpiegelungen den Pilgerthurm vom Ufer des Jordans an die Küſten des fernen Okeanos getragen hätte. Da ſind denn Donjons, gothiſch gewölbte Gemächer, Kapellen, Erker, Kerker, unterirdiſche Gänge und alle Apparate eines guten Ritterromans in Hülle und Fülle vorhanden. Und alle dieſe Apparate ſind noch von Gräben, Abgründen, zweifachen Wällen, Zugbrücken, einzelnen abgeſonderten Warten, Bruſtwehren und Außenwerken umgeben. Dieſe kleine aus der Mode gekommene Welt nimmt auf den Höhen, auf- und niederſteigend, einen Raum ein, der einer anſtändigen Stadt genügen würde, und dieſer ganze große Raum iſt von Eichen, Tannen, Mooſen, vorzugsweiſe aber von Epheu wie von einem dicken Teppiche bedeckt. Wo Feuer und Wetter die gothiſchen Wölbungen durchbrochen haben, da iſt jetzt eine grüne Decke, die ſich mit jedem Frühling erneut, denn ſie beſteht aus dem Laubwerke der Bäume, die aus dem Grunde emporwachſen oder mit ihren Wurzeln in den Mauern haftend ſich als Dach herüberbeugen und Epheu und Nachtſchatten als flatternde Guirlanden herabfallen laſſen. Auch an Roſen fehlt es nicht. Sie wachſen aus Kerkern und Folterkammern und mahnten mich an das Schwert, von dem Anaſtaſius Grün erzählt, daß man es dermaleinſt unter Roſen finden und nicht wiſſen werde, was aus dem wunderlichen Inſtrumente zu machen. Ein ſonderbarer Gedanke, eine höchſt unzeitige Mahnung im Schloſſe jenes Olivier Cliſſon, der das Schwert des Connetable, das lilienbeſäte, trug und zwar für Recht und Unrecht, für und gegen ſein Vaterland, ganz gedanken- und gewiſſenlos, als ein ächter Held ſeiner Zeit.

Das Leben dieſes Olivier Cliſſon, der eigentlich das Haus berühmt gemacht und der Ur-Urenkelſohn jenes Kreuzfahrers geweſen, iſt das Prototyp eines mittelalterlichen Heldenlebens. Tapferkeit, unüberwindliche Streitluſt, falſcher Eid, Meuchelmord, Hab- und Herrſchſucht, Treuloſigkeit, Lüge — all die ſchönen Sachen ſpielen in dieſem Leben eine aktive oder paſſive Rolle. Als Olivier kaum ſieben Jahre zählte, wurde ſein Vater von Philipp von Valois nach Paris gelockt und dort gegen alles Recht enthauptet. Der König fühlte ſich zu ſehr beſchwert durch die Dankeslaſt, die ihm der Herr von Cliſ-

Digitized by

ſon durch große Thaten aufgebürdet hatte, und befreite ſich auf dieſe ſummariſche Weiſe. Jeanne von Belleville, des Ermordeten Ehegattin, führte ihre beiden Söhne (der ältere hieß Olivier) nach Nantes, wo der Kopf ihres Vaters auf einem Spieße von der Stadtmauer ſtarrte, und ließ ſie hier die Hände erheben und einen fürchterlichen Racheeid ſchwören. Dies geſchah in der Zeit, als die Bretagne von den zwei Prätendenten-Partheien Blois und Montfort verheert wurden. Jeanne von Belleville ſchlug ſich zur letzteren, welche von England begünſtigt wurde. Philipp von Valois konfiscirte alle ihre Schlöſſer und ließ auf ſie und ihre Söhne Jagd machen. Da ſtieg Jeanne mit ihren Kindern in ein Schiff und machte ſich als Piratin furchtbar und verheerte die franzöſiſch geſinnten Küſten und Städte. Ihr Schiff wird nach vielen und ſiegreichen Kämpfen endlich in den Grund gebohrt, und ſie rettet ſich mit ihren Jungen in einem Kahne nach Morlaix, wo jenes andere erſtaunenswerthe Weib, das unternehmendſte ſeiner Zeit, Johanna von Flandern, auch Hanne die Flamme genannt, eben Hof hält. — Hanne die Flamme war die Mutter Johanns von Montfort, des Minderjährigen, und ſtand als Vormünderin ihres Sohnes an der Spitze der Parthei Montfort, der ſie durch ihren Muth wie durch ihren Geiſt viele namhafte Siege verſchaffte. Sie nimmt die flüchtige Piratin als willkommene Bundesgenoſſin auf und ſchickt deren Sohn Olivier mit dem Prätendenten Jean nach London an den Hof ihres Freundes Eduard III. — So wächſt Oliviers Jugend auf einem ſchlechten Piratenſchiff und am Hofe eines mächtigen Königes auf. Eduard von England liebt ihn wie einen Sohn; er wird mit dem Prätendenten Jean und mit dem Prinzen von Wales, dem ſchwarzen Prinzen, ſelbſt wie ein Prinz erzogen. In die Bretagne zurückgekehrt, ſchlägt er die Franzoſen ununterbrochen und ſteht, kaum zwanzig Jahre alt, an der Spitze ſeiner Parthei. Ja, er ſchafft ſich bald eine eigene und kommandirt ein von ihm geſchaffenes Corps, das nur ihm gehorcht. So mächtig geworden, weiß er ſich in einem Friedensſchluſſe die Rückgabe der konfiscirten Schlöſſer und Güter ſeines Vaters zu erwirken, heirathet die reiche Erbin von Laval und wird reicher, mächtiger als ſein Herzog. In der entſcheidenden Schlacht bei Aurai, die Montfort mit Hülfe des engliſchen Generals Chandos liefert und die ihm den definitiven Beſitz der Bretagne ſichert, kommt Cliſſon noch zur rechten Zeit an, um der franzöſiſchen Parthei den Todesſtoß zu geben. Der Herzog eilt ihm entgegen und ruft aus: Nach Gott und Chandos danke ich den Sieg nun Euch! — Der Herzog füllt ſeinen Becher mit Wein und bietet ihn Cliſſon und Chandos an, daß ſie gemeinſchaftlich daraus trinken. Cliſſon wirft den Becher hin und verſchmäht dieſe Ehre, weil er ſie theilen ſoll. Montfort iſt ſehr gekränkt; trotzdem betraut er ihn mit einer Sendung an den franzöſiſchen Hof. Carl V. der Weiſe ſchmeichelt ihm, macht ihm Verſprechungen, und er verräth den Herzog, deſſen Mutter ihn gerettet, mit

Digitized by Google

dem er erzogen worden, und England, das ihn gaſtlich aufgenommen. Er kehrt nach der Bretagne zurück, nur um an den Herzog Forderungen zu ſtellen, die dieſer nicht erfüllen kann, um den ſchwarzen Prinzen zum Zweikampf zu fordern und um Chandos zu beleidigen. Unter Anderem überfällt er ein Schloß dieſes Letzteren, bricht es ab, überträgt das Material auf einen andern Punkt und baut ſich ein neues Schloß daraus. Bald darauf geht er offen zu Frankreich über, wird Carls Lieutenant und Statthalter mehrerer Provinzen. Seine Macht wächſt, er ſchlägt Jean von Montfort, er zieht gegen die flandriſchen Städte zu Felde. Als die Pariſer ſich empörten, ſchwört er Alle nieder zu machen, und hält ſeinen Einzug durch eine Breche. Aber er vergißt glücklicherweiſe ſeinen Schwur oder läßt ſich ihn von den Pariſern abkaufen, die ihm einen ſchönen Pallaſt ſchenken, der ſpäter in den Beſitz der Guiſen übergegangen und noch heute in Paris, in der Nähe des Tempels zu ſehen iſt. — In Folge eines Waffenſtillſtandes und mehrerer Verträge leiſten der Herzog und Cliſſon einander die feierlichſten Eide, die natürlich bei nächſter Gelegenheit gebrochen werden.

Diesmal iſt die Reihe am Herzog.

Cliſſon, der nach dem Tode Bertrand du Guesclin's Connetable von Frankreich geworden, kehrt voll Uebermuthes nach der Bretagne zurück und beſucht den Hof des Herzogs zu Vannes, während er dieſem einen neuen Feind erzieht und den jungen Blois zur Prätendentſchaft abrichtet. Dazu läßt er ſich während ſeines Aufenthaltes von zwei Herolden immerwährend das Wappen Frankreichs vortragen. Das wurmt den Herzog. Er denkt daran, wie er ſich dieſes hochmüthigen Feindes, der ihm ſo viel zu Leide gethan, trotz der Gaſtfreundſchaft und trotz der geſchworenen Eide entledigen könnte. Nach einem großen Gaſtmahle führte er ſeinen Plan aus. Aber laſſen wir den Leſern uns die liebſte Quelle Walter Scotts, laſſen wir Froiſſart ſelber erzählen:

„Der Herzog ſaß unter den Baronen und zechte und ſchmauſte, als thäte er es aus Luſt und von wegen der Geſellſchaft, und zeigte ihnen einen ſo großen Schein von Liebe, als er nur je gethan, und ſagte: Beaux Seigneurs, Freunde und Genoſſen, Gott laſſe Euch in Freuden heimkehren und gebe Euch in Dingen des Krieges was Euch gefällt und was Euer würdig iſt."

„Sie antworteten alleſammt: Monseigneur, Gott gebe es Euch zurück!" (Dieu vous le veuille mérir.)

„Nun baute damals der Herzog in der Nähe von Vannes ein ſehr ſchönes und ſehr feſtes Schloß, als welches er die „Hermine" benamſte, weil das Herzogthum Bretagne einen Hermelin als Wappenbild trug. Er ſagte zum Connetable, zum Sire Laval, zum Viz-Grafen von Rohan, zu Beaumanoir und zu etlichen anderen Baronen, die bei ihrer Rückkehr nach Treguier daran vorbei mußten: Beaux Seigneurs, ich bitte Euch, wollet, wenn Ihr

Digitized by Google

abreiſet, mein Schloß Hermine beſchauen; Ihr werdet ſehen wie ich es bauen ließ und noch bauen laſſe."

„Wie ſie nun ins Schloß kamen, ſagte der Herzog: Messire Olivier, es lebt kein Menſch diesſeits des Meeres, der ſich auf Mauerwerk ſo gut verſtände wie Ihr; ich bitte Euch, beau Sire, hinaufzuſteigen, ſo werdet Ihr mir ſagen können, ob der Ort gut gebaut iſt; iſt er gut, bleibt er ſo; iſt er ſchlecht, werde ich es anders machen laſſen. Der Connetable, der nichts Arges befürchtete, ſagte: Monſeigneur, recht gern!"

„Wie er nun durch das erſte Stockwerk gegangen war, ſchloſſen bewaffnete Männer, die der Herzog in Hinterhalt geſtellt hatte, die Pforte hinter ihm und belaſteten ihn mit drei Paar Feſſeln, aber ſagten dazu: Monſeigneur, verzeihet was wir an Euch beginnen, denn wir müſſen es thun; Seine Gnaden von Bretagne zwingt uns dazu. — Als der Sire von Laval, der am Eingang des Thurmes ſtand, die Pforte geſchloſſen erſah, begann ihm alles Blut zu kochen und er bekam große Beſorgniß ſeines Schwagers, des Connetables wegen, und er ſah den Herzog an, der wurde grüner als ein Blatt. So ſprach er: Ha, Monſeigneur! um Gott, Gnade! was wollt Ihr thun! Faſſet keinen böſen Rathſchluß gegen den Schwager Connetable. — — Sire de Laval, ſagte der Herzog, beſteiget Euer Roß und reitet auch fort; ich weiß ſehr wohl was ich thue. — Monſeigneur, erwiederte Laval, niemals werde ich ohne Schwager Connetable fortreiten. — Da trat der Herr von Beaumanoir heran, welchen der Herzog arg haßte. Der Herzog ging ihm entgegen, zog ſein Schwert und ſagte: Beaumanoir, willſt Du, daß es Dir ergehe, wie Deinem Herrn? — Monſeigneur, ſagte Beaumanoir, ich glaube, es geht ihm gut. — Dennoch, ſagte der Herzog, frage ich Dich, ob Du das willſt? — Ja, Monſeigneur, ſagte Beaumanoir. — Darauf zückte der Herzog die Klinge, faßte ſie an der Spitze und ſagte: Nun wohl, nun wohl, Beaumanoir, weil Du das willſt, ſo muß ich Dir ein Auge ausſtechen." (Cliſſon war nämlich ſeit der Schlacht bei Aurai einäugig.)

Aber der Chroniſt iſt uns etwas zu breit; wir wollen abkürzen, nur ſagen, daß der Herzog es ſehr überlegte, ob er Cliſſon enthaupten oder ertränken ſolle, und die Rede des treuen Laval, die er zu Füßen des Herzogs gehalten, hierherſetzen, und zwar in der alten Sprache Froiſſarts ſelbſt.

Ah, rief Laval weinend und die Hände ringend, ah, Monseigneur, pour Dieu, mercy, avisez-vous: n'ouvrez point telle cruauté sur beau-frère le connétable, et ne peut avoir desservi mort. Par votre grace, veuillez moi dire qui vous meut à présent d'être si crueusement courroucé contre lui et je vous jure que le fait qu'il a méfait, je le lui ferai du corps et des biens amender si grandement, ou je ferai pour lui, ou nous tous deux ensemble, que vous oserez le dire ni juger. Monseigneur, souvienne vous, pour Dieu, comment de jeunesse vous fûtes compagnons

Digitized by Google

ensemble et nourris tous en un hôtel avec le duc de Lancaster . . . . . Laval erinnert ihn noch an die großen Dienſte, die er ihm geleiſtet; der Herzog antwortet: laissez moi faire ma cruauté et ma hativité — worauf Laval fortfährt: Ha, Monseigneur, pour Dieu, mercy, affrenez-vous et moderez un petit votre courage et regardez à raison. S'il en était ainsi que vous le fissiez, oncques prince ne fut si deshonoré que vous seriez, et il n'y aurait en Bretagne chevalier ni écuyer, cité, chatel, ni bonne ville, ni homme nul qui ne vous haïst à mort et ne mist peine à vous déshériter. — Dieſe Reden des treuen Laval ſchienen ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben. Cliſſon wurde frei gegeben, aber nur unter der Bedingung, daß er dem Herzog 100,000 Francs zahle und ſeine, Cliſſons, ſchönſte Schlöſſer ausliefere. Der Connetable erfüllt dieſe Bedingungen; kaum aber iſt er frei, als er auch die Waffen wieder ergreift, Alles zurück erobert, was er durch den Schwur gezwungen ausgeliefert hatte, und, was den Herzog am härteſten traf, ſeine Tochter dem jungen Carles de Blois, dem bretoniſchen Prätendenten zur Ehe gibt. Der Krieg geht fort. — Im Jahre 1392 werden in Tours neue Verſöhnungs- und Freundſchaftseide geſchworen — ein Jahr darauf bezahlt der Herzog Meuchelmörder, welche Cliſſon nächtlich in einer engen Gaſſe überfallen und ihn als todt auf dem Platze liegen laſſen. Doch erholt er ſich wieder. Da verlangt ihm der Herzog von Burgund, der Regent Frankreichs, während des Wahnſinns Carls VI. das Schwert des Connetables ab, und ſo lohnt er dem alten Krieger, daß er die Freiheit der flandriſchen Städte unterdrückt und ſie Burgund unterworfen. Cliſſon behält das Schwert des Connetables und wird als „falſcher Verräther" zur Verbannung und zu einer ungeheuren Geldbuße verurtheilt. Er verſchanzt ſich in dieſem alten Schloſſe und Niemand wagt es, den alten Wolf in ſeiner Höhle anzugreifen, und ſo ſtirbt er, das lilienbeſäte Schwert des Connetables an ſeiner Seite, in hohem Alter ruhig auf ſeinem Lager.

Solche Chroniken ließen ſich wohl von jedem Schloſſe und aus jedem Jahrhundert des Mittelalters erzählen. Das Schloß von Cliſſon aber iſt eine ganze Bibliothek ſolcher Chroniken. (Fortſetzung folgt.)

Zur Begrüßung der Revue Germanique.

Revue Germanique, fondée par MM. Charles Dollfus et A. Nefftzer. Première année. Première livraison. Janvier 1858. Paris, Librairie A. Franck, 67, rue Richelieu.

Wohl ſelten iſt ein neues zeitſchriftliches Unternehmen mit ſolcher inneren Nothwendigkeit hervorgetreten wie dieſe Monatſchrift, die dazu beſtimmt iſt, die Franzoſen mit den geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen Deutſchlands bekannt zu machen. Wer den Gang der Kritik in Frankreich aufmerk-

Digitized by Google

ſam verfolgt hat, konnte ſeit Jahren ſehen, wie das deutſche Element in derſelben immer mächtiger wurde. Wie Anderes aus dem erſten Kaiſerthum, ſo wiederholt ſich heutzutage in der Literatur auch der Gegenſatz der freien Selbſtbeſtimmung gegen das officielle Scheinweſen. Daneben entwickelt ſich das Bedürfniß, dem eigenen Volksthum und der geſchichtlichen Individualität gerecht zu werden, und die Franzoſen aus jenem Banne der geiſtigen Centraliſation zu erlöſen, der ſie faſt vergeſſen ließ, daß ſie eine weſentlich hiſtoriſche, vielgegliederte Nation ſind. Beide Beſtrebungen können durch Erkenntniß des deutſchen Weſens nur gewinnen. Ein edler Trieb, unſere Literatur nicht bloß, auch unſere Volkserziehung und das geſammte deutſche Culturleben zu würdigen, beſeelt die beſſeren Geiſter in Frankreich. Diejenigen, die das früher beliebt geweſene Naſenrümpfen über deutſche Verhältniſſe noch jetzt üben, ſind meiſt im eigenen Lande fremd und wiſſen von der tieferen Entwickelung der franzöſiſchen Intereſſen ſo gut wie nichts. Ja es ſind dies oft Halbdeutſche, die in ihrer Plattheit und Unwiſſenheit aus dem Gewirre zwiſchen Börſe und Madeleine nicht herauskommen und daſſelbe für Frankreich nehmen.

Es iſt eine durchaus irrthümliche Anſicht, daß die kosmopolitiſche Strömung vorzugsweiſe geeignet ſei, den Franzoſen den Sinn für deutſches Weſen zu erſchließen. Im Gegentheil haben ſie bisher immer in dem Maße, in welchem ſie die tieferen, heimiſchen Beziehungen, mit einem Worte das Volksthum zu ſchätzen begannen, auch die fremde Eigenthümlichkeit gewürdigt. In den Zeiten der Encyclopädie überſetzte ihnen allerdings Pernay den Agathon, Ener den Tod Adams von Klopſtock, und Geßner mit ſeiner Schäferpoeſie ſtand in Ehren; ſpäter brachte Chénier noch Nathan den Weiſen, und der Sohn des bekannten Materialiſten Holbach einen franzöſiſchen Oberon hinzu. Es bedarf aber für den Kundigen keines Nachweiſes, daß die Wirkung dieſer Arbeiten nicht tief gehen, die Empfänglichkeit dafür nicht lebhaft ſein konnte. Empfehlungen der Toleranz und der heiteren Lebensphiloſophie, modernes Griechenthum und haltloſe Paſtoraldichtung hatten die Franzoſen daheim mindeſtens eben ſo gut, und was an Meiſterwerken wie Nathan und Oberon intim deutſch war, konnte ihnen gerade damals am wenigſten aufgehen.

Während Napoleon der Erſte den Glanz eines neuen Cäſarenthums über Frankreich aufſteigen ließ, während Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft nur als Draperie an ſeinem Ruhmesgerüſt erſchienen, begann die ewige Triebkraft des Volksgeiſtes ſich zu regen. Sie proteſtirte leiſe genug, bis ihre Vertreter ſich ins Ausland begaben und lauter ihre Stimme erhoben. Da erkannte man in den germaniſchen Stämmen die Pfleger einer Poeſie von freier, naturwüchſiger Kraft. Es gereicht dem Scharfſinn des Kaiſers zu hoher Ehre, daß er die Gefährlichkeit dieſes Hinweiſes, den Neckers Tochter am entſchiedenſten wagte, ſogleich erkannt hat. Ein primitives, unüberwindliches Ele-

Digitized by Google

ment kündigte sich an, das nach dem Sturze des Kaiserthums von Dichtern und Geschichtschreibern um die Wette ausgebildet wurde. Dasselbe was Frau von Staël in Goethe's Dichtungen suchte: die mächtige Regung eines tiefen, ächten Volksgeistes, das fand der treffliche Courier bei den alten Griechen in der hohen Einfalt seines Herodot wieder. Gerade die tiefsten Kenner der französischen Ursprünge — nennen wir nur einen Ozanam! — haben die Literatur des Auslandes am entschiedensten gewürdigt. Thierry, der Geschichtschreiber der Merovinger, konnte sich die Größe der Nibelungen klar machen; dem Verfasser des Essai sur les moeurs wäre dies unmöglich gewesen. Umgekehrt haben während des Kaiserthums zwei junge Männer, die jetzt als Greise vorleuchtende Typen deutscher Bestrebungen sind, auf der Pariser Bibliothek zuerst das französische Alterthum erforscht: Uhland und Jacob Grimm.

Aber nicht bloß der nationale Geist in Dichtung und Kritik regte sich, während die blendende Scenerie der Thatsachen alles Interesse aufzusaugen schien. Es entwickelte sich gleichzeitig die sittliche Idealität, die unter der Wucht der Verhältnisse nach den Grundsätzen des Guten und Rechten in der Moral und im Staatsleben forscht. Doch erhob sie sich nicht zu rein philosophischer Thätigkeit; noch blieb sie auf das Fachwerk der Verfassungstheorien beschränkt, und Napoleon wußte dem Wort „Ideolog" einen noch schneidenderen Ton zu geben als ihn heute das Wort „Doctrinär" (oder bei uns Gothaer) hat. Aber gerade diese Erscheinung tritt im jetzigen Frankreich erhöht und potenzirt zu Tage. Die klassischen Studien werden fast einzig als Vorbereitung zur idealen Zusammennahme der Jugend empfohlen. Diejenigen, welche, wie Bastiat, diese Studien schmähen, erscheinen bei allem sonstigen Verdienst als Nachzügler eines platten Realismus. Die philosophische Bewegung ist in Frankreich bedeutender als jemals. Vielleicht mit Unrecht sehen sich die dortigen Freunde des abstrakten Denkens nach einem Hegel um; ein Fichte wäre jetzt bei unseren Nachbarn mehr am Platz, da es sich um einen thatkräftigen Idealismus handelt, um ein System, das jenen von Montalembert mit etwas Ostentation hervorgehobenen Spruch: Empor den Sinn! Sursum corda! auf der Fahne trage.

Eine Zeitlang machten sich Börne und Heine unter großem Geräusch als geistige Vermittler von Frankreich und Deutschland geltend. Der im Innersten redliche Börne hat diesem Zweck einige seiner letzten Schriften gewidmet und zwar mit einem Eifer, der sich auch in der Schreibart kundgibt und sie weniger gestückelt, mühsam und gesucht erscheinen läßt, als in seinen früheren, zum Theil aphoristischen Aufsätzen. Doch fehlte ihm zur Lösung einer so großen Aufgabe der geschichtliche Sinn und die Empfänglichkeit für die feineren Schwingungen des Volkgeistes, wie sie sich in Dichtung und Wissenschaft kund geben. Von der mächtigen deutschen Bewegung, die sich durch

die Namen Schlegel, Wolf, Grimm, Niebuhr, Schleiermacher bezeichnet, ist vielleicht kein geistig wirkender Zeitgenosse so unberührt geblieben wie Ludwig Börne. Ein Mann, dem Goethe ein eitler Dilettant war, konnte wohl in bestgemeinter Weise mit Lamennais und Cormenin fraternisiren, aber nimmer die Kenntniß deutschen Wesens im Auslande fördern.

Tiefer ging, in literarischer Beziehung wenigstens, die Einwirkung Heine's, der seinen Landsmann nicht bloß ungemein an Dichtersinn, sondern bedeutend an historischer Bildung übertraf. Er, wenn irgend Jemand, konnte die Franzosen in die deutsche Bewegung des romantischen Geistes, von der rauhen Größe der Sagenwelt bis zur neckischen Zartheit des Volksliedes einblicken lassen. Sein Name wurde den Gebildeten geläufiger als alle vorhergehenden. In dem vorzüglichen Lustspiel „Herrn Birnbaums Schwiegersohn" durften Augier und Sandeau einen reichen Bourgeois auch damit lächerlich machen, daß ihm der Name Heinrich Heine unbekannt war.

Heine war jedoch mit den wissenschaftlichen Bestrebungen, deren Ergebnisse er sich mit Genialität anzueignen verstand, nicht in fortwährendem Verkehr geblieben. Mit Eigensinn verspann er sich in einige Lieblings-Ideen, zu denen vor Allem der Gegensatz der hellenischen Denkweise zur nazarenischen gehörte; er gefiel sich darin, die letztere im deutschen Mittelalter wie im Judenthum nachzuweisen. Wo er in dem Werk über Börne seine biblischen Anschauungen mittheilt, steht seine Darstellung dem Schönsten nahe, was Goethe und Herder Aehnliches gegeben haben. Oft jedoch verfiel er in mythologische Witzelei und wiederholte die Antithese von der marmorschönen Diana, der Maria und der Herodias bis zum Ueberdruß. Die Franzosen, bei denen eine Formel zwingende Kraft besitzt, hatten sich bereits ihre Vorstellung von einer Allemagne mystique et rêveuse zurecht gemacht; Heine trug viel dazu bei, sie in dieser Einseitigkeit zu erhalten und glauben zu machen, das deutsche Geistesleben bewege sich einzig in dem Kreise, wo die Lurlei und die Frau Venus walten.

Ganz dieselbe Schwäche zeigte sich in den ersten Versuchen, mit welchen Saint René Taillandier, Professor in Montpellier, als Vermittler der beiden Literaturen auftrat, vornehmlich in seiner Schrift über Novalis. Er gab sich jedoch redlich Mühe, sich auf anderen Gebieten umzusehen, und seine Aufsätze in der geachtetsten Revue verschafften ihm einen Zuspruch der Wißbegierigen, der allmälig zum Monopol wurde. Freilich traten bald auch die Mängel einer solchen anscheinend gesicherten Stellung hervor. Seine Auswahl erschien oft willkürlich, die beliebten Stichwörter verloren in der schleppenden Darstellungsweise ihre Kraft. Man sah sich nach anderen Organen für die Kenntniß Deutschlands um, und es gereichte jeder Zeitschrift zur besonderen Empfehlung, mit einem solchen versehen zu sein. Vorzügliches leistete darin die Revue française, von deren eifrigen Mitarbeitern wir hier nur

Digitized by Google

N. Martin nennen wollen, der in nächsten Beziehungen zu Karl Simrock steht.

Eine continuirliche, gewissenhafte, treu-fleißige Uebersicht, eine unabhängige Controle der deutschen Lebensthätigkeit, eine Rundschau, die nicht auf das rein Literarische zu beschränken wäre, vermochte weder ein einzelner Mann noch eine Zeitschrift zu geben, die sich aus dem weiten Gebiete nur gelegentlich berichten ließ. In diese wichtige Stellung tritt nun mit den schönsten Verheißungen und mit ansehnlicher Bürgschaft für die Erfüllung derselben die Revue Germanique ein. Die Herausgeber, Dollfus und Nefftzer, stammen aus dem Elsaß; aber auch unter den Mitarbeitern, die nicht schon ihr Ursprung zu Vermittlern bestimmt hat, befinden sich einige, deren Namen das höchste Vertrauen einflößen: der treffliche Laboulaye, der im vorigen Jahr im Streite zwischen Bunsen und Stahl ein gewichtiges Wort mitgesprochen hat, und Ernst Renan. Von solchen Männern kann man im Voraus überzeugt sein, daß sie ihren Landsleuten nicht eine Paraphrase der Allegorie vom Dornröschen vorspiegeln, sondern das deutsche Leben in seiner Vielseitigkeit und Realität darlegen werden. Die Herausgeber halten in ihrer werthvollen Einleitung für diesmal noch die allgemeinen Bezüge fest; Renan dagegen folgt unmittelbar auf dieselbe bereits mit einem kundigen Hinweis auf Specialitäten. Er gibt in Form eines Sendschreibens Andeutungen über die Pflege der philologischen und orientalischen Studien, und stattet Bericht ab über die Zeitung der morgenländischen Gesellschaft, über Welcker's rheinisches Museum, Petermanns Mittheilungen, die Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde von Kuhn und Aufrecht, über Webers indische Studien und ähnliche periodische Schriften. Dies sind freilich auch zunächst literarische Bestrebungen, aber schon das bloße Verzeichniß macht das Ausland auf eine reichere Blüthe deutscher Bildung aufmerksam, als jene in der Heimath unbekannten Dutzendpoeten, die Herr Taillandier so eifrig bespricht, zu bieten vermögen. Interessant ist besonders die Schlußbetrachtung, in welcher Ernst Renan auf die Leistungen deutscher Sprachforscher im Ausland, von Petersburg bis Leyden, von Oxford bis Zürich aufmerksam macht und den Schluß zieht, es ruhe gegenwärtig die philologische Arbeit fast der ganzen Welt auf deutschen Schultern.

Im Uebrigen ist der Inhalt des ersten Heftes äußerst reichhaltig und mit Takt ausgewählt. Armand Vailler gibt eine Analyse der römischen Geschichte von Mommsen; ein Ungenannter (F.) berichtet über das vortreffliche indische Reisewerk des Prinzen Waldemar von Preußen nach dem für gebildete Leser bearbeiteten Auszuge von Kutzner. Hieran reiht sich ein klares Resumé der Ansichten über Vulkane, die Humboldt im vierten Bande des Kosmos entwickelt. Halms Fechter von Ravenna wird in einer Auswahl der Hauptscenen zur Kenntniß gebracht. Aus Moriz Hartmanns Erzäh-

Digitized by

lungen eines Unſtäten erhalten wir eine Novelle „die goldenen Haare“ in gelungener Ueberſetzung. Die kritiſche Rundſchau beſpricht Ludwig Feuerbachs Theogonie, Bunſens gaſometriſche Methode, die Tübinger Jahrbücher der Theologie vom Jahr 1857. Th. Dubois berichtet über die Geſchichte der franzöſiſchen Literatur von Julian Schmidt, die franzöſiſchen Literaturbilder von Alexander Büchner, die Monographie von Honegger über Lamartine und Victor Hugo; die letztere findet er „ingénieuse et fouillée, mais un peu minutieuse.“ Auf die beiden anderen Werke verſpricht er ausführlicher zurückzukommen; dem Büchner'ſchen ſpendet er das im Mund eines Franzoſen ungewöhnliche Lob: „il contient des appréciations justes et parfois neuves.“ Auch die neueſten deutſchen Arbeiten über Shakſpeare, namentlich von Dingelſtedt, Bodenſtedt, Kreyſſig erhalten ihre Würdigung. Eine Notiz bezieht ſich auf Ferdinand Hillers Oratorium „Saul“, aus einer anderen ſehen wir, daß Tſchudi's „Thierleben der Alpenwelt“ in franzöſiſcher Ueberſetzung erſchienen iſt.

Die Revue Germanique iſt nicht blos deutſchen Leſegeſellſchaften und Leihbibliotheken, ſondern gebildeten Privatleuten zur Anſchaffung zu empfehlen. Mögen ſie, abgeſehen von der belehrenden Unterhaltung und von dem Intereſſe, das eine ſolche Spiegelung der heimiſchen Verhältniſſe gewährt, ihr Abonnement in dem Sinn auffaſſen, daß ſie mit demſelben das erſte Schiff einer neuen, friedlichen deutſchen Flotte ausrüſten helfen. Insbeſondere iſt zu bemerken, daß die Revue ihren Geſichtskreis über Deutſchland hinaus um ſtammverwandte Völker, die Schweiz, Holland und Skandinavien, zu ziehen gedenkt.

Es ziemt ſich, daß man ein Schiff bei ſeiner erſten Ausfahrt vor Klippen warne. Wir erlauben uns der deutſchen Revue eine ſolche zu bezeichnen. Die Zumuthungen an ihre Mitarbeiter werden zahlreich, namentlich der Andrang recenſionſüchtiger heimiſcher Verleger und Autoren gewaltig ſein. Mögen ſie ſich immer ſo entſchieden wie in dem erſten Hefte von Kameradſchaft und Cliquenweſen fern halten, und ſelbſt ihrer beſten Kraft keine Protection guter Freunde geſtatten. Daheim muß man es ſich gefallen laſſen, wenn heut eine Lobaſſekuranz gegründet, morgen ein poetiſcher Stümper zum Claſſiker von der Firma Gnaden proklamirt wird. Allerdings iſt beſonders der letztgenannte Mißbrauch ſchmachvoll und kommt außer der deutſchen Buchhändlerwelt in keiner Literatur vor. Indeſſen bleibt Solches unter uns, und der Kenner weiß in dem aufgeblähteſten Pudel den Kern zu unterſcheiden. Bedenklicher wäre die Sache dem ausländiſchen Leſer gegenüber, der keine Controle zur Hand hat und dem man daher rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit doppelt und dreifach ſchuldig iſt.

Digitized by Google

Sternberg über den preußiſchen Hof.

Von A. von Sternbergs „Erinnerungsblättern“ iſt im vorigen Jahr das dritte Bändchen erſchienen. Es iſt der deutſchen Kritik etwas ſchwer geworden, dies unterhaltende Büchlein todtzuſchweigen; aber es ſcheint doch, daß ſie es zuwege gebracht hat. Wo es beſprochen wurde, gab man ſich eine gar ehrbare Miene, klagte über Frivolität, Nichtachtung des Guten und Schönen und dergleichen. Dies Verhalten ſcheint uns nicht das richtige. Wir möchten nicht eben Sternberg zum Berichterſtatter über eine platoniſche Akademie auswählen; aber zur Schilderung des literariſchen und geſelligen Berlins der vierziger Jahre iſt er durchaus der rechte Mann. In der höheren Geſellſchaft heimiſch, im Porträtiren äußerſt gewandt, bekundet er überall den erfahrenen, diſtinguirten Beobachter, und ſeine Berichte haben das Gepräge der Wahrheit. Er führt uns in jenen ſonderbaren, aus verpflanzten Gewächſen gebildeten Dichter- und Künſtlergarten, den Friedrich Wilhelm IV. nach ſeiner Thronbeſteigung anlegte; er entwickelt geiſtvoll den Gegenſatz der gemachten Würde, womit ſich die Häupter umgaben, und des lebhaften, freilich auch nicht primitiven Witzes, welchen die Geſellſchaft in der Berührung mit demſelben entlud. In dieſen Beziehungen iſt Sternbergs Memoirengeplauder ein urkundlicher Beitrag zur neueren deutſchen Bildungsgeſchichte. Wir begreifen es, daß der Verkauf der Erinnerungsblätter in Preußen unterſagt wurde; wer in der Hofſphäre befangen iſt, den mag es unangenehm berühren, wenn eine Tante des Königs als „ſtarre Fürſtin nach altem Schnitt“, als „lange, etwas hagere Figur“ geſchildert wird, wenn es von einer Prinzeſſin heißt, ſie „werfe emancipirte Anſichten über Kunſt und Literatur mit großer Sicherheit in die Welt“; ja es beleidigt ihn ſchon, wenn einer künftigen Königin nachgerühmt wird, „ihre Büſte ſei von einer antiken Schönheit. Für den unabhängigen Leſer iſt jedoch dieſe Darſtellung willkommener und jedenfalls belehrender, als der blühende, demüthige Zeitungsſtyl, in welchem die Fürſtlichkeiten gewöhnlich beſprochen werden; Wärme und Erhabenheit freilich iſt dort ſo wenig wie hier zu ſuchen.

Unter den zahlreichen treffenden Perſonenſchilderungen, die Sternberg gibt, nennen wir Varnhagen, Tieck, Steffens und den Fürſten Wittgenſtein. Nicht minder anziehend erſcheinen die Charakteriſtiken aus dem königlichen Hauſe; wir theilen die zwei wichtigſten im Auszuge mit, wobei kaum zu bemerken nöthig iſt, daß der Leſer ſich in vormärzliche Zeiten zu verſetzen hat.

„Die Prinzeſſin von Preußen“, ſagt Sternberg, „weiß allein an dieſem Hofe, was repräſentiren heißt. Ihr Erſcheinen im Saal iſt jedesmal ein Verdunkeln der anderen darin befindlichen Fürſtlichkeiten. Das Porträt, das Winterhalter von ihr gemacht, zeigt ſie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit: ſtolz, graziös, klug. Ihre Toilette iſt immer geſchmackvoll, nie ſchimmernd, und ſie weiß ſtets die Farben zu finden, die zu dem Enſemble ihrer ganzen Erſcheinung paſſen. Wem ſie freundlich ſich kundgeben will, deſſen ganzes Intereſſe ruft ſie durch ein bezauberndes Lächeln wach, doch fehlen ihr, wenn ſie will, die ſcharfen Worte und die ſcharfen Blicke nicht. Energiſch in ihrem Wollen und Begehren, weiß ſie ihren Weg ſicher zu verfolgen, wenn ſie auch ſcheinbar klug ausweicht und nachgibt.“

Es iſt nicht einzuſehen, daß dieſe Schilderung um deßwillen geringeren Werth haben ſoll, weil ſie mit dem Gefühl des ſicheren Beobachters und nicht in der Tonweiſe erſterbender Devotion vorgebracht iſt.

Den König läßt Sternberg zuerſt bei einem Maskenfeſt erſcheinen, für welches Cornelius Tableaux aus dem befreiten Jeruſalem entworfen hatte; die erklärenden Verſe gab Alfred von Reumont, als Zauberer Merlin gekleidet. „Die Reihe der Säle entlang kam ein Mann in einem ſchwarzen flatternden Mäntelchen, die Lorgnette vor dem Auge und hier und da leicht aber mit großer Freundlichkeit grüßend. Dieſer in ſchwarze flatternde Spitzen Gehüllte war Seine Majeſtät; die einzige ſchwarze Geſtalt unter all den bunten Menſchentulpen. Ich

Digitized by Google

habe früher keinen Mann gekannt, und ſpäter keinen gefunden, der in Miene und Wort eine ſo gewinnende Weiſe des Ausdrucks gezeigt, als es dieſer Fürſt in ſeiner Gewalt hat. Es iſt unnöthig, etwas über die Perſönlichkeit des Königs zu ſagen: ſie iſt nicht gewinnend, wenn man das Gewinnende in die Eleganz und die Schönheit der Geſtalt und der Züge ſetzt, aber ſie iſt im höchſten Grade gewinnend, wenn man den wohlwollenden, freundlichen, heitern Ausdruck in Rechnung bringt. Dieſen Ausdruck des Heitern und des Befriedigtſeins zeigte dieſer Fürſt damals vorherrſchend, man konnte ſagen: man ſah es ihm an, wie glücklich er war König zu ſein. Wie die großen Fürſten des Mittelalters wollte er in prächtiger Erſcheinung, als ein Ritter der Ritter, vom Throne herab ſegnend und gnädig das Geſchenk, eine Verfaſſung geben, und dieſen ſchönen Act, der mit echt fürſtlicher Poeſie vielleicht ſchon lange ſich mit ihm herumgetragen, wurde ihm durch die gemeine Wirklichkeit der Dinge zu Boden geworfen und zertreten."

Als Geſellſchafter erſcheint der König „in einem kleinen Kreiſe, wo er faſt allein das Wort führte, mit ſeltener Grazie des Vortrags. Tieck ſtand gebückt und mit ſeinen großen, geiſtvollen Augen aufmerkſam aufſchauend im Kreiſe der Männer, die ihn alle körperlich, keiner aber geiſtig überragte. Beſonders nach der Tafel, die Kaffeetaſſe in der Hand, wußte ſich der König, hin- und hergehend, mit Ruhe und Behaglichkeit auszuſprechen. Echt Berliner Witze kamen nicht ſelten vor, und der damals beliebte Eckenſteher Nante, der Großpapa des jetzigen Kladderadatſch, mußte es dulden, daß der fürſtliche Plagiator oft ganze Stellen aus ſeiner claſſiſchen Spottchronik ſagte." Der Verfaſſer wohnte auch einer Vorſtellung des geſtiefelten Katers von Tieck bei; „das Parterre war mit fürſtlichen Zuſchauenden beſetzt, die da lachten, weil der König lachte. Neben dem König ſah man eine ſeltſame Geſtalt erſcheinen, nämlich einen völlig kahlköpfigen Huſarengeneral, es war dies der König von Hannover, der damals ſehr oft in Berlin ſich einfand, ohne daß man recht begriff, was ihn dahin zog; Wohlgefallen an dem geſtiefelten Kater gewiß nicht."

Die Erinnerungsblätter ſind, wenn wir nicht irren, zuerſt bei H. Schindler in Berlin erſchienen, ſpäter jedoch in den Brockhaus'ſchen Verlag übergegangen.

Unterhaltungen.

— **Carl Leopold Goldſchmidt.** Ein unabſehbarer Trauerzug, wie ihn Frankfurt nicht oft ſehen mag, geleitete am letzten Mittwoch den Sarg dieſes ausgezeichneten Mitbürgers zu Grabe. Seit faſt einem halben Jahrhundert hatte Goldſchmidt ſo vielen Einwohnern der Stadt mit ſeinem Rath in wichtigen Dingen beigeſtanden, die Verhältniſſe ſo mancher Familie durchſchaut und geordnet, ſo manches öffentliche Intereſſe klug und redlich berathen, daß er wohl mit dem Geſammtleben ſeiner Heimath verwachſen heißen konnte. Er war eine höchſt eigenthümliche, charakteriſtiſche, aus einem Guß geformte Perſönlichkeit, ein Kopf von eminenter Faſſungskraft und ſeltenem Scharfblick, der zwar weder dem Flug der Abſtraction folgte, noch ſich in die Tiefen der Beſchaulichkeit verſenkte, dagegen alle realen Verhältniſſe durch Anlage und Uebung mit Sicherheit erfaßte; ein Mann, mit Rückerts Worten zu reden,

Der ſtets ſeinen Standpunkt hatte
Auf des Lebens mittlern Höh'n.

Er war 1787 geboren; ſeine Jünglingszeit verbrachte er, wie alle jüdiſchen Gelehrten dieſer Generation, unter dem Einfluſſe der Aufklärung und der kantiſchen Denkweiſe. Dabei aber beſaß er einen ſo ſtarken Sinn für gegebene Verhältniſſe — in dieſer Hinſicht ein geborener Jünger der hiſtoriſchen Schule — daß er im Gegenſatze zu Anderen, die ſich ins Allgemeine und Leere verloren, eine ſehr ſolide Bildungsform darſtellte. Unabhängiger Wahrheitsſinn, von durchdringendem Verſtand unterſtützt, war der ſchönſte Grundzug ſeines Weſens; mit dieſem

Digitized by Google

verband ſich eine Billigkeit des Urtheils, die ihn ſelten im Stiche ließ. Obwohl er in mehreren Epochen ſeines Lebens Parteimann war, in früheren Zeiten als Anhänger der Reform im Judenthum, ſpäter als Mitglied der Frankfurter Legislatur, wußte er doch ſtets das Recht der Gegner oder wenigſtens ihre Vorausſetzungen zu würdigen. Eben jener Wahrheitsſinn machte ihn zum abgeſagten Feind jeder Hohlheit, Affectation und Phraſe; die Schärfe, womit er dieſe widrigen Erſcheinungen kennzeichnete, verſchaffte ihm manchen Widerſacher, und Einige gingen ſo weit, ihm bald gemüthlichen Sinn, bald Idealität abzuſprechen. Dieſe ungünſtige Auffaſſung widerlegt ſich jedoch dadurch, daß Jahrzehende lang Männer von hoch geiſtiger Richtung ihm innig zugethan blieben, wie denn auch er ſtets ein feſter Freund ſeiner Freunde war, der ihnen nie die Wahrheit vorenthielt und dieſer zuweilen einen ſchroffen, öfter einen durch drolligen Humor gewürzten Ausdruck gab. Viele ſeiner derartigen Ausſprüche ſind Gemeingut in Frankfurt geworden, wo überhaupt der im ſiebenzigſten Jahr noch kaum ermattende kluge, ſcharfe, bedächtige Rathgeber eine der gekannteſten Perſönlichkeiten blieb. Oft ſchienen ſeine Sätze im Anfang verletzend; doch ſpäter ſah man ein, daß ſie den Nagel auf den Kopf getroffen. Er war überhaupt zur Anerkennung geneigt; manches Verdienſt erwarb er ſich als Förderer junger Talente, denen er nicht mit Protectormiene gegenüberſtand und die an ſeinem ſtrengen, aber liebenswürdig anregenden und theilnehmenden Urtheil einen Halt fanden. Seine Menſchenkenntniß machte ihn nie zum Peſſimiſten, ſeine originelle Unterhaltungsgabe diente nie dem Neid oder der Verkleinerungsſucht. — Goldſchmidt war Gemäldeſammler und namentlich in niederländiſchen Bildern ein Kenner von Anſehen. Daß er fürſtliche Orden beſaß, blieb ſelbſt näheren Freunden unbekannt; er machte nicht wie Andere ein beſonderes Weſen daraus, daß er ſie niemals trug. Durch mehrere Abhandlungen war er akademiſchen Gelehrten als ſcharfſinniger und kenntnißreicher Juriſt bekannt; der Ruf, den er als ausgezeichneter Sachwalter genoß, trug ſeinen Namen auch in das Ausland.

— **Franz Kugler**, der berühmte Kunſtkritiker und Dichter, der in der vorigen Woche zu Berlin verſchied, erreichte ein Alter von nur fünfzig Jahren; er war im Januar 1808 in Stettin geboren. Seine „Kunſtgeſchichte“ iſt allbekannt; wenige Werke ſind ſo entſchieden der Zeitrichtung entgegen gekommen und haben ſo mächtig dazu beigetragen, die bewußte Theilnahme an Kunſtſchöpfungen in den weiteren Kreiſen der Geſellſchaft zu fördern. Von den Schriften, in welchen er einen ſelbſtändigen Fortſchritt in der Unterſuchung bekundet, iſt die Abhandlung über Polychromie (1835) zu erwähnen; von ſeinen Forſchungen auf vereinzelten Gebieten die Charakteriſtik Schinkels und die „Baltiſchen Studien“. Seine Thätigkeit war äußerſt vielſeitig und glücklich; ſeine von Adolf Menzel illuſtrirte populäre „Geſchichte Friedrichs des Großen“ erlangte ungewöhnliche Verbreitung. Im Auftrag des Miniſteriums Eichhorn unternahm er eine akademiſche Reiſe durch Deutſchland, Belgien und Frankreich, und als vortragender Rath im Cultusminiſterium fand er Gelegenheit, die gewonnenen Einſichten bei der Organiſation des Kunſtweſens geltend zu machen. Von Kuglers Schauſpielen iſt „Jakobäa“ eine beachtenswerthe Leiſtung; ſeine lyriſchen Dichtungen gehen von Mund zu Mund, und das Lied „An der Saale hellem Strande“, ein ſchöner Ausdruck jugendlicher Wehmuth, gehört zum Schmuck der Commersbücher. Seine Gedichte erinnern in ihrem ernſten, klaren, kräftigen Ton an Uhland, die humoriſtiſchen an Gaudy, der auf einer Reiſe nach Italien ſein Gefährte war. Beſonders gut gerathen iſt von den letzteren das Künſtlerlied „O wär' ich doch ein Recenſent“, eine Parodie des bekannten „Der Pabſt lebt herrlich in der Welt“. Intereſſant iſt eine von ihm, Wackernagel und Simrock gemeinſchaftlich verfaßte Tenzone über das alte Thema Liebe, Wein und Geſang. Von ſeinen Liedern ernſter Stimmung nennen wir noch das liebenswürdige „La chitarra non suona più“, was man nun auf ſeine Cither anwenden kann. — Franz Kugler war der Schwiegervater des Dichters Paul Heyſe, von dem man wohl für ſpätere Zeit Mittheilungen über den Verſtorbenen in Ausſicht zu nehmen hat.

Digitized by Google

— **Kaiser Friedrich der Zweite im Kyffhäuser.** Eine Notiz von O. F. in dem neuesten Hefte der sehr belehrenden „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ (Nürnberg, Bauer und Raspe) sucht darzuthun, daß das Volk sich vorzugsweise den Kaiser Friedrich II., nicht den Barbarossa als im unterirdischen Schlosse hausend vorstellte. Gewiß ist schon Manchem, der sich mit der Geschichte des Bauernkaisers Tile Kolup beschäftigte, ein solcher Gedanke gekommen. Dieser merkwürdige „falsche Friedrich“ machte im Jahr 1285 Rudolf dem Zweiten zu schaffen und fand mit seinem Vorgeben, er sei der ehemalige Träger von sieben Kronen, namentlich bei den Bürgern kleiner Städte, bei Bauern und Juden gläubige Anhänger. Und doch war jenes Vorgeben durchaus unwahrscheinlich; denn Friedrich der Zweite mußte um die genannte Zeit fast neunzig Jahre alt sein. Wenn die Kyffhäusersage sich zunächst auf ihn bezieht, so hat sie einen wesentlich demokratischen und reformatorischen Charakter. In der That sollte zu Luthers Zeiten der Hohenstaufe als ein kräftiger Greis in einer verfallenen Kapelle nah dem Kyffhäuser erschienen sein, um sich den Evangelischen als ihr Führer gegen Karl V. anzukündigen. Dem Wesen der Sagenbildung entspricht es übrigens vollkommen, daß die Sehnsucht des Volkes erst das Andenken des Kaisers, der in Kleinasien, und später jenes, der in Apulien verschied, verherrlichen mochte.

— **Gustav Adolf** im Tode, Oelgemälde von Feodor Dietz. Die Leiche des bei Lützen gefallenen Königs ist in Weißenfels auf einer Bahre ausgestellt; zur Rechten treten die Generale, zur Linken die trauernde Königin mit anderen Frauen und der kleinen Prinzessin Christina heran. Das in großen Dimensionen ausgeführte, figurenreiche Werk verdient den ihm theilweise gespendeten Beifall durch die Virtuosität der Wiedergabe des Zeitcharakters, namentlich was die Behandlung der Trachten, der schweren Küraſſe, Wämser und Stulpen betrifft. Dabei aber bleibt es ein unerfreuliches Bild in Ton, Beleuchtung und Ausdruck. Der todte Held ist sehr geschickt gemalt, von den lebenden aber vermögen nur Bernhard von Weimar, eine tüchtige, gedrungene Figur, und allenfalls Matthias Thurn anzusprechen. Graf Horns verwittertes, gespenstiges Gesicht ist vielleicht durch die Chronik, nicht aber durch die Kunst gerechtfertigt. So viel technische Vorzüge die Männerköpfe haben mögen, ist doch die Auffassung unedel, und den hochblonden, kräftig gezeichneten Frauen fehlt alle Natürlichkeit und Anmuth. Oxenstierna vollends, dem man es in diesem Augenblick ansehen müßte, daß er nunmehr die Leitung der Geschicke zu übernehmen hat, sieht wie ein treuer, betrübter Kammerdiener aus; von staatsmännischer Feinheit und Ueberlegenheit keine Spur. Uebrigens hat „Gustav Adolfs Leiche“ an dem vergangenen herrlichen Frühlingssonntag eine Masse von Beschauern herangezogen.

— **Generalversammlungen.** Die Unzufriedenheit über die hiesigen Theaterverhältnisse, die sich mitunter so lebhaft ausspricht, kam bei der letzten Generalversammlung der Aktionäre kaum zum Vorschein, obwohl sämmtliche Anwesende stimmberechtigt waren. Es ist dies eine für Frankfurt bezeichnende Erscheinung. Eine ähnliche wüßten wir in Bezug auf den Concertverein „Museum“ zu berichten; über die Leistungen desselben hörte man zuweilen Monate lang nur Ungünstiges, und wenn der aus den achtbarsten Männern bestehende Vorstand mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zum Besuch der Generalversammlungen einlud, fand sich kaum ein Procent der Mitgliederzahl ein und dies zollte allen getroffenen Maßregeln seinen Beifall. Das Besprechen öffentlicher Leistungen gehört eben zum Wesen der Reichsstadt, der Tadel würzt die stockende Unterhaltung im Club wie im trauten Familienzimmer weit besser als das Lob. Er erhält die Organe frischer und ist in dieser Hinsicht ein nicht bös gemeintes diätetisches Verfahren, etwa wie bei manchen Hausfrauen das Abkanzeln der Dienstboten.

— Ein merkwürdiger autographischer **Brief an Robespierre** aus dem Jahre 1793 ist kürzlich in Paris zur Versteigerung gekommen. Wir geben in Folgendem die wortgetreue Uebersetzung. „Seit dem Anbeginn der Revolution liebe ich Euch, Bürger! Aber ich war

verheirathet, und wußte meine Leidenschaft zu überwachen. Heute bin ich frei: mein Gemahl ist in der Vendée gefallen. Ich gebe Euch diese Erklärung im Angesichte des höchsten Wesens. Für ein Weib ist es kein leichtes Beginnen, ein solches Geständniß abzulegen. Aber das Papier ist geduldig. Ihr seid meine höchste Gottheit, auf Erden kenne ich keine außer Euch. Ich sehe zu Euch als zu meinem Schutzengel empor und will einzig unter Euren Gesetzen leben. Seid Ihr frei, so will ich für Lebenszeit die Eurige sein. Ich bin 22 Jahre alt und habe ein fühlendes Herz. Ich biete Euch als meine Mitgift die Eigenschaften einer aufrichtigen Republikanerin nebst einer Rente von 40,000 Livres. Ich erwarte Eure Antwort poste restante, aus Scheu vor meiner Mutter. Wittwe Jacquin in Nancy."

— **Sokrates und Christus.** Diese Parallele, die in der bewegtesten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts ungemein beliebt war, ist noch nie so sinnreich durchgeführt worden, wie von Lasaulx in der kürzlich erschienenen Schrift „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt". Der Grundgedanke derselben besteht darin, daß „das Beste der christlichen Legende dem Hellenismus ungleich näher stehe als dem Judaismus." Auch das griechische Alterthum hat vordeutende Erscheinungsformen für Christus und das Christenthum, und unter diesen ist Sokrates die bezeichnendste. Den Anhängern einer humanitären Richtung wird diese Auseinandersetzung willkommen sein; den positiven Theologen jeder Confession jedoch wird leicht der Verfasser als Paganist erscheinen. — In der deutschen Nationalliteratur findet sich die früheste Hinweisung auf Sokrates als einen Vorläufer Christi, soweit uns bekannt ist, in einem einst viel gelesenen Buch, der Messiade von Klopstock.

— **J. B. von Schweitzer.** Von diesem hier lebenden jungen Dramatiker (einem Enkel des Publicisten Berly), dessen „Friedrich Barbarossa" wir im vorigen Jahrgang angezeigt haben, erschien soeben „Alcibiades", ein Lustspiel und historisches Gemälde in vier Akten. Das Unternehmen ist kühn; der Dichter beschwört neben dem Helden keine geringeren Schatten herauf als den Sokrates und Sophokles, die Aspasia und den jugendlichen Plato. Als Motto stehen die Anfangsverse der „Götter Griechenlands" voran, daneben das alte „Kenne dich selbst", als Wahlspruch des Sokrates (eigentlich des Lakedämoniers Cheilon).

— **Uebersetzungen.** „Storbonden og hans Sönner" (der Großbauer und seine Söhne) heißt eine norwegische Ausgabe des „Lehnhold" von Berthold Auerbach, im Auftrage des Vereins zur Verbreitung guter Bücher von Regierungsrath Oestgaard übersetzt. Die englische Ausgabe von Auerbachs neuem Familienkalender (bei S. Low in London) kostet zehn Schilling, also zehnmal soviel als die deutsche bei Cotta.

— **Das Puppenhaus.** Der Verkauf dieses zum Besten der Schillerstiftung herausgegebenen Werkes von Carl Jügel hat bis jetzt gegen elfhundert Gulden eingebracht.

— **Die Kunst zu betteln.** „The art of begging, teached in six lessons." Mit dieser Ankündigung erbietet sich ein Professor Roony in London, in einem Cursus von sechs Vorlesungen die Mittel anzugeben, wie man sich auf dem Weg des Bettelns ein bequemes Auskommen verschaffen könne. Seine Adresse ist: London 24 Princess Str., St. Giles. In Deutschland kennt man Individuen, die zur Uebung dieser Kunst keines englischen Professors bedürfen.

— **Wissenschaftliche Schuhmacherkunst.** Zwei hiesige Schuhmachermeister erlassen die Anzeige, daß sie nach einer ganz neuen Methode des Herrn Dr. G. Hermann Meyer, Professors der Anatomie in Zürich, Schuhe und Stiefel anfertigen, welche die Füße in ihrem natürlichen und gesunden Zustande zu erhalten vorzüglich geeignet sind. Wahrscheinlich sind die leitenden Grundsätze bei dieser nützlichen Reform denen ähnlich, die der Geheime Hofrath Dr. Stiebel in seinem neuesten Bericht über das hiesige Kinderhospital entwickelt hat und mittelst deren er nachweist, daß was man heutzutag einen schönen Fuß nennt, meist ein auf Kosten der rationellen Glieder-Ausbildung erzieltes Kunstprodukt sei. Außerdem aber steht das moderne Fuß- oder Schuh-Ideal in entschiedenem Widerspruch mit demjenigen, das wir an den maßgebenden Bildwerken der Alten, auch an den berühmtesten Aphrodite-Statuen finden.

Digitized by Google

Bericht

über das

von dem Frankfurter Museum erlassene Preisausschreiben für Novellen.

Im vorigen Jahre hat die unterzeichnete Redaction einen Aufruf an deutsche Schriftsteller zur Einsendung von Novellen veröffentlicht. Sie hat sich gleichzeitig verbindlich gemacht, diejenigen Arbeiten, welche von einem aus drei Mitgliedern bestehenden Preisgerichts dessen würdig befunden würden, durch Auszahlung eines ersten, eines zweiten und eines dritten Preises für die Zeitschrift wie für den Verlag derselben zur Herausgabe in Buchform zu erwerben.

In Folge dieses Ausschreibens gingen uns bis zum 15. November 1857 nicht weniger als 41 Novellen, darunter sehr umfangreiche, zu.

Das Preisrichteramt übernahmen auf unser Ersuchen die Herren: Professor Hillebrand in Rödelheim bei Frankfurt (früher in Gießen), Heinrich Koenig in Hanau und J. Weismann, Professor am hiesigen Gymnasium.

Das kürzlich ermittelte Urtheil der Herren Preisrichter ging im Allgemeinen einerseits dahin: daß die in den eingesandten Erzählungen sich kundgebenden Talente zum Theil entschiedene Anerkennung verdienten, indem mehrere derselben durch Frische der Darstellung, durch Gewandtheit im Entwurf und in der Entwickelung, durch Menschen- und Gesellschaftskenntniß Interesse erregten, bei einigen auch psychologische Feinheit, bei anderen Tüchtigkeit der zu Grunde liegenden Studien zu rühmen sei. Dagegen wurde anderseits geltend gemacht: daß eine gleichmäßige Ausbildung der zu einem Kunstwerk der Novellistik erforderlichen Eigenschaften in den vorliegenden Arbeiten nicht hervortrete.

Insbesondere wurde bemerkt: daß selbst viele der besseren und in anderer Hinsicht lobenswerthen Einsendungen in Bezug auf Reinheit und Durchbildung des Styls und Ausdrucks nicht geeignet seien, höheren Anforderungen zu genügen; daß demnach eine bei Preisbewerbungen sehr wichtige Seite vielfach vernachlässigt erscheine.

Um solchen Ausstellungen auch im Entscheidungsspruch Rechnung zu tragen, wurde der Beschluß gefaßt: es sei ein **erster Preis keiner** der jetzt vorliegenden Novellen zu ertheilen.

Den **zweiten Preis** von **fünfundsiebenzig Ducaten** erhielt mit Stimmeneinhelligkeit die Novelle:

„Der Reichsbaron."

Bei Eröffnung des Begleitzettels fand sich der Name

Ernst Fritze.

Digitized by Google

Da die Redaction unter dieser Bezeichnung ein Pseudonym vermuthete, so wurde die Bekanntmachung des Spruches verschoben, um hierüber bei dem Einsender resp. Verfasser Erkundigung einzuziehen. Derselbe erklärte, seinen bürgerlichen Namen nur der Redaction, nicht dem Publikum bekannt geben zu wollen.

Das Urtheil der Preisrichter über den „Reichsbaron" lautet:

„Eigenthümliche und bedeutsame Verwickelung, herbeigeführt durch den Conflikt der Interessen; dabei anziehend durch innere geistige Bewegung, sowie durch eine bemerkenswerthe Menschen- und Gesellschaftskenntniß. Die Ausführung bleibt sich in Bezug auf Gefälligkeit und technische Sorgfalt nicht gleich."

Der **dritte Preis** von **fünfundvierzig Ducaten** wurde der Novelle

„Glück"

zuerkannt.

Bei Eröffnung des Begleitzettels fand sich der Name

Luise von François in Weißenfels.

Das Urtheil über diese Novelle lautet:

„Interessantes deutsches Leben, schön contrastirende, in treffenden Zügen anschaulich gemachte Charactere; die Erzählung vertieft durch die religiöse Frage und durch die Schilderung eines eigenthümlichen Seelenlebens. Einzelnes im Hergang bleibt räthselhaft."

Einzelne Stimmen zur Ertheilung von Preisen oder lobende Hervorhebung wurden folgenden Novellen zu Theil:

Hochmuth der Geschlechter und Uebermuth der Zünfte,
Milena,
Unter der Tanne,
Leier und Herd,
Die Dame mit dem Hute,
Ernst und Frank.

Unter den eingesandten 41 Novellen waren 12 von Damen verfaßt, unter den acht im Bericht erwähnten nicht weniger als fünf. Eine gehörte zum Nachlaß eines vielgelesenen Romandichters. Eine war unvollendet.

20 Novellen behandelten das Gesellschaftsleben der Gegenwart; 8 bezogen sich auf Conflicte des Adels und des Bürgerthums; 5 schilderten ausländisches Leben (Frankreich, slavische Länder, Amerika); 5 bewegten sich auf geschichtlichem, eine auf biblischem Boden; 2 gehörten der Gattung der Dorfgeschichte an; 2 könnte man vorzugsweise als culturhistorische bezeichnen.

Wir werden demnächst in unserm Blatte den Abdruck der Novelle „**Der Reichsbaron**" von Ernst Fritze beginnen und auf diese „**Glück**" von Luise von François folgen lassen.

Die Redaction des Frankfurter Museums.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 14. Frankfurt a/M., den 3. April 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Forts.) — **Holberg, der dänische Dichter**, von H. W. (Schluß.) — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. 9. Ein Burgverließ; die Tochter Olivier Clisson; Leiden des Herzogs Johann. — **Neue Bücher**: Mythoterpe von Amara Georg; der Buchenhof, Roman von Ludwig Rosen. — **Unterhaltungen**: Züge zu Klingers Bilde; Frankfurter Theater; Wingolfiten; Beda Weber u. s. w.

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender.

(Fortsetzung.)

11. Die neue Zeit.

Im Hause zum Lorbeerbäumchen, das an dem schönen freien Platz in der Mitte der uns nun wohlbekannten Stadt gelegen war, saß an einem Abend im März des Jahres 1798 ein glücklicher Hausvater an seiner Gattin Seite am Kaffeetisch, den ein frisches Kränzlein gesunder Kindergesichter auf die lieblichste Weise einfaßte. Die Mutter schenkte Kaffee und Milch ein in die zinnernen Näpfchen, welche vor den Kindern standen, der Vater schnitt von einem großen Laib Brodes tüchtige Stücke ab und legte sie jedem Kinde zu seinem Näpfchen, und jedes dankte gehörig dem Vater und der Mutter für Das, was es empfing. „Seid nur froh und danket Gott dafür, liebe Kinder“, sagte der Vater nun mit ernstem Gesicht, „daß ihr so in Ruhe hier um den Tisch herum sitzen könnt und ordentlich euer tägliches Brod empfangt von Vater und Mutter; denn viele Kinder gibt es in diesen unruhigen Zeiten, die haben Vater und Mutter verloren, und manche Haushaltung

Digitized by Google

iſt durch Krieg und Plünderung auseinander geriſſen worden, und der eine Sohn zieht da, der andere dort umher, und an vielen Orten hat man Eltern und Kinder fortgejagt aus dem eigenen Haus in das Elend. Ja danket Gott, daß er uns bisher noch gnädig bewahrt hat; denn wir können nicht wiſſen, ob nicht auch uns noch recht ſchwere Zeiten bevorſtehen."

Der dieſe Worte ſprach, war der Profeſſor Tobias Stimmer, jetzt ein kräftiger Mann in den beſten Jahren, umgeben vom häuslichen Glück, welches ihm Gott durch ſeine treffliche Gattin und liebe Kinder reichlich beſchert hatte. Er trank heute ſchneller als gewöhnlich ſeine Taſſe aus und ging ans Fenſter, welches eine frei Ausſicht auf den großen Platz, den ſogenannten Herrenacker, gewährte. Viele Leute ſtanden in verſchiedenen Gruppen auf demſelben zerſtreut und unterhielten ſich lebhaft; viele kamen vom Rathhauſe her, welches an einer Ecke des Platzes ſtand, und ſchienen den Andern Neuigkeiten zu berichten. Denn es hatte vor Kurzem die alte Regierung, Bürgermeiſter, Seckelmeiſter, Statthalter und Rathsherren abgedankt, und nach dem Befehle der Generale der franzöſiſchen Republik mußten vom Volk Repräſentanten gewählt werden zu Stadt und Land; dieſe ſollten von nun an regieren. Mit den Wahlen war man eben auf dem Rathhauſe beſchäftigt, und der ſonſt ſtill für ſich lebende Profeſſor war begierig, wie ſie ausfallen würden, darum betrachtete er die verſchiedenen Volksgruppen, Landleute und Bürger, welche vor ſeinen Blicken ſich durch einander drängten. Auf einmal erſchrack er; denn er ſah, daß ein Rathsdiener mit eiligen Schritten auf ſeine Wohnung zueilte. „Sie werden mich doch nicht zum Repräſentanten gewählt haben, der ich ſo wenig von Staatsgeſchäften verſtehe!" — ſagte er erſchrocken zu ſeiner Frau; aber in demſelben Augenblicke trat der Rathsdiener ein und brachte wirklich die Nachricht, er ſei gewählt, und die Wahlverſammlung erwarte zuverſichtlich die Annahme. Das kam ihm gänzlich unerwartet; er hielt ſich durchaus nicht für berufen, in einer ſolchen Behörde zu ſitzen; drum lehnte er ſogleich, für das öffentliche Vertrauen dankend, die Wahl ab. Es war ihm aber nicht recht wohl bei der Sache; lange ging er unruhig im Zimmer auf und ab; endlich ſagte er zu ſeiner Frau: „Ich habe verſprochen, mit dir in die Freudenfels zu kommen dieſen Abend, um mit dem Junker von Wildenſtein, dem Altſtatthalter — ſo muß man jetzt ſagen ſeit vorgeſtern — die wichtigen Ereigniſſe zu beſprechen; er kann mir vielleicht in dieſer häkligen Frage einen Rath geben; denn ich fürchte, ſie werden mit meiner Ablehnung nicht zufrieden ſein!" —

„Sobald die kleinen Kinder zu Bette ſind, wollen wir gehen", ſagte die ſorgliche Hausfrau, hieß das älteſte Töchterchen den Tiſch abtragen, brachte die beiden jüngſten in ihre Schlafkammer, legte ſie zu Bette und ließ ſie ihre Abendgebetlein verrichten, und der Vater nahm die zwei älteſten Knaben in ſein Studierzimmer und gab ihnen eine Anzahl homeriſcher Verſe auf, die

Digitized by Google

ſie während ſeiner Abweſenheit überſetzen ſollten. Dann gingen ſie in banger und aufgeregter Stimmung durch die unruhigen Straßen zu ihren alten und bewährten Freunden in der Freudenfels; hier fanden ſie nicht geringere Aufregung und Unruhe. Auch der Gemahl Adelheids, bisher eines der einflußreichſten und verſtändigſten Mitglieder des Rathes und als Statthalter eines der regierenden Häupter, war nach ſeiner Abdankung in die Kammer der Repräſentanten wiedergewählt worden und ſchwankte, ob er die Wahl annehmen oder ausſchlagen ſollte. Adelheid, der das mit Anfang des Jahres eingebrochene Revolutionsweſen ein Gräuel war, mißrieth ihm die Annahme, indem ſie ſagte, er werde wider Willen zu Vielem Ja ſagen müſſen, was ganz gegen ſeine Grundſätze ſei, und es zieme ſeinem Stande nicht, mit Bauern in Einem Rathe zu ſitzen. Andere hatten zu ihr geſagt, er dürfe der Vaterſtadt ſich nicht entziehen in dieſen gefahrvollen Zeiten, er müſſe retten helfen, was zu retten ſei. Derſelbe Gedanke beunruhigte den Profeſſor Stimmer, als er bei dem Junker von Wildenſtein eintrat; darum nach ganz kurzer Begrüßung waren Männer und Frauen mitten im lebhaften Geſpräch über den zu faſſenden Entſchluß. Des Profeſſors entſchiedene Meinung war, Männer, die Talente zur Leitung des Staates und das öffentliche Zutrauen beſäßen, dürften einen Poſten auch in der neuen Regierung, wenn Gott ihnen denſelben anweiſe, nicht verlaſſen; denn der unfähigen Köpfe würden genug auf die neuen Rathsſeſſel zu ſitzen kommen. Darauf erwiederte ihm der Junker, das gelte eben ſo gut für ihn: er genieße das Vertrauen ſo vieler Bürger zu Stadt und Land in hohem Maße; er habe zwar noch nie Staatsgeſchäfte geführt, aber ſeine Kenntniß der Geſchichte, ſeine Redegabe, ſeine Mäßigung und Beſonnenheit befähigten ihn gerade in ſo aufgeregten Zeiten in hohem Grade zum Repräſentanten des Volkes; vielen Schaden könnte er abwenden und viel Gutes ſtiften helfen.

Lange erwogen die beiden gewiſſenhaften Männer, der Staatsmann und der Schulmann, die Gründe für und wider und kamen zu keinem beſtimmten Entſchluſſe; da wurde — es war ſchon 9 Uhr Abends — der Profeſſor ſchleunigſt aufs Rathhaus berufen. Hier drangen einige auf dem Land gewählte Repräſentanten mit aller Gewalt in ihn, die Wahl anzunehmen; er ſei zur Regelung der Kirchen- und Schulſachen unentbehrlich, mit andern Geſchäften werde man ihn nicht behelligen. So konnte er nicht widerſtehn, ſagte zu, theilte ſogleich ſeinen Entſchluß dem Junker von Wildenſtein mit, und dieſer verſprach, nun auch ſeine Annahme zu erklären. Sie ſaßen noch bis tief in die Nacht beiſammen, die plötzlichen Veränderungen der ſeit einem Jahrhundert faſt unangetaſteten Staatsordnung beſprechend; ſie gelobten ſich, feſt allen ſchwärmeriſchen und ungerechten Gelüſten entgegen zu treten und ſchieden, beide das Herz von ſchweren Sorgen voll; denn, ſo klar ſie einſahen, daß eine Aenderung der alten Zuſtände nöthig ſei, ſo groß ſchien ihnen

Digitized by Google

die Verantwortung, am neuen Bau in Gemeinschaft mit so verschiedenen Geistern mitzurathen und mitzuhelfen. Aber am andern Morgen ging der Professor Tobias Stimmer, der Malerssohn, mit Zopf und Degen in die National-Versammlung und saß im gleichen Rathssaal mit den ehemaligen gnädigen Herren und mit den neu aufgetauchten regierenden Häuptern vom Lande.

Noch eine sehr schwierige Angelegenheit hatten sie im Hause zur Freudenfels besprochen, die Tobias mit Besorgnissen erfüllte. Aus dem Paradiesvogel war nämlich schon seit einer Reihe von Jahren die alte Bewohnerin, die Frau Bürgermeister von Randenburg, ausgezogen in eine andere Welt, nachdem sie bis an ihren Tod regelmäßig die Familientage selbst angeordnet und ihren Diethelm als Major in einem französischen Regiment noch einmal wieder gesehen hatte. Nach der Mutter Tod verließ nun dieser die französischen Dienste und bezog als Erbe das Haus seiner Väter. Er wohnte allein darin; denn zum Heirathen hatte er sich nicht mehr entschlossen. Sein Adelstolz war noch nicht gebrochen, hatte vielmehr noch zugenommen durch den Umgang mit französischen adeligen Offizieren; darum begleitete er ihn auch wieder in seine Vaterstadt zurück. Als die ersten Revolutionsbewegungen in der Schweiz sich zeigten, gehörte er zu denen, welche meinten, man müsse mit Gewalt jede solche Bewegung im Keim ersticken, keinen Finger breit nachgeben und die alten Ordnungen bis auf jedes Titelchen hinaus aufrecht erhalten. Darum behielt er auch an seiner Person und in seinem großen Hause mit fast komischer Gewissenhaftigkeit alles Alte bei. Die ältesten Leibröcke und Westen, die er in der Garderobe seines seligen Papa's finden konnte, trug er wieder; die altmodischste Perücke mußte sein Haupt zieren; einen Stock mit hohem goldenen Knopf trug er vor sich her, wenn er mit steifem Schritt über die Straße ging, und obgleich er nie ein Amt im Staate bekleidet und darum in seiner Vaterstadt nicht mehr zu befehlen hatte als ein Anderer, so behandelte er doch Jeden, der nicht aus adeligem Blut entsprossen war, mit verächtlichem Stolze und machte sich dadurch bei Bürgern und Bauern sehr verhaßt. Wohlgemeinte Winke halfen nichts, und als nun verlautete, die französische Constitution werde zu Stadt und Land angenommen und eine große Zahl von Bauern zu Rathsherren ernannt werden, da konnte er sich öffentlich mancher spöttischen Bemerkungen nicht enthalten und lud dadurch einen solchen allgemeinen Haß auf sich, daß man befürchten mußte, derselbe könnte sich bei der aufgeregten Stimmung des Volkes in Gewaltthätigkeiten entladen. Ihm selbst war kaum begreiflich zu machen, daß in solchen Zeiten wenigstens Behutsamkeit in hohem Grade nöthig sei; er hielt sich für unantastbar, und für jedes Verständniß der neuen Bewegungen war sein Kopf wie vernagelt. Wie nun bei etwaigen Auftritten Gefahr von ihm und seinem Hause abgewendet werden könnte, darüber hatte man auch in der Freudenfels gesprochen.

Digitized by Google

Einige Tage nachher war eine große Bewegung in der Stadt. Viel Landvolk strömte herein von den Dörfern; der Bürger zog seinen besten Rock an und steckte die gelb-roth-grüne Kokarde auf den Hut; auf dem Rathhaus wimmelte es von alten und neuen Rathsherren, denn es sollte der erste Freiheitsbaum aufgerichtet werden. Eine hohe Tanne wurde bereit gehalten auf dem Herrenacker, an ihrer Spitze die übliche Freiheitsmütze befestigt, und ringsum wurden an allen Aesten farbige Bänder angebracht. Vom Rathhaus aus zogen die Repräsentanten mit den dreifarbigen Schärpen geschmückt, ein Zug weißgekleideter Mädchen voran, auf den öffentlichen Platz; ein Zug von Bürgern folgte; eine zahllose Menge Volks drängte sich an die Stätte des ungewohnten Schauspiels. Die Militärmusik spielte die beliebte französische Weise Ça ira, indeß der Baum mit den flatternden Bändern langsam aufgerichtet wurde; der Statthalter des neugebildeten Bezirks der helvetischen Republik hielt eine Rede über die Losungsworte Liberté und Egalité; darauf erscholl der Ruf: Es lebe die Republik! aus tausend Kehlen, und einer der Repräsentanten nach dem andern nahte sich dem Freiheitsbaume und warf einige Schaufeln Erde in die Grube, in welche er eingesetzt worden war. Darauf erscholl wieder die Musik; Einige ließen sich von der Begeisterung so weit fortreißen, daß sie den schönen Baum umtanzten, und Hunderte waren von dem Gedanken an die neue Freiheit berauscht und träumten eine goldene Zukunft und feierten beim Glase den Anbruch der neuen Zeit.

Mit schwerem Herzen hatten der Ceremonie beigewohnt der Junker von Wildenstein und der Professor Stimmer; als sie vorüber war, begaben sie sich in den Paradiesvogel, um den Major von Randenburg, der sich kaum halten konnte vor Aerger über dies Narrenspiel, wie er's nannte, von unvorsichtigen Demonstrationen abzuhalten. Er hatte schon im Sinn gehabt, eine große schwarze Fahne zum Erker herauszuhängen, war jedoch glücklicher Weise noch davon abgebracht worden. Aber er zog seine Vorhänge und begab sich in ein hinteres Zimmer nach dem Garten, um gar nichts von den Vorgängen des Tages zu sehen und zu hören. Als nun die beiden Repräsentanten, sein Schwager und sein ehemaliger Jugendfreund, mit ihren dreifarbigen Schärpen kamen, konnte er sich des hellen Spottes nicht enthalten, schalt sie, daß auch sie diese Komödie mitgemacht hätten und meinte, ehe ein Jahr abgelaufen sei, werde die ganze Geschichte wieder ein Ende haben, und dann würden Bürgermeister und Rath die Stadt wieder regieren wie bisher, nur noch strenger, und der übermüthige Bauer werde sich dann noch viel tiefer ducken müssen. Alle Bemühungen, ihm andere Ansichten beizubringen, waren vergeblich. Er hätte den beiden neumodischen Rathsherren gerne die Thüre gewiesen; aber er mußte bald ihre Gegenwart ihnen danken und sich augenscheinlich überzeugen, daß jetzt eine Macht zu herrschen anfange, der ein Major von noch so adeligem Blut nicht gewachsen gewesen wäre.

Digitized by Google

Als die Nacht angebrochen war, hörte man von Zeit zu Zeit lärmende Stimmen auf der Straße. Sie näherten ſich dem Hauſe, wurden lauter und ungeſtümer; es wurde heftig an das hohe Portal geklopft; ein ſchwerer Stein flog in die Fenſter des Erkers, ſo daß die zerbrechenden Scheiben mit lautem Klirren auf die Gaſſe fielen, von einem ſtürmiſchen Bravo begleitet. Der Major wurde außer ſich vor Zorn und Wuth; er wollte ſeinen beſten Degen holen, um das Haus gegen dieſe Canaille zu vertheidigen; er wollte ſogleich unter die Menge einhauen, damit ſie ſähen, wie ein Edelmann von altem Blut ſich Recht verſchaffe. Nur mit der größten Mühe konnte er zurückgehalten werden. Das Zimmer, worin er ſich befand, wurde endlich abgeſchloſſen, und als der Lärm immer ſtärker wurde, wagte es der in der ganzen Stadt beliebte Profeſſor, die Hausthüre zu öffnen und unter die erhitzte Menge herauszutreten. Wilde Stimmen empfingen ihn, welche verlangten, den Major ſolle man ihnen übergeben, ſie wollten ihm bezahlen, was er mit ſeinem Stolze verdient habe. Es war nichts Leichtes, dieſer Menge entgegen zu treten; aber gerade in dieſem Augenblick fühlte Tobias einen mehr als menſchlichen Muth; er ſagte zuerſt entſchieden, die Freiheit gebe ihnen kein Recht, in dies Haus einzudringen und Gewaltthat zu üben; der Beſitzer des Hauſes ſei, wie bekannt, ſein Jugendfreund; daher ehe er ihm ein Haar krümmen laſſe, wollte er lieber ſich ſelbſt mißhandeln laſſen; ſie ſollten die Freude des heutigen Tages nicht mit einem Skandal beflecken. Im Namen der wahren Freiheit fordere er ſie auf, ſich von dieſem Hauſe zu entfernen; er werde dafür ſorgen, daß der Major ſich keine Schmähungen der neuen Staatsordnung mehr zu Schulden kommen laſſe. Wer übrigens für ſeinen Eifer im Dienſte der Republik einen Trunk aus dem Keller des Paradiesvogels koſten wolle, dem ſtehe es frei, es ſei Platz genug im Hauſe.

Nach dieſen klugen Worten des allgemein verehrten Mannes entfernten ſich die Meiſten; einige wenige Schreier blieben, und dieſe wurden mit einer Kanne Wein zufrieden geſtellt. Der Major aber ſah zuletzt ein, daß es ihm ohne Beiſtand übel ergangen wäre und verſprach, ſich in Zukunft mit ſeinen Reden und ſeinem Benehmen gegen den Bürger- und Bauernſtand beſſer in Acht zu nehmen. Doch konnte er in der folgenden Nacht kein Auge ſchließen, denn daß dies gemeine Volk es gewagt habe, das Haus der Junker von Randenburg anzugreifen, erſchien ihm als eine tiefe Demüthigung, als eine untilgbare Schmach.

Todmüde von den Erfahrungen des durchlebten Tages kam der im Lorbeerbäumchen ſehnlich erwartete Hausvater endlich, nachdem es auf den Straßen ſtill geworden war, mit ſehr ernſter Miene nach Hauſe. Die Mutter ſaß mit den beiden Knaben und dem älteſten Töchterchen um die Lampe und erzählte ihnen von des Vaters merkwürdigen Lebensſchickſalen und von ſeiner nun ſelig verſtorbenen trefflichen Mutter. Herzlich wurde der Vater bewill-

Digitized by Google

kommt, als er eintrat. „Glaubt es mir", ſagte er, „das war der ſchwerſte Tag meines bisherigen Lebens! Gebe Gott, daß nicht noch ſchwerere kommen!" — Hierauf erzählte er die Erlebniſſe des Abends und ſchloß dann: „O Kinder, mag es euch einſt noch ſo gut gehen, niemals laßt euch verleiten, die Niedrigen und Geringen zu verachten. Stolz und Verachtung bringt den Menſchen früher oder ſpäter ins Unglück. Wer nicht durch Liebe und Demuth ſich Freunde macht unter den Niedrigſten und Geringſten in der Welt, der ſteht zuletzt einſam und verlaſſen da, und nirgends iſt ihm wohl. Nehmt euch eine Lehre an dem Major im Paradiesvogel!"

Er erzählte noch viel von deſſen Lebensgeſchichte, ſprach von den merkwürdigen und lehrreichen Zeitläufen und zeigte an Beiſpielen die Wahrheit des Wortes: Wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget werden.

(Schluß folgt.)

Holberg, der däniſche Dichter.

Ludwig Holberg, ſein Leben und ſeine Schriften, nebſt einer Auswahl ſeiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1857.

(Schluß.)

Wir haben geglaubt, bei dem Leben des Dichters länger verweilen zu ſollen, weil es den beſten Commentar zu den Werken eines Mannes gibt, der unſeren Anſchauungen fern gerückt iſt. Ueber die andern-Abſchnitte unſeres Werkes können wir kürzer ſein. Nach einer etwas matten Widmung an Dahlmann ſpricht der Verfaſſer in der Einleitung von der Schwierigkeit, gerade jetzt dem deutſchen Volke einen Dänen nahe zu bringen, ſchmeichelt ſich aber, durch ſeine Arbeit eine gerechtere Auffaſſung der beiderſeitigen Nationalitäten und ihrer geſchichtlichen Entwicklung vorzubereiten und an die Stelle maßloſer Erbitterung wenigſtens das Verlangen zu ſetzen, daß man ſich erſt gegenſeitig gründlicher kennen lerne. Beides, die Befürchtung und die Hoffnung erſcheint uns als Redensart. Niemand, der Sinn für Literatur hat, wird trotz der gerechten Erbitterung über das volksmörderiſche Verfahren der däniſchen Regierung gegen den edeln deutſchen Stamm ſich abhalten laſſen, ein Werk mit Freude zu begrüßen, das einem bedeutenden Dichter ſeine Stellung wieder anzuweiſen beſtimmt iſt und aus ernſtem Studium hervorgeht. Es liegt eine ſolche Parteilichkeit auch gar nicht in dem Charakter der Deutſchen. „Sei nicht allzugerecht gegen das Ausland", ruft Klopſtock dem deutſchen Volke zu; „ſie denken nicht edel genug, zu ſehen, wie ſchön dein Fehler iſt." Eben ſo grundlos iſt aber des Verfaſſers Hoffnung. Was die Dänen in der Literatur Wichtiges geleiſtet haben, iſt in Deutſchland nicht unbekannt, und auch die gebildeteren Dänen wiſſen, was ſie deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft zu verdanken haben. Ueberhaupt ſind die

Digitized by Google

politiſchen Anſpielungen, als unnöthig herbeigezogen, in dem Werke ſtörend; eine Declamation gegen Deutſchlands Zerriſſenheit, deren Grund doch anderswo zu ſuchen iſt, als bei dem Volke, klingt hier ziemlich hohl.

Uebrigens ſind in dieſem erſten und dem folgenden Abſchnitte die Beziehungen der däniſchen und deutſchen Literatur klar dargelegt, wenn auch nicht neues Licht gegeben wird und wir nicht zugeben können, daß die Erinnerung an dieſe Beziehungen — eben ſo wenig als an die Verdienſte der Holländer — in unſerer Literatur entſchwunden ſei. Es iſt ja überhaupt noch nicht ſo lange her, daß die Literaturgeſchichte ſich zu einer Wiſſenſchaft erhoben hat, und wenn irgendwo, iſt bei uns mit unparteiiſcher Würdigung verfahren worden. Es war gleichwohl natürlich, daß der Eifer der Forſcher ſich zuerſt auf die Quellen der allgemeinen Bildung und auf die ebenbürtigen Rivalen wandte und hier den Zuſammenhang darzuſtellen ſuchte. Die germaniſtiſchen Bemühungen der letzten Jahrzehnte haben nun den Blick auch auf die ſprachverwandten Stämme gelenkt, und wir haben von ihnen eine klarere Einſicht in das Weſen auch der alten ſkandinaviſchen Poeſien erhalten; ſo führt denn ein naturgemäßer Gang der Unterſuchung allerdings jetzt erſt auch in das Innere der ſelbſtſtändigen nordiſchen Literatur, die ja ohnedies, wie der Verfaſſer geſteht, abgeſehen von dem, was in dem Mittelalter als Gemeingut auch im Norden ſeine Erzeugniſſe ablagerte, erſt ein Produkt neuerer Zeit iſt und eigentlich national mit Holberg erſt beginnt.

Der zweite Abſchnitt, der die Geſchichte der däniſchen Literatur bis auf Holberg gibt, ſpricht zunächſt von der mittelalterlichen Zeit, wo man weniger von national-däniſchen, als vielmehr ſkandinaviſchen Literaturkeimen in Sage und Volkslied ſprechen kann, und weiſt nach, daß die Reformationszeit als die Epoche erſcheint, in welcher Dänemark politiſch und literariſch entſtanden iſt durch die Löſung der Union und die Einführung des Lutherthums. Der Union, die ja bekanntlich nur kurze Zeit eine lebenskräftige Einigung herbeiführte, ſchreibt, wenigſtens für die Literatur, der Verfaſſer gewiß eine zu große Bedeutung zu, indem er durch die Löſung eine Feindſeligkeit derſelben gegen ihre eigne Vorzeit bedingt finden will. Die Reformation und der Humanismus, von dem jene getragen wurde, machten gleichmäßig in den Ländern des Nordens ſiegreiche Fortſchritte, und die deutſchen Elemente, die, wie unſer Verfaſſer ſelbſt des Weiteren ausführt, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert die däniſche Literatur, zum Theil durch Vermittlung des Niederdeutſchen durchdrangen, brauchten nicht ihren Einfluß erſt zu erhalten von dem durch die Trennung entfachten Haß gegen die Schweden, „der die eigentlich nationalen Elemente zurücktreten ließ.“ Das neue Leben, das die Reformationszeit auch in Dänemark hervorrief, entfaltete ſich, wie in Deutſchland, hauptſächlich auf dem Felde der Wiſſenſchaft. Wie hier und namentlich in den exacten Wiſſenſchaften Dänemark im ſechszehnten

Digitized by

Jahrhundert in erſter Reihe ſtand, beleuchtet Prutz in kurzer, treffender Charakteriſtik und geht dann, indem er die vier bedeutendſten Dichter vor Holberg erwähnt, zu dieſem ſelbſt über. Ungern lieſt man in der gehaltvollen Darſtellung einzelne Abſchweifungen, die, theils müßig, theils prunkend und rhetoriſch der Klarheit und Präciſion ſtark Eintrag thun. So S. 24 über die Reformation, S. 25 über die obscuri viri, S. 28 die müßige Widerlegung der Behauptung (von der wir nicht einmal erfahren, ob ſie von einem Dänen überhaupt je aufgeſtellt worden iſt), daß der „Bruder Rauſch" aus dem Däniſchen ins Deutſche und Engliſche gewandert ſein könne.

Das Verdienſt Holbergs, deſſen Entwickelung den Verfaſſer in den nächſten Abſchnitten, nach dem trefflichen Lebensabriß, beſchäftigt, ſpricht er vollkommen bezeichnend aus, indem er ſagt: „Das, was die Literatur eigentlich ſein ſoll, ein vollſtändiges, künſtleriſches und doch volksthümliches Abbild des geſammten Lebens, Denkens und Seins, das wurde ſie in Dänemark erſt durch Holberg." Wie und durch welche Werke er das geworden, ſchildern der vierte und fünfte Abſchnitt. Seine wiſſenſchaftlichen Schriften, die zuerſt vorgeführt werden, wenn auch für unſere Zeit ſachlich faſt von keiner und formell von geringer Bedeutung, waren um ſo wirkſamer für ihre Zeit und machten lange den Bildungsſtoff des Volkes aus. Sie ſind zum großen Theil Werke von ernſterem Studium und geſund nationaler Geſinnung, reich und anmuthig in Darſtellung und Sprache. Anfangs encyclopädiſch, ſtreifte Holberg mehr und mehr den Vielwiſſer ab und wurde wirklicher Hiſtoriker in ſeiner Einleitung in die Geſchichte der europäiſchen Reiche, und in ſeiner däniſchen Reichshiſtorie. Ein Lieblingsbuch des Volkes aber war ſeine Erläuterung des Natur- und Völkerrechts, in der er die Beiſpiele meiſt aus dem Vaterlande nimmt, alſo mit dem Polyhiſtor ganz brechend, dem nationalen Bedürfniſſe prunklos Genüge leiſtet. Dieſen und andern Werken folgten dann, im Selbſtverlage, der ihm viel eintrug, eine Reihe mehr handwerksmäßiger Schriften, zum Theil in lateiniſcher Sprache: ſeine Synopſe der allgemeinen Geſchichte, die zum Schulbuch ſelbſt in Deutſchland wurde, ſein Compendium der Geographie; auch Unterhaltungsſchriften, wie die Vergleichung der Hiſtorien und Thaten verſchiedener, inſonderheit orientaliſcher großer Männer und Helden, und ebenſo die verglichene Geſchichte verſchiedener Heldinnen und anderer berühmter Damen. Endlich ſeine moraliſchen Gedanken, welche Erläuterungen zu ſeinen lateiniſchen Epigrammen ſind, und dann wieder ſelbſt durch ſeine Fabeln als species facti erläutert werden, und ſeine vermiſchten Briefe, die die Hauptquelle für den Biographen bilden. Den reichſten Stoff geben natürlich die poetiſchen Schriften, und der ſie betrachtende Abſchnitt bietet ein reiches Repertorium für den, der die Poeſien Holbergs in ihrem Weſen und in ihrer Geſchichte genauer kennen lernen will. Der Verfaſſer theilt ſie in drei Gruppen. In die erſte, früheſte, fällt das

Digitized by Google

ſchon erwähnte komiſche Epos: Peter Paars, ein Werk, das, wie der Verfaſſer treffend entwickelt (S. 178 f.) durch die Miſchung von gelehrtem Prunk mit dem Trivialſten mehr als Perſifflage der Zeitrichtung ergötzt, als daß es den Genuß des wahrhaft Poetiſchen böte. „Was war ſchlechter und gemeiner", ſagt der erſte Ueberſetzer des Epos in der Vorrede, „als eine kleine Reiſe eines Krämers von Kallundborg nach Aarhus? die man mit leichter Mühe in 24 Stunden vollenden kann. Davon ſchrieb Holberg ein langes epiſches Gedicht, in dem Götter und Göttinnen in Bewegung geſetzt werden, um den Helden bald zu fördern, bald zu hemmen. Dieſer, der Krämer Peter Paars, hat den Einfall mitten im Winter und alſo in einer rauhen, den Seereiſen unbequemen Jahrszeit, ſeine Liebſte zu beſuchen. Allein er iſt unglücklich, leidet Schiffbruch, kommt auf eine unbekannte Inſel (Anholt), wird beraubt, gefangen geſetzt, zum Tode verurtheilt, durch eine Jungfer gerettet, geräth in Schlägerei, wird als ein Narr ins Tollhaus geſetzt, aber mit großer Pracht und Ehren aus der Stadt begleitet, da er dann ſeine Reiſe fortſetzt; unterwegs aber geräth er in die Hände eines Werbers, wird abermals ausgeplündert und reiſet endlich nach allen Gefahren glücklich fort." Das Gedicht machte ſolches Aufſehen, daß zwei Nebenbuhler des Dichters darauf antrugen, es zu verbrennen als eine Schandſchrift gegen die Obrigkeit der Inſel Anholt.

An dieſes Epos ſchließen ſich die Verwandlungen, eine Parodie der Ovidiſchen Metamorphoſen. — „Der Dichter läßt aus Thieren und Pflanzen Menſchen entſtehen, die noch als ſolche ihre frühere Naturbeſtimmtheit feſtzuhalten ſcheinen oder irgendwie mit den entſprechenden Thieren und Pflanzen verglichen werden können. Aus dem Fuchs wird z. B. ein politiſcher Ambaſſadeur, aus dem Eſel ein Dorfküſter, aus dem Krebs ein Schneider, aus der Nachtigall eine Opernſängerin, aus dem Floh ein Stutzer ꝛc.; eine zahme Satire und ein billiger Scherz." Ferner das daphniſche Blutbad, eine Art Froſchmäuſekrieg, den die Katzen gegen die Mäuſe führen; die jütländiſche Fehde, in der ein Prädicant gegeißelt wird, der in einer Perſon der Komödie „Erasmus Montanus" ſich abconterfeit glaubte und großes Geſchrei darüber erhob.

Wir glaubten etwas ausführlicher ſein zu müſſen über die Gedichte dieſer erſten Gruppe, da ſie, wenn auch geringer an poetiſchem Werth, doch außerordentliche Wirkung hatten und bei uns kaum dem Namen nach gekannt ſind. Ueber die zweite Gruppe, ſeine Komödien, können wir um ſo kürzer ſein. Ihre Beſprechung bildet den Mittelpunkt der Unterſuchungen des Verfaſſers und er hat ſeinen Stoff erſchöpfend behandelt. Wir verweiſen alſo auf dieſe gediegene Abhandlung und möchten nur das Eine bemerken: ob man nicht, unbeſchadet der Verdienſte des Dichters, zugeben kann, daß er, der ja ſelbſt geſteht, daß er die guten Einfälle nehme, wo er ſie finde, in einigen Stücken

Digitized by

von den Deutſchen geborgt habe, da es ja von dem Verfaſſer ſelbſt erwähnt wird, daß eine deutſche Bande zu jener Zeit in Kopenhagen geſpielt habe. Holberg, der ſelbſt unter dem Namen Juſt Juſteſen ſeine Schriften vertheidigt hat (wie er auch den Dichternamen Hans Mikkelſen oft annimmt), behauptet zwar für manche ſeiner Stücke die Originalität der Erfindung, wo die Nachahmung ſehr wahrſcheinlich wird; es dürfte da aber doch wohl ein bischen Eitelkeit mit im Spiele geweſen ſein.

Der ſechste Abſchnitt ſchildert die Einwirkung der Holberg'ſchen Komödie auf das deutſche Theater; wir haben das Hauptſächlichſte ſchon in der Einleitung gegeben und erwähnen noch der dritten Gruppe der Dichtungen oder vielmehr des einen Romans: Niels Klim's unterirdiſche Reiſe, welchem Swift's Gulliver zum Muſter diente. Wenn auch der poetiſche Werth nicht hoch anzuſchlagen iſt, ſagt Prutz, ſo war es doch die verbreitetſte der Holberg'ſchen Schriften, weil ſie dem Zeitgeſchmack huldigte, der ſolche allegoriſch romanhafte Schriften liebte, und weil man darin eine Anweiſung zum Umgang mit Geiſtern zu finden hoffte in einer Zeit, wo Swedenborgs Viſionen in Blüthe ſtanden. Niclas Klim, ein armer Kandidat der Theologie in Bergen, ſtürzt zufällig, da er auf einem Berge in der Nähe der Stadt umherkriecht, in eine offene Höhle deſſelben und von da ſchnurſtracks weiter bis in das Innere der Erde. Erſt auf dem Planeten Nazar findet er wieder Grund, in dem Lande Potu, deſſen Bewohner bedächtig langſam wandelnde Bäume ſind. Hier wird er als Läufer in Dienſt genommen und hat als ſolcher Gelegenheit, häufige Reiſen zu machen und allerhand wunderliche Völkerſchaften kennen zu lernen. Aus Ehrgeiz jedoch, um zu einem beſſern Amt zu gelangen, legt er ſich auf die Projektenmacherei. Allein Projektenmacherei iſt in Potu ein hart verpöntes Verbrechen; Niels wird zur Verantwortung gezogen und in die Verbannung nach dem Firmament geſchickt. Dieſe Strafe ſchlägt zu ſeinem Glücke aus: er kommt in das Affenland Martinia, wo er als Perückenmacher bald eine bedeutende Stellung einnimmt, bis ein Abenteuer im Geſchmack des Joſeph und der Potiphar ihn von ſeiner Höhe herabſtürzt. Er wird zur Galeere verurtheilt und macht verſchiedene Seereiſen, bei denen er endlich Schiffbruch leidet. Er rettet ſich zu den Quamiten, einem einfachen urſprünglichen Volke, bei dem er vermöge ſeiner menſchlichen Bildung ſich bald in den Beſitz der höchſten Gewalt ſetzt. Er wird Kaiſer der Quamiten und erobert die unterirdiſche fünfte Weltmonarchie. Aber dies ungeheure Glück verblendet ihn; er wird grauſam und tyranniſch, ſo daß ſeine Völker in Empörung ausbrechen und ihn zur Flucht nöthigen. In Gefahr, von den Verfolgern ergriffen zu werden, ſtürzt er ſich blindlings in einen Abgrund — und wo kommt er heraus? dicht bei Bergen, in derſelben Höhle, in die er zuerſt hinabgeſtürzt war, worauf er in die Stadt zurückkehrt und als Küſter an der Kreuzkirche zu Bergen ſtirbt.

Digitized by Google

Zum Schluß führen wir noch den zweiten Theil des Werkes an, in welchem Prutz sechs ausgewählte Komödien in neuer Uebersetzung mit den nöthigsten Erläuterungen gibt. Es sind: der politische Kannegießer, Jean de France, Jeppe vom Berge, der elfte Juni (ein ächtes Zeitgemälde, am 11. Juni lange Jahre hindurch aufgeführt, weil da, als am allgemeinen Zahltage, die Fremden in Kopenhagen zusammenströmten), die Wochenstube und der Ulysses von Ithacia, die witzige Persifflage aller Haupt- und Staatsactionen. Die Uebersetzungen sind sehr gut. In einigen Ausdrücken möchte die volksthümliche Redeweise nicht getroffen sein; jedoch ist dies schwer, da sie sich gewöhnlich provinziell äußert, z. B. vor der Nase sagen (Ulysses), wo wir sprechen: unter die Nase oder ins Gesicht sagen, oder noch stärker: unter die Nase reiben, u. ähnl.

Wir haben mit dieser gründlichen Arbeit des Verfassers ein Werk bekommen, das den großen dänischen Dichter wieder in unsre Literatur eingeführt hat, und freuen uns außerdem, seine vorzüglichsten Komödien in würdiger Gestalt gewonnen zu haben. H. W.

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortsetzung.)

9. Historische Erinnerungen in einem Burgverließe. — Die würdige Tochter Olivier Clissons. — Leiden des Herzogs Johann V. — Moriamur pro rege nostro. — Verfall der Familie Clisson.

Jedes Reich hat gewisse Winkel und Gegenden, in denen, von Erinnerungen aufrecht erhalten, der Geist abgestorbener Zeiten noch gespenstisch umherwandelt, nachdem er anderswo schon glücklich bestattet und zur Ruhe gebracht ist. Das fiel uns ein, da wir auf den Zinnen des Schlosses von Clisson nicht ohne einige Gefahr umhergingen und uns zu Füßen das ganze schöne, baumbedeckte Land liegen sahen, das noch am Anfang der neuesten Zeit die Scenen jenes umherwandelnden, gespenstigen Geistes des Mittelalters war, jenes Geistes, der noch so viel Unheil stiftete, bevor er in der von der Revolution bereiteten Versenkung verschwand. Wir überblickten von der Höhe des Schlosses das ganze Bocage, sogar einen Theil der eigentlichsten Vendée, und nahe vor uns ragte die Pyramide auf, die man zu Ehren der Chouans errichtet hat — denn die Liebe zu seinem König ist, wie bekannt, selbst in ihrer Uebertreibung schön. — Aber unmittelbar uns zu Füßen, im großen Schloßhofe befindet sich der Brunnen, in welchem republikanische und Chouans-Gebeine als in einer gemeinsamen Gruft aufgehäuft liegen. Beide wurden mit Parteienwuth und Grausamkeit hineingeschüttet. Ein grüner, neutraler

Digitized by Google

Baum breitet ſeine Wurzeln über die ſchauerliche Gruft und ſucht ſie mit friedlichem Schatten der Vergeſſenheit zu bedecken. Was nützt das? — Die ſchöne Kunſt des Vergeſſens haben die Menſchen noch nicht gelernt; der Fluß, aus deſſen Wellen man Vergeſſenheit trinken kann, fließt in fabelhafter Unterwelt; hier oben murmelt und brauſt und berauſcht die Erinnerung.

Wir aber vergaßen die modernen Gräuel über den alten, indem wir gebeugten Nackens, faſt kriechend durch lange, dunkle, halbverſchüttete Gänge in das Verließ vordrangen, in welchem Herzog Johann V. von Bretagne jammervolle Tage verweinte. Margarethe von Penthièvre oder Blois, die ehrgeizige und böſe Tochter Olivier Cliſſons und Gattin des Prätendenten Blois hielt ihn daſelbſt gefangen und that Aergeres an ihm, als ſein Vater an dem ihren hatte thun wollen, als er ihn in der Hermine binden und knebeln ließ. Durch volle fünf Jahre hatte ſie ſich mit ihrer ganzen Sippſchaft ſo tief in ſein Vertrauen geſchmeichelt, daß er die Penthièvres für ſeine beſten Freunde hielt. So weit gekommen, lockte ſie ihn eines Tages auf einen Spazierritt und brachte ihn da durch die niederträchtigſte Liſt in ihre Gewalt. Durch die plötzliche Abbrechung einer Brücke trennte ſie ihn von ſeinem Gefolge und nahm ihn im Angeſichte ſeiner Freunde, mit Hülfe der im Hinterhalte aufgeſtellten ſauberen Sippſchaft gefangen. Die allererbärmlichſten, dunkelſten, engſten Verließe, wie z. B. das, in dem wir uns ſo eben befinden, beherbergten von nun an den armen Herzog, welcher ſo ſein Vertrauen und die Sünden der Väter büßte. Um jede gewaltſame Befreiung zu vereiteln und ſeinen Anhängern die Fährte und Spur abzuſchneiden, wurde der Gefangene von einem Schloſſe aufs andere gebracht, und dieſe Umzüge waren qualvoller als das Gefängniß ſelbſt. Sie fanden nur bei dunkler Nacht ſtatt, und auf daß der Herzog ja nicht entwiſche, band man ihm die Füße unter dem Bauche des Pferdes aneinander; und damit er durch ſeinen Anblick nicht irgendwo Mitleid errege oder die Stimme nicht zu einem Hülferuf erhebe, bedeckte man ſein Geſicht mit einem eiſernen Viſier und ſteckte man ihm einen Knebel in den Mund. Neben ihm ritten ſtets mehrere Bewaffnete, die ihre Lanzen fortwährend gegen Nacken und Bruſt gerichtet hielten; oft geſchah es, daß ſeine Begleiter in einer Herberge Halt machten, um zu zechen, und den Herzog gebunden und geknebelt Stunden lang in Regen und Wetter draußen warten ließen. — Indeſſen wurde in Vannes von den verſammelten Ständen eine Scene aufgeführt, die mit der berühmten Presburger: moriamur pro rege nostro viel Aehnlichkeit hat. Die Herzogin erſchien mit ihrem Knäblein auf dem Arme und begeiſterte die Adeligen, die ſogleich zu den Waffen griffen. Ein Schloß nach dem andern wurde den Penthièvres abgenommen, und endlich ſah ſich Margarethe gezwungen, nur um das eigene Leben zu retten, ihre Beute fahren zu laſſen. Der arme Johann trat halb blind vor Weinen aus dem Kerker und mit ſo vielen Gelübden belaſtet, daß

Digitized by Google

er den Reſt ſeiner Tage mit deren Erfüllung vollauf zu thun hatte. Aber dem Haus Cliſſon und Penthièvre gab dieſe Schandthat den letzten Stoß. Carl VII. von Frankreich, der ſie dazu angefeuert hatte, verließ ſie, da die Sache eine ſchlechte Wendung nahm. Das feſte Schloß von Cliſſon kam in den Beſitz der Herzoge, und nach einer Generation verſchwindet das ehemals übermächtige Geſchlecht der Cliſſon arm und verachtet aus der Geſchichte. Das Schloß wurde ſpäter der Lieblingsaufenthalt Franz II. von Bretagne, der daſelbſt mit ſeinen zahlreichen Freundinnen ein tolles Freudenleben führte.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Bücher.

— **Mythoterpe.** Ein Mythen-Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann. Herausgegeben von Amara George. Leipzig, Brockhaus, 1858. — Vor neunzig Jahren faßte Herder den großen Gedanken, die Geſänge der Völker zuſammenzuſtellen und ſie Zeugniß ablegen zu laſſen, daß die Poeſie nicht Eigenthum einer gebildeten Kaſte, ſondern ein Lebensprinzip der Menſchheit ſei, wie die Kunſt und Religion. Seine Liederharmonie weckte in Bürger, in Goethe und ſpäter in einer ganzen Generation bedeutungsvolle, neue Anregungen; der Gegenſatz der Kunſt- und der Volksdichtung wurde in Deutſchland für alle Zeiten feſtgeſtellt. Die vorliegende Sammlung kündigt ſich nicht undeutlich als eine Parallele zu den „Stimmen der Völker" an. Die Mythenforſchung iſt ſeit einem halben Jahrhundert entſchieden in den Vordergrund getreten; ſie hat reiche Schätze eröffnet und tiefe Beziehungen erſchloſſen. Es wäre wohl an der Zeit, eine Sichtung und Auswahl zu veranſtalten und die Volksmythen in ihrer Vielheit und Einheit nachdichtend für moderne Leſer zu behandeln. Der prometheiſche Funke, der friſche Reiz einer Oppoſition, die Zukunfts-Ahnung, die in Herder lag, iſt nicht mehr vorhanden; aber die Sachkenntniß hat ſich erweitert und die Formen ſind biegſamer geworden. Darum liegt der Gedanke nah, daß Mehrere ſich zu einer Arbeit vereinigen, wie ſie damals ein einziger kräftiger, zarter und eigenſinniger Geiſt unternahm. In allen dieſen Hinſichten wäre die „Mythoterpe" ein löblicher Verſuch. Leider iſt die Ausführung nicht glücklich, bei alle dem Schönen und Anſprechenden, was Alexander Kaufmann geboten hat. Er iſt der Einzige von den Dreien, der die gegebenen Stoffe theils in ihrer Einfachheit, theils in ihrer breiteren Entfaltung zu erfaſſen weiß; bei gewandter Technik bewahrt er doch oft genug den Ton der Naivetät, ſei es durch Anlage oder durch Kunſt. Was Daumers hier mitgetheilte Gedichte betrifft, ſo fehlt uns der Wille nicht ihnen gerecht zu werden; doch wird man ſich ſchwerlich mit ihnen befreunden. Daumer wird matt und geziert, er wiederholt ſich und Andere, und ſeine Manier, der es ſtets an Größe, Freiheit und Energie gebrach, übt ſich hier an Curioſitäten. Was der Sammlung am entſchiedenſten zum Nachtheil gereicht, iſt die Bevorzugung des Sinnreichen und Spielenden, mitunter auch des belletriſtiſch Geſuchten. Jene weſentlich erfreulichen Züge, die einſt Herder unnachahmlich zu treffen wußte: der edle Roſt des Uralters und die nervige, geſunde Rauheit des Volksthums ſprechen uns aus der „Mythoterpe" nur ſelten an. Die Herausgeberin hat nur Weniges beigeſteuert, meiſt Solches, das ſchon aus ihren „Blüten der Nacht" bekannt war oder das dem Gebiete der Volksvorſtellungen nicht angehört; die Einleitung iſt dürftig.

— **Der Buchenhof**, hiſtoriſcher Roman von Ludwig Roſen; Leipzig 1858, Brockhaus. Ein Band. — Unter den zahlreichen Romanen, die heutzutage oft durch drei und mehr Bände hin die Geduld des Leſers in Anſpruch nehmen, zeichnet ſich der vorliegende kürzere

Digitized by Google

höchſt vortheilhaft aus. Die Figuren darin ſind ſo anſchaulich gezeichnet und dem Zeitgeiſt des dreißigjährigen Krieges, in dem das Ganze ſpielt, ſo entſprechend gehalten, daß man ſich wahrhaft von der damaligen geſchichtlichen Atmoſphäre umgeben glaubt. Dieſer Buchenhof mit ſeinen ſchlichten und naturfriſchen Töchtern, und der Beſitzer desſelben, der alte Buchenmeier mit ſeinen Erörterungen über den Soldatenſtand und das Werbeweſen, treten uns lebhaft nahe. Die Hauptfigur iſt der ehemalige Kloſterſchüler Max, von adlig-proteſtantiſcher Abkunft, aber geraubt und von den Jeſuiten erzogen. In ſchwediſchen Dienſten avancirt er bis zum Rittmeiſter, wird ſodann wunderbar wieder erkannt und gelangt in den Beſitz ſeines väterlichen Erbtheils; er iſt mit der Idee beſchäftigt, den deutſchen Bauer und Bürger zur militäriſchen Selbſtſtändigkeit heranzubilden. Alle dieſe Erſcheinungen geſchickt zu einem Geſammtbilde verwoben, gewinnen der Zeit des ſich neigenden großen Krieges die kulturhiſtoriſche Seite ab und wirken um ſo feſſelnder, als gegen das Ende der Entwicklung der große Kurfürſt in ſeiner politiſchen Stellung und Perſönlichkeit mit der Handlung verflochten wird. Dieſer weiſt mit ſtaatsmänniſcher Prophetie die Nothwendigkeit nach, wie das Haus Brandenburg die Miſſion Schwedens als Beſchützer des Proteſtantismus übernehmen müſſe und wie es ſeiner Stellung und Lage nach ſicher dereinſt das Uebergewicht im Norden Deutſchlands erlangen werde. Das Ganze iſt trotz der vielen und mannigfaltigen Elemente, die darin zuſammen verwoben werden, harmoniſch abgerundet und die Sprache fließend, auch blühend, doch ohne je des Guten zu viel zu thun.

Unterhaltungen.

— **Züge zu Klinger's Bilde.** (Mitgetheilt von S.) Die von Archenholz 1792 gegründete, ſeit 1858 in neuer Folge nach weiterem Plane erſcheinende Zeitſchrift Minerva (Jena, Bran) theilt in dem erſten Hefte des zweiten Bandes „Bruchſtücke aus den Denkwürdigkeiten des kaiſ. ruſſ. wirkl. Staatsraths Thaddeus von Bulgarin" mit, welche über unſeren Landsmann Klinger manches Intereſſante enthalten. Zwar gibt ſich der Verfaſſer die unnöthige Mühe, uns über das Leben Klingers, bevor er nach Rußland kam, zu belehren, wobei ihm der ſeltſame Irrthum unterläuft, ſociales und lokales Weſtend und Oſtend ganz unhiſtoriſch zuſammenzubringen, indem er den Enkel des Stadtſchultheißen und Sohn des kaiſerl. Rathes in demſelben Hauſe geboren werden läßt mit dem Sohne des Conſtabels und der Wäſcherin, ſowie auch den alten Fehler wiederholt, wonach Kl. 1753 (ſtatt der richtigen Angabe 1752) geboren ſey; dagegen ſind ſeine aus eigner Bekanntſchaft geſchöpften Urtheile nicht unwichtig. Bulgarin ſagt: „Nach ſeinen eigenen Worten lebte Klinger leiblich in Rußland, geiſtig in Deutſchland. Wenn er von der Menſchheit ſprach, ſchied er ſtets die Ruſſen aus, und ich hörte ihn ſelbſt ſagen: „Die Menſchen und auch die Ruſſen." — Klinger hielt die Ruſſen für eine beſondere Race, aus aſiatiſcher Barbarei und oberflächlicher europäiſcher Civiliſation entſtanden, und wie ſehr ich mich auch abmühte, ihn in unſeren lebhaften, ja heftigen Diſputationen eines Beſſern zu belehren, konnte er nie zur Ueberzeugung gelangen, daß das ruſſiſche Volk mit ungewöhnlichen Eigenſchaften begabt, und zu allem Großen befähigt ſei. Ruſſiſch ſprach Klinger bis zu ſeinem Tode ſchlecht, und obgleich er das Ruſſiſche recht gut verſtand, las er nie ein ruſſiſches Buch. Weder das Innere Rußlands noch das Volk ſelbſt kennend, beurtheilte er erſteres nur nach einigen ſeiner ſchwachen Seiten. Die Aufklärung in Rußland zu fördern, war er nie bemüht, und behauptete, was davon vorhanden, ſei ſchon mehr als genug. In Geſellſchaft, wenn ſie ihm zuſagte, und bei guter Laune war Klinger außerordentlich angenehm und intereſſant, aber im Dienſt und ſeinen Untergebenen gegenüber kalt wie der ſteinerne Gaſt im Don Juan. Er hatte einen ſtarren Ausdruck und lächelte nie. Er war ſtreng im Strafen und verzieh nicht leicht. An

Digitized by Google

die Cadetten richtete er nur dann Fragen, wenn er erfahren wollte, ob sie die von ihm befohlene Strafe erhalten." (Man vergleiche mit diesen Zügen die Schilderung in Nr. 1–5 des Frkftr. Mus. von 1856. Der oben erwähnte Irrthum hinsichtlich des Hauses ist vielleicht durch die dort mitgetheilten Verse Goethe's an Klinger veranlaßt.)

— **Frankfurter Theater.** In der letzten Zeit wurden viele Abende mit Lustspielen mittlerer Gattung ausgefüllt, die man aus dem Repertoire vergangener Jahrzehende hervorgeholt hatte. Auf diese Weise wird dem Gewohnheitspublikum Gelegenheit geboten, sich ohne Anstrengung des Urtheils leidlich die Zeit vertreiben zu lassen, und die Kritik kann sich ungestört mit dem Amsterdamer Theater beschäftigen. Die Bewegungen der Zeit und der Geschmacksbildung greifen anderswo auch in das Theaterwesen ein; das hat die Dresdener Versammlung gezeigt, die ihre Aufgabe würdiger, ernster und praktischer erfaßte als mancher deutsche Gelehrtencongreß. Die Idylle *unseres* Bühnenlebens wird durch keinerlei moderne Bestrebungen unterbrochen. Sogar alte Gewohnheiten müssen weichen, wo sie den behaglichen Frieden stören könnten. Der Wunsch, in der Messe wenigstens einige bedeutende Novitäten zu sehen, scheint der jetzigen Verwaltung auf einem Vorurtheil zu beruhen; es ist selbst noch nicht entschieden, ob unsere Fremden Schmidts neue Oper „Konrad vor Weinsberg" hören werden. Dagegen hat man die Meßzeit für geeignet gefunden, der vorzüglichsten Schauspielerin Urlaub zu geben, damit sie um die Zeit der längsten Tage und der Landaufenthalte wieder die unsrige sei.

— **Wingolfiten.** In der neuen „Geschichte des deutschen Studententhums" von Oskar *Dolch* findet sich folgende Angabe: „In den dreißiger Jahren fiel es zu Erlangen einigen Theologen von strengpietistischer Färbung und andern gleichgesinnten Studirenden ein, eine Verbindung zu constituiren, deren Principien im Wesentlichen auf pietistischer Anschauungsweise beruhten. Es entstand demzufolge am 3. März 1836 die Uttenruthia, nach dem Dorfe Uttenreuth bei Erlangen benannt. Dieser Verein ist der erste Wingolf, obgleich der Name erst im Jahre 1850 in Halle aufkam, wo die Wingolfitischen Tendenzen am meisten Fuß faßten und an Professor Tholuck einen eifrigen Beschützer fanden. Der Wingolf verbreitete sich nächst Erlangen und Halle über die Universitäten Bonn, Berlin, Marburg, Gießen, Rostock." — Das Wort Wingolf, durch Klopstock und Gerstenberg in die deutsche Odendichtung eingeführt, heißt zunächst „Saal der Freunde" oder auch „Saal des Weins" und bedeutet in der nordischen Götterlehre eine Halle der Asen.

— **Beda Weber's** posthume Schrift „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben" (Mainz, Kirchheim 1858) bildet in Frankfurt das Tagsgespräch. Ein Blick auf die erste beste Seite belehrt uns, daß der Verfasser mit Luther wenigstens den Grundsatz gemein hat: „Aergerniß hin, Aergerniß her!" oder daß er mit Lessing denkt: „Anstand, Schicklichkeit, elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters; Firniß seid ihr und Nichts weiter! Was kümmert es mich, ob meine Schriften diesen Firniß haben, oder nicht?" Der aggressive Ton läßt immer auf eine Entschiedenheit und Totalität der Denkweise, auf eine Zuverlässigkeit des Rückhaltes schließen, die in anderen Lagern nicht zu finden ist. Ein Gegner Beda Weber's, der sich in der Polemik so weit vorwagen wollte, wie der Verstorbene, würde sich bald von seinem Anhang, wenigstens in den höheren Ständen, verlassen sehen.

— **Neuere Kunstgeschichte.** Eine anziehende, dabei sehr günstige Schilderung der *deutschen Kunstschule*, die sich vor vierzig Jahren in Rom ausbildete, findet man in einem so eben erschienenen Werke, wo man sie kaum gesucht hätte: in den „Denkwürdigkeiten über die vier letzten Päbste" (recollections of the last four Popes) von Cardinal *Wiseman*, Erzbischof von Westminster.

— **Neu erschienenes Drama.** Das groß angelegte Trauerspiel „Columbus" von Professor *Karl Werder* in Berlin ist im Veit'schen Verlag erschienen; dasselbe wurde bereits vor fünfzehn Jahren als eine Schöpfung von ungewöhnlichem Werth angekündigt.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N°. 15. **Frankfurt a/M., den 10. April 1858.** **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Schiller als Philosoph.** Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer. — **Abwärts und Aufwärts**, culturgeschichtliche Novelle von F. Zehender. (Schluß.) — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. 10 Die Garonne; Fremdenbuch; ältere und neuere Chouanerie. — **Justus Möser's Ansichten über Erziehung.** — **Aus der italienischen Lyrik**, von Adolf Doerr. — **Unterhaltungen**: Max Büdinger's österreichische Geschichte; Melusine, Oper von Halévy; Böhl von Faber; Ostade's Zeitungsleser; die Familie Meißner u. a.

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer. *)

Zum Zweitenmale wird es mir vergönnt, an diesem Orte zu reden, und ich kehre mit Freuden zu dem Gegenstande zurück, den ich das erstemal hier darstellen durfte. Bedarf diese Einförmigkeit in meinem Thema einer Entschuldigung, so übernehme ich gerne das Geständniß, daß mir dieser Gegenstand wie wenige am Herzen liegt. Aber nicht auf meine Vorliebe allein, die ihre Grenze kennt, will ich die wiederholte Betrachtung des großen Dichters gründen. Mir scheint, daß die Kenntniß der Dichter, die ein Volk aus sich geboren hat, ich meine der großen Dichter, ein sehr wesentlicher Bestandtheil, ja ein Kennzeichen der nationalen Bildung ist oder sein sollte.

*) Die Darstellung von Schiller als Philosoph, die ich hier gebe, enthält bei weitem mehr als der gleichnamige Vortrag, der sich auf die Hauptgesichtspunkte einschränken mußte. Die folgende Darstellung will ihr Thema vollständig umfaßt und erschöpft haben. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich, von anderen Erweiterungen nicht zu reden, dem mündlichen Vortrage die Abschnitte III., V., VIII. und IX. erst für den Druck hinzugefügt habe. D. Verf.

Digitized by Google

Wenigſtens ſo war es bei dem claſſiſchen Volke der Welt. Die großen Dichter ſollen nicht blos in berühmten Namen und ehernen Standbildern der Nachwelt gegenwärtig ſein, ſondern aufgenommen zugleich in das begeiſterte Andenken und abgebildet gleichſam in dem ebenbürtigen Verſtändniſſe der Menſchheit ſollen ſie fortleben von Geſchlecht zu Geſchlecht. Je genauer und vollkommener man ſie verſteht, um ſo beſſer und würdiger wird man ſie genießen.

Nun gilt meine heutige Betrachtung zwar demſelben Manne, als die frühere, aber einer ganz anderen Geſtalt ſeines geiſtigen Lebens, einem neuen, von jenem frühern ſehr verſchiedenen Stadium ſeiner Entwicklung. Mit ſeiner Jugendperiode verglichen, iſt dieſe Entwicklungsphaſe Schillers bei weitem weniger bekannt, für die Meiſten bei weitem weniger reizend. Der populärſte der deutſchen Dichter im edelſten Sinne des Worts iſt in dieſem Abſchnitte ſeines Lebens der Menge ſo gut als verborgen. Waren es vorher die ſtürmiſchen Selbſtbekenntniſſe eines gährenden Dichtergeiſtes, ſo ſind es jetzt die einſamen Meditationen eines in ſich gekehrten, philoſophiſchen Kopfes. War es damals der dramatiſche Dichter, der durch ſeine mächtigen Gebilde die Herzen erſchütterte und weit hinaus bewegte, ſo iſt es jetzt in demſelben Geiſte eine Werkſtätte ganz anderer Art, in die wir uns einführen wollen, es iſt das Stillleben des Denkers, es iſt das einſame Studierzimmer des Profeſſors, der in akademiſcher Muße ſeinem Künſtlerberufe nachdenkt, ſeine Künſtlernatur, als ob ſie nicht ſeine Natur, ſondern ſein Gegenſtand wäre, erforſchend betrachtet, dieſe Betrachtungen wiſſenſchaftlich zurechtlegt und entwickelt und daraus zugleich einen neuen Inhalt gewinnt für ſeine akademiſchen Vorträge. Waren es damals die Lehr- und Wanderjahre des Dichters im ſchnellen Wechſel der Schickſale, die ihn heimatlos machen und unſtet umhertreiben, ſo iſt es jetzt die zurückgezogene, ſtille, wohlthuende Ruhe des akademiſchen Lebens, die ſeine Meiſterſchaft vorbereitet.

Und daß dieſer Katheder, auf dem Schiller philoſophirt hat, hier in Jena war, daß Jena die Vaterſtadt iſt dieſer Ideen, daß wir uns in dieſem Augenblicke ſelbſt an dem Orte befinden, wo Schiller oft mit gleichdenkenden Freunden zuſammenkam — das gibt ſeinen Gedanken eine für uns heimliche Nähe und erhebt unſere Theilnahme zu einem geweihten Andenken: „die Stätte, die ein guter Geiſt betrat, iſt eingeweiht, nach hundert Jahren klingt ſein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.“

I.

Schiller als Philoſoph! Ich könnte dafür auch ſagen: Schiller als Akademiker oder als Profeſſor zu Jena, wenn wir davon abſehen wollen, daß ſeine erſte akademiſche Thätigkeit geſchichtlichen Vorleſungen zugewendet war. Seine philoſophiſchen Arbeiten, die vorzugsweiſe dieſen Namen verdienen, umfaſſen etwa fünf Jahre von dem letzten Jahrzehnt des vorigen

Digitized by Google

Jahrhunderts. Zählen wir die Jahre, wo ſie in Zeitſchriften — zuerſt der neuen Thalia, dann den Horen — öffentlich erſchienen, ſo begreifen ſie die Jahre von 1792 bis 1796. Ein Jahr vor dem letzten Jahrzehnt beginnt Schiller ſein akademiſches, bald durch Krankheit vielfach unterbrochenes und gehemmtes Leben. Mit dem Ende des Jahrhunderts geht er nach Weimar*).

Um den kurzen Zeitraum ſeines wiſſenſchaftlichen Arbeitens näher zu begrenzen und die abgrenzenden Punkte nicht blos durch Jahreszahlen zu beſtimmen, ſondern durch geiſtige Charaktere, ſo finden wir jenſeits und diesſeits des Philoſophen den Dichter: jenſeits die poetiſchen Wanderjahre mit ihren Selbſtbekenntniſſen, diesſeits die poetiſche Meiſterſchaft mit ihren claſſiſchen Werken. Das letzte dramatiſche Gedicht, das der philoſophiſchen Periode um einige Jahre vorausgeht, iſt Don Carlos; das erſte dramatiſche Gedicht, welches jener Periode unmittelbar folgt, iſt Wallenſtein. — Zwei Lehrgedichte bezeichnen noch genauer die Grenzen des philoſophiſchen Zeitraums; am Eingange ſtehen die Künſtler, am Ausgange jenes merkwürdige Gedicht, das Schiller „Ideal und Leben" genannt hat. Und dieſe beiden Gedichte charakteriſiren auch innerlich die Grenzen, zwiſchen denen ſein philoſophiſcher Ideengang verläuft. Wenn ſich Schiller in dem erſten Gedicht aus der Poeſie gleichſam herausphiloſophirt, ſo hat er ſich in dem zweiten aus der Philoſophie wieder herausgedichtet.

Es iſt alſo eine Thatſache, die wir zunächſt nur hiſtoriſch berichten: daß Schiller durch eine Reihenfolge geſchichtlicher und philoſophiſcher Studien hindurch ſeinen Weg zur claſſiſchen Höhe der Poeſie zurückgelegt hat. Und dieſe Thatſache allein ſollte beweiſen, daß Schillers akademiſche Jahre mit ihren philoſophiſchen Unterſuchungen zwar einen weniger bemerkten und der öffentlichen Theilnahme mehr entrückten, aber zugleich höchſt bedeutungsvollen Abſchnitt auch ſeiner poetiſchen Entwicklung ausmachen. Ein Weg, der ein ſolches Ziel in einer ſo kurzen Zeit ſo ſicher erreichen läßt, iſt gewiß kein verlorner, wahrſcheinlich nicht einmal ein Umweg geweſen. Dies mögen Diejenigen bedenken, die ſich haben überreden laſſen, Schillers Philoſophie als einen Abfall von ſeinem Künſtlerberufe oder gar als einen Beweis von deſſen Unzulänglichkeit anzuſehen. Auch wir halten die Philoſophie nicht für die Schule der Dichter. Die Dichter, die aus einer ſolchen Schule gekommen ſind, waren niemals die beſten. In Schiller war es die Eigenthümlichkeit ſeines Dichtergenies, die ihn nöthigte, eine Zeitlang zu philoſophiren, und nachdem er dieſes Bedürfniß erfüllt, ſeine Ideen anders gebildet, ſeinen Geiſt damit gleichſam geſättigt hatte, ſo machte ſich ſeine poetiſche Natur wieder Luft, und jener Ueberdruß ſelbſt, den er zuletzt gegen das Philoſophiren empfand, war nur das natürliche Widerſtreben der zurückgehaltenen Dichterkraft,

*) December 1799.

Digitized by Google

war die urſprüngliche Liebe zur Poeſie, als ſeinem Element, die mit der Stärke des Heimwehs in ihm erwachte. Der Eifer, womit er anfänglich die Philoſophie ergriff, zeugt nicht gegen ſeinen poetiſchen Beruf. Die Abneigung, womit er ſie am Ende verließ, beweiſt eben ſo wenig gegen ſeine philoſophiſche Bedeutung. Er will ſich klar werden über die Aufgabe des Künſtlers, über das Weſen der Kunſt: darum fängt er an zu philoſophiren. Und er hört auf, ſobald er dieſes Ziel erreicht hat. Seine Jugendpoeſie mündet geraden Wegs in die Philoſophie, und geraden Weges führte ihn dieſe zurück in die Dichtung.

Auch die geiſtigen Verwandtſchaften, die Schiller am Beginn und Ausgange dieſes philoſophiſchen Zeitraumes eingeht, bezeichnen den Charakter des letztern in einer ſehr bedeutſamen Weiſe. Er ſteht zuerſt unter dem Einfluſſe eines Philoſophen, des größten, den die neuere Zeit aufzuweiſen hat, dem ſie einen völligen Umſchwung ihrer wiſſenſchaftlichen Denkweiſe verdankt. Schiller wird von dieſem Einfluſſe nicht ſchülerhaft abhängig, aber mächtig ergriffen und angeregt. Und zuletzt iſt es nicht mehr der Philoſoph, der ihn anzieht, ſondern ein Dichter, der größte der Welt nach den Alten und Shakeſpeare. Jetzt bewundert er von ganzer Seele dieſen Dichter, den er vorher lieber vermieden als geſucht hat, dem er vorher ſich fremd fühlte; jetzt erſt hat er gelernt, ihn zu verſtehen und zu lieben. Zuerſt wäre er beinahe der Schüler jenes Philoſophen geworden; zuletzt wird er der Freund dieſes Dichters. Der Philoſoph iſt Kant, der Dichter iſt Goethe. Und zwiſchen dieſen beiden ſo verſchiedenartigen Geiſtern, von denen der eine die menſchliche Natur mit kritiſchem Scharfſinn zerlegt, während ſie der andere in ihrer Lebensfülle dichtet, ſteht Schiller in einer beweglichen Mitte: er durchmißt den geiſtigen Zwiſchenraum, der jene beiden trennt; er geht, indem er philoſophirt, von Kant zu Goethe.

II.

Wir nehmen den Entwicklungsgang Schillers in dem Stadium des Ueberganges auf von den jugendlichen Dichtungen zu den philoſophiſchen Meditationen. Dieſes Verbindungs- und Mittelglied bildet ein Werk, das die beiden Charaktere der Dichtung und Philoſophie in ſich vereinigt: ein philoſophiſches Gedicht, das nach rückwärts gewendet den Schlußpunkt der poetiſchen Selbſtbekenntniſſe ausmacht und zugleich die Keime enthält, die in den wiſſenſchaftlichen Arbeiten der nächſten Zeit reifen. Dieſes Gedicht ſind die Künſtler. Offenbar liegt dem Gedichte ſchon ein philoſophiſches Bedürfniß zu Grunde, das ſich aber noch in dichteriſchen Vorſtellungen und Bildern bewegt und befriedigt. Und darum bleibt das bedeutende und inhaltſchwere Werk, ſo tiefſinnig es iſt, zwiſchen Philoſophie und Dichtung in einer unſichern Mitte ſchweben, die an manchen Stellen ſogar die Form der Sprache

Digitized by Google

verdunkelt. Es iſt noch nicht empfangen unter dem Einfluß einer beſtimmten Philoſophie, aber der Geiſt, der dieſes gedankenvolle Werk erzeugen konnte, der ſo mächtig ergriffen war von der Aufgabe der Kunſt, ſo tief eindringen wollte in die Geheimniſſe der Schönheit, mußte im höchſten Grade empfänglich ſein für die Einwirkungen einer ihm gleichgeſtimmten Philoſophie, wenn eine ſolche ſich finden ſollte.

Und ſie hatte ſich bereits gefunden! Und gerade in dieſem Augenblicke trat dieſe Philoſophie hervor mit ihrer neuen Lehre von dem Weſen der Schönheit und Kunſt. Es war die kritiſche, von Immanuel Kant begründete Philoſophie; deßhalb kritiſch genannt, weil ſie unter einem neuen, bis dahin nicht geahnten Geſichtspunkte die menſchliche Vernunft unterſuchte, deren Vermögen ſorgfältig prüfend unterſchied, den Urſprung und die Natur dieſer Vermögen klar machte. Sie unterſchied die Vermögen der Erkenntniß, wodurch wir die ſinnliche Welt begreifen, von dem Vermögen der Freiheit, wodurch wir die ſittliche Welt hervorbringen; ſie nannte jene Vermögen die theoretiſche, dieſes die praktiſche Vernunft. Und zuletzt entdeckte ſie im Menſchen ein Vermögen gleichſam in der Mitte jener Beiden: ein Vermögen, womit wir weder erkennen, was die Dinge ſind, noch bewirken, was ſie ſein ſollen, welches die Dinge weder auf Zwecke bezieht noch durch Begriffe erklärt. Der Wille bearbeitet und bildet die Dinge, denn er will ſie brauchen; der Verſtand zergliedert und verknüpft die Dinge, denn er will ſie erkennen: beide alſo verändern die Dinge. Es gibt aber ein Vermögen in uns, welches die Dinge nicht verändert, von ihnen nichts haben will, weder Begriffe noch Dienſte, das ſich zu den Dingen nicht begehrend, ſondern blos betrachtend verhält und ſie genießt durch die bloße Betrachtung. Das iſt die äſthetiſche Wahrnehmung, die Kant das „Gefühl der Luſt oder Unluſt" nannte. Wenn ich die Dinge auf den Verſtand beziehe, ſo beurtheile ich ſie logiſch, wenn ich ſie auf den Willen beziehe, ſo behandle und beurtheile ich ſie praktiſch; beziehe ich ſie auf jenes Gefühl der Luſt oder Unluſt, ſo beurtheile ich ſie blos äſthetiſch, und was ich hier von ihnen ausſage, iſt ein Urtheil, welches nicht die Natur der Dinge erklärt, ſondern welches blos erklärt, ob ſie gefallen oder nicht gefallen. Dieſes Vermögen nannte der Philoſoph die äſthetiſche Urtheilskraft. Und mit der Unterſuchung dieſes Vermögens vollendete er in ſeinen Hauptzügen das kritiſche Werk. Die Unterſuchung der menſchlichen Erkenntnißvermögen in der Kritik der reinen Vernunft, und die des menſchlichen Willens in der Kritik der praktiſchen Vernunft waren vorangegangen. Als ſie erſchienen, ſtand Kant ſchon im beginnenden Greiſenalter, während Schiller, um mehr als ein Menſchenalter jünger, aufſtrebte in dem ſtürmiſchen Drange ſeiner Jugendpoeſien. Die Kritik der reinen Vernunft erſcheint zugleich mit Schillers erſten

Digitized by Google

Dichtungen und ſeinem erſten dramatiſchen Werk; die Kritik der praktiſchen Vernunft erſcheint, als zum erſtenmale der Don Carlos die Bühne betritt; die Kritik der Urtheilskraft erſcheint ein Jahr nach den Künſtlern. Kurz vorher war Schiller nach Jena gekommen, wo bereits die kantiſche Philoſophie ihre erſte, und ſetzen wir hierzu, ihre wichtigſte Pflanzſchule gefunden hatte unter dem nahen und günſtigen Schutze eines Fürſten, dem ein großes Schickſal beſchieden hatte, der deutſchen Wiſſenſchaft und Poeſie zu werden, was Friedrich der Einzige von Preußen nur der franzöſiſchen geweſen war. Und hier in Jena's geiſtiger Atmoſphäre, in der Berührung mit gleichſtrebenden Freunden, unter dem Einfluß jenes kantiſchen Werks, das eine Zeitlang ſein ſtetiger Begleiter war, reiften Schillers philoſophiſche Ideen. Neben der kantiſchen Kritik der Urtheilskraft las er, von einem großen Inſtincte geleitet, die Poetik des Ariſtoteles.

Ein wahlverwandter Zug hat Schiller unter den Einfluß der kantiſchen Philoſophie geführt. Er war in dieſer neuen und ungewöhnlichen Vorſtellungsweiſe ſchnell einheimiſch, weil er aus eigener und ſelbſtgebildeter Ueberzeugung mit ihr verwandt war und ſie eigentlich ſchon incognito kannte. Schiller theilte mit Rouſſeau und Kant den Zug nach dem moraliſchen Ideal, dem Urbilde gleichſam der Menſchennatur. Rouſſeau hatte dieſes Ideal blos in der Natur geſucht und den Widerſpruch auf ſich genommen, den nur eine Phantaſie wie die ſeinige zu ertragen gemacht war: daß der Menſch je natürlicher, deſto moraliſcher ſei. Ein tiefblickender Geiſt wie Kant, den die Phantaſie nicht zu täuſchen vermochte, entdeckte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen und moraliſchen Menſchen: ein Unterſchied, der ſich im Geiſte Kants zu einem rigoroſen und unerbittlichen Gegenſatz zuſchärfte. Er verwarf jeden Compromiß zwiſchen der Vernunft und der Sinnlichkeit, zwiſchen dem, was der menſchliche Geiſt fordert und dem, was die menſchliche Natur begehrt: zwiſchen der Pflicht und der Neigung. Er fand, daß moraliſch allein die unbedingte Herrſchaft der Pflicht über die Neigung, die unbedingte Herrſchaft des geiſtigen Menſchen über den ſinnlichen ſei, daß jede Einmiſchung natürlicher Triebfedern in unſere Handlungen die Moralität der letztern nicht blos beeinträchtige, ſondern aufhebe. Die Tugend verlange das Opfer der Neigung. Sie beſtehe nur in dieſem Opfer: ſo ſehr, daß es nicht erlaubt ſei, ſich an die Tugend zu gewöhnen, weil ſie ſonſt aus Gewohnheit, alſo aus Neigung, geübt werde; ſie müſſe geſchehen in ſtetigem Kampf mit der Neigung, nicht aus Neigung, ſondern aus Grundſatz. Man müſſe die Pflicht üben blos um der Pflicht willen. Man müſſe das ſittliche Geſetz erfüllen, blos weil das Geſetz es gebietet, lediglich aus Achtung vor dem Geſetz. Das Geſetz ſagt: du ſollſt! Du ſollſt unbedingt! Es befiehlt kategoriſch; es iſt ein königlicher, kategoriſcher Imperativ. Und die

Tugend, die es erfüllt, die ſich über die begehrliche Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften erhebt, ſo hoch erhebt, daß ſie dieſelbe vollkommen beherrſcht, gilt im Sinne des Philoſophen für das wahrhaft und allein Erhabene. Nur der erhabene Menſch gilt in dieſem Sinne als Held. Er darf in der beſtändigen Colliſſion zwiſchen Pflicht und Neigung niemals der letztern folgen. Und da in dem Uebergewichte der Neigung über die Pflicht, in der pflichtwidrigen oder ſelbſtſüchtigen Handlung das beſteht, was wir die moraliſche Schuld nennen, ſo durfte Kant von ſeinem Standpunkte aus jenen Satz ausſprechen, welcher der Moral zuträglicher iſt als der Kunſt: daß die wahren Helden unſchuldig ſein müſſen. Denn er ſah in Helden nichts, als die moraliſche Maxime, verkörpert gleichſam in einem Individuum, als einen Idealmenſchen oder ein Normalindividuum, als den reinen Repräſentanten der ſittlichen Ideen oder ſittlich erhabener Geſinnung.

Ein ſolches moraliſches Ideal lebte auch in Schillers Seele, ſchon bevor er die Formel des Philoſophen kannte. Es ſchwebte ihm etwas vor von jenem Sittengeſetz, welches Kant den kategoriſchen Imperativ genannt hatte, als er in ſeiner „Reſignation" auf das menſchliche Glück Verzicht leiſtete. Er war von Rouſſeau auf Kant zugegangen, wie er ſpäter von Kant auf Goethe zugeht. Auch ſein Poſa war ſchon ein ſolcher Normalmenſch, ein kategoriſcher Imperativ im Malteſermantel: ein Mittelding gleichſam zwiſchen rouſſeau'ſchem und kantiſchem Tugendideal. In der Tragödie ſelbſt war er ſo gut als unſchuldig, auch im Gewiſſen des Dichters, und Schiller mußte erſt ſeine „Briefe über Don Carlos" ſchreiben, um ſeinen Helden mit einem Aufwande von moraliſcher Caſuiſtik ſchuldig zu machen. In dem Drama Don Carlos hatte Schiller mit moraliſcher Begeiſterung einen unſchuldigen Helden gedichtet; in den Briefen über Don Carlos hatte er aus äſthetiſchen Gründen dieſen unſchuldigen Helden wieder zurückgenommen. Es war ſchon hier eine bemerkbare Ungleichheit zwiſchen dem poetiſchen Werk und den darauf bezüglichen Reflexionen, zwiſchen der moraliſchen und äſthetiſchen Empfindungsweiſe des Dichters, und es läßt ſich vorausſehen, daß er ſich die Aufgabe ſetzen mußte, dieſen Widerſtreit in ſeine letzten Gründe zu verfolgen und wo möglich zu löſen.

III.

Dieſe Aufgabe, den moraliſchen Standpunkt mit dem künſtleriſchen zu vereinigen, lag ſchon in der Seele des Dichters vorbereitet, und wir müſſen uns deutlich machen, wie weit ſie vorgerückt und ausgeprägt war, bevor ſich Schiller ausſchließlich mit ihrer Löſung beſchäftigte: wie ſich derſelbe allmälig von dem rouſſeau'ſchen Ideale zum kantiſchen erhoben hat aus urſprünglichem Drange ſeiner Natur und ohne ſeinem Künſtlerberufe zu entſagen. Ich könnte mich hier zurückbeziehen auf die poetiſchen Selbſtbekenntniſſe des

Dichters, die wir kennen gelernt. Aber es gibt noch ein anderes Zeugniß, von dem ich damals gefliſſentlich nicht geredet habe, weil es jetzt erſt in ſeiner ganzen Bedeutung hervortritt: das ſind die philoſophiſchen Selbſtbekenntniſſe Schillers, die mit den poetiſchen auf das nächſte verwandt ſind, die jene erſte Entwicklungsperiode des Dichters in einen Gedankengang verwandeln, in verkürztem Maßſtabe abſpiegeln, in einem Reſultate beſchließen, von dem wir ſehen werden, daß es eine neue Aufgabe bildet. Dieſe Selbſtbekenntniſſe ſind die „philoſophiſchen Briefe zwiſchen Julius und Raphael", ſie umfaſſen die Jahre von 1786 bis 1789, ſie beginnen mit dem Zeitpunkte der Reſignation und enden dicht vor den Künſtlern. Aus der Weltanſicht, womit die philoſophiſchen Briefe ſchließen, ſind die Künſtler hervorgegangen, und manche Anſchauungen, die in den Briefen vorkommen, finden ſich faſt wörtlich in den Gedichten wieder: was dort z. B. von der Natur geſagt wird, daß ſie ſich zur Gottheit verhalte, wie das prismatiſche Glas zum Lichte, eben daſſelbe wird am Schluſſe des Gedichts auf die Künſtler angewendet. So genau begrenzen und durchdringen ſich hier Philoſophie und Dichtung, ſie ſpielen ineinander, und es iſt unmöglich, zwiſchen beiden eine feſte Grenze zu beſtimmen. Die philoſophiſchen Briefe ſind zum Verſtändniß der Künſtler die nächſte und wichtigſte Einleitung, ſie gehen in das Gedicht über, und dieſes bildet eigentlich jene Fortſetzung, die man in den Briefen vermißt. Ja wir dürfen behaupten, daß dieſe Briefe gleichſam den Prolog für die geſammte Philoſophie Schillers ausmachen.

Es ſind keine Unterſuchungen, die in der Abſicht einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß und nur einer ſolchen gemacht werden, ſondern es iſt eine Art lyriſcher Philoſophie, es ſind philoſophiſche Hymnen, die in jedem Augenblicke bereit ſind, in poetiſche überzugehen, und in der That fließt der Strom der ungebundenen Rede in die gebundene über, gerade an ſolchen Stellen, wo die Empfindung ſich ganz des Gedankens bemächtigt. Der phantaſirenden Empfindung entſpricht dieſes phantaſirende Denken. Der Dichter macht ſich eine Philoſophie aus ſeiner Empfindung, das iſt die Grundſtimmung der Briefe; oder wie er in ſeinen poetiſchen Selbſtbekenntniſſen dazu kam, die idylliſchen Empfindungen zu opfern, ſo muß er hier zuletzt die idylliſche Philoſophie opfern: das iſt der Charakter und der Gang ſeiner philoſophiſchen Selbſtbekenntniſſe. (Fortſetzung folgt.)

Abwärts und Aufwärts.

Eine culturgeſchichtliche Novelle von F. Zehender.

(Schluß.)

12. Zweierlei Lebensende.

Als nach den langen Kriegsjahren der Friede wieder die europäiſchen Lande beglückte, da freute ſich auch die Stadt am ſchönen Strome, in deren Mauern

Digitized by Google

die Bilder dieſer Geſchichte ſich entrollten, ſeines belebenden Hauches. Truppen aller Art waren durchgezogen, beſonders in den Jahren 1813 und 1814; Oeſterreicher und Ruſſen in Menge, bärtige Koſaken und fellbekleidete aſiatiſche Geſtalten, welche die Proviantwagen führten, hatten Wochen, Monate lang in der Stadt ihr Quartier aufgeſchlagen, — ein unerhörter Anblick, — und hatten Speicher und Vorrathskammern geleert; aber auch zwei Kaiſer hatten der Stadt die Ehre erwieſen, ſie im Glanz einer Illumination, gemeinſam die Gaſſen durchfahrend, mit Aufmerkſamkeit zu betrachten. Jetzt wars wieder ſtiller geworden; der ruhige Bürger war wieder Meiſter in ſeinem Hauſe und auch ein Theil der alten Regierungsform war wieder in Kraft getreten; doch ſandte auch das Landvolk ſeine Vertreter in den Rath. Man hörte nichts mehr von der „helvetiſchen Republik", von „Repräſentanten" und „Kammern", von „Bürger-Präſidenten" und „Bürger-Statthaltern", ſondern man ſprach wieder von Bürgermeiſter und Seckelmeiſter und Rathsherren; der Freiheitsbaum ſtand nicht mehr, aber die Zeiten hatten ſich dennoch gewaltig verändert. Viele Mißbräuche, viele unvernünftige Vorurtheile und alte Gewohnheiten waren verſchwunden oder hatten ſich tief in die Winkel zurückgezogen oder in die harten Köpfe weniger eigenſinniger Sonderlinge.

In der unmittelbaren Nähe der Stadt hatte der friſche Hauch der neuen Zeit Manches verändert. Die Wälle hatten ſich geebnet und trugen in ſchönen Reihen junge Bäume, die bald ein dichtes Schattendach zu bilden verſprachen. Im Stadtgraben zierte ſich ein Gärtchen am andern mit bunten Blumenbeeten, und an der früher undurchdringlichen Stadtmauer, die nach obrigkeitlichem Gebot nirgends durchbrochen werden durfte, zeigte ſich da und dort das helle Fenſter eines ſonnenreichen Stübchens. „Seht, liebe Kinder", ſagte ein älterer Mann mit etwas gebleichten Haaren zu zwei rothwangigen Mädchen, die ihm zu beiden Seiten gingen und mit ihm den erſten Frühlingsſpaziergang auf der Graben-Allee verſuchten, „ſeht, hier im Graben ſtand ein ſumpfiges Waſſer; hier, wo wir gehen, war ein hoher Wall, als ich in den Knabenjahren ſtand, und dort lief ein bedeckter Gang oben um die ganze Stadtmauer herum; da bin ich manchmal an einem einſamen Plätzchen geſeſſen mit einem Buche und habe ganze Nachmittage in einem fort geleſen, wenn ich zu Hauſe keinen ruhigen Winkel fand. Jetzt ſieht Alles hier draußen und auch drinnen in der Stadt viel freundlicher und ſauberer aus als damals; o gar Vieles kann ſich verändern in ſechzig Jahren!"

Der freundliche Alte erzählte den neugierig fragenden Mädchen, ſeinen Enkelinnen, noch Allerlei von dem Ausſehen der Stadt in der alten Zeit und vom damaligen Leben und Treiben der Jugend und zeigte ihnen, wie viel beſſer und leichter ſie's nun hätten als er in ſeinen jungen Jahren. Der Alte war kein anderer als der Profeſſor Stimmer, der ſtets noch in rüſti-

Digitized by Google

ger Kraft mit den Jünglingen ſeiner Vaterſtadt die griechiſchen Klaſſiker las, jedoch kein geiſtliches Amt mehr verwaltete; dagegen führte er als allgemein geachtetes Haupt die Oberaufſicht über alle Schulen zu Stadt und Land, ſtiftete als Oberſchulherr vielen Segen und erfreute ſich im Kreiſe von Kindern und Enkeln eines recht glücklichen Alters. Wer ihm begegnete auf ſeinen Gängen in der Stadt und ihrer Umgebung, grüßte ihn ehrerbietig; viele jetzt ſchon kräftig wirkende Männer verdankten ſeiner Anregung das Feuer der Begeiſterung in ihrer Seele, und die Kinder, welche in der Regel einen feinen Inſtinkt dafür haben, die zu erkennen, welche es gut mit ihnen meinen, freuten ſich herzlich, wenn er in eine Schule trat, und hielten es für ein großes Glück, wenn ſie ihm einmal die Hand reichen konnten. Schon genoſſen Söhne ſeinen Unterricht, deren Väter ihn ehemals als ihren Lehrer geliebt hatten. Nirgends fühlte er ſich heimiſcher als im Kreiſe einer kleinen Zahl ſtrebſamer Jünglinge; mit wenig Worten wußte er in ihren Seelen die edelſten Funken zu wecken. Wie hatte er Gott gedankt, als er nach den Stürmen der Revolution aus dem Rathsſaal wieder zurückkehren konnte in die ſtille Studierſtube und in den Kreis ſeiner Schüler! Aber er war durch ſein treues Ausharren in jenen gefahrvollen Zeiten in der Liebe und Achtung ſeiner Mitbürger geſtiegen und galt für einen Mann, der mit ruhigem Sinn das Gute der alten Zeit nicht wegwerfe, das Gute der neuen aber zu ſchätzen und zu benutzen wiſſe. Was ihm in jenem Dorf auf dem Berge nicht gelungen war, das war ihm ſchöner in ſeiner Vaterſtadt gelungen, und die Ideale ſeiner Jugend waren alſo nicht in blaue Luft zerronnen.

Mit ſeiner treuen Gattin, der zartſinnigen Marie, hatte er nun viele Jahre Freud und Leid redlich getheilt und ſie auch als eine treffliche Mutter und Erzieherin der Kinder kennen gelernt. Die beiden Söhne wirkten ſchon, der eine als Lehrer, der andere als Geiſtlicher in der Heimath; zwei Töchter waren glückliche Hausfrauen und die jüngſte pflegte die alternden Eltern im Hauſe zum Lorbeerbäumchen. Dort verſammelten ſich Kinder, Schwiegerſöhne, Schwiegertöchter und Enkel alle vierzehn Tage einmal, wie einſt am Familientag im Paradiesvogel; kaum fanden Alle Platz am Tiſche; die gute Großmama hatte alle Hände voll zu thun und der fröhliche Alte zählte ſtolz die Häupter ſeiner Lieben. Seine Lieblinge waren die zwei Mädchen des älteſten Sohnes. Sie gingen mit ihm an dieſem Frühlingstage die neubepflanzten Gräben entlang; es war ihm ſo wohl in der warmen Sonne, und er freute ſich herzlich der friſch aufknospenden Bäume; dann lenkte er durch ein kleines Thörchen wieder in die Stadt ein, ging wie gewöhnlich über den Markt am Paradiesvogel vorüber, grüßte den unterm offenen Fenſter ſich ſonnenden alten Major von Randenburg in Zopf und Perücke beim Vorbeigehn, was dieſer langſam erwiederte, und kam zur Kaffeeſtunde wieder in ſeinem kleinen Haus am Herrenacker an.

Digitized by Google

Hier traf er die verwittwete Frau von Wildenſtein mit ſeiner Gattin in vertrautem Geſpräche begriffen. Die Jahre hatten tiefe Furchen durch ihr einſt ſo blühendes Antlitz gezogen; ihr Gemahl, der in der Revolutionszeit endlich ganz von der Regierung entfernt worden war und unbeſchäftigt der neuen Art des Regierens zuſehen mußte, war im Aerger und Unmuth darüber erkrankt und geſtorben; er hatte wohl die Nothwendigkeit von Neuerungen eingeſehn, aber beſaß die Geduld nicht zu warten, bis das Helle vom Trüben ſich ſcheiden würde. Adelheid wurde durch dieſen Verluſt noch ernſter geſtimmt, zog ſich von der Welt zurück, lebte ganz ihren Kindern und ihrem vertrauten kleinen Kreiſe, dem auch Marie beſtändig angehörte, rührte keine Karte mehr an und konnte kaum begreifen, wie ſie einmal an den Geſellſchaftsfreuden ihrer Jugendtage hatte Gefallen finden können. Ihre kränklichen Kinder ſtarben ihr eines nach dem andern hinweg; ſo wurde die Freudenfels immer mehr zu einer Stätte des Leides und der Trauer. Ihr Bruder beſuchte ſie niemals, aus alter Abneigung gegen ihren verſtorbenen Gemahl; ſie ging von Zeit zu Zeit in den Paradiesvogel, doch bloß auch Pflichtgefühl: denn zwiſchen ihr und dem ſonderbaren Major war kein inneres Verſtändniß mehr möglich. So war ihre liebſte Zuflucht das Haus zum Lorbeerbäumchen; da wurde ſie ganz als Familienglied behandelt; ſie brachte den Enkeln, welche die Großeltern zu beſuchen kamen, manches kleine Geſchenk, und verplauderte mit dem alten glücklichen Ehepaar manchen Abend in Erinnerung an die alten Zeiten und in geiſtig belebten Geſprächen. Während der beſtändigen Truppendurchzüge, als oft alle Straßen von Soldaten wimmelten und es Tag und Nacht nicht ruhig wurde in der Stadt, brachte ſie ganze Wochen im Lorbeerbäumchen zu und ſtärkte ſich mit ihren lieben Freunden in dem Vertrauen, daß Gott endlich den erſehnten Frieden ſchenken werde. Marie hatte von ihrem Gatten den ruhigen, vertrauensvollen Sinn angenommen, der in ſeinem Leben ſo oft durch das Feuer der Trübſal geſtählt worden war, und dieſer ruhige Sinn gab ihrem ſtets heitern Weſen noch einen tiefern Halt, ſo daß in angſtvollen Stunden ſchon ihre bloße Gegenwart auf Alle, die Troſt ſuchten, beruhigend wirkte. Nie hörte man ſie klagen; ſie fand an jedem Ungemach noch eine gute Seite; wenn ſie die ſchwerſte Sorgenlaſt trug, ſchien ſie doch am leichteſten von Allen zu tragen. Dieſe Freudigkeit der Seele verlieh auch ihren Zügen einen ſtets heitern Ausdruck, wie er als Zeugniß eines reichen innern Lebens manchen edlen Frauen bis ins hohe Alter folgt.

Erfreut ſeine alte Beſchützerin zu Hauſe zu treffen, ſetzte Stimmer ſich an den Kaffeetiſch, und der ſchöne Frühlingstag leitete ihre Gedanken im Geſpräche auf jene bangen Frühlingstage, da der Freiheitsbaum gepflanzt wurde, und auf jenen noch viel frühern traurigen Frühlingstag, da man den alten Herrn von Randenburg zur Erde beſtattete. Noch weiter kamen ſie zurück im Geſpräch auf die ſeligen Jugendtage im Paradiesvogel und auf das liebe,

Digitized by Google

nun auch längſt begrabene Anneli und ſeine ſchönen Geſchichten. Nur Eines brachten ſie dabei nicht zur Sprache, das Schickſal des alten Jugendfreundes, des Majors Diethelm von Randenburg.

Denn kaum läßt ſich ein öderes und einförmigeres Leben denken als das war, welches der alte Junker im Paradiesvogel führte. Er gehörte zu den alten Herren ſeiner Vaterſtadt, welche man „Zinslipicker" nannte, d. h. Leute, welche nichts thaten, als daß ſie die Zinſen ihres ererbten Vermögens, welche ſpärlich zu ihrem Unterhalt ausreichten, von Tag zu Tag berechnend verzehrten. Sein Stolz ließ ihm nicht zu, ein anderes Haus zu bewohnen als ſein großes Stammhaus, auch nicht andere Leute neben ſich drin wohnen zu laſſen, und ſeine Einkünfte ließen ihm nicht zu, einen Aufwand zu beſtreiten, wie er den Räumen eines ſolchen Hauſes entſprochen hätte. Darum ſpielte er eine komiſche und klägliche Figur, ohne zu wiſſen, weßhalb man ſeiner ſpotte. Spät ſtand er auf, nahm ſein Frühſtück ein und ſetzte ſich dann in den Erker, um die vorübergehenden Leute zu betrachten. Nach dem Mittageſſen pflegte er, wenn es irgend die Witterung erlaubte, ein Fenſter zu öffnen, mit den Ellenbogen ſich auf das Geſims zu ſtützen und oft wohl eine Stunde lang auf die Gaſſe hinabzuſchauen. Er beſann ſich, ob er ausgehn wolle oder nicht. Siegte der erſtere Entſchluß, ſo zog er einen altmodiſchen Rock an, brachte Zopf und Perücke in Ordnung, nahm ſeinen hohen Stock mit goldenem Knopf zur Hand und ging langſamen, gravitätiſchen Schrittes, als wäre er Herr über die ganze Stadt, nach dem entfernteſten Thore; dort befragte er den Thorhüter, einen alten Soldaten, wegen ſeiner Meinung über das Wetter, welche dieſer mit ſchalkhaftem Ernſte weitläufig auseinanderſetzte, ſtolzirte von da nach dem Schwabenthor und ſetzte ſich dort, um auszuruhn, auf eine Bank, auf welcher er gewöhnlich noch einige gleich einſylbige alte Herren traf. Nach einer halben Stunde brach er wieder auf, kaufte im erſten Bäckerladen einen oder mehrere Semmelringe, verſchenkte, wenn er bei guter Laune war, einige an Kinder, die er antraf, einen nahm er mit auf das Geſellſchaftshaus, wo er ſeinen Thee trank. Nach dieſer Erquickung machte er ein Kartenſpiel, trank dann eine halbe Maaß alten Landwein und kam pünktlich um neun Uhr in ſein Haus zurück. Hier kleidete ihn ſein Diener aus und er legte ſich zur Ruh, um für das nämliche Tagewerk auf den folgenden Tag neue Kräfte zu ſammeln. So rollte ſich in ewigem Einerlei ſein Leben ab viele Jahre lang, wie das dröhnende Gewicht einer Wanduhr; keine Freude unterbrach je ſeine gleichmäßige langweilige Stimmung, Aerger nur dann, wenn wieder etwas Altes abgeſchafft oder etwas Neues eingeführt wurde. Bei der Einführung der Straßenlaternen hätte er beinahe ſeinen Verſtand verloren. Geſellſchaft fand er nur beim Kartenſpiel; andere ſuchte er nicht. Seine Verachtung gegen Bürger und Bauern blieb ſich gleich bis an ſein Ende. Was Wunder, daß, als er im

Digitized by Google

ſiebzigſten Jahre mit militäriſchen Ehren nach ſeiner Anordnung auf dem adeligen Kirchhof beſtattet wurde, kein Auge weinte, nur Wenige ſeinem Sarge folgten, und ſein Name in kurzer Zeit verſchollen und vergeſſen war! —

Die Frau von Wildenſtein brachte bis an ihren Tod manchen Abend in des Profeſſors freundlichem Hauſe zu und theilte das rege geiſtige Leben, welches dort herrſchte. Seinen Enkelinnen war ſie wie eine nahe Verwandte; immer ſtand ihr Haus ihnen offen. Innig betrauert ſtarb ſie im ſechzigſten Jahre eines ſanften Todes, Gott dankend, daß er ihr Loos ſo eng mit dem des armen Tobias verbunden, durch welchen ihr Leben ſich mit ſchönern und dauerndern Freuden ſchmückte, als die waren, mit welchen die glänzende Welt ihre Jugend umgeben hatte.

Wenige Jahre nachher ſagte eines Morgens der alte Profeſſor zu ſeiner Gattin: „Lade mir auf nächſten Pfingſtmontag alle Kinder und Enkel zu uns ein zu einem fröhlichen Feſttag; ich will noch einmal recht heiter meinen Geburtstag feiern; wer weiß, wie lange ich noch unter den Meinigen bleiben kann!“ — Gern war die Mutter dazu bereit, und der Tag wurde feſtlich begangen. Die Enkelinnen brachten Frühmorgens dem Gefeierten einen Kranz und ſchmückten ein Tiſchchen mit allerlei Gaben ihres Fleißes; die Enkel brachten Proben ihrer geiſtigen Thätigkeit; eine ſtolze Freude verklärte des Greiſen Antlitz, als er an der langen Tafel die verſammelte Familie überſchaute und ſah, wieviel blühende Aeſte und Zweige ſein Stammbaum getrieben. Als ſie nach dem Mahle ſeine Geſundheit tranken, da erhob er bewegt ſein Glas und ſagte: „Mehr als ſechzig Male, meine Lieben, habe ich nun meinen Geburtstag ſchon gefeiert, mit Sorgen und mit Freuden, und manchmal in den ſchweren Jahren der Jugend habe ich kaum zu hoffen gewagt, daß meine beſcheidenſten Wünſche ſich erfüllen würden; aber nach viel Mühe und Arbeit und Sorge hat ſich durch Gottes Hülfe einer nach dem andern erfüllt, und mein Glück iſt über Erwarten groß geworden; Gottes Segen ruht auf unſerm Hauſe. Aber, wollt ihr dieſen Segen bewahren, ſo verſprecht mir Eines, bevor mich der Herr aus eurer Mitte abruft: verachtet niemals den Armen und Geringen, ſondern helft ihm empor, wo ihr könnt, mit allen Kräften, und gedenkt ſtets, daß ihr herkommt von Einem, der auch arm und gering war und nur durch Andrer Liebe und Barmherzigkeit ſein Lebensziel erreichen konnte.“ — Da klangen die Gläſer harmoniſch zuſammen; den Meiſten blieben des Alten Worte unvergeßlich und brachten reichliche Frucht.

Wenn die Erde zum Winterſchlaf ſich bereitet, bereitet ſich manche müde Seele zur ewigen Ruhe. Das hatte auch er gethan, der freundliche Alte, den wir von der Wiege an bis hieher begleitet; leibliche Schmerzen hatten den Sommer durch ſeine Kräfte geſchwächt; den Seinen viel zu früh, doch ihm nicht unerwartet kam mit dem Fallen des Laubes die Stunde, da er

Digitized by Google

Abſchied nehmen mußte von Allem, was ihm lieb war auf Erden. Es war eine Freude, ihn ſterben zu ſehn. — Eine graue Wolkendecke verhüllte den Himmel, als ſich am feſtgeſetzten Tage die Schaaren der Leidtragenden von Stadt und Land auf dem freien Platz vor dem Hauſe zum Lorbeerbäumchen verſammelten. Es war ein noch zahlreicheres Geleite als jenes, welches faſt ein halbes Jahrhundert vorher dem Sarge des hochangeſehenen Bürgermeiſters von Randenburg vom Paradiesvogel aus folgte; zwar herrſchte nicht mehr das förmliche ſteife Ceremoniell wie damals; aber deſto mehr aufrichtige Thränen floſſen, und die allgemeine Trauer kam deſto tiefer aus dem Herzen. Auch auf manchem kindlichen Geſicht war es zu leſen, wie die Jugend es fühlte, daß ihr ein Freund und Wohlthäter abgeſtorben war. Während der Leichenzug ſich nach dem Kirchhofe bewegte, erſcholl in Poſaunentönen vom Thurme herab die feierliche Melodie des Liedes:

Wachet auf, ruft uns die Stimme,

und die Herbſtſonne durchbrach die Wolken auf kurze Zeit, als der Sarg verſenkt wurde in die kühle Gruft. Die Kinder ſangen dem Seligen ein Auferſtehungslied; mancher wackere Bürger warf eine Scholle Erde auf ſeinen Sarg mit dem Gedanken: „Das war ein Ehrenmann!“ — und im Munde von Hohen und Niedrigen, von Kindern und Enkeln, von Mitbürgern und Nachkommen behielt ſein Name einen guten Klang.

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortſetzung.)

10. Die Garenne. — Fremdenbuch: Véron und Alfred de Muſſet. — Aeltere und neuere Chouanerie.

Aus der Nacht des Kerkers, aus den Greueln der Geſchichte kehren wir zurück in den lachenden Tag, zu den holdſeligen Schönheiten der Natur, zu den lebenden Menſchen. — Wir beſuchten die ſogenannte Garenne, jenen herrlichen Park, der Herrn Lemot, dem Sohne des Bildhauers, gehört, und der den Fürſten Pückler in Verzweiflung bringen würde. Hier müßte er bekennen, daß ſeine raffinirteſte Kunſt nicht zu Stande bringen könnte, was der Natur mit einigen unanſehnlichen Hügeln, mit einer Wieſe, mit einem leiſe fließenden Bache, mit einigen kleinen urſprünglichen Kaskaden, ſo zu ſagen mit einigen Feder- oder Pinſelſtrichen gelungen iſt. Mit kleinen Mitteln und geringen Koſten hat ſie hier Großes geleiſtet, hat ſie ein holdſeliges Tibur geſchaffen, wie es ſich nur die unverdorbenſte, zugleich reichſte Phantaſie denken kann. Was die Menſchen hinzugethan, Veſtatempel, Statuen u. dgl. hätte füglich wegbleiben können, obwohl alles das mit ſo wenig Ungeſchmack als

Digitized by Google

möglich angebracht iſt. Die Statuen, ächte Produkte der Kaiſerzeit, nämlich der römiſchen, ſollen in der Gegend gefunden worden ſein, und das iſt nicht unwahrſcheinlich, da die Römer hier lange gehauſt haben und ihre Heerſtraße grade durch dieſen Garten gegangen iſt. So ſteht auch ein römiſcher Meilenzeiger da, wo er urſprünglich aufgeſtellt worden. So ſagen ſie. — Unſere Führerin ſprach mit großer Begeiſterung von einer naſenloſen Statue, die ſie Cicero nannte, und klagte den Mondſchein an, der an ihr nage und ſie in wenigen Jahren ganz weggenagt haben werde.

Dieſe Führerin iſt die Tochter eines in ſeiner Heimath famoſen Chouans und erzählt Geſchichten von den Republikanern, als ob ſie Menſchenfreſſer, und andere von den Chouans, als ob wieder Dieſe beſchauliche, ſanfte, blumenhafte Schamanen geweſen wären.

Dies Alles, meine Süße,
Iſt mir ſchon einmal geſchehn.

Von einer Höhe aus zeigte ſie uns mehrere Punkte, die durch Gefechte der Chouans berühmt geworden ſind. Dann führte ſie uns in die Grotte, in welcher Heloiſe mit Aſtrolab niedergekommen und wo ſie einen Theil ihrer Schwangerſchaft und ihrer Wochen zugebracht, oft beſucht von Abälard, der ſich indeſſen in Le Pallet aufhielt. Die Grotte öffnet ſich gegen Süden und iſt vor dem ſchlechten Wetter geſchützt, aber klein und eng wie ſie iſt, begreift man nicht, wie die arme Verfolgte auf dem Steinbette, das beinahe die ganze Höhlung ausfüllt, es hat ſo lange aushalten können. Dafür aber wird ſie auch in ſehr ſentimentalen Verſen, die in den Stein gegraben ſind, aufs Aeußerſte gerühmt. Auch in dem Fremdenbuche, das in dem Hauſe des Herrn Lemot für die Beſucher aufliegt, wird ſie in unzähligen Verſen, welche ganze Bände ausfüllen und manche heitere Stunde verſchaffen könnten, aufs Zärtlichſte und Komiſchſte gefeiert. Dieſes Fremdenbuch iſt überhaupt merkwürdig; faſt alle berühmten und berüchtigten Namen des modernen Frankreichs ſind darin zu finden. Unter Anderem kann man auch die Verſe des Dr. Veron darin leſen; ſie ſind erſtaunenswerth von wegen der Schwermuth, die ſie athmen, und der Selbſterkenntniß, die ſie verrathen. Mit Wehmuth nimmt die ſchöne Seele Abſchied von der Gareme und ruft aus:

Adieu, bosquets charmants, adieu sombre castel
Où l'on vit à l'abri du Constitutionnel.

Alfred de Muſſet läßt ſich die Gelegenheit nicht entgehen einen Witz zu machen, und er ſchreibt:

Puisque l'usage ici vous demande un écrit,
J'y depose à grand coeur tout ce qui j'ai d'esprit
. . . . . .
. . . . . .

Die Punkte ſollen ſeinen Vorrath an Geiſt bedeuten.

Digitized by Google

Aber auch einer Infamie begegnen wir in diesem Fremdenbuche. Die Namen aller Frauen der Männer, die in der provisorischen Regierung saßen, finden wir unter Inschriften der allergemeinsten und niederträchtigsten Art. Auf unsere inquisitorischen Fragen konnte die Führerin nicht läugnen, daß diese Inschriften apokryph und der edle Spaß einiger Legitimisten seien, die sich nicht scheuten, auf diese Weise ehrenwerthe Frauen zu verleumden. Das thut die vorzugsweise ritterliche Partei. Ist das auch Chouanerie? — Freilich! — es ist ein Schuß aus dem Gebüsche. Ein unangenehmer Eindruck!

Wir suchten ihn zu verwischen, indem wir noch einen Spaziergang durch die Garenne und durch den Park Valentin machten. Wir begriffen, warum die Besitzer diese ihnen gehörigen Landschaften immer mit antiker Staffage zeichnen lassen. Sie wollen damit auf die Aehnlichkeit ihrer Parks mit den Poussin'schen Landschaften noch deutlicher aufmerksam machen. In der That glaubt man in den schönsten Bildern des großen Malers Frankreichs umher zu wandeln. Mit Schmerzen nahmen wir bei anbrechender Nacht von all der Schönheit Abschied, um nach Nantes zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Justus Möser's Ansichten über Erziehung.

Wahrlich ein dauerndes Erz für die Zeit sind solcherlei Namen
Und wie der Träumer Merlin lieget verscharrt ihr Gehalt.

Justus Möser steht in der Geschichte der deutschen Geistesbildung am Eingang der Aufklärungs- und Humanitätsperiode. Er gehört jedoch nicht der Zeit an, in welcher die neuen Grundsätze der Vernunft und Menschenwürde zu abstrakten Formeln abgeschliffen waren. In einigen Fragen dienten seine Aussprüche der Sturm- und Drangrichtung zum Haltpunkt; aber nie erklärte er die subjectiven Regungen für allein maßgebend oder die gegebenen Verhältnisse für werthlos. Im Gegentheil übte er gerade an den letzteren in ihrer verwickeltsten Erscheinungsform, in den Zuständen seiner Heimath Osnabrück, seine eminenten Gaben; um die Aufstellung allgemeiner Wahrheiten war es ihm nie zu thun, die Grundsätze ergaben sich seinem hellen Geist ungesucht aus dem vorhandenen Stoff.

Da Möser den Höhenpunkt des menschlichen Lebens im Staatswesen fand, da er die Grundsätze der Wahrheit, der Güte und Aufopferung auch für die Politik anerkannte, da er endlich die öffentlichen Zustände durch Erweckung der sittlichen Kraft verbessern wollte: so konnte er der Folgezeit als ein Vorläufer sehr kühner Bestrebungen gelten. Und doch liegt sein vorzüglichstes Verdienst darin, daß er die bestehenden Formen in ihrem Ursprung und inneren Zusammenhang erfaßte und darnach ihr Wesen und ihren Werth maß. Dies

Digitized by

iſt der Grundzug ſeines Conſervatismus wie ſeiner Fortſchrittslehren; der Mann blieb derſelbe, wenn auch die Frageſtellung ſeine Anſicht bald als Philiſterei, bald als Ketzerei erſcheinen ließ. Als Dichter correct und nüchtern, vertheidigte er gleichwohl den Hanswurſt gegen Gottſcheds Verbannungsdecret, weil er in dem drolligen Humor ein Bedürfniß wie auch ein Produkt der Volksnatur erkannte; nicht minder eifrig nahm er ſich als bejahrter, hochangeſehener Mann des Götz von Berlichingen gegen Friedrich den Großen an. Nur mit philoſophiſchen Conſtructionen der Geſellſchaft, oder mit Beſſerungsplänen, die ein allgemeines Gefühl diktirt hatte, durfte man ihm nicht nahe kommen. Es ſcheint, daß er ſolchen Beſtrebungen gegenüber gern mit abſichtlicher Paradoxie auftrat, ſo daß er, wie zum Necken, ſelbſt in Mißbräuchen die innere Nothwendigkeit und den realen Nutzen darzuthun ſuchte. So erklären wir uns ſeinen ſonderbaren Aufſatz gegen die „Beförderung nach Verdienſten"; denn ſchwerlich genügt Kreyſſigs Auslegung, daß er denſelben im Bewußtſein eines ungerechten Nepotismus, den er ſich zuweilen geſtattet, geſchrieben habe.

In dem letzten halben Jahrhundert wurde Juſtus Möſers Name in der Literatur oft genannt, doch mehr mit herkömmlicher Emphaſe und mit jener Achtung, die man einem ehrwürdigen Alterthum erzeigt, als mit Sachkenntniß. Man wußte, daß unſere größten Geiſter auf ſein Urtheil Werth gelegt und daß gewichtige Stimmen ihn als einen deutſchen Franklin bezeichnet hatten. Doch war die Zeit nicht dazu gemacht, ſein Andenken auf ſich wirken zu laſſen. Wo Einzelne ſich näher mit ihm beſchäftigten, war der Erfolg ſelten günſtig. Der große Meiſter des geſunden Menſchenverſtandes wurde von manchem anmaßenden Jünger deſſelben belächelt. Mancher Freiheits- und Aufklärungsphiliſter glaubte den Zopf, der ihm ſelbſt hinten hing, am Haupte des trefflichen Altvaters zu entdecken. Daß man in unſeren Tagen in mehreren Richtungen gleichzeitig die Erinnerung an Möſer erneuert, iſt bezeichnend genug. Wo man es aufgibt, die vielſeitige Wirklichkeit nach einer vorgefaßten Theorie zu behandeln, wo man ſich der Selbſtthätigkeit auf dem Boden realer Zuſtände zu widmen beginnt, da iſt Möſers Vorbild willkommen; denn kein anderes zeigt uns ſo deutlich, wie ein warmer Eifer für Menſchenglück und die entſchiedenſte Anhänglichkeit an ein freies, geſundes Staatsleben ſich mit praktiſchem Wirken gar wohl vereinen läßt. Das Beſte was neuerdings Riehl geleiſtet hat, gibt eine Parallele zu der Art, wie der Osnabrücker Patriarch Land und Leute, Bürgerthum und Volksleben zu betrachten pflegte.

Dr. F. C. Paldamus, der vor einem Jahr als Director der neu errichteten höheren Bürgerſchule nach Frankfurt berufen wurde, hat zum Gegenſtand ſeines erſten Programms „Juſtus Möſer und ſein Verhältniß zur Pädagogik" gewählt. Dies iſt ein ſo glücklicher Gedanke, daß man ſich billig

Digitized by Google

wundern darf, ihn erſt hier zur Ausführung gebracht zu ſehen. Die Erziehung gehört vorzugsweiſe zu den Gebieten, auf welchen ſich die theoretiſche Discuſſion als überreif, oft genug als ſchädlich zu erweiſen beginnt. Durchdachte Anſichten, von hervorragenden Geiſtern kundgegeben, ſind bei ihr gewiß wohl zu beachten. Möſer ſteht hier in erſter Reihe; er ſah die Anfänge der Rouſſeau-Baſedow'ſchen Reformen, denen er durch ſeine Vorliebe für das Reale und Praktiſche naheſtand; aber zugleich wußte er faſt prophetiſch die Uebel des erleichterten Lernens und der Vielwiſſerei ſo ſcharf zu kennzeichnen, daß unſere heutigen Schulfeinde manches Motto aus ihm nehmen könnten. Man kann nicht ſagen, daß Paldamus ſeinen Gegenſtand überſchätzt; er bezeichnet fein und richtig die Grenzlinie, wo Möſers Schwäche beginnt und ſein Urtheil ſich als dilettantiſch erweiſt, wenn er auch mit Recht bemerkt, daß Biederkeit und wahre Menſchenliebe ihn ſelbſt in ſeinen Irrthümern liebenswürdig macht. Zudem ſind bei Weitem die meiſten Ausſprüche kernhaft und noch für unſere Tage, ja gerade für dieſe erſprießlich; wir entnehmen daher einige derſelben aus der wohlgeordneten Reihenfolge, in welcher das Programm ſie uns vorführt.

Möſer klagt (1775) darüber, daß die meiſten Eltern ihre Kinder bis ins vierzehnte Jahr in den „lateiniſchen Nothſtall" ſchicken, um ſie nur vom Müßiggang abzuhalten; er will ſtatt deſſen „Realſchulen" gegründet wiſſen, nicht bloß für den Kaufmann und Handwerker, ſondern auch für den Officier und Kammerrath; er meint nicht Fachſchulen, ſondern Anſtalten für allgemeine Bildung. Die Volksſchulen auf dem Lande wünſcht er vor übermäßiger Ausbildung des formalen Denkvermögens wie vor Vielwiſſerei zu bewahren; „bei der Anatomie der Totaleindrücke geht Vieles von dem Eindruck auf das Ganze verloren"; der handelnde Theil der Menſchheit ſoll, anders als der ſpeculirende, vornehmlich durch Uebung erzogen werden; er ſoll wie ein fertiger Muſikus die Noten ohne den Aufenthalt der Gedankenverwickelung durchs Auge in die Finger gehen laſſen. — Hierbei denkt man leicht an Goethe's Ausſprüche in der Schülerſcene des Fauſt, wie überhaupt an den Widerwillen des Dichters gegen den damaligen Unterricht in der Logik.

Möſer legt den größten Werth darauf, daß ſich der Menſch als Glied einer Gemeinſchaft, als *Bürger* fühle. Sein praktiſcher Geſichtspunkt beſteht hauptſächlich darin, dem Schüler *Einſichten* wie *Fertigkeiten* zu geben; „beide müſſen in dem genaueſten Verhältniß zu einander zunehmen, oder es entſteht eine ſchädliche Ueberladung einzelner Kräfte"; das *Können* darf durch das *Wiſſen* nicht zurückgedrängt werden. Die Fertigkeiten in der Kunſt müſſen in der Jugend durch Uebung erworben werden; wenn der Schüler „von dieſen unteren Kräften Meiſter iſt, dann wird der Verſtand, wenn er anders kommen will, mit Macht kommen und ſich in Ruhe aus-

Digitized by

breiten." „Der Hauptfehler unſerer heutigen Erziehung iſt, daß wir die Jugend früher zur Wiſſenſchaft als zur Kunſt anführen."

Bei der gelehrten Erziehung beſteht der wiſſenſchaftliche Unterricht vollkommen mit ſeinem Zweck, und der praktiſche hat ihm viel zu verdanken. Die Gelehrten ſieht Möſer als eine der edelſten Klaſſen der Menſchheit an, wenn auch zu viel Gelehrte, wie zu viel Fürſten und zu viel Adel, der Ruin des Staates ſind. Er beklagt die Pedanterie der deutſchen Gelehrten, denen man ihren Stand ebenſo gut anſieht, „wie man es einem Handwerker anſieht, daß er lange mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Tiſche geſeſſen habe." In ſeiner Mahnung, daß jeder Gelehrte ein Handwerk lernen ſollte, liegt ein wohl zu beachtender Wink. — Der Volksſchriftſteller Zſchokke handelte nach dieſem Grundſatz; er ließ ſeine Söhne, auch diejenigen, die ſich für wiſſenſchaftliche Berufsarten beſtimmten, zuvor in den Künſten des Klempners, Drechslers oder Buchbinders unterrichten.

In einem Brief an Baſedow ſpricht ſich Möſer über den Unterricht in der Geſchichte aus, die er nicht im allgemein moraliſirenden Sinn behandelt, ſondern als Vorbereitung für das Bürgerleben aufgefaßt ſehen will. Die Kinder ſollten wiſſen, „daß Alles, was ſie dereinſt an der ſchuldigen Aufopferung ermangeln laſſen, die erſte politiſche Sünde, und Alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der beſtellten Obrigkeit genommen würde, das erſte politiſche Verbrechen der letzteren ſei."

Mit einer Abneigung, die unter ſeinen Zeitgenoſſen nur Herder ebenſo ſtark ausſprach, erklärte er ſich gegen das Unheil des ſpielenden Lernens und des Durchfliegens aller Wiſſenſchaften „auf einem Rollwagen". Wenn einer das Laufen lernen ſoll, läßt man ihn in ſchweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen; die Vorſicht hat dem Menſchen nichts ohne große Arbeit zugedacht. „Die Erziehung mag wohl ſklaviſch ſein!" ſo lautet die Ueberſchrift eines ſeiner bekannteſten Aufſätze; doch weiſt unſer Verfaſſer nach, daß Möſer damit nicht einer despotiſchen Härte das Wort reden will, welche die Rechte des Menſchen im Kinde nicht ehrt.

In der Erziehung der Mädchen (oder, wie man ſchon damals lieber ſagte, der Töchter) iſt Möſer der Vertreter der Einfachheit und Häuslichkeit, der Thätigkeit und namentlich auch des Wohlthuns. Einer vornehmen Dame, die um ihre Zeiteintheilung beſorgt iſt, gibt er mit Feinheit den guten Rath, ihre tägliche Langeweile durch eine tägliche gute Handlung zu vertreiben. Aber ſo dringend er gegen ſteigenden Luxus und Arbeitſcheu ſpricht, ſo ſehr ihm die „Kornfelder" der Menſchheit von Werth ſind, hat er doch auch Sinn für die Blumen; das heißt in dieſem Zuſammenhang: für die Kenntniß des Schönen, für Künſte, für Moden; ja er empfiehlt Modezeitungen, und die erſte derſelben in Deutſchland iſt bald nach ſeiner Aufforderung erſchienen

Digitized by Google

(1779). Mit dieſem einzigen Zuge haben wir wieder den ganzen Mann in ſeiner Eigenthümlichkeit vor uns.

Wir ſchließen mit dem von Paldamus mitgetheilten originellen Gleichniß, welches den Unwerth der grauen Theorie neben dem grüngoldnen Lebensbaum in ergötzlicher Weiſe ſchildert: „Ein deutlicher Begriff", ſagt Möſer, „kommt mir gerade ſo vor, wie eine Haferſuppe, worin man Waſſer und Grütze, Butter und Salz völlig von einander unterſcheiden kann. Aber ein dunkler Begriff iſt wie ein Pudding von Miß Samſon, worin die Maſſe vortrefflich ſchmeckt, unerachtet man nur eine kleine Vermuthung von allen einzelnen Ingredienzen bekommt. Die ganze philoſophiſche Moral ſcheint mir eine ſolche Haferſuppe zu ſein, und es nimmt mich gar nicht Wunder, daß Menſchen, die bloß durch deutliche Begriffe geführt werden, bei jedem Pudding gegen ihre Ueberzeugung handeln."

Es wäre ein verdienſtliches Werk, nach Art der vorliegenden Abhandlung noch andere bedeutende Geiſter in ihrem Verhältniß zu den Erziehungsfragen darzuſtellen. *) Die beſten Abſchnitte in Karl von Raumers Geſchichte der Pädagogik beſtehen in ſolchen Schilderungen. Paldamus verfährt in ähnlicher Weiſe; er gibt zunächſt dem größeren Publikum einen Abriß von Möſers Leben und Wirken und läßt ihn ſodann ſeine Anſichten vortragen, das Einzelne kundig erläuternd und verknüpfend. Was ſeine Schrift durch dieſe Doppelrichtung an Einheit des Styls verlieren mag, das erſetzt ſie reichlich, indem ſie ebenſowohl den Gebildeten belehrt und anregt, als dem Fachmann einen werthvollen Beitrag zur Geſchichte des Erziehungsweſens bietet.

Aus der italieniſchen Lyrik.

I. Von Lorenzo de' Medici.

Tante vaghe bellezze ha in se raccolto.

Auf meiner Schönen holdem Angeſichte
Sind ſoviel Reize aller Art vereint,
Daß es, gleichwie in einem neuen Lichte,
Bei jedem Wechſel nur verſchönt erſcheint.

Wann ſanft ihr Auge blickt, das ſeelenvolle,
So ſcheinet Milde ſie und Güte ganz;
Wie ſchrecklich lieblich ſprüht in ihrem Grolle
Der Liebe Zornesfackel ihren Glanz!

*) Die Schrift „Goethes Pädagogik" von Dr. Oldenburg macht hierzu einen bemerkenswerthen Anfang.

Digitized by

Wie ſchön iſt ſie in ſchwermuthsvollem Leide,
Und wie noch ſchöner, wann ſie es vergißt!
Ihr ſtrahlend Lächeln iſt die Augenweide
Der Welt und lehrt ſie erſt, was Freude iſt.

II. Von Arioſto.

Altri loderà il viso, altri le chiome.

Mag einen Andern goldnes Haar verführen,
Ein Anderer ſich freuen an der ſchlanken
Geſtalt, an Hals und Bruſt, den ſchneeig blanken,
Ein Andrer ſchöne Augen ſich erküren:

Mich aber konnte Schönheit nie ſo rühren,
Als das Talent, der göttliche Gedanken,
Ein Geiſt ſo frei, ſo ſpottend aller Schranken,
Als ſchien' er nicht die Erdenlaſt zu ſpüren.

Ein Redeſtrom, an Wiſſen reich und Klarheit,
Ein edler Sinn, ein Weſen, hold verwebend
Die äußre Anmuth mit der innern Wahrheit.

Hätt' ich den Genius, um zu beſingen
Ein ſolches Ideal, mir ſollt' ein lebend
Und unvergänglich Bild zugleich gelingen.

III. Von Torquato Taſſo.

Odi, Filli, che tuona, odi, che'n gelo.

Horch, Phyllis, horch, es donnert und es toben
Die Schloßen, die mit Praſſeln niederfallen;
Doch mag auch Jovis lauter Donner hallen,
Freu'n wir uns hier, zürnt er im Himmel droben!

Freu'n wir der Liebe uns, und eng verwoben
Erneure ſich uns nächtig Wonnelallen;
Nicht kümmer' uns, wohin die Blitze fallen!
Der feige Pöbel blickt in Angſt nach oben.

Der iſt ein Thor, der zagt und ſich bekümmert,
Sein eigner Feind, weil er von Angſt bethört
Das Uebel früher nur heraufbeſchwört.

Geh' unter, Welt, und ſtürz' um mich zertrümmert!
Kann ich nur Eins: Soll ich zur Erde kehren,
Den Kelch der höchſten Erdenwonne leeren! *)

---

*) Dieſes energiſche und feurige Gedicht ſoll ſich auf Leonore und den Herzog beziehen.

IV. Von Guarini.

Con che soavità, labbra odorate.

Madrigal.

O welche Doppelwonne, duft'ge Lippen,
Euch küſſen und euch lauſchen!
Doch muß ich eine um die andre tauſchen,
Weil feindlich ſich befehden
Und meiden, die als Schweſtern doch entſtammen
Derſelben Liebe, Einem ſchönen Munde.
O daß zu holdem Bunde
Ihr euch vermählet, ſüße Küſſ' un Reden,
Und könntet ſo zuſammen
Die beiden Süßigkeiten in euch tragen,
Die Reden küſſen und die Küſſe ſagen!

Adolf Doerr.

Unterhaltungen.

— **Max Büdinger** will in ſeiner „Oeſterreichiſchen Geſchichte," deren erſter Band ſo eben in Leipzig bei Teubner erſchienen iſt, die Geſchichte der Völker, welche den heutigen Kaiſerſtaat bewohnt haben oder bewohnen, bis zum Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts entwickeln. Er ſchließt jedoch die italieniſchen und polniſchen Provinzen ganz von ſeiner Darſtellung aus und nimmt auf Tirol, Siebenbürgen, Dalmatien und die ſonſtigen Küſtenlande nur gelegentlich Rückſicht, weil für dieſe Länder die Gemeinſamkeit der Schickſale, wie ſie ſich im Großen und Ganzen für die übrigen deutſchen, böhmiſchen und ungariſchen Provinzen darthun läßt, in dem bezeichneten Zeitraume nicht nachzuweiſen iſt. Dieſer Zeitraum aber wird als Zielpunkt feſtgehalten, da bis dahin alle dieſe noch getrennten Lande, nachdem einmal dauernde Staatsweſen in denſelben begründet worden, faſt nur auf ihre innere Kraft angewieſen waren und ſich im Ganzen nach ihren eigenen Impulſen bewegten. Um die Mitte des elften Jahrhunderts führte dieſe eigene innere Entwicklung zur Gründung eigentlicher Staatsweſen in Böhmen und Ungarn, ſo wie geſonderten Regierungen in den deutſchen Landen; und hiermit ſchließt der erſte Band ab. Von dem nachfolgenden zweiten Band ſoll die erſte Abtheilung, deren baldiges Erſcheinen verſprochen wird, bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts reichen. Sobald ſie vorliegt, gehen wir auf eine nähere Beſprechung des trefflichen Werkes ein. Daſſelbe nimmt ſchon, nach dem erſten Bande zu urtheilen, einen ehrenvollen Platz ſelbſt unter den beſten neueren Monographien über deutſche Geſchichte ein. Man muß die bisherigen Darſtellungen z. B. über „Baiern unter Stammherzogen, „Gründung des Königreichs Böhmen" u. ſ. w. kennen, um gehörig würdigen zu können, mit welcher mikrologiſchen Genauigkeit der Verfaſſer die Einzelheiten feſtſtellt und das kritiſch geſichtete Material zu einem anſchaulichen Bilde geſtaltet. Er hat in ſehr vielen Punkten Palacky und Schafarik überholt. Seine ganze Geſchichtsanſchauung gehört einem höhern, edlen Standpunkte an. Auch für ihn iſt die Geſchichte ein lebendiger Quell der Erfriſchung und Erquickung für's Volk. — n.

— **Meluſine, Oper von Halévy.** Der eigentliche Titel dieſes neuen Werkes, mit welchem Halévy den größten Erfolg ſeit ſeiner „Jüdin" errang, iſt „la magicienne". Unter

der Zauberin iſt die altkeltiſche Fee verſtanden, die man ſpäter zur Ahnfrau des Hauſes Luſignan machte und daher mère Lusigne, ſpäter Meluſine nannte. Sie nimmt in der Oper weder Fiſch- noch Schlangengeſtalt an, ſondern hat ihre Seele der Hölle verpfändet und iſt verurtheilt, bei Tag entzückend ſchön, bei Nacht häßlich zu erſcheinen. Der Text, von Saint-Georges verfaßt, iſt bei der Schwierigkeit des hochromantiſchen Stoffes geiſtvoll angelegt und mit Verſtändniß durchgeführt; man ſollte in Deutſchland das Geſchick, welches die Franzoſen in vielen Libretti kundgeben, würdigen lernen, ſtatt ſie hochmüthig als leichte Waare oder gar als Unſinn zu bezeichnen. Das Stück ſpielt in der Zeit der Kreuzzüge; die Hauptperſonen ſind außer der Meluſine ſelbſt Blanca, Tochter des Grafen von Poitou, und ihr Bräutigam René von Thouars, den die Zauberin bei ſeiner Heimkehr vom gelobten Lande zu verführen trachtet; da ihr das nicht gelingt, berückt ſie ihn durch eine Vorſpiegelung, daß er Blanca zu ſehen und zu hören glaubt, wie ſie mit einem Edelknappen Liebesworte wechſele. Meluſinens Künſte werden durch die Kraft der Liebe und der Religion beſiegt und ſie ſtirbt als reuige Sünderin. Halévy's muſikaliſches Verdienſt wurde durch eine feenhafte Ausſtattung unterſtützt; die Zauberwälder, Schlöſſer und magiſchen Grotten, die bunte Fülle der Trachten ſetzte die blaſirteſten Theaterbeſucher in Erſtaunen. Beſonderes Aufſehen machte im zweiten Akt eine Schachpartie von ſymboliſchen, lebenden Figuren, die, wenn ſie zu nehmen ſind, plötzlich unſichtbar werden. Gewiß werden ſich deutſche Bühnen, z. B. die Darmſtädter, die Reproduction dieſer neueſten Herrlichkeiten angelegen ſein laſſen. Halévy wurde bei der erſten Aufführung gerufen und trat hervor, wiewohl ungern; wenigſtens halten Pariſer Blätter ſeine Weigerung für aufrichtig, wenn ſie auch nicht unerwähnt laſſen, daß Emil Augier wenige Abende zuvor im Odeon gerufen wurde, aber nicht erſchien.

— **Der Johannes aus Campe's Robinſon.** In Hamburg erſchien vor wenigen Tagen die Biographie und Charakterſchilderung eines Mannes, der im thätigen Leben ebenſo tüchtig, als in der Wiſſenſchaft und Literatur ausgezeichnet war: Johann Böhl von Faber. Derſelbe war ſeinem Beruf nach Kaufmann; doch iſt er den Freunden der ſpaniſchen Dichtung längſt als einer der bedeutendſten Forſcher bekannt. Von den Ideen angeregt, die in Deutſchland eine Wiederbelebung der romaniſchen Poeſie veranlaßten, benutzte er ſeinen langjährigen Aufenthalt in Spanien dazu, ſich mit den verborgenen Geiſtesſchätzen des Landes vertraut zu machen. Ihm, dem Ausländer, dem Proteſtanten war es vorbehalten, den Bann des Claſſicismus und des akademiſchen Schlendrians zu brechen, der jenſeit der Pyrenäen noch länger unangetaſtet geblieben war, als in Italien. Im Sinne der romantiſchen Schule machte er vorzugsweiſe auf den Werth des altſpaniſchen Drama's aufmerkſam, für das man ſich in Deutſchland begeiſterte, während es in ſeiner Heimath als ein rauhes Alterthum angeſehen wurde und die Bühne von Madrid ſich ihm verſchloß. Böhl begann dieſen Kampf im Jahr 1818, und ihm hauptſächlich iſt es zu verdanken, daß in den dreißiger Jahren die falſche Antike vor der Lebenskraft eines Lope und Calderon zurücktreten mußte. Sein berühmteſtes Werk iſt die „Floreſta", eine kritiſch geordnete Sammlung ſpaniſcher Gedichte. Dieſer Johann Böhl, der neben ſeinen Reiſen und Comtoir-Arbeiten noch ſo Bedeutendes leiſten konnte, war gewiß ein begabter und trefflich herangebildeter Menſch. Er iſt aber kein anderer als der Knabe Johannes aus Campe's Erzählungsabenden, Gottliebchens älterer Bruder, deſſen verſtändige, doch nicht altkluge Fragen und Antworten unſere Jugend ergötzt haben. Vater Campe konnte auf ſeine Zöglinge ſtolz ſein; gehörten doch auch Wilhelm und Alexander von Humboldt zu denſelben, noch bevor er ſeine Erziehungsthätigkeit auf dem grünen Deiche bei Hamburg begonnen hatte.

— **General von Schönhals als Schriftſteller.** In dem neuen biographiſchen Werke „der öſterreichiſche Feldmarſchall Graf Radetzky" (Cotta, 1858), das in ganz Deutſchland außerordentliche Theilnahme findet, wird der verſtorbene k. k. Feldzeugmeiſter Schönhals als

Digitized by Google

der Biograph Frimonts, Haynau's und Welbens, wie auch als Verfaſſer der „Erinnerungen eines öſterreichiſchen Veteranen" genannt, und folgendes Urtheil beigefügt: „Seine ſchwunghafte und hinreißende Feder iſt allgemein bekannt. Er war der Gentz unſerer Armee, mit dem er auch in der Lebensanſchauung Vieles gemein hatte. Seine Arbeiten zeichnen ſich jedoch weniger durch gediegenen hiſtoriſchen Forſchergeiſt, als durch eine in hohem Grad feſſelnde Schreibart aus, welche, dem Geſchmack der Zeit huldigend, der meiſterhaften Diction einzelne Opfer bringt und gewiſſe Pointen hervorhebt. Wenn er auch nichts abſichtlich entſtellte, ſo iſt ſeine Darſtellung doch nicht ohne einige Tropfen von Bitterkeit, ſo wie auch nicht immer frei von aller Leidenſchaftlichkeit. Sein ſcharfer Verſtand konnte ihn nicht vor ſolchen Mißgriffen bewahren; er ſtellte gewöhnlich das Subjective voran."

— **Der Zeitungsleſer** von Adrian von Oſtade. Eine nach einer Photographie gefertigte Radirung dieſes Bildes iſt mit dem Märzhefte des (Stuttgarter) deutſchen Kunſtblattes ausgegeben worden; dieſelbe hat, wie die Redaction bemerkt, die Bedeutung eines Steckbriefs. Das Bild ſelbſt iſt bekanntlich am 20. Februar aus der Wiener Gemälde-Gallerie geſtohlen worden. Gleichzeitig erläßt die k. k. Polizeidirection eine Kundmachung, in welcher der Werth auf 5 bis 6000 Gulden angegeben und dem Entdecker eine namhafte Belohnung zugeſichert wird. Der Dieb wird das Gemälde, in Europa wenigſtens, ſorgfältig verbergen müſſen; es iſt um ſo erkennbarer, als es in deutlicher Schrift den Namen des Künſtlers und die Jahreszahl ſeiner Entſtehung zeigt.

— **Die Familie Meißner.** Jüngſt feierte Dr. Eduard Meißner, Brunnenarzt in Karlsbad, zu Prag den fünfzigſten Jahrestag ſeiner Erlangung der Doctorwürde. Der Jubilar, der jetzt im 73ſten Lebensjahr iſt, ſteht durch zwei verwandtſchaftliche Beziehungen mit der deutſchen Nationalliteratur in Zuſammenhang. Sein Bruder, Auguſt Gottlob Meißner, war der Verfaſſer der Romane „Alcibiades" und „Epaminondas", ſo wie jener „Skizzen", die im Anfang dieſes Jahrhunderts die Freude der Leſewelt ausmachten, ſo ſehr auch Tieck und Andere ſie ins Lächerliche zogen. Ein Neffe dieſes Romanſchriftſtellers und Sohn des Karlsbader Arztes iſt Alfred Meißner, ebenfalls Doctor der Medicin, bekannter jedoch als Dichter des Ziska und des kürzlich vollendeten Romans „die Sanfara", auch Biograph Heinrich Heine's.

— Von **neuerer Lyrik** bemerken wir: zwei vortrefflich ausgeſtattete Octavbände mit Gedichten von F. Märcker in Berlin, dem Verfaſſer der Alexandertragödie, der ſeine klaſſiſche Bildung auch hier nicht verläugnet; nicht weniger als fünf Gedichte in deutſcher und eines gar in griechiſcher Sprache feiern die Geburtstage des trefflichen Philologen Auguſt Böckh. Ferner: Gedichte von Karl Reh (Leipzig, Brockhaus), der ſich durchweg als ein ſinniger Mann zeigt, aber in Hinſicht auf poetiſche Bedeutung wohl in jeder deutſchen Landſtadt einige Ebenbürtige finden dürfte, um von Univerſitäten und Reſidenzen nicht zu reden. Bedeutender ſind die neuen Sammlungen von Julius Sturm (fromme Lieder) und von R. Hirſch in Wien (Balladen). Das Gebiet der poetiſchen Erzählung hat an Fruchtbarkeit abgenommen; „Jeruſalem" von Adolf Stern verdient Beachtung. Im Ganzen iſt in beiden Fächern das Sedezformat ſammt Goldſchnitt und gepreßtem Cambric abgängig geworden, das Octav macht ſich wieder geltend. Dies iſt nicht gleichgültig bei einem Productionszweig, der zum Theil aus dem Geſichtspunkt einer eleganten Möblirung angeſehen werden muß.

— **Gervinus'** Einleitung in die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts iſt ſoeben in franzöſiſcher Ueberſetzung von Conſtant Bernard erſchienen, natürlich nicht in Frankreich, ſondern in Belgien.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 16. Frankfurt a/M., den 17. April 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Der Reichsbaron.** Preisgekrönte Novelle. — **Schiller als Philosoph.** Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Erinnerungen aus Griechenland**, von Gottfried Semper. 2. Messenien. — **Die naturforschende Methode der Rechtsphilosophie.** (Ludwig Knapp). — **Unterhaltungen**: Biedermann's Deutschland im 18. Jahrhundert; Deutsche Stiftungen und Denkmale; Revival; Ritter Neukomm; Guizots Denkwürdigkeiten; Nees von Esenbeck; Heidelberger Schloß u. a.

Der Reichsbaron.

Preisgekrönte Novelle.

I.

Sindekow, Buhden und Lundberg, drei schöne Dörfer, in einer weiten, fruchtbaren Ebene gelegen, bildeten das Erblehn der Barone Sindekow, die sich mit unbestreitbarem Rechte dem Reichsadel zuzählten.

Die Familie, verzweigt mit den höchsten Würdenträgern der verschiedenen großen und kleinen Staaten der deutschen Lande, wurde in der Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, von dem alten stattlichen General von Sindekow mit gehöriger Würde vertreten.

Seit dem Tode seines Vaters residirte er auf Schloß Sindekow und ruhte auf seinen Lorbeeren. Zwei Söhne von achtunddreißig und von vierundzwanzig Jahren machten seine ganze Nachkommenschaft aus. Der älteste, Walter Kolomann, war der zukünftige Reichsbaron; der jüngere, Cassian, sollte sich zum Minister oder Präsidenten irgend eines Administrationscollegiums aufschwingen, bekleidete jedoch zur Zeit nur den Posten eines Referendars

Digitized by Google

und hätte ſich am liebſten neben ſeinem Vater auf Schloß Sindekow zur Ruhe geſetzt.

Sindekow war von uralten Zeiten her ſtets der Wohnort der Barone geweſen, obwohl die Schlöſſer in Buhden und Lundberg früherhin an Stattlichkeit und Geräumigkeit das Sindekower Schloß übertroffen hatten. Der Hauptgrund dieſer Bevorzugung lag in der Nähe der Reſidenz des Landes, dem die präſumtiven Reichsbarone ſeit Jahrhunderten ſtets ihre Dienſte ſo lange gewidmet hatten, bis der Tod das Lehn erledigte und ſie in den unumſchränkten Beſitz der Güter ſetzte. Allodialvermögen beſaß die Familie nicht, und bis dahin hatte ſich auch keiner der Beſitzer einfallen laſſen, ſeine Nachkommenſchaft zu bereichern. Die reichen Einkünfte waren verbraucht, um die vornehme Stellung im Leben zu behaupten, und was davon übrig blieb, kam den jüngern Geſchwiſtern zu Gute.

Das Land, worin die Beſitzung der Reichsbarone lag, war von der Natur nicht mit maleriſcher Schönheit bedacht, aber ſeine Ergiebigkeit glich dieſen Mangel in den Augen der Bewohner deſſelben aus. Reiche, geſegnete Fluren ſtreckten ſich unabſehbar dahin, ſelten von Waldungen unterbrochen und nur in der Nähe der Dörfer mit einzelnen Bäumen von rieſenhaftem Wuchſe geziert. Was die Natur an Wald und Thal, an Felſen und Höhen verſagt hatte, wurde von der Kunſt nachgeholt in den Schlöſſern, Gärten und Parkanlagen der reichen Edelleute, die Beſitzer dieſer ſchönen Au waren. Nirgends fand man ſo prächtige Gärten wie hier, nirgends ſo herrliche Boskette, Alleen und Laubgänge. Die Schloßgärten der Umgegend waren weit berühmt und lockten manchen Reiſenden von der Bahn in irgend ein Gebirgsland hieher.

In der ruhigen Friedlichkeit eines ſchönen Herbſttages, beſtrahlt von der ſinkenden Sonne, lag Schloß Sindekow in der ganzen alterthümlichen Pracht eines ächten Edelſitzes da, als ein Reiter den breiten, ſchattenloſen Weg durch die abgeernteten Felder daherſprengte und in den Schloßhof lenkte. Mit hurtiger Geſchicklichkeit ſtieg er hier vom Pferde, warf den Zügel freundlich grüßend in die Hand des herbeiſpringenden Stalldieners und betrat in dem Bewußtſein, gern geſehen zu werden, feſten und ſichern Fußes die ſteinerne Treppe, die unmittelbar zu der gewölbten Halle führte, in welcher ſämmtliche Herrſchaftszimmer ausmündeten.

Als er ſich dem Zimmer näherte, das dem General von Sindekow als Wohnzimmer diente, trat der Kammerdiener eilig aus dem Kabinet hervor, das ihm zum Lugorte angewieſen war, um die Meldung beim alten Herrn zu übernehmen. Erſtaunt ſah er dem Ankommenden entgegen.

Herr von Warrheim! rief er überraſcht.

In Perſon, mein Junge, entgegnete der Herr lachend. Dein Geſicht verräth, daß du einen Geiſt zu ſehen glaubſt. Iſt der Generaliſſimus in Loco? Der Kammerdiener bejahte und wollte dienſtbefliſſen vorangehen, um

Digitized by Google

den erfreulichen Beſuch anzumelden. Herr von Warrheim wehrte mit beiden Händen dieſer Förmlichkeit entgegen.

Laß bleiben! der alte Herr ſoll, gleich dir, überraſcht werden! Er ſchritt raſch auf die Thür zu, öffnete und blieb dann lauſchend hinter der Portière, welche die tiefe Wölbung der Thüre bekleidete, ſtehen.

Das Zimmer bot, wie draußen das Schloß in der friedlichen Herbſtabendſonne, den Anblick einer ſchönen, ruhigen Stille und eines antiken Glanzes. Draperien von Damaſt und Atlas, weißlakirte, mit Gold reich verzierte Möbel von uralten Formen und koſtbare Marmor- und Alabaſterverzierungen erhoben den Charakter des hohen Gemaches bis zur fürſtlichen Eleganz. Inmitten dieſes Zimmers ſaß der General an einem Schreibtiſche und ſonderte ſeine Papiere.

Bei dem Geräuſche, das vom Zufallen der Thür entſtand, erhob er den Blick und ließ ihn forſchend auf dem Vorhange ruhen, der den Eingang gänzlich verhüllte. Eine leichte Ungeduld legte ſich dabei auf ſeine Mienen und ſpielte Zorneswellen über die Stirn hinweg, als er Niemand näher treten ſah.

Was ſoll das? fragte er im Commandantentone: Wer da?

Herr von Warrheim ſtreckte ſeinen buſchigen Kopf vor und rief luſtig: Ich grüße Dich, alter Generaliſſimus, ich grüße Dich!

Schnell erhob ſich der alte Herr und ſchritt freudig der Thür zu.

Biſt Du zurück von Baden, Warrheim? Willkommen! Seit wann? ſprach er.

Seit Mittag, lieber Generaliſſimus. —

Und ſiehſt Dich ſogleich nach Deinem alten Freunde um? Das iſt brav von Dir!

Das ſcheint Dir ein ſicherer Beweis meiner Freundſchaft, warf Herr von Warrheim mit luſtigem Seitenblick ein. Im Allgemeinen haſt Du Recht, aber ſpeciell genommen ſind noch andere Gründe vorhanden. Ich ſoll Dich grüßen von Deinem Sohne Walter. —

Als hätte ein Blitzſtrahl den alten Herrn berührt, ſo ſaß er da und ſtarrte Herrn von Warrheim an. Alſo er lebt noch! — murmelte er dann kaum hörbar.

Ja, ja, er lebt, verſicherte Jener, und wendete ſich ſchonungsvoll zu dem Tiſche, — auf dem der Kammerdiener in aller Eile eine Erfriſchung ſervirt hatte, — um dem alten Freunde Zeit zur Faſſung zu laſſen. Ich traf ihn in Baden-Baden —

Als Bettler? fragte der General haſtig. Oder als Spieler? als Croupier?

Nichts von alledem. Als Patienten! Seine Geſundheit hat augenſcheinlich gelitten. —

Wovon lebt er? unterbrach ihn der General, achtlos gegen dieſe Nachricht.

Es wäre eine Indiscretion geweſen, ihn danach zu fragen, entgegnete

Digitized by Google

Herr von Warrheim ernſthaft. Sein Ausſehen war anſtändig, ſein Auftreten dort nobel.

Dann zehrt er von irgend einem Raube, den ich nachher büßen muß, fiel der alte Herr mit immer größerer Gereiztheit ein. Aber er ſoll ſich irren! Mein Ehrenwort zum Pfande, daß er ſich irren wird!

Nun, nun — beſchwichtigte Herr von Warrheim. Strafe muß ſein, aber du biſt und bleibſt doch hoffentlich Vater?

Sein Richter werde ich von nun an ſein — nichts weiter als ſein gerechter Richter! rief der alte Herr in einem Tone, dem tiefer und verhaltener Grimm Färbung gab.

Warrheim ſah den General mit beſorgtem Blicke von der Seite an, während dieſer fortfuhr: Ich habe gebeten und gewarnt. Ich habe gedroht und geſtraft auf Vaterweiſe. Ich habe ihm einen Einblick in unſere Verhältniſſe eröffnet, um ihm die Nothwendigkeit eines Schrittes, den ich ſchon damals beſchloſſen hatte, zu beweiſen. Jetzt ſind wir auf dieſem Punkte angelangt und nun beginnt mein Richteramt!

Herr von Warrheim hatte unter dieſen Worten ſeine Arme aufgeſtützt, die Hände gefaltet und ſein Kinn hineingeſetzt. So ſaß er unbeweglich und ſah ſeinen alten Freund mit den treuherzigen blauen Augen ſtill und unverwandt an. Der General begegnete dieſem Blicke voll ruhiger Hoheit.

Bitte nicht für ihn, Warrheim! Es würde Dir nichts nützen. Diesmal iſt jeder Beſchwichtigungsverſuch vergeblich. Er zog eine Schublade heraus, nahm ein Convolut Papiere und legte ſie vor Warrheim hin.

Hier iſt mein Wille! Hier iſt es verbrieft, beſiegelt und beſtätigt von der Hand des Souverains.

Alſo ſo weit ſchon? fiel Herr von Warrheim erſchrocken ein. Alſo unumſtößlich gewiß, was nur wie eine drohende Gewitterwolke erſchien?

Er ſchüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

Es iſt eine Uebereilung von Dir, verehrter Generaliſſimus, bei Gott, es iſt eine Uebereilung! Du haſt mit dem Beſchluſſe, „die Rechte Deines älteſten Sohnes dem jüngern zu verleihen", in Gottes Regiment eingegriffen, denn er hat Walter zuerſt in die Welt geſendet und ihm dadurch eine unveräußerliche Anwartſchaft auf das Lehn gegeben.

Dann hätte Gott ihm auch zugleich die Fähigkeit verleihen ſollen, die ihm zu ertheilende Stellung würdig auszufüllen, erwiederte der General bitter. Da ich habe einſehen müſſen, daß durch den Mißgriff Gottes mein Geſchlecht zu Grunde gehen würde, ſo fand ich mich berufen, die Rollen meiner Söhne zu wechſeln. Caſſian hat bis jetzt einen Lebenswandel geführt, der mich zu den ſchönſten Hoffnungen für ſeine Zukunft berechtigt. Sein Charakter flößt Vertrauen ein, ſeine Beſonnenheit und Umſicht befähigt ihn zu der Würde eines Stammhalters, obwohl er kaum die Jahre der Mündigkeit erreicht hat.

Digitized by Google

Das gebe ich Alles gern zu, liebſter Generaliſſimus, meinte Herr von Warrheim bedenklich; aber Du begehſt dennoch ein Unrecht, wenn Du den Gewaltſtreich ausführſt, womit Du Deinen älteſten Sohn, den einzigen Sprößling einer Frau, die Dich durch ihren Tod auf das Grauſamſte beleidigt hat, aus ſeinen Rechten verdrängſt.

Der General ſtand auf. Seine Geſtalt, hoch und gebietend, ſein Geſichtsausdruck, ſtolz und herrſchergewohnt, trat dabei ins vollſte Licht. Ich danke Dir, Warrheim, daß Du mit dieſen Worten eine Erklärung herbeiführſt, die von meiner Seite nie veranlaßt worden wäre. Zuerſt verſichere ich auf Männerehre, daß mich ein Rückblick auf dieſe unglückſelige Epiſode meiner erſten Ehe nicht geleitet hat bei meinen Entſchließungen. Walters Mutter war mir ein geliebtes Weib, als er geboren wurde. Daß ſie ſich nachher aus Liebe zu einem andern Manne das Leben nahm, hat mich allerdings kalt gegen ihr Andenken gemacht; aber auf meine Liebe zum Sohne hat es, bei Gott, keinen Einfluß gehabt. Seine eigene Unwürdigkeit trägt die Schuld.

Würdeſt Du eben ſo leicht und eben ſo raſch Deinen Sohn Caſſian aufgeben? fragte Herr von Warrheim ſchnell.

Ich kann mir den Fall gar nicht vorſtellen, entgegnete der General ruhig, weil eine Erniedrigung, wie ſie ſich Walter hat zu Schulden kommen laſſen, ganz außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt, wenn man an Caſſian dabei denkt.

Nimm den Fall an, daß andere Fehler ihn Deiner Liebe unwerth machten?

Ein ſchönes, vollgenügendes Lächeln überflog des alten Herrn Geſicht, als er darauf antwortete: Sage mir einen ſolchen Fehler. Ich kenne keinen an Caſſian.

Herr von Warrheim lächelte auch und nickte beiſtimmend. Der General fuhr fort:

Caſſians Hinneigung zum Bürgerthum iſt tadelnswerth, das gebe ich zu; aber dieſe Schwäche ſcheint ihm angeboren, denn ſeine Mutter gehörte zum Geſchlechte Derer von Warrheim.

Laß gut ſein, alter Generaliſſimus! rief Warrheim lachend. Was kann ich dafür, daß die Schweſter meiner Frau den reichen Banquier Meier angenehmer gefunden hat, als eine Stelle im Fräuleinſtifte.

Es iſt der erſte Bürgerliche in unſerm Kreiſe —

Dein ſteter Verdruß! Gott gebe nur, daß nicht Einer Deiner Söhne —

Sei ohne Sorgen. Dafür ſtehe ich ein. Sie kennen die Klauſel in unſerer Lehnsurkunde.

Herr von Warrheim zuckte die Achſel. Wenn Du Baron Walter aus ſeinen Rechten verdrängſt, ſprach er, ſo hat derſelbe keine Verpflichtung, ſich an Eure Familienbeſchlüſſe zu kehren.

Auch dafür iſt geſorgt. Eine Mesalliance würde ihn jeder Unterſtützung aus dem Familienfonds berauben.

Digitized by Google

Harte Maßregeln, Generaliſſimus, führen oft zum Extreme. Wenn nun zum Beiſpiel Baron Walter eine reiche Bürgertochter heirathen wollte, um ſeine gefährdete Exiſtenz zu ſichern?

Er thut es nicht! Eher bricht er in eine Bürgerwohnung ein und ſtiehlt ſich das Geld.

Eine ächte Raubritteridee! lachte Herr von Warrheim.

Weniger ſicher bin ich meines jüngſten Sohnes, fuhr der General fort. Kommt bei Caſſian eines Tages ſein Herz ins Spiel, ſo möchte er eine Zeit lang ſeiner Ahnen vergeſſen können. Aber auch dafür habe ich geſorgt.

Herr von Warrheim ſah ernſt vor ſich hin. Er rang mit einem Entſchluſſe. Sein Vorſatz, der ihn ſo eilig hergeführt, „alle Minen ſpringen zu laſſen", kämpfte mit ſeiner wahrhaften Zuneigung für den alten Herrn, den er außerdem achtete und ehrte. Es entſtand eine kleine Pauſe, die der General damit ausfüllte, ſeine Papiere wieder in die Schublade zu packen. Endlich raffte ſich Warrheim auf. Es blieb ihm noch ein Verſuch übrig, das verbitterte Vaterherz umzuſtimmen, aber er ging mit ſchwerem Herzen an dieſen Verſuch, weil er Bilder aus der Vergangenheit heraufbeſchwören mußte, die am beſten ſtill und tief begraben blieben.

Man möchte wünſchen, begann er gedämpften Tones, daß Walter, von einer leidenſchaftlichen Liebe hingeriſſen, an eine Ehe dächte. Eine Frau vermag oft durch einen Blick mehr, als ein Vater durch tauſend bittende Worte.

Glaub doch das nicht! rief der General, ſorglos ſeinem Hange zur Rechthaberei folgend. Eine Frau bewirkt gar nichts. Eine Frau wird dem Spieler nur eine läſtige Bürde, worauf er hin und wieder Rückſicht zu nehmen Miene macht.

Du ſprichſt gegen Deine Ueberzeugung, entgegnete Warrheim aufgeregter und kühner. Wenn die Frau feſt und energiſch ihren Weg verfolgt, wenn ſie muthig der Härte des Gatten trotzt und ſelbſt der Mißhandlung ſich unterwirft, um den Gatten von der Schändlichkeit ſeiner Spielleidenſchaft zu überzeugen, dann iſt an einem endlichen Erfolge nicht zu zweifeln. Dein eigenes Leben liefert ein Beiſpiel und einen glänzenden Beweis.

Wie von einem Natterſtiche getroffen fuhr der General zurück und lehnte ſich feſt gegen die Lehne ſeines Seſſels. Er unterließ es diesmal, ſeinen Blick hoheitsvoll auf den kühnen Sprecher zu richten, der mit dieſen Worten eine entſetzliche Erinnerung aus ſeinem frühern Leben ans Tageslicht zog. Auch er war der Spielwuth ergeben geweſen, auch er hatte in blinder Leidenſchaft ungeheure Summen aufs Spiel geſetzt. Dem ſtandhaften Widerſtreben ſeiner zweiten Gattin war es endlich gelungen ihn zu heilen; aber es hafteten Erinnerungen an dieſer Kur, die das ruhig gewordene Herz ſchaurig bewegen mußten. Ein ſchmerzliches Lächeln umzuckte den Mund des alten Herrn. Es deutete dem aufmerkſamen Beobachter an, daß er ſich ſeiner gründlichen Beſ-

Digitized by

ſerung, die ſich von dieſen Scenen her datirte, keineswegs ſchämte, daß er jedoch nicht geſonnen ſei, ſich dieſer frühern Paſſion wegen nachſichtiger gegen des Sohnes Fehler zu zeigen. Herr von Warrheim erkannte, daß ſeine Pfeile vergeblich verſchoſſen waren.

Die ruhige Gelaſſenheit, womit der General alle ſeine Angriffe abgeſchlagen hatte, entwaffnete ihn vollſtändig und er ſann auf einen ehrenerklärenden Rückzug, als der alte Herr mit kräftiger Stimme begann:

Deine Bemühungen, durch die Geiſter der Vergangenheit meine felſenfeſt gewordenen Entſchlüſſe anzufechten, ſcheitern an der Erkenntniß, daß der Mann, den ich Sohn nennen muß, unverbeſſerlich daſteht. Die Gemeinheit iſt an ihn herangekrochen und hält ihn umwunden, wie die Schlange ihren Raub. Dieſe ekelhafte Vermengung mit Gaunern, Schelmen aus hoher und niederer Sphäre, Spielern von Profeſſion und ſonſtigen Höllengenoſſen, dieſe Erniedrigung zu ihren Handgriffen und Kunſtſtücken hat ihn aus der Reihe der Reichsbarone von Sindekow geſtrichen.

Sollte das Edle in ihm nicht eines Tages wieder überwiegend hervorleuchten können? fragte Warrheim ſchnell einfallend.

Nein! Wer ſo tief in den Netzen ſeiner Leidenſchaft verſtrickt geweſen iſt, dem wird die Bahn der Ehre ſtets als ein blumenloſer, mühſeliger Pfad erſcheinen, welcher ihm nur Langeweile im Pflichtenleben verheißt. Wenn Du mir mein eigenes Leben nach der Kataſtrophe, die mir Beſſerung brachte, als Beiſpiel vorführen willſt, ſo entgegne ich Dir: ich bin ſtets ſtolz meiner Leidenſchaft zum Spiele gefolgt — ich habe ſtolz mein Gold dahin geworfen, um ihr zu fröhnen, und bin dabei rein von allen niedrigen und ehrloſen Verbindungen geblieben.

Warrheim erhob ſich mit der Miene eines vollſtändig Beſiegten und machte Anſtalt, ſeinen Beſuch zu endigen. Der General beobachtete ihn. Warrheims Urtheil war ihm nicht gleichgültig, deshalb wollte er den Eindruck ergründen, den ſeine Vertheidigung auf ihn gemacht hatte. Vielleicht hatte er nicht ohne Grund den Vollzng ſeiner Beſchlüſſe beſchleunigt, bevor derſelbe von ſeiner Badereiſe zurück war. Herr von Warrheim ſelbſt ſchien dies anzunehmen, indem er ſagte:

Du haſt gethan und ausgeführt, was ich nicht billigen kann, und als nächſter Verwandter deines jüngſten Sohnes nicht billigen darf. Allein wenn die Agnaten des Hauſes Sindekow darüber einig geworden ſind, den wirklichen Stammhalter und Erbherrn ſeiner Rechte zu entſetzen, ſo werde ich als Spillmage dem Beſchluſſe ſämmtlicher Schwertmagen *) nicht entgegenſtehen können, obwohl ich vor der Zuſammenberufung derſelben meinen ganzen Einfluß auf Dich angewendet haben würde, um Dich zur Nachſicht

*) Spillmage, Verwandter mütterlicher; Schwertmage, Verwandter väterlicher Seite.

Digitized by Google

zu ſtimmen. Jetzt habe ich meiner Pflicht genügt und Dir nachträglich das Gewiſſen geſchärft. —

Ohne Schonung, unterbrach ihn der General lächelnd und reichte ihm die Hand.

Wir ſind Freunde, alter Generaliſſimus, entgegnete Warrheim bedeutungsvoll. Schande über den Mann, der ſeinen Freund ungewarnt läßt! Ich überlaſſe Dich Deinen Gedanken! Jetzt will ich ſchleunig heim, denn ich habe das Haus voller Beſuch. Der Miniſter iſt geſtern eingerückt nebſt Gemahlin und Tochter, und ich ſelbſt habe mir einen netten Paſcha mitgebracht von Baden. Komm mit hinüber nach Warrheim und ſieh Dir den Türken einmal an.

Der General wehrte die Einladung mit beiden Händen ab. Ich habe keine Paſſion für Türken und Juden! ſprach er lächelnd.

Nun — ich auch nicht, obwohl ich im Hauſe meines Schwagers Meier ganz reſpectable Juden habe kennen lernen. Aber mein Türke iſt ſchon etwas deutſch-franzöſiſch cultivirt. Er trägt weder Pluderhoſen noch gelbe Pantoffeln und verſchmäht die Majeſtät des Turbans. Sein Aeußeres erinnert an eine Theaterfigur in Phantaſieuniform; und auſer dem Fez, das dem Kerlchen allerliebſt kleidet, ſiehſt Du nichts Orientaliſches an ihm.

Wo haſt Du denn Deinen Paſcha aufgegriffen? Weshalb iſt er bei Dir?

Warrheim ſtrich etwas verlegen über ſein ſchnurrbärtiges Geſicht. Aufgegriffen habe ich ihn in der Lichtenthaler Allee in Baden-Baden, wo er mit komiſchem Entzücken die unverſchleierten Geſichter der Damen bewunderte; mitgebracht habe ich ihn meines eigenen Vergnügens wegen.

Du ſollteſt die Gaſtfreundſchaft Deines Hauſes nicht ſo unvorſichtig ausdehnen, warf der General vorwurfsvoll ein. Ein Türke auf Schloß Warrheim — fi donc!

Sei nur ruhig, alter Generaliſſimus, ſcherzte Warrheim, es iſt nicht gar zu viel von Türken an ihm. Er iſt an der Grenze vom Gebirge Montenegro geboren, alſo mehr Grieche, ja Feind des Türken, und dabei des Fürſten Damano älteſter Sohn.

Und unter ſolchen Umſtänden hältſt Du ihn für ebenbürtig und des Aufenthaltes in Deinen heiligen Mauern würdig, meinte der General ironiſch. Wenn Du, wie ich, die Naturwüchſigkeit eines ſolchen Fürſtenhofes im Lande der Montenegriner hätteſt kennen lernen, ſo würdeſt Du gezaudert haben, dieſen Fürſtenſohn bei Dir einzuführen. Ich wette, Fürſt Damano füttert ſeine Hühner und wäſcht ſeine Pferde mit eigenen hohen Händen.

Herr von Warrheim rieb ſich komiſch verzweifelnd die Ohren. Ich muß Alles über mich ergehen laſſen, was das Schickſal wegen meiner unverſtändigen Gaſtfreundſchaft über mich verhängt. Bis jetzt entwickelt mein Türke eine ſo ächte Türkenfaulheit, daß er meine Pferde ganz gewiß ungewaſchen

Digitized by

leben läßt. Er iſt artig und maulfaul, verſtändigt ſich am beſten mit meiner Frau durch die wenigen Brocken franzöſiſch und deutſch, die ſein Sprachſchatz aufweiſt, und hilft ihr Fez zuſchneiden und fabriciren. Die Damen fanden nämlich dies Kopfbekleidungsſtück ſo bezaubernd, daß ſie ſchon in Baden begannen die ehrbaren Köpfe ihrer chriſtlichen Ehemänner damit zu verſehen.

Die beiden Männer reichten ſich jetzt die Hand, und nachdem der General zögernd gefragt hatte, ob ſein Sohn Walter noch in Baden weile, ſchritt Herr von Warrheim eiliger der Thüre zu. Plötzlich wandte er wieder um.

Weißt Du, was ich von dem Beſuche des Miniſters auf Warrheim glaube? Er gilt Deinem Sohne Caſſian! Excellenz gaben ſich ſogleich in der erſten Viertelſtunde als einen warmen Bewunderer des vortrefflichen jungen Barons zu erkennen. Daß deſſen Vortrefflichkeit durch die vorausſichtliche Reichsbaronſchaft weſentlich gehoben wird, brauche ich Dir wohl nicht erſt anzudeuten. Ich wollte jedoch nicht verſäumen, Dich vorläufig zu unterrichten, damit Du nicht als Zufall betrachteſt, was Abſicht iſt. Fräulein Alma verſteht mit achtzehn Jahren ihren Vater beſſer, als die gute, brave Miniſterin mit vierzig.

Ich hätte gegen Fräulein Alma nichts einzuwenden, erwiederte der General freundlich. Sie iſt meiner Familie ebenbürtig —

Bis aufs Haar! bekräftigte Warrheim mit leichter Ironie.

Ihre Erſcheinung blendet. Sie iſt fein und nobel —

Einſtudiert —

Trägt das hübſche Köpfchen ſtolz wie eine Fürſtin!

Aber ihr Herzchen niedrig zu Markte, murmelte Warrheim.

Ihre Tournüre iſt makellos —

Kein Wunder, denn ihre gnädige Tante iſt Oberhofmeiſterin.

Genug, ich halte Fräulein Alma für eine ausgezeichnete junge Dame.

Dafür hält ſie ſich auch! Warrheim begleitete dieſe Worte mit ſeinem unwiderſtehlich gutmüthigen Gelächter und verſchwand hinter der Portière.

Der General ließ ſich, angeſteckt von dieſem Ausbruche der Heiterkeit, mild lächelnd wieder in ſeinen Armſeſſel nieder. Bald aber verdrängten Wolken der Sorge und des Zornes dieſen Sonnenblick der Laune. Seine Stirn furchte ſich und ſein Auge hing ſinnend an den Gemälden, die von der Wand auf ihn herabſchauten. Es war ſein Bild zwiſchen den Bildern ſeiner beiden vorangegangenen Gattinnen, die nach altem Familiengebrauche ſo lange im Arbeitszimmer der Reichsbarone Platz behielten, bis eine neue Generation als Herrſcher auftrat und ſie in den Ahnenſaal verſetzt wurden.

Des Generals Blick verdunkelte ſich mehr und mehr. Mächtige Regungen bewegten augenſcheinlich ſeine Bruſt. Seine Hand zitterte, als er zur Schreibmappe griff und einen Briefbogen vor ſich niederlegte. Seine Hand zitterte ſtärker, als er die Feder eintauchte in das uralte Tintenfaß, als er ſie anſetzte, um ſeinem Erſtgebornen zu melden, daß er ausgelöſcht ſei aus der

Digitized by Google

richtigen Reihenfolge der Sindekowſchen Erblinie. Seine Hand zitterte und verſagte den Dienſt! Schnell ſtand der alte Herr auf, verließ das Zimmer und ſchritt zum Ahnenſaale hin, um ſich Muth zu holen zum ſchweren Werke.

Dort, unter den ſtolzen Geſtalten, die mit der kalten Würde ihres Standes auf ihn herabſahen und ihn zur Strafe des Frevlers, der ihren Namen compromittirt, aufforderten, dort wurde ſein Herz wieder ruhig und ſeine Entſchlüſſe wieder feſt. Er ſoll kommen! ſprach er für ſich. Er ſoll hier ſeine Schmach bekennen und hier ſein Urtheil hören!

Langſam ſchritt er in dem Saale auf und ab. Seine Stirn ſenkte ſich unter der ſtrengen Selbſtprüfung, der er ſich unterwarf, und unter der Laſt der Sorge, welche die Erinnerung auf ihn häufte. Zwei Jahre waren verfloſſen, in denen er den Sohn als todt betrachten mußte, der ein Todeswurm ſeines Daſeins geweſen ſeit Jahrzehenden. Zwei Jahre hatte er dieſem Sohne vergeblich nachgeforſcht, nachdem er ſeine enormen Schulden, die jener auf ſchmachvolle Weiſe gemacht und auf des Vaters Schultern geworfen, bezahlt hatte. Zwei Jahre hatten ſtill gewirkt, um eine hinreichende Maſſe Groll aufzuhäufen und Entſchlüſſe zur Reife zu bringen. Jetzt trat der Moment ein, wo er als Richter das Urtheil kundgeben und die gerechte Strafe vollſtrecken ſollte; und jetzt ſollte er wanken?

Er muß kommen! murmelte der Reichsbaron, im wiedergewonnenen Stolze ſeine Stirn zu den Ahnen aufhebend. Er muß hier fühlen und bekennen, daß er der Gemeinſchaft mit uns ſich unwerth gemacht hat!

(Fortſetzung folgt.)

Schiller als Philoſoph.

Vortrag, gehalten in der Roſe zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fiſcher.

(Fortſetzung.)

Seine phantaſirende Empfindung hatte ihm, wie dem Dichter der Heloiſe, Freundſchaft und Liebe als die höchſten Güter des Lebens vorgezaubert, die einzig begehrenswerthen, in denen ſich das menſchliche Ideal vollendet. In der Liebe ſollte ſich das göttliche Geſetz der Natur erfüllen. Aus dieſem Gedanken ſchöpft der Dichter ſeine Philoſophie. Liebe iſt die Harmonie der Seelen. Wenn die Harmonie der Seelen das Weltgeſetz iſt, was iſt dann die Weltordnung? Was iſt die Gottheit? Wie müſſen wir uns Gott und die Natur vorſtellen, wenn ſich in der Harmonie der Seelen der göttliche Zweck der Welt und damit unſere höchſte Beſtimmung erfüllen ſoll? Auf dieſe Frage antwortet Julius mit ſeiner „Theoſophie.“ Und was er ſeine Philoſophie nennt, iſt eine Antwort nur auf dieſe Frage.

In der Liebe vollendet ſich die menſchliche Natur. „Wenn ich haſſe, ſo

Digitized by Google

nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Menschenhaß ist ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens." „Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten."

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie.

Wenn aber die Harmonie der Seelen ein Weltgesetz und das höchste von allen ist, so muß die ganze Schöpfung ein Seelenreich sein und ein harmonisches. Wenn alle Wesen im großen Einklang des Weltalls begriffen sind, so müssen sie einander verwandt sein und gleichsam zu einer Familie gehören, von einem und demselben Wesen abstammen; dann ist die Körperwelt aufgenommen in die Geisterwelt und es darf nichts geben, das vollkommen seelenlos wäre. „Wie merkwürdig wird mir nun Alles! Jetzt, Raphael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist, wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken — und so verstehe ich die Lehre von der Allgegenwart Gottes."

Alle Wesen bilden ein Seelenreich und ein einmüthiges. Verschieden wie die Dinge sind und dennoch einmüthig, kann ihre Harmonie nur darin bestehen, daß sie ein vollkommenes Stufenreich bilden, dessen höchste und vollkommenste Stufe Gott selbst ist. Die Natur bildet eine unendliche Reihe, deren Vollendung und Summe gleichsam die Gottheit ausmacht. „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck) ist ein unendlich getheilter Gott. Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunkle Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiele es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der

Digitized by Google

Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören." *) „Alſo Liebe iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt zielen wir dahin:

Todte Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen,
Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
Aufwärts, durch die tauſendfachen Stufen
Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
Waltet göttlich dieſer Drang.

Arm im Arme, höher ſtets und höher,
Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
Der ſich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit" **).

So wird die Natur betrachtet werden müſſen als das vollkommene Abbild des göttlichen Weſens, als die in Raum und Zeit ausgeführte Idee Gottes, d. h. mit andern Worten als ein göttliches Kunſtwerk: ein lebendiges, dem jedes Weſen als ein Glied harmoniſch eingefügt iſt. Dieſe Weltanſicht nennt Schiller ſelbſt „das Glaubensbekenntniß ſeiner Vernunft." So muß die Welt geordnet ſein, dachte der Dichter, wenn die Liebe als eine ewige Nothwendigkeit gelten ſoll. „Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben."

Die Liebe begründet dieſe Hoffnungen, aber ſie darf ſich nicht ſelbſt auf

*) Vergleiche damit die Parallelſtellen in den Künſtlern: V. 474—481 (Schluß), 448 und 49. Dieſe theoſophiſche Phantaſie hat in ihrer Anſchauungsweiſe und in dem beliebten Vergleiche mit dem Licht etwas gemein mit der Myſtik und Emanationslehre der Neuplatoniker.

**) Der Grundgedanke dieſer poetiſchen Weltbetrachtung iſt wiſſenſchaftlich von Leibnitz begründet, namentlich in der Theodicee ausgeführt und der deutſchen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts von hier aus mitgetheilt worden. Vgl. mein Werk über Leibnitz und ſeine Schule. XXI. S. 624. 629.

Digitized by Google

dieſe Hoffnungen gründen. Sie wäre ſonſt nicht mehr uneigennützig, und wenn ſie eigennützig wäre, ſo wäre ſie nicht mehr Liebe. Selbſt auf die Hoffnung des Jenſeits gegründet, alſo auf einen ewigen Vortheil, wäre die Liebe zwar die edelſte Stufe des Egoismus, aber doch Egoismus. „Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwei höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht auf eine Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!“ „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben der Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt.“

Hier iſt der erſte Punkt, wo Schiller mit Kant zuſammentrifft im Begriffe der Tugend, in der Auffaſſung des ſittlichen Lebens, ohne daß er von dem Philoſophen irgendwie abhängig wäre. Er hat ein moraliſches Ideal erreicht, welches dem kantiſchen gleicht. Er ſtimmt mit dem Philoſophen überein, daß die Sittlichkeit, in welcher die Tugend beſteht, jede Art des Eigennutzes, auch die edelſte, ausſchließt; daß alle religiöſen Hoffnungen ſich auf das ſittliche Leben gründen, nicht umgekehrt das ſittliche Leben auf die Hoffnungen des religiöſen Glaubens. Aber zugleich offenbart ſich in eben dieſem Punkte ſein Unterſchied von dem Philoſophen: ein Unterſchied, der ihm an dieſer Stelle noch nicht bewußt war. Schiller gründet die Tugend auf die Liebe, zwar auf die uneigennützige, aber doch auf Liebe, alſo auf Neigung; Kant gründet ſie auf keinerlei Neigung, ſondern blos auf das Geſetz, er verneint jede Art der Neigung als ein fremdartiges und unreines ſittliches Motiv. In der Auffaſſung der Tugend ſympathiſirt Schiller mit Kant, in der Begründung derſelben mit Rouſſeau. Und darum ſagten wir, daß ſeine philoſophiſchen Selbſtbekenntniſſe den Uebergang bilden von Rouſſeau zu Kant. Sie erklären uns die Stimmung der Reſignation, ſie weiſen hin auf das ſittliche Ideal, welches Schiller in ſeinem Poſa vor Augen hatte.

Aber die Briefe ſchließen zugleich mit einer weit höheren Reſignation, als welche die uneigennützige Liebe verlangt. Sie verlangt die Verzichtleiſtung auf das egoiſtiſche Glück; ſie begründet zugleich jene „Theoſophie“, in welcher die Welt betrachtet und geliebt wird als ein göttliches Kunſtwerk, und ſie ſetzt in dieſe glückliche Erkenntniß die höchſte Beſtimmung des Menſchen. Wenn die Verzichtleiſtung auf das menſchliche Glück eine vollkommene ſein ſoll, ſo werden wir auch dieſem Glücke entſagen müſſen. Und vielleicht verhalten ſich der theoretiſche, thatloſe Genuß, dem wir uns in der Anſchauung des göttlichen Kunſtwerks hingeben, und das moraliſche, ſelbſt-

Digitized by Google

thätige Streben wie entgegengesetzte Größen. Wenn wir den ersten aufgeben, so werden wir vielleicht das zweite um so kräftiger fördern. Und was verbürgt uns zuletzt, daß jene Erkenntniß der Welt, als eines göttlichen Kunstwerks, eben so wahr ist als glücklich? Was gilt dieses Glück ohne die Wahrheit? Es ist ein Traum unserer Phantasie. Wir haben von der menschlichen Kunst auf die göttliche geschlossen, nach unserer Natur die ganze Natur, nach unserer Thätigkeit die göttliche geschätzt: was gibt diesem Schlusse Sicherheit, diesem Schluß, der sich auf eine unsichere, vielleicht nur eingebildete Analogie gründet? Sind wir denn gewiß, daß unsere Natur überhaupt fähig ist, die Wahrheit der Dinge zu erkennen? Kennen wir denn genau den Umfang unserer Kräfte? Ehe wir diese Kräfte genau untersucht haben, ist jede Erkenntniß der Welt, sei sie noch so glücklich, eine Ueberschätzung dieser Kräfte, und die Größe, die wir als die unsrige empfinden, indem wir das Geheimniß des Weltalls entdeckt haben wollen, ist in Wahrheit eine eingebildete Größe, ein unwahres Glück, das wir opfern müssen, auch im Interesse der Tugend.

Das ist der zweite Punkt, in dem Schiller am Schluß seiner Briefe mit Kant zusammentrifft, er begegnet hier dem kritischen Philosophen. Das gibt Raphael seinem theosophischen Freunde zu bedenken: „Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, den er bearbeitet, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ahnt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insectenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den fremden Stoff, den er zur Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie auch in dem kleinsten Geschöpfe würdigt, verherrlicht den Künstler eben so sehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu sein scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu

Digitized by Google

kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größeren Menge von Mißtönen ist unserem Ohr unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edlen Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann. Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit dir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich.

2. Messenien; Volkstänze; Modon, Golf von Kalamata, Nisi, der Berg Ithome.

Von Navarin aus machte ich einen Abstecher ins messenische Gebirge, wo ein Volksfest alle benachbarten Stämme unter die schattigen breiten Zweige einer Platanengruppe zusammenrief.

Ein reichhaltiger Bach umrieselte in vielfacher Verzweigung die uralten Wurzeln jener klassischen Bäume und bildete eine Menge kleiner Inseln, auf deren moosigem Abhang sich das Völkchen, familienweise gesondert, gruppirte. Das zackige Gebirge Messeniens bildete auch hier den Hintergrund, auf dessen ruhiger Wand sich alle die bunten Formen durcheinander bewegten.

Ganze Hämmel wurden an hölzernen Pfählen über der Gluth gedreht und die mit Fett umwickelten Eingeweide als vorzüglicher Leckerbissen besonders geschmort. Dann breiteten sich frische Platanenblätter zu einem schönen und einfachen Tischtuche aus; mit dem Ataghan wurde zerlegt, mit den Fingern gegessen, und zum kühlenden Tranke vermählte sich der starke Pechwein mit den Fluthen des zu den Füßen gleitenden Baches. Als Austausch der Freundschaft sandte man sich die besten Leckerbissen der Tafel, und gerne verhandelten wir Franken eine unserer größten Rebhühnerpasteten für eine herrliche Hammelskeule, die so schmackhaft bereitet war, als ich mich nicht erinnere, sie jemals gegessen zu haben. Die Jugend sang näselnde Liebes- und Freiheitslieder zur summenden Laute.

Als aber die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, da

Digitized by Google

erhob ſich die Muſik im Chor und ſchwang die frohen Gemüther zu bacchiſcher Luſt hinauf. Es ſonderte ſich die Jugend zum wechſelnden Reihentanz. Die Reihenführer ſchwenkten das wogende Gefolge in mancherlei kühnen Bewegungen umher und ſingend begleiteten die Tänzer ſelber ihren Schritt. Weiterhin kreiſten die Frauen in ernſteren Windungen; in ſtolzen Schritten rhythmiſch vorwärts dringend und wieder halb rückwärts tretend, glichen ſie dem Zuge der Helikoniden. Aber auch gemiſchte Tänze wurden gehalten.

Es ſind bekanntlich verſchiedene Tänze üblich bei den Griechen, die entweder zu Zweien oder im Reigen gehalten werden. Jede Provinz hat ihren beſondern Tanz. Der Epirotiſche heißt noch zuweilen die Pyrrhiche und hat wahrſcheinlich keine weſentlichen Veränderungen erlitten. Ein äußerſt liebliches Basrelief der Bourboniſchen Sammlung zu Neapel ſtellt ſechs erwachſene Mädchen und ein Kind vor, die mit in einander gefügten Händen den Reigen bilden und in tragiſchem Schritte den Körper ſeitwärts vorſchwingen. Obgleich ich dieſes Basrelief ſchon vorher kannte, ſo ergriff mich die Schönheit deſſelben erſt recht, als ich es auf der Rückkehr zum zweitenmal ſah und dabei lebhaft an unſere Meſſeniſchen und Atheniſchen Schönen erinnert wurde. In meiner Kindheit habe ich auf Holſteins Wieſen ähnliche Reigen getanzt, und ich freue mich der Erinnerung an die einfachen Lieder, die von kindiſchen Stimmen dabei abgeleiert wurden. Am Ende des Tanzes ſprang Alles hoch in die Höhe und kauerte dann nieder und blieb ein paar Sekunden in dieſer Stellung, bis die zweite Periode des Tanzes begann. Dieſes iſt ganz ächt griechiſch. Noch ſehe ich die faltenreichen Fuſtenellen beim plötzlichen Niederkauern ſich im Winde blähen und langſam wie fallende Luftballons niederſinken. In keinem Lande außer bei uns erinnere ich mich Aehnliches geſehen zu haben. —

Die Stadt Modon enthält nur noch unbedeutende Reſte des Alterthums. Man findet einige Bruchſtücke von Basreliefs, Capitälern und Ornamenten, eingemauert in die Wände der griechiſchen Häuſer. Aber intereſſanter ſind die Beiſpiele byzantiniſcher und türkiſcher Bauart, die ſich hier beſſer, als irgendwo in Morea erhalten haben. Die ehemalige Reſidenz des Wojwoden auf Morea iſt ziemlich in ihrer urſprünglichen Geſtalt geblieben. Der Haupteingang führt in einen unregelmäßigen Hofplatz, der mit breiten, von zierlichen, weit auseinander ſtehenden Holzpfeilern getragenen Hallen umgeben iſt. Dieſe inneren Hallen, mit ihren vorragenden von leichtgezackten durchbrochenen Borden eingefaßten Dächern, mit ihrem buntgemalten oft vergoldeten Getäfel und den geſchnitzten Thüren, die zu den wenigen aber bequem eingerichteten Zimmern führen, bilden den eigentlichen Charakter des türkiſchen Wohnhauſes. Von außen bilden die verſchiedenen Stockwerke treppenförmige Vorſprünge, die durch ſchräge Querbalken unterſtützt ſind. Die Fenſter beſtehen aus zwei Theilen, von denen das oberſte mit bunten Glasſcheiben

Digitized by

in barocker Einfassung von Gyps versehen ist, der untere aber bloß mit hölzernen Läden verschlossen wird, die sich nur selten öffnen. Die Anzahl der Fenster ist sehr groß, sie werden bloß durch die Breite eines Balkens von einander getrennt. Ueberhaupt bestehen alle türkischen Wohnhäuser, die ich gesehen habe, in ihren oberen Stöcken aus Bindwerk. Diese Constructionsart ist wegen der häufigen Erdstöße im Orient zweckmäßig, die Gefahr der Feuersbrünste wird aber dadurch vermehrt. Auch befindet sich in Modon eine altchristliche Basilika, die später zur Moschee umgewandelt und sodann als Kornmagazin benutzt wurde.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Navarin traten wir auf guten Maulthieren unsere Wanderung durch Morea an. Das Maulthier kostet, beiläufig gesagt, etwa 8 bis 10 türkische Piaster oder 3 bis 4 Franken für den Tag.

Unser ganzer Proviant bestand aus zwei kleinen holländischen Käseköpfen, welche wir einem holländischen Seekapitain in Navarin abgekauft hatten, und die uns sehr gute Dienste leisteten. Man thut wohl sich auf ähnlichen Reisen durch das Innere von Griechenland bestmöglichst mit Vorrath zu versehen, denn man findet nichts als Eier, Hühner, und höchstens etwas Reis zum Pilav. Selbst an Brod fehlte es uns mehr als einmal.

Gells Itinerarium diente uns als Wegweiser. Außerdem hatten wir uns mit dem Werk von Barthelemy und einer französischen Uebersetzung des Pausanias ausgestattet. Es ist mühsam, sich durch die unsystematische Beschreibung des letzteren und durch das Labyrinth seiner Episoden und Absprünge hindurchzufinden und selten gelingt es, seine Spur mit Sicherheit zu erkennen. Aber sehr interessant und nützlich war er uns an mehreren Orten, in Messene, zu Sparta, in der Argolis und namentlich in Athen. Unsere Wanderung sollte uns nun zuerst nach dem alten Messene führen, auf dessen Ueberreste uns die lebhaften Beschreibungen unserer Freunde in Navarin gespannt gemacht hatten.

Auf dem Wege dahin war das erste, was unsere Aufmerksamkeit an sich zog, ein enges Felsenthal auf ungefähr dreiviertel deutschen Meilen Entfernung von Navarin und noch in der Nähe des Golfes gleiches Namens, dessen steile Felswände sich eine Zeitlang ins Land hinein parallel erstrecken, aber dann auf einmal sich so sehr verengen, daß nur Platz für den Lauf eines herabstürzenden Giesbaches bleibt. Hier haben die Venezianer, denen Morea so manches vortreffliche Werk im Brücken-, Straßen- und Festungsbau zu verdanken hat, einen schönen Aquäduct hoch in die Luft von einem Felsen zum andern erhoben, dessen Spitzbögen das schönste Quellwasser herübertragen, dasselbe, welches von diesem Thale aus, in Röhren geleitet, Navarin versorgt. Zwischen diesen schwindlichten Klippen, deren feuchte Tropfsteinmassen ein Wald von ästigen Schlingpflanzen bekleidet, die oft in langen Fäden bis zum Grunde hinabranken, sieht man hie und da kleine Grotten, die einst

Digitized by Google

mit aus Holzstämmen roh verfertigten Thüren verschlossen waren, von denen noch Reste sichtbar sind, auf einer Höhe, daß es unmöglich scheint, wie Menschen dahinauf kommen konnten. Dies sind die Zufluchtshöhlen der Bewohner der benachbarten Ländereien, von wo aus sie in sicherem Hinterhalt die verfolgenden Türken verspotteten.

Der Weg führte uns nun über die Höhen, die das Becken von Navarin beherrschen, durch kurzes Gestrüpp von Myrten, wildem Mastyx und Agnus Castus, womit ein großer Theil des ausgedörrten Messenien bedeckt ist.

Nach mehrstündigem Ritt in heißer Tageszeit erblickten wir endlich auf den Höhen den schönen Golf von Calamata, dessen herrliche reiche Ebenen sich bis an den Fuß des finstern, im Hintergrunde starrenden Taygetus erstrecken. Rechts in der Tiefe rauchten die Häuser von Coron und in der Ferne schimmerten die Ruinen des Schlosses Calamata durch dichte Oliven- und Feigenwälder.

Das Städtchen Nisi besteht bloß aus einem Bazar, der die Umgegend mit den nöthigsten Bedürfnissen versieht. Die hölzernen Boutiquen bilden eine enge Straße, die in ihrer ganzen Länge durch hängende Segeltücher und Matten vor den Strahlen der Sonne geschützt ist. In allen Städten Griechenlands habe ich diesen Gebrauch beobachtet.

Die Caffeestube ist zugleich die einzige Herberge im Orte. Vermischt mit den freien Hellenen streckten wir unsere müden Glieder auf den harten bretternen Bänken aus. Unsere getreuen Mäntel vertraten hier wie noch oft späterhin die Stellen der fehlenden Matratzen und der Decke. Zum mindesten ward uns am frühen Morgen das Aufstehen nicht sauer und schon vor Anbruch des Tages gings weiter.

Aber für dießmal ließen wir, ungern genug, die lachende Ebene von Calamata rechts liegen und wandten uns den Bergen von Obermessenien zu.

Nach mühseligem Tagemarsche durch Gegenden, die im Ganzen so mager und unbebaut sind wie die gestrigen, und meistens auf schmalen unbequemen Fußsteigen langten wir Nachmittags gegen vier Uhr am Fuß des Berges Ithome an. Die schönen Fernen von Arkadiens und Sparta's Bergen, umduftet von den bläulichten Herbstnebeln, gewährten in dieser Oede eine stärkende Nahrung für's Auge und kürzten die Länge des Weges.

Auf diesem Wege fesselten einige interessante Kirchenruinen byzantinischer Zeit unsere Aufmerksamkeit. Man hat neuerdings den byzantinischen Kirchenstyl vielfach in Anregung gebracht, und ihn vorzugsweise zur Nachahmung anempfohlen, man erlaube mir deßhalb gelegentlich hier einige Bemerkungen über diesen Gegenstand einzuschalten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die naturforschende Methode der Rechtsphilosophie.

System der Rechtsphilosophie von Ludwig Knapp. Erlangen, Verlag von F. Enke. 1857.

Man hat die philosophischen Studien mit Recht eine Gymnastik des Geistes genannt, und von diesem Gesichtspunkte aus würde es sicher sehr zu beklagen sein, wenn die Philosophie wirklich in die Rumpelkammer geworfen werden sollte. Es ist aber die Gefahr nicht groß, daß dies geschehen werde, denn der philosophirende Geist der deutschen Nation wird seine gymnastischen Uebungen nach wie vor sich nicht leicht absprechen lassen; mag er nun augenblicklich dieselben unter der Fahne des einen oder anderen philosophischen Systems, oder auch ohne eine solche oder gar gegen alle philosophischen Systeme vornehmen.

Das Werkchen, von dem hier die Rede ist, gehört zu denen, welche sich, ein wenig im Geiste der Zeit, als aller Philosophie bitter feindlich gesinnt ankündigen. Es will die „eingebildeten Grundbegriffe sprengen" und dadurch zu einer Art negativer Rechtsphilosophie gelangen. Anstatt auf dem Wege eines philosophischen Systems versucht Herr Dr. Knapp sein Ziel auf dem „der naturforschenden Methode" zu erreichen. „Der vorliegende Versuch", sagt er in der Einleitung, „geht von der naturforschenden Methode, d. h. von der Alleinherrschaft der sinnlichen Erkenntniß aus, und setzt die Aufgabe des Philosophirens in die Erklärung der Einbildung, so daß er die Philosophie als die hohe Polizei des Wissens faßt, unter deren Aufsicht nur die Herbergen der gewöhnlichen Friedbrecher der Denkmethode, aber nicht die Tempel der Schönheit und Gewißheit, also weder Kunst noch Naturwissenschaft stehen."

Schon diese paar Zeilen bekunden, daß wir es hier nicht mit einem Philosophen der alten Zeit zu thun haben, deren gymnastische Uebungen höchstens in einem athemlosen Laufe durch das „Labyrinth" — den „Schneckengang" — um deutsch zu sprechen mit Vater Jahn — unserer alten Turnplätze, oder auch in ein paar schwerfälligen Sprüngen mit Sack und Pack bestanden, sondern mit einem rüstigen Springer über Stock und Stein, mit einem, der's Rad schlagen konnte, ehe er auf den Turnplatz kam, der das Klettern an den Bäumen lernte.

Die neue Gymnastik, die antisystemphilosophische Philosophie ist bei Lichte besehen viel klüger als die alte. Sie macht sich die Sache leichter. Jedes System der alten Schule beginnt mit einem Grundsatze, auf den es dann, wie die großen Kinder, die Dominosteine alle achtundzwanzig auf Einen aufgeschachtelt, sein Kunstwerk nach Oben hin in die Breite aufbaut, und zuletzt Alles wieder auf Einen Stein und Einen Grundsatz auslaufend hinstellt. Das Kunstwerk steht so lange, bis ein kecker Neuerer kommt und an das stolze Gebäude, oder auch nur an den Tisch, auf welchem es ruht, anstößt,

Digitized by Google

und es dann klappernd und luſtig zuſammenſtürzt. Die „naturforſchende Methode" ſucht nun zwar auch ſo einen feſten Grundſtein, wenn ſie ſagt: „Die Aufgabe des Philoſophirens iſt die Erklärung der Einbildung;" aber ſie hält ſich dann nicht für verpflichtet, gleich dieſen Grundſtein für feſten Granit anzuſehen, und darauf ihr Haus bauen zu wollen. Schon mit dem nächſten Anſatze zeigt Herr Knapp, daß er den hingeworfenen Stein nicht für einen Felſen hält, denn er ſagt klug: „Wenn die Philoſophie ihr conſtitutives Weſen nur in dem Erklären der Einbildung hat, ſo — ꝛc." Das „Wenn" zeigt wenigſtens, daß die naturforſchende Methode nicht Alles auf Einen Stein ſetzen will, wie das bei der altphiloſophiſchen Methode ſtets der Fall war; ſie glaubt im Gegentheile gerade durch den Vorderſatz: „Wenn die Philoſophie Nichts als die Erklärung der Einbildung iſt", zu der Schlußfolge berechtigt zu ſein, „ſo wird dadurch von ſelbſt die ganze aprioriſtiſche Denkweiſe, d. h. die Speculation, zu einem bloſen Object der Philoſophie herabgeſetzt, das — ähnlich wie die Alchymie für die Chemie — ſchwer und läſtig zu verſtehen, aber leicht zu widerlegen und abzugewöhnen iſt." Wie geſagt, die „ſchwere läſtige Aufgabe" wirft die neue Schule über Bord, und gewöhnt ſich die Speculation ab. Es iſt dies übrigens ſo ernſt nicht gemeint, ſie thut nur ſo; ſie „ſpeculirt", nur nicht in der ſchwerfälligen und läſtigen Weiſe der alten Philoſophen, ſondern in einer viel leichteren und viel angenehmern. Was die alten Herren in tiefſinnigem Ernſte ſuchten, das hoffen die jungen Leute ſcherzend zu erreichen, und erreichen es auch oft beſſer als die Alten. Das Schlimme an der Sache iſt nur, daß über dem Spiel der Ernſt Noth leidet, und wenn die ſpielende Methode lange dauern könnte, wir in Gefahr kommen würden, den Ernſt des Lebens und den Ernſt der wiſſenſchaftlichen Arbeit zu verlieren. Das Werk des Herrn Dr. Knapp iſt gewiß eines der charakteriſtiſchen der neuen Schule, der neuen Zeit. Es ſprudelt an jeder Stelle von Geiſt, Laune, Ironie, Hohn und Lebensluſt. Das iſt oft mehr werth als die ſchwere Arbeit, iſt zur Abwechſelung nöthig, um ſich auf andere ſchwere Arbeit vorzubereiten. Wir geſtehen Herrn Knapp gerne zu, „daß die Komödie der ſpeculativen Philoſophie ſeit dem jähen Falle des hegelſchen Syſtems ausgeſpielt iſt"; und grade deswegen freut es uns, wenn er den tapfern Hegel als „Schriftſteller" retten will. Es iſt die Stelle, worin er dies thut, bezeichnend für ſeine Art zu denken und zu ſchreiben, deswegen wollen wir ſie mittheilen.

„Hegel", ſagt Herr Dr. Knapp, „entwickelt, wo er ſich außerhalb des Syſtems ergeht, eine ſo vornehm leichte und doch tief treffende Behandlung der mannigfaltigſten Einzelnheiten, daß ihm dadurch die Zuneigung aller generöſen Freiſinnigkeit und nicht minder der beſchämte Haß der moraliſirenden Plumpheit, die nur ihre Geiſtloſigkeit gegen ſeine Kühnheit in Mitbewerbung ſetzt, noch lange geſichert bleibt. Durch dieſe glückliche, hochmüthige

Ueberfliegung ſteifer Beſchränktheit hat Hegel auf den Ton der Wiſſenſchaft in gleich erfreulicher Weiſe befreiend eingewirkt, wie Heine und Börne auf die öffentliche Meinung in Sitte und Tagspolitik. Darum, weil er durch die ungenannten Leiſtungen ſeiner ſtyliſtiſchen Methode wichtiger geworden iſt, als durch die berühmte Falſchheit ſeiner ſyſtematiſchen Denkmethode, ſollte man Hegel nicht blos als Philoſophen, ſondern auch überhaupt als einen „Schriftſteller" betrachten und als ſolchen gelten laſſen, wenn dies auch zur Zeit beleidigend klingt, und gewiß gegen das Herkommen verſtößt, demgemäß der ſpeculative Philoſoph entweder als ächter Prophet angebetet oder als falſcher gänzlich verflucht ſein will." In ähnlicher Weiſe läßt Hr. Dr. Knapp auch noch zwei andere Philoſophen gelten, „ein Sternenpaar, das von dem dunkeln Hintergrunde ſeiner Zeiten Funkenſtrahlen der Wahrheit auf das Chaos niederſchoß, der Eine in kaltem, der Andere in milderem Glanze — Ariſtoteles und Spinoza."

Obgleich nun Hr. Dr. Knapp ſein Werk ein „Syſtem der Rechtsphiloſophie" nennt, ſo hat er wahrſcheinlich doch keine weitergehende Ambition, als die Stellung zu erlangen, die er Hegel, Ariſtoteles und Spinoza zugeſteht, d. h. nebenbei, über, hinter und unter dem Syſtem „Funkenſtrahlen der Wahrheit" ins Chaos der denkenden Welt zu werfen. Wir unſererſeits geben zu, daß ihm dies oft gelingt, und zwar meiſt in einer Weiſe, die bei der ſyſtematiſchen Syſtemloſigkeit durch Geiſt, Keckheit und Friſche in dem „Schriftſteller" wohlthut.

Die Philoſophie beginnt überall mit der Weltweisheit; die „Fach-Philoſophen" kommen dann hintennach und wollen die Weltweisheit in die Zwangsjacke eines Syſtems hineinzerren, bis zuletzt die Zeit der Weltweisheit wieder den Sieg verleiht und das Syſtem, die Zwangsjacke, wieder zerreißen, die Freiheit des lebendigen Gedankens wieder erringen hilft. Hr. Dr. Knapp arbeitet ehrlich mit an dieſer Aufgabe, wie ſie unſerer Zeit geſtellt ſein mag; nur ſcheint uns der Grundſatz, daß „alles Philoſophiren", d. h. mit andern Worten alles Nachdenken über uns ſelbſt, die Welt, das Leben und ſeine Erſcheinungen, nur „in der Erklärung der Einbildung" beſtehe, ſelbſt wieder eine Zwangsjacke und faſt eine noch engere als die frühere zu ſein. Wir freuen uns hinzuſetzen zu dürfen, daß es Hrn. Knapp ſelbſt nicht gelungen iſt, ſeinen feuer- und funkenſprühenden Witz in dieſelbe feſtzulegen. Und deswegen haben wir das Buch beſprochen und Gutes von ihm ſagen müſſen.

Unterhaltungen.

— **Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert** von Karl Biedermann. Leipzig, J. J. Weber. Erſter Band: politiſche, materielle und ſociale Zuſtände. 1854. Zweiter Band: geiſtliche, ſittliche und geſellige Zuſtände. Erſter Theil: bis zur Thronbeſteigung Friedrichs

Digitized by Google

des Großen (1740). — In der Behandlung der Lieblingswiſſenſchaft unſerer Zeit, der Culturgeſchichte, haben ſich zwei Richtungen geltend gemacht. Die eine, an die naturphiloſophiſche Behandlung der Naturwiſſenſchaften erinnernd, conſtruirt mit fragmentariſchen Kenntniſſen und ſtarker Phantaſie, mit geiſtreichen Vergleichen und überraſchenden Gegenſätzen ein blendendes Bild der Vergangenheit, das die heutige Zeit in tiefen Schatten wirft und naturgemäß die Sehnſucht nach der Rückkehr in jene Zuſtände erweckt, wo noch die „ſocialen Mächte des Beharrens" das intelligente und rührige Bürgerthum beherrſchten. Die Anbauer dieſer Richtung erwartet reicher Lohn, ſie werden raſch berühmt und können unter ritterlichem Schutz ihre Lucubrationen ausarbeiten, auf fürſtliche Koſten ihre Studien treiben. Die andere Richtung vertieft ſich in ihren Stoff; ſie ſtudirt und ſichtet nicht nur das unermeßliche gedruckte Material ihres Gegenſtandes, ſondern ſucht es für die ſchwächeren Partien noch durch ungedrucktes zu ergänzen, ſie verſenkt ſich in den Geiſt ihrer Epoche und dann erſt ſucht der Bearbeiter der zweiten Richtung das Ergebniß zu ziehen. Er weiß es nicht, wie der Naturphiloſoph, vorher, weil er es ſo finden will: ſondern er ringt mit der redlichen Ausdauer des modernen Naturforſchers nach der Wahrheit, ſelbſt wenn das Bild der Gegenwart durch den Vergleich erfreulicher ausfallen ſollte, als der politiſche Blick des Patrioten es ohne Vergleich zugeben mag. Noch iſt dieſe Richtung auf den Beifall der Leſewelt ausſchließlich angewieſen, obgleich ihre Reſultate im Ganzen und Großen den Regierungen ebenſo willkommen ſein ſollten, als die Ergebniſſe der erſten Richtung den privilegirten Ständen. Alles, was wir zur Charakteriſtik der zweiten Behandlungsweiſe der Culturgeſchichte angeführt, gilt im beſten Sinne von dem obengenannten Buch, deſſen erſter Band mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden iſt. Der zweite Band folgt nach vierjähriger ſorgfältigſter Arbeit, nach oftmaliger Umarbeitung, dem erſten vollkommmen ebenbürtig nach. Zur Mittheilung von Einzelnheiten aus der Fülle des Anziehenden fehlt uns hier der Raum; ein ſolches Buch muß im Ganzen geleſen werden. Das in ihm Gegebene wird ſeinen Werth noch behalten, wenn die Werke der rein tendenziöſen Culturgeſchichte nur noch als ſtyliſtiſche Denkmale von Bedeutung ſein werden. S.

— **Geſchicke deutſcher Stiftungen und Denkmäler.** Das Schickſal verfolgt den großen Kepler noch lange nach ſeinem Tode. Nicht nur er ſelbſt brachte es zu keiner geſicherten Exiſtenz, ſondern in der Gantmaſſe eines Stuttgarter Bankhauſes iſt auch der ganze, zur Errichtung ſeines Denkmales in ſeiner Vaterſtadt, Weil der Stadt, angeſammelte Fond verloren gegangen. Ob man abermals denſelben Händen, welche dieſe Summe ſo ſchlecht angelegt, neue Gaben anvertrauen wird, ſteht dahin, und ſo wird ohne die Großmuth eines aſtronomiſchen Mäcens, das Zuſtandekommen eines zweiten Denkmals kaum wahrſcheinlich ſein; ein erſtes iſt die von dem Fürſten Primas, Karl von Dalberg in den Anlagen von Regensburg, wo er ſtarb, aufgeſtellte Büſte. — Freilich kann die Frage aufgeworfen werden: was ſoll ein öffentliches Denkmal für Kepler? Kaum iſt ein Ruhm geſicherter als ſeiner, deſſen Name unzertrennlich mit der Geſchichte der erhabenſten Wiſſenſchaft verknüpft iſt; und wer von den drei Kepler'ſchen Geſetzen nichts weiß, wie ſoll dem die Bedeutung dieſes Mannes durch ein Denkmal klar gemacht werden? — Zu andern Betrachtungen regt das Pflumern'ſche Vermächtniß für die „Schillerſtiftung in Leipzig" an. Mit redlicher Mühe hat ſeit 1846 der Leipziger Schillerverein für die Verherrlichung Schillers gewirkt, hat noch zuletzt das Schillerhaus in Gohlis der Nation erhalten, und damit nicht ſoviel erreicht, daß der Freiherr von Pflumern den Namen des Vereins richtig kennen lernte, oder die Polizeibehörde in Leipzig von ſeinem Beſtehen Kentniß erhielt. Nun droht eine der ſeltnen größeren Gaben, welche zum lebenskräftigen Fortwirken des großen Namens beitragen ſollten, in den Händen der Advokaten zu zerfließen, denn durch die oben angeführte Bezeichnung iſt zwiſchen dem „Schillerverein in Leipzig" und der „Schillerſtiftung in Dresden" Sonne und Wind

ſo genau abgemeſſen, daß ein endloſer Rechtsſtreit die nothwendige Folge zu ſein ſcheint. Am Beſten wäre gewiß ein Vergleich geweſen; ein ſolcher iſt aber, nach einer Anzeige des Schillervereins, von der Dresdner Schillerſtiftung zurückgewieſen worden.

— **Revival.** Das Wort heißt Erweckung oder Wiedergeburt, wird aber in Nordamerika für die äußerſt energiſche religiöſe Bewegung gebraucht, die ſich dort ſeit letzten Weihnachten kundgibt und die vielleicht mit der allgemeinen Zerknirſchung wegen der neueſten Handelskriſis zuſammenhängt. Die Anregung kam von zweihundert presbyterianiſchen Geiſtlichen, die in Pittsburg einen Verein zur Bekämpfung des Indifferentismus bildeten. Demgemäß tritt jetzt auch das Revival vorzüglich unter Leuten von praktiſchen Richtungen und Berufsarten hervor; das Aufwachen iſt ſo mächtig, daß Kaufleute und Advokaten, Arbeiter und Matroſen die Kirchen füllen und eine convulſiviſche Inbrunſt bezeugen. Alle Sekten ziehen Vortheil von dieſen Beſtrebungen; ein Methodiſtenverein, welcher ſich die bewegliche Artillerie des Himmels nennt, bekehrt Perſonen, die man bisher für unrettbar verloren hielt. Die Revivals ſind am beſuchteſten in Newyork und ſeiner rieſigen Vorſtadt Brooklyn; ſie beginnen Mittags Schlag zwölf Uhr, doch bei Gasbeleuchtung, mit einem einfachen Geſang. Ein Führer und zwei Beiſtände leiten den Gottesdienſt; Niemand darf länger als drei Minuten ſprechen, dagegen hat Jeder das Recht, in das allgemeine Gebet eine Privatbitte einſchließen zu laſſen. Dieſe beſtellten Gebete beziehen ſich jedoch nicht wie in anderen Kirchen auf Rettung von Krankheit und Gefahr, auf Rückkehr von einer Wanderung und dergleichen, ſondern auf religiöſe Seelenzuſtände; bald wird für die empfangene Wiedergeburt gedankt, bald für die Bekehrung von Raufbolden, Dieben oder Liqueurfabrikanten gebetet. Unter den bis jetzt Wiedergeborenen wird Frau Fremont, die Gemahlin des Mitbewerbers um die Präſidentſchaft, genannt. Ein goldener Ring, den ſie auf den Kirchenteller (bei uns Klingelbeutel) geworfen hat, ſoll der Merkwürdigkeit halber zur Verwendung für fromme Zwecke verſteigert werden. Ein ausgezeichneter Bekehrter iſt auch der berühmte Boxer Gardner, gewöhnlich „Gardner der Furchtbare“ genannt. Beweis genug, daß die Bewegung in die verſchiedenſten Klaſſen eingedrungen iſt.

— **Ritter Neukomm**, der vor Kurzem, gegen achtzig Jahre alt, in Paris verſtarb, gehörte zu den ausgezeichnetſten muſikaliſchen Perſönlichkeiten, nicht bloß durch ſeine gründlich und gediegen gearbeiteten Werke, ſondern faſt noch mehr durch ſeine Stellung. Er war einer der erſten Tonkünſtler, die der höheren Geſellſchaft als ebenbürtig zugeſellt wurden und nahm ſo durchaus ihre Haltung an, daß er in Bezug auf Feinheit und Verbindlichkeit des Umgangs als einer der letzten Stammhalter eines untergegangenen Regime genannt wurde. Er war Mozarts Landsmann, ein Salzburger, und 22 Jahre nach dieſem geboren (1778). Hatte in der vorigen Generation das Genie ſich mühſam emporgerungen, ſo erlangte jetzt ein ſinnvolles Talent, ein ernſtes und würdiges Streben leichter ſeine Geltung. Neukomm übte zuerſt im ausgedehnteſten Maß jenen Kosmopolitismus, der ſeitdem allen bedeutenden Muſikern, dem Charakter ihrer Kunſt gemäß, geblieben iſt. Im Anfang des Jahrhunderts finden wir ihn am Hofe Kaiſer Alexanders als Kapellmeiſter in Petersburg, ſpäter in Braſilien im Kreiſe des portugieſiſchen Königshauſes als Lehrer Don Pedro's. Feinen Weltton und diſtinguirte Unterhaltungsgabe, die übrigens in der letzten Zeit einen leiſen Anflug von Polonius hatte, mag er ſich vorzugsweiſe in Talleyrands Umgang angeeignet haben. In Deutſchland wurde ſein Name erſt in den dreißiger Jahren volksthümlich durch ſeine Thätigkeit beim Gutenbergfeſt in Mainz und bei der Einweihung des Mozartdenkmals in Salzburg (1840). Großen Eindruck machte im November 1848 ſein Requiem, das in Köln – der politiſchen Denkungsart ſeines Autors wenig entſprechend — zur Todesfeier für Robert Blum aufgeführt wurde. Seine letzten Jahre verbrachte er in Paris, umgeben von einem Kreiſe, der ſeine Eigenthümlichkeiten zu achten wußte.

— **Guizots Denkwürdigkeiten.** Der erſte Band reicht bis zu der letzten Woche vor der Julirevolution. Er ſchließt mit der Notiz, wie Graf Pozzo di Borgo wenige Tage vor Erlaſſung der Ordonnanzen bei Karl X. Audienz gehabt und ihn vor ſeinem Pult gefunden habe, wo er eifrig den Artikel 14 der Charte ſtudirte. In der Einleitung ſagt Guizot: „Ich veröffentliche meine Memoiren, während ich noch am Leben bin, um für ſie einzuſtehen. Ich thue es nicht aus Ueberdruß an der Ruhe, noch um für alte Kämpfe eine kleine Arena zu eröffnen ſtatt der größeren, die gegenwärtig verſchloſſen iſt. Ich habe in meinem Leben viel und eifrig gekämpft; Alter und Zurückgezogenheit breiten für mich ihren Frieden über das Vergangene aus.“ Und weiter: „Ich habe abwechſelnd die Freiheit gegen die unumſchränkte Gewalt, und die Ordnung gegen den Umwälzungsgeiſt vertheidigt; zwei große Sachen, die wohlverſtanden nur eine ſind.“

— **Nees von Eſenbeck.** Die Kreuzzeitung macht mit Recht aufmerkſam, wie bedeutungsvoll es ſei, daß der genannte geiſtvolle, hochverdiente Naturforſcher, der kürzlich in ſeinem 83ſten Lebensjahre ſtarb, gerade am 19. März beſtattet wurde. An dieſem Tag war genau ein Jahrzehend vorüber, ſeit ein edler preußiſcher Monarch ſich öffentlich mit dem hoffnungsreichen Schwarz-Roth-Gold ſchmückte. Die Gedanken, die damals das königliche Haupt bewegten, ſcheiterten an der Ungunſt der Zeiten. So kann Nees von Eſenbecks Beſtattung am 19. März uns eine Mahnung ſein, daß, wer ſein Leben an hohe und würdige Dinge ſetzt, nicht ohne ſchmerzliche Enttäuſchung aus der Welt geht.

— **Vom Heidelberger Schloß.** In Pariſer Blättern zeigt ein Touriſt, Herr Alfred Aſſolant, alles Ernſtes an, daß eine aus vier Profeſſoren beſtehende Commiſſion in Heidelberg die Abſicht habe, von den dortigen Schloßmauern den Epheu entfernen zu laſſen, weil derſelbe die Photographen genire. Die Frau, die das große Faß zeigt, habe ihm deshalb ihr Leid geklagt und ihn um ſeine Vermittlung bei Herrn Méry erſucht, damit derſelbe die Zerſtörung nicht zulaſſe; „denn nur wenn Herr Méry oder der Großherzog von Baden dazwiſchentreten, wird das Schloß verſchont bleiben.“

— Dr. **Wilh. Lübke's** Vorſchule zur Geſchichte der Kirchenbaukunſt des Mittelalters behandelt einen Gegenſtand, der immer entſchiedener in den Vordergrund der allgemeinen Bildung tritt, ſo klar, faßlich und ſachkundig, daß wir es den vielen Laien, die ſich auf dieſem Gebiet unterrichten möchten, angelegentlichſt empfehlen dürfen. Das Werkchen iſt ein Leitfaden, der ſich nicht in blaue Unterſuchungen verliert, ſondern das Sachliche zum Gegenſtand hat; die neueſte (vierte) Auflage enthält außer dem Text 85 Illuſtrationen.

— **Münchener Vorträge.** Die Vorträge, die im vergangenen Winter im chemiſchen Hörſal zu München von ausgezeichneten dortigen Gelehrten (Liebig, v. Sybel, Carriere, Löher, Paul Heyſe u. a.) gehalten wurden, werden bei Vieweg in Braunſchweig zu einem Buch vereinigt erſcheinen; ein Revue-Band, dem an vielſeitigem Werth wenige gleichkommen möchten.

— **Den Hegelianern** iſt nach zwei Jahrzehenden der Zurückſetzung wieder ein Zeichen officieller Gunſt zugekommen in dem rothen Adler vierter Klaſſe, der dem Königsberger Philoſophen Karl Roſenkranz in's Haus flog, hoffentlich nicht blos als eine Anerkennung, daß das Syſtem aufgehört hat ſchädlich zu ſein.

— **Thackeray.** Es wird verſichert, daß dieſer berühmte Romandichter, den man kürzlich den Fielding des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat, im nächſten Sommer wieder nach Deutſchland kommen und hier einige jener humoriſtiſchen Vorträge halten werde, mit welchen er in England dem Fonds zur Unterſtützung armer Schriftſteller bedeutende Summen zuführt.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

FREIE STADT FRANKFURT
ZEITUNGS-STEMPEL

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 17. **Frankfurt a/M., den 24. April 1858.** **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Schiller als Philosoph**, Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Der Reichsbaron**. Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Veränderungen der deutschen Sitten zu Anfang des 18. Jahrhunderts.** — **Steinle's Arbeiten für das Kölner Museum. III.** — **Miltons Sonett an Cromwell**, übersetzt von F. Bodenstedt. — **Königliche Anerkennung**, nach Th. Hewood, von Moritz Hartmann. — **Unterhaltungen**: Zur Bettina-Frage; Barante; Pater Becks; Ole Bull; Karl Reiß; die Pariser Oper; Literaturhistorisches Schauspiel u. a.

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

IV.

Die philosophischen Briefe verpflichten uns zu einer doppelten Entsagung und sie bieten uns dafür eine doppelte Aufgabe. Wir sollen verzichten auf das egoistische Glück, das wir im sinnlichen Weltgenuß suchen, und statt dessen auf das moralische Ideal uns richten, auf die sittliche Idee der Menschheit, die wir in uneigennütziger Liebe und Hingebung allein verwirklichen können. Wir sollen Verzicht leisten auf das Begreifen der göttlichen Schöpfung und statt dessen in unserer eigenen Sphäre selbst schöpferisch wirken in den vollendeten Werken menschlicher Kunst. Die beiden Aufgaben also, die wir lösen können und darum sollen, sind die Sittlichkeit und die Kunst. Die Wahrheit bleibe ein Jenseits, das wir in der Beschränkung unserer gegenwärtigen Natur nicht zu erreichen vermögen, das wir einst erreichen werden in einer höheren Entfaltung unserer Kräfte.

Digitized by Google

Die ſittliche Vollkommenheit und die einſt zu erkennende Wahrheit bilden die beiden großen Zielpunkte, denen die Menſchheit im Stufengange zunehmender Bildung entgegengeht. In beiden vollendet ſich der geiſtige Menſch. Aber dieſe Vollendung ſowohl in der einen als in der andern Form iſt unmöglich, ſo lange die Naturmacht der Sinnlichkeit den Menſchen gefangen hält in der rohen Begierde und in der dunkeln Vorſtellung der Dinge. Es wird alſo eine Bildung des ſinnlichen Menſchen nöthig ſein, damit der ſittliche daraus hervorgehen könne. Dieſe Bildung wird die rohe Begierde in reine Betrachtung und die dunkeln Vorſtellungen in durchſichtige und klare verwandeln, ſie wird den ſinnlichen Menſchen vom Genuß des Stoffs zur Anſchauung der Form erheben müſſen: dieſe Bildung empfangen wir durch die Kunſt, im Genuſſe der Schönheit. Und ſo werden ſich jene beiden Aufgaben in dem Geiſte Schillers dergeſtalt verknüpfen, daß die Löſung der einen die Löſung der andern bedingt und vorbereitet. Die ſittliche Aufgabe braucht zu ihrer Löſung die Kunſt. Die Menſchheit will zu ihrer ſittlichen Beſtimmung erzogen ſein, und dieſe Erziehung macht die Kunſt. Sie iſt das leitende Mittelglied in der moraliſchen Erziehung des Menſchengeſchlechts. Da wir nun die geſammte ſittliche Entwickelung der Menſchheit im Begriffe der Weltgeſchichte zuſammenfaſſen dürfen, ſo hat die Kunſt eine moraliſche Aufgabe, die ſie geſchichtlich, d. h. in allmäligem Fortſchritte löſt. Und daß ſie dieſe Aufgabe wirklich löſt, beweiſt die Geſchichte der Kunſt. Die Bedeutung der Kunſt iſt zugleich die des Künſtlers. Und dieſem ſeine moraliſche Aufgabe, ſeine geſchichtliche Würde entgegen zu halten, dichtete Schiller die Künſtler.

Was erzogen wird, ſagt Leſſing in ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts, muß zu etwas erzogen werden. Im Lichte einer wohlgeordneten menſchlichen Erziehung hatte Leſſing die geoffenbarten Religionen betrachtet. In demſelben Lichte betrachtet Schiller die Kunſt. Und wozu im Sinne Schillers ſoll die Menſchheit erzogen werden? Welches iſt der letzte Zweck ihrer geſammten Entwicklung? Die Moralität, die nur erreicht wird in einer vollendeten Befreiung von den ſinnlichen, ſelbſtſüchtigen Neigungen, in einer vollendeten Erhebung über die ſinnliche Menſchennatur; ſo antwortet der Dichter der Reſignation und des Don Carlos, der Verfaſſer der philoſophiſchen Briefe. Und wodurch wird die Menſchheit zu dieſem Endzweck erzogen? Durch die Kunſt! Alſo die Kunſt iſt das Mittel, und die Sittlichkeit iſt der Zweck. Das Mittel iſt ſinnlicher Natur, der Zweck iſt überſinnlicher. So iſt zwiſchen der Kunſt und ihrem Zwecke die ganze Kluft, die das Sinnliche vom Ueberſinnlichen, die Natur von der Geiſterwelt trennt. In der Sinnenwelt bleibt die Wahrheit verborgen, in der Geiſterwelt wird ſie erkannt. Hier wird das Göttliche geſchaut, denn es iſt nichts mehr da, was den Schauen-

Digitized by Google

den verdunkelt; die Trübungen ſind verſchwunden, aus den Sinnenweſen ſind reine Geiſter geworden. So iſt das Wahre und Gute, um die herkömmlichen Ausdrücke zu brauchen, unſere höchſte Beſtimmung, für welche uns die Kunſt durch die Schönheit vorbereitet und erzieht. Wie ſich die Kunſt zur Sittlichkeit und Erkenntniß verhält, ſo wird ſich die Schönheit zum Wahren und Guten verhalten. Sie iſt beiden verwandt, wie das Sinnliche dem Ueberſinnlichen verwandt ſein kann. Sie iſt beiden ähnlich, aber nicht gleich. Sie verhält ſich zu ihnen, wie die Fabel zur Moral: ſie iſt das Sinnbild, jene ſind das Urbild. Der wahre Sinn dieſer bildlichen Darſtellung iſt nicht das Bild, ſondern die Moral jenſeits des Bildes. Und ſo ſteht die Schönheit zwiſchen der Sinnenwelt und der Geiſterwelt wie ein geheimnißvoller Wegweiſer, der von jener zu dieſer hinführt. Verglichen mit dem ſinnlichen Weſen iſt ſie ein Bild, das uns von dem rohen Sinnengenuß zur Anſchauung der Form erhebt und inſofern ſinnlich befreit und vollendet; verglichen mit dem ſittlichen Ideal iſt ſie ein ſinnliches Bild, alſo ein unvollkommenes Abbild, das jenes überſinnliche Ideal zugleich verhüllt, indem es daſſelbe darſtellt. Mit einem Wort: die Schönheit iſt wie das verſchleierte Bild von Sais. In dieſer geheimnißvollen und faſt myſtiſchen Weiſe nimmt ſie Schiller in den Künſtlern. Sie erſcheint ihm als das Symbol, in dem ſich auf einen Augenblick das Ideale und Sinnliche verbinden; aber im Hintergrunde bleibt die Trennung. Und ſo kommt es, daß er die Schönheit gleichſam doppelt ſieht, weil ſie zugleich in zwei getrennten Welten lebt: bald erſcheint ſie ihm als einheimiſch in der Geiſterwelt, dem Urbilde ſo eng verbunden, ſo nah verwandt, daß ſie faſt eines iſt mit dem Wahren und Guten; bald erſcheint ſie ihm als einheimiſch in der ſinnlichen Welt, dem Urbilde nur von ferne verwandt, ſo demüthig untergeordnet, daß er ſie vor der Schwelle dieſes Heiligthums zurückläßt. In dieſen Betrachtungen lebt etwas von platoniſchem Geiſte, ſowohl von dem klaren Geiſte der ächten platoniſchen Philoſophie, die von dem Gedanken der Kunſt durchdrungen war, als von dem myſtiſchen Geiſte der neuplatoniſchen, die der Gedanke des Ueberſinnlichen und die Sehnſucht darnach entzückte. Für den Künſtlerphiloſophen Plato war das Schöne eins mit dem Wahren und Guten, und das Urbild ſelbſt galt ihm als die höchſte Schönheit. Für den myſtiſchen Plotin war die Kunſt und Schönheit nur ein unvollkommener Abglanz des Guten, nur eine Propädeutik und Vorſtufe, durch die wir in die Geiſterwelt emporſteigen.

Iſt die Schönheit das verhüllte Urbild, ſo iſt der Künſtler eigentlich der verhüllte Philoſoph; iſt die Schönheit nur die ſinnbildliche Offenbarung des Göttlichen, ſo iſt der Künſtler gleichſam der Prieſter und Myſtagog, der uns mit dieſem heiligen Scheine umgibt. Und ſo dachte ſich Schiller das Weſen der Schönheit und die Beſtimmung der Kunſt, als er ſeine Künſtler dichtete.

Digitized by Google

Die Schönheit gilt ihm als die Vorſtufe zur Wahrheit:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höher'n Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Die Schönheit ſelbſt iſt die verhüllte, ſinnlich gewordene Wahrheit, die aus der Geiſterwelt in die ſinnliche Menſchenwelt herabſteigt, ſie iſt die Urania, die den Strahlenglanz vertauſcht hat mit dem Gürtel der Anmuth:

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät
Nur angeſchaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſteh'n;
Was wir als Schönheit hier empfunden
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengeh'n.

Und die Künſtler, die uns die Schönheit offenbaren, erſcheinen dem Dichter, wie die Archonten in der moraliſchen Erziehung der Menſchheit:

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Ocean
Der großen Harmonie. *)

So erhebend und großartig dieſe Vorſtellungen ſind, ſo haben ſie etwas in ſich, das dem Geiſte der Kunſt fremd iſt. Wäre die Schönheit wirklich nur das Sinnbild, das uns leuchtet, ſo lange wir im Dunkeln ſind, und welches ſein Licht ſelbſt von einer auswärtigen Sonne empfängt, ſo wäre ihr Daſein von vergänglicher Dauer, und jenes Vollgefühl der Befriedigung, das uns ihre Anſchauung gewährt, wäre ein flüchtiger, im Grunde trügeriſcher Genuß, wie der Dichter ſelbſt ſagt: „da ſchwebt ſie mit geſenktem Fluge ganz nahe an dem Sinnenland, und malt mit lieblichem Betruge Elyſium auf unſre Kerkerwand!" Zwar führt uns die Kunſt dem höchſten

*) Vergl. folg. Stellen der Künſtler: V. 42—53, 66—102, 179—190.

Ziele entgegen, aber ſie iſt nur der Weg zu dieſem Ziele, nur das Mittel zu dieſem Zweck, das wir entbehren können, ſobald wir das Ziel erreicht haben. In der That, ſo verhält es ſich nicht mit dem Schönen. So wenig die Natur blos da iſt, den Menſchen zu nähren und zu pflegen, ſo wenig iſt die Kunſt blos da, den Menſchen zu beſſern und zu bilden. Sie iſt nicht Mittel zu einem Zweck, der außer ihr liegt: ſie hat ihren Zweck und ihre Vollendung in ſich ſelbſt. Sie erzieht nicht blos, ſondern vollendet in ihrer Weiſe das menſchliche Leben. So weit die Form reicht, reicht die Kunſt, und es ſoll, ſo weit das Menſchliche reicht, nichts Formloſes geben, nichts geben, das die Kunſt von ſich ausſchließt oder der künſtleriſchen Vollendung nicht bedürfte. Und vor allem der Künſtler ſelbſt, der Dichter, dem das Bilden und Schaffen die innerſte Befriedigung ſeiner Natur iſt, kann ſich unmöglich mit dieſer blos dienenden Aufgabe begnügen, unmöglich blos da ſein wollen, um der emporſtrebenden Menſchheit die Thore der Geiſterwelt zu öffnen. Ein natürliches Selbſtgefühl im Dichter wird ſich unwillkürlich der moraliſchen Begeiſterung widerſetzen, womit er ſeine Aufgabe lediglich dem jenſeitigen Zwecke unterwirft. Er wird mit dem Selbſtgefühle des Künſtlers und aus äſthetiſchen Gründen zurücknehmen oder wenigſtens einſchränken, was er aus moraliſchen gefordert hat, gleichſam ſich ſelbſt überbietend. Unwillkürlich regt ſich in unſerem Dichter gegen den Philoſophen der Künſtler: dem Philoſophen gilt die Kunſt blos als die zeitweilige Erzieherin der Menſchheit, dem Künſtler erſcheint ſie zugleich als deren Vollendung. Sollen wir zu etwas erzogen werden, das jenſeits der Kunſt iſt, ſo iſt die Aufgabe der Künſtler blos moraliſch; kann die Kunſt das menſchlichen Leben vollenden, ſo daß ſie niemals entbehrlich wird, daß ſie überall die letzte Hand an das Werk legt, ſo iſt ihre Aufgabe äſthetiſch. In beide Vorſtellungen, obwohl die erſte die überwiegende iſt, theilt ſich Schillers Empfindungsweiſe in den Künſtlern. Das Leben ohne die Kunſt erſcheint ihm formlos und öde, als ob der geiſtige Sonnenſchein ihm fehle: „Jahrtauſende hab' ich durcheilet, der Vorwelt unermeßlich Reich; wie lacht die Menſchheit, wo ihr weilet, wie traurig liegt ſie hinter euch!" Und die Kunſt bemächtigt ſich auch der geiſtigen Welt; auch die geiſtige Welt, die zuerſt in der Kunſt nur eine Vorſtufe haben ſollte, kann ſich nur vollenden in der Form der Schönheit, die ſie vom Künſtler empfängt:

Wenn auf des Denkers freigegeb'nen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift
Und trunken von ſiegrufenden Päanen
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit nieder'm Söldnerlohne
Den edlen Führer zu entlaſſen glaubt
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sclavenplatz erlaubt: —

Digitized by Google

Verzeiht ihm! Der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur. —
Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch!
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Es ist eine getheilte und zwiespältige Vorstellung, die in den Künstlern die Seele des Dichters bewegt, eine solche, die mit sich selbst noch nicht im Klaren ist, die zwischen der moralischen und ästhetischen Aufgabe der Kunst unsicher schwankt. Diese Vorstellung soll befestigt und aufgeklärt, dieser Widerspruch soll gelöst werden; und diese klare Einsicht in das Wesen der Schönheit und Kunst zu gewinnen, fängt Schiller an, unter dem Einflusse der kantischen Lehre wissenschaftlich zu philosophiren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

II.

Schloß Warrheim bildete in seiner Aeußerlichkeit das richtige Gegentheil von Sindekow. Es stand seit kaum fünfzig Jahren und war im Style der Landhäuser gebauet, die man häufig in der Nähe großer Städte entstehen sieht. Freundlich und elegant leuchtete es mit seinen blendend weißen Mauern und grünen Sonnenläden durch die tausendjährigen Eichen hindurch, die es dicht umhegten. Die bis zur Erde hinabgehenden Balkonfenster, welche Ausgänge auf die Terrassen boten, und die sammtweichen prächtigen Rasenplätze mit ihren Blumenfleckchen erinnerten in ihrer kunstvollen Naturwüchsigkeit an Englands Adelsitze. Auch die ausgedehnte unbeschränkte Gastfreundschaft des Herrn von Warrheim verrieth eine bedeutende Hinneigung zu der englischen Sitte, das Haus zum Tummelplatz der Verwandten und Freunde zu machen.

Der Abend war nahe. Die Sonne senkte sich rasch dem Westen zu. Auf der Terrasse, welche von blühenden Gewächsen des Südens umstellt war,

Digitized by Google

ſaßen die zeitigen Bewohner und Gäſte des Schloſſes und nahmen den Thee ein. Vorn an hatte der Miniſter von Lauterberg Platz genommen und ſein Auge ſpähte von Zeit zu Zeit über das Feld hinweg nach dem Hausherrn, der noch nicht von Schloß Sindekow zurück war.

Der Miniſter war ein kleiner, feiner, ſchlau blickender Herr von höchſter Eleganz und gut behaupteter Würde. Das Geſicht glatt raſirt, das Haar hoch toupirt und wahrſcheinlich etwas gefärbt, die Hände überladen mit Ringen und die Bruſt mit allen Inſignien ſeiner Orden geſchmückt, ſaß er aufrecht und graziös da. Neben ihm Frau von Warrheim mit ſeiner Gattin im trauten Geflüſter und ihm gegenüber ſeine Tochter Alma und Frau Meier, der Frau von Warrheim Schweſter. Fräulein Alma's reizende Erſcheinung, unterſtützt vom Pompe der Mode, hätte ſelbſt unter blühenden Mädchengeſtalten hervorgeleuchtet; hier aber, im Kreiſe von Frauen, welche die erſte Jugend hinter ſich hatten, trat ſie blendend und ſieghaft hervor. Leider war kein anderer Bewunderer ihrer Schönheit vorhanden, als der junge orientaliſche Fürſt Steffano Damano, der ſie, ſeitwärts mit gekreuzten Beinen auf einem Tabouret ſitzend, ſtumm anbetete. Während er in träger Unbeweglichkeit daſaß und nur ſeinen ſchmalgebauten, feinen Händen ein Spiel mit den Troddeln ſeines Sitzes erlaubte, ließ er ſeine großen, ſchwarzen Augen von ihren lieblichen Geſichtszügen zu ihrem eleganten Gewande und von dort zu ihrer weißen Hand ſchweifen, die ſie in kokettem Schwunge mit der Nähnadel bewaffnet von der Stickerei aufwärts bewegte.

Man ſprach mit einander in ſalonmäßiger Artigkeit, fragte verbindlich und antwortete zuvorkommend. Es fehlte jede Spur von Traulichkeit in dem kleinen Zirkel, es herrſchte kein zuſammenhängender Austauſch von Ideen und kein Erguß angeregter Gemüthlichkeit. Nur Frau von Warrheim und die Miniſterin ſchienen geneigt, ihre Plaudereien bis dahin zu erſtrecken, allein ſie wurden ſtets von nichtigen Fragen des Miniſters geſtört, der eine ganz beſondere Verbindlichkeit gegen die Dame des Hauſes zur Schau trug.

Frau von Warrheim war klug genug, die Diplomatie dieſer ſtörenden Artigkeit Sr. Excellenz zu erkennen, der damit ſeine ſehr einfache und gutmüthige Gemahlin von vertraulichen Mittheilungen abhalten wollte.

Die Ankunft des Hausherrn hob endlich den Bann der ſteifen Geſelligkeit. Vor ſeiner Jovialität verſchwand ohnehin ſtets die Glorie der Hofmanier, in der ſich der Miniſter wohl gefiel, und an dieſem Tage prägte wohl ein ganz beſonderes Intereſſe ſeinen Mienen eine gewiſſe Spannung ein, als er raſch aufſtand und dem Herrn von Warrheim bis zum Rande der Terraſſe entgegenging.

Nun, lieber Warrheim — wie fanden Sie unſern Freund Sindekow? fragte er, gegen ſeine Gewohnheit direkt auf den Gegenſtand eingehend, der das Ziel ſeiner Forſchungen war.

Digitized by Google

Sehr feſt, ſehr entſchloſſen, Excellenz, antwortete Warrheim etwas ernſt. Und, denken Sie, das Decret ſeines Souverains ſchon ausgefertigt!

Ein freudiger Athemzug hob ſchnell die Bruſt des Miniſters, ſein Blick ſuchte die Tochter, und Fräulein Alma lächelte ihm ſiegestrunken entgegen. Dies junge Mädchen ſah ſich nach der erwünſchten Nachricht am Ziele ihrer Wünſche, bei denen ihr Herz einen ganz kleinen Antheil hatte, und ihr Vater fühlte ſich von der Hoffnung, einen Majoratserben erſten Ranges zum Schwiegerſohn erwerben zu können, zu erhabenen Ideen begeiſtert.

Frau von Warrheim verſtand das Mienenſpiel. Sie ſchlug betrübt die Augen nieder. Sie hätte ihrem Lieblinge, dem Baron Caſſian, eine andere Frau gewünſcht. Die Miniſterin merkte nichts. Sie ſtickte mit dem Eifer der Arbeitsmode weiter. Frau Meier aber erlaubte ſich zu lächeln. Es gehörte nur ein Augenblick zu dieſem pantomimiſchen Zwiſchenſpiele.

Von unſerm Hofe würde dem General von Sindekow nicht ſo leicht die Erlaubniß zur eigenmächtigen Vernichtung des Erſtgeburtsrechtes gegeben ſein, ſprach der Miniſter mit erhobener Stimme, indem er ſeine Freude mit dem Tone der Mißbilligung zu verſchleiern ſuchte. Unſer Herzog pflegt gar nichts ohne ſeine Miniſter zu thun und wir würden —

Erlauben Sie, Excellenz, fiel Warrheim ſchnell ein, bei dieſer Sache möchte von miniſterieller Einmiſchung kaum die Rede ſein können. Das Erblehn Sindekow iſt noch in den guten alten Zeiten der reichsunmittelbaren Ritterſchaft geſtiftet und hat ſomit keinem Herzoge, geſchweige einem Miniſter den mindeſten Einfluß auf ſeine Entſchlüſſe zu geſtatten.

Glauben Sie doch das nicht! rief der Miniſter ſehr abweiſend und ſeiner Maske getreu bleibend. Dergleichen Gerechtſame hat Napoleon in ſeiner Mediatiſirung, der ſich ſelbſt Fürſten haben unterwerfen müſſen, vernichtet.

Und dennoch beſteht in der Familie Sindekow noch manches Privilegium, das dieſelbe unabhängig von allen Potentaten macht. Dazu gehört vor allen Dingen das Recht des zeitigen Reichsbarons, ſeinen erſtgebornen Sohn beliebig apanagiren zu dürfen, wenn er ſich durch außergewöhnliche Fehltritte oder durch Mesalliance der Erbfolge unwerth beweiſet. Dergleichen Gerechtſame ſind unangefochten geblieben und ſie würden auch, als Familiengeſetze, ſchwerlich durch andere Rechtsſprüche beeinträchtigt werden können.

Die Herren Reichsbarone würden ſich aber bei einer Klage, die ein ſolcher eigenmächtig apanagirter Sohn erhöbe, dennoch dem Urtheilsſpruche der Landesgeſetze fügen müſſen, erwiederte der Miniſter, indem er ſein Auge lauernd auf Warrheim heftete. Dieſer ſchüttelte den Kopf. Bedenken Sie die Confuſion, die entſtehen müßte, fuhr der Miniſter fort, wenn ein Sohn, ein würdiger, edler Sprößling des alſo apanagirten Erſtgebornen mit ſeinen gerechten Anſprüchen hervorträte?

Kann nie vorkommen, Excellenz, entſchied Herr von Warrheim. Trifft

Digitized by Google

einen verheiratheten, das heißt ebenbürtig verheiratheten Sohn dieſe väterliche Autorität, ſo wird der ſchon vorhandene Enkel in die Stelle des apanagirten geſchoben. Im Falle noch kein Enkel da iſt, treten die Agnaten, und zwar hier die Schwert- und Spillmagen, wie es im Geſetzartikel heißt, als Verwaltungsrath zuſammen und wahren das Recht des zu erwartenden Erben. Iſt aber der Erſtgeborne, der apanagirt werden ſoll, zur Zeit noch nicht verheirathet, ſo geht ſeine künftige Nachkommenſchaft aller Anſprüche verluſtig. Uebrigens hemmt die Macht der Agnaten jede Willkür und Geſetzloſigkeit und ſteht den Beſchlüſſen des Familienoberhauptes zur Seite.

Die Reichsbarone von Sindekow ſcheinen mir danach kleine Könige zu ſein, lächelte der Miniſter zufriedengeſtellt.

Ich möchte eher Reichsbaron ſein, als König, rief Herr von Warrheim heiter; denn deſſen Thron wankt nie!

Wie ſteht es mit dem Allodialvermögen der Familie? forſchte der Miniſter.

Sehr ſchlecht! berichtete Warrheim. Bis jetzt haben die Sindekow's noch nicht gelernt zu ſparen. Doch, denke ich, wird unſer Generaliſſimus aus Liebe für ſeinen verſtoßenen Sohn kleine Kapitalien anlegen. Er hat ſich in den letztern Jahren ſehr behutſam aller unnöthigen Pracht entzogen.

Vielleicht machten die fürchterlichen Schulden des Baron Walter dies nöthig, warf Frau Meier, die mit klug blitzenden Augen die ganze Unterredung der Herren verfolgt hatte, ein.

Möglich! bekräftigte Warrheim lakoniſch. Der Miniſter runzelte leicht die Stirn.

Schade, wenn der alte Herr dadurch in ſeinen Vermögensverhältniſſen derangirt ſein ſollte, ſprach er bedauernd.

Iſt nicht zu fürchten, lakoniſirte Warrheim weiter.

Der Baron Caſſian wird noch heute Abend bei ſeinem Vater eintreffen, ſprach die Miniſterin mit freundlichem Tone. Mein Gemahl hat ihm Urlaub angeboten, um dem alten Herrn die freudige Ueberraſchung bereiten zu können. Der Miniſter erhob ſich raſch, um weitere Plaudereien ſeiner Gattin zu unterdrücken, denn ein Blick in die Geſichter der Anweſenden hatte ihn belehrt, daß man ſo ziemlich au fait über die Beweggründe dieſer Zuvorkommenheit und Güte war.

Die Geſellſchaft brach auf, um in den Speiſeſaal zu gehen, wo das Souper bereit ſtand.

Während der kleinen Verwirrung hierbei näherte ſich Frau von Warrheim ihrem Gatten und flüſterte ihm die Frage zu: Haſt Du den General auf unſern Beſuch aufmerkſam gemacht und ihn gewarnt?

Ja, entgegnete Warrheim, aber er hat nichts dagegen, iſt im Gegentheile bereit, das Fräulein als Schwiegertochter zu umarmen.

Armer Caſſian, ſeufzte die Dame des Hauſes und legte ihre Hand gleich

Digitized by Google

darauf mit höflichem Lächeln in den dargebotenen Arm des Miniſters, um ſich zu Tiſche führen zu laſſen.

Frau Meier, ſeit ihrer Mesalliance etwas nachläſſig von Sr. Excellenz behandelt, wandte in dieſem Momente ihren Blick auf den Fürſten Steffano Damano, der etwas unbeholfen und nicht vertraut mit den Regeln deutſcher Artigkeit daſtand und durchaus nicht Miene machte, einer Dame den Arm zu reichen. Ueberraſcht von dem Ausdrucke ſeiner Augen beobachtete ſie ihn verſtohlen. Er allein hatte das Flüſtern ihrer Schweſter vernehmen können, und Warrheims waren in der Vorausſetzung ſeiner Sprachunkenntniß in Rückſicht auf ihn nicht vorſichtig geweſen. Was aber Frau Meier in dem ſprechenden Mienenſpiele des jungen Orientalen las, das verrieth deutlich ein größeres Verſtändniß der deutſchen Sprache, als man ihm zugetraut hatte. Schnell entſchloſſen trat die Dame auf ihn zu, faßte ſeinen Arm und fragte lachend: Was ſagte mein Schwager, Prinz Steffano?

Der junge Orientale machte eine tiefe Verbeugung und lächelte verbindlich. Er gab keine Antwort und Frau Meier wiederholte ihre Frage langſamer.

Der Fürſt hörte aufmerkſam zu. Schwager? Sagte? repetirte er ſinnend. Steffano wiſſen nie —! erklärte er dann.

Allein der einmal geweckte Argwohn ſchläft ſelten ganz wieder ein. Frau Meier gab ſich für dies Mal zufrieden, beſchloß jedoch die Augen offen zu behalten, damit nicht Familienangelegenheiten unvorſichtig preisgegeben würden. Ein ruhiger, mit Verachtung und Spott gepaarter Blick ſtreifte über den Miniſter und ſeine Tochter, als ſie dieſen Entſchluß faßte.

III.

Einige Tage nach den eben erzählten Scenen rüſtete ſich der Miniſter zur Abreiſe. Früh Morgens hatte er noch eine kurze einſame Unterredung mit Fräulein Alma, die ihn vollkommen zufrieden geſtellt zu haben ſchien.

Die Tage waren im geſellſchaftlichen Verkehre, in Beſuchen und Gaſtmählern verflogen. Baron Caſſian hatte den Vater wirklich überraſcht mit ſeiner Ankunft, aber er war augenſcheinlich zur unrechten Zeit eingetroffen, um ihm Freude damit zu machen. Des Generals Laune blieb ernſt und düſter. Er ſchloß ſich entſchieden von den Luſtbarkeiten aus, die dem Miniſter zu Ehren gegeben wurden, und vermied es, eine Feſtivität in ſeinem eigenen Hauſe zu veranſtalten.

Den Eingeweihten war dies erklärlich. Wer mit Richterhand das Daſein eines Menſchen zu Boden treten will, der kann der Luſt nicht fröhnen, er müßte denn leichtſinnigen Herzens ſein.

Baron Caſſian wußte jedoch nichts von den Ereigniſſen, die ihn ſelbſt ſo ſegenbringend überſchütten ſollten, und er zürnte leicht mit ſeinem Vater, als dieſer den Pflichten der Gaſtfreundſchaft ſich entzog. Es geſchah zum erſten

Digitized by Google

Male, daß er ſich fremd in ſeiner häuslichen Atmoſphäre vorkam und das Walten einer ſtrengern Sparſamkeit zu bemerken meinte.

Der Miniſter wird abreiſen, ſagte er vorwurfsvoll am Morgen zum General. Es würde meine Stellung zu ihm ſehr freundlich gemacht haben, hätte Schloß Sindekow ihm gaſtlich ſeine Mauern geöffnet.

Das läßt ſich nachholen, wenn Du ſonſt in B—ſchen Dienſten bleiben wirſt, entgegnete der General. Vielleicht tritt der Fall ein, daß Du W— zum Tummelplatz Deiner Thaten wählen mußt!

Baron Caſſian lachte ſorglos. Ihm ahnte nichts von den ſchweren Wetterwolken über ſeines Bruders Haupt. Er hatte auch nicht einmal erfahren, daß Warrheim ihn in Baden getroffen.

Ich denke W— iſt die Wiege unſerer Reichsbarone! rief er, indem er das Zimmer verließ, um nach Warrheim zu reiten.

Dort war die kleine Unruhe, die eine Abreiſe mit ſich führt, eben überwunden. Der Wagen des Miniſters trug Dieſen eilends davon, ſeine Frau und Tochter hingegen blieben auf unbeſtimmte Zeit zurück.

Fräulein Alma wählte ſich ein ſchönes und einſames Plätzchen im Parke, um fleißig „zu ſticken“ und noch fleißiger „Pläne zu weben.“ Die Phantaſie eines Mädchenherzens iſt ſchöpferiſch, ſie bauet himmelhoch und ziert mit Gold und Edelgeſtein. Wenn jedoch einem Weltkinde die Träume nicht ſchleunig erfüllt werden, ſo empfindet es verdrießliche Langeweile.

Fräulein Alma hatte ſich mit der beſtimmten Hoffnung niedergelaſſen, ſehr bald in ihren einſamen Träumereien geſtört zu werden, und ſie war vielleicht ſo weit gegangen zu erwarten, daß ſie dieſen Platz unter glückſeligem Herzpochen an Caſſians Arm verlaſſen werde; aber weder das Eine noch das Andere geſchah. Ihre glänzenden Phantaſiebilder begannen zu erlöſchen, und als ſie endlich rechts aus der Allee den Prinzen Steffano luſtwandelnd auf ſich zuſchreiten ſah, da freute ſie ſich ihres langweiligen Alleinſeins überhoben zu werden.

Prinz Steffano Damano hatte in dieſen wenigen Tagen recht gute Sprachfortſchritte gemacht. Er drückte ſich zwar merkwürdig ungeſchickt aus, allein ſein blumenreiches Pathos ließ dies überſehen.

Indem er, von Alma's aufmunternden Blicken geſpornt, ſeine Schritte beſchleunigte, rief er ihr entgegen:

Blumen haben Duft und Sonne Licht verloren, wenn Fräulein fehlen —

Noch ehe Alma dieſe ſchmeichelhafte Klage erwiedern konnte, trat Baron Caſſian aus einem ſchmalen Seitenwege heraus und eilte ebenfalls auf Alma zu. O, wie weit wünſchte das junge Mädchen jetzt den armen Türken oder Griechen weg! Was half es ihr! Prinz Steffano lagerte ſich ſeitwärts auf eine Raſenerhöhung, nahm eine Hand voll Goldſtücke aus ſeiner Taſche und warf ſie, geſchickt damit ſpielend, in die Luft. Er ſchien inſtinctmäßig zu

Digitized by Google

begreifen, daß das Fräulein jetzt ſeine Entfernung zu wünſchen gegründete Urſache habe. Er ging aber nicht, ſondern blieb ſtumm und ſteif auf dem Raſen ſitzen, während Alma mit warmer Begrüßung dem jungen Baron entgegen trat. Ein aufmerkſamer Beobachter hätte in dem glatten, gelben Geſichte des Prinzen einen ſchadenfrohen Ausdruck belauſchen können, der ſeltſam gegen ſeine ſonſt ſteril gleichmüthige Miene abſtach. Er ſaß wie ein Wächter Zions und ſah unverwandt in die Geſichter der beiden jungen Menſchen, die des Herzens Zug hier zuſammen geführt zu haben ſchien.

Baron Caſſian war eine prächtige jugendliche Geſtalt, ſchlank, groß und ſehr ebenmäßig gebaut und mehr dem Geſchlechte der Warrheime ähnlich, dem ſeine Mutter entſproſſen war, als den hochfahrenden Abkommen der Sindekower. Sein Geſicht erſchien nicht ſo ſtreng klaſſiſch geformt, aber feiner, ſein Mienenſpiel bewegter und ſein Blick ſanfter. Die Ruhe und Milde ſeines Ernſtes bildete einen angenehmen Gegenſatz zu dem feierlichen und ſtrengen Stolze ſeines Vaters, aber ſie ließ auch ahnen, daß ſeinem Charakter die nöthige Feſtigkeit noch abginge. Aus einer gewiſſen Liebe zum Frieden und zur Bequemlichkeit gab er gern nach, hörte gern auf Rathſchläge und opferte bisweilen ſelbſt ſeine eigene und beſſere Meinung, allein nie lange; dann ſiegte ſein edles Naturell. Mit einem Worte: ſein Charakter war noch nicht fertig und geſtählt. Es mußte erſt den Einwirkungen und Verſuchungen der Weltluft vorbehalten bleiben, die vorliegenden Schwächen entweder zu vertilgen oder zu entfalten. Er liebte Fräulein Alma keineswegs, dazu war ſie viel zu viel Dame. Wäre ſie ihm im Gewande der Natürlichkeit begegnet und ohne Berechnung, ſo hätte ſie vielleicht eine leichte Sinnengluth in ihm entzündet, denn ſie war reizend; aber da ſie es vorzog, ſchon mit achtzehn Jahren eine vollendete Weltdame zu ſpielen, ſo betrachtete er ſie eigentlich nur als eine höchſt angenehme Zugabe zu den ausgezeichneten Soireen ihres Vaters.

Der Miniſter, viel zu erfahren und ſchlau, um dies nicht einzuſehen, brachte Alma in ein anderes Licht und gab ihr ſcheidend auf, dieſe Zeit richtig zu benutzen, damit ſie in nächſter Winterſaiſon als Braut des Reichsbarons Caſſian von Sindekow glänzen könne.

Armer Caſſian! Einer ſo welterfahrnen Dame gegenüber iſt jede Schulweisheit unnütz. Der klügſte Mann gleicht bei ihrem Spiele der Motte, die muthig um die Flamme ſchwirrt, bis ſie endlich kopfüber hineinſtürzt. Alma entfaltete eine gefährliche und höchſt liebenswürdige Naivetät in dem Schatten des Parkes, ſie ließ eine hinreißende Sentimentalität blicken und paarte damit eine poetiſche Beredſamkeit. Drei drohende Mächte für das jungfräulich unberührte Herz des jungen Barons. Es war ſein Glück, daß Prinz Steffano wie ein Götzenbild dabei ſaß und mit ſeinen Goldſtücken ſpielte. Er bildete, durchgreifend proſaiſch, in dieſer Stellung eine Schutzwehr für den armen belagerten Baron, dem zuweilen das Blut warm zum Herzen trat, wenn das

Digitized by Google

Fräulein ihre Blicke erſt ſchwärmeriſch über die reiche friſche Natur, die ſie umwogte, ſchweifen und dann auf ſeinem ſchönen Männergeſichte ruhen ließ. Hätte in ſolchen Momenten der junge Orientale nicht gar zu dreiſt, unbefangen und neugierig in ſeine Augen geſchaut, ſo würde ſein erwärmtes Herz ihm Worte geliehen haben.

Der Tag verging — Fräulein Alma kam nicht zum Ziele. Als hätte ihm Jemand die Aufgabe geſtellt, dem jungen Paar als Wächter zu dienen, ſo ſtetig und unverdroſſen folgte der wortkarge Prinz ihren Schritten und ihren Blicken. Tief in der Nacht ſchied Caſſian aus den gaſtlichen Mauern ſeines Vetters Warrheim, und als er heim ritt im milden und duftigen Dunkel, da umſpielten ihn prächtige Bilder von Glück, und Alma's ſchöne Geſtalt trat ſiegend in den Vordergrund. Sie wußte das. Der Handkuß, mit dem er von ihr geſchieden war, verſprach ihr günſtige Reſultate ihrer Bewerbung. Was heute nicht geſchehen war, konnte morgen geſchehen oder mußte jedenfalls übermorgen ſich erledigen. Mit dem Lächeln des Triumphes überblickte ſie das Feld ihrer Thätigkeit, überdachte die Avancen ihres Liebesverhältniſſes und legte ſich mit der ſüßen Beruhigung, daß ſie ihres Vaters würdige Tochter ſei, dem Gott des Schlafes in die Arme.

(Fortſetzung folgt.)

Veränderung der deutſchen Sitten zu Anfang des 18. Jahrhunderts

in Wohnung, Kleidung und Geſelligkeit.

Von Karl Biedermann. *)

Gerade in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts lag die einfältige, aber vielfach ungelenke alte Sitte im Kampfe mit einer neuen, die in vielen Stücken eine freiere Beweglichkeit, in manchen aber auch eine Verflachung oder Verkünſtelung der ganzen Lebensweiſe mit ſich brachte. Es iſt komiſch, zu beobachten, wie namentlich in den alten ehrwürdigen Reichsſtädten dieſe beiden Elemente ſich bald befehden, bald auch wohl zu einem bizarren Gemiſch verſchmelzen.

In Wohnung, Kleidung und geſelliger Sitte läßt ſich dieſer Uebergang wahrnehmen.

Die Häuſer aus dem 16. und 17. Jahrhundert waren meiſt von einfachem, unſcheinbarem Aeußern, ohne beſonderen architektoniſchen Schmuck. Im Innern führte von der gewöhnlich gewölbten Hausflur in der Regel eine ſchmale Treppe nach dem obern Stock, an deren Ende ſich zuweilen eine

*) Wir theilen dieſen Abſchnitt aus dem neueſten Theil von Biedermann's kulturhiſtoriſchem Werk „Deutſchland im 18. Jahrhundert" (Bd. 2) auf erhaltene Ermächtigung und als Beleg zu dem in der letzten Nummer gegebenen Urtheil unſeren Leſern mit.

offne Gallerie nach dem Hofe hinaus und nach innen zu ein gleichfalls gewölbter Vorſaal, ein beliebter Tummelplatz für Kinder, befand. Der innere Raum der Wohnung war zum größeren Theile der geräumigen Familienſtube zugewieſen, in welcher ſich meiſtens die ganze Familie, auf dem Lande auch wohl die Dienſtboten mit eingeſchloſſen, zuſammenfand. Wohlhabendere Familien hatten daneben wohl noch eine beſondere „Putzſtube", die aber nur für vornehmere Beſuche und bei beſondern Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienſtube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein Paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tiſche von ſchwerem Eichenholz mit großen runden, künſtlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen (Polſterſtühle waren ein Luxus der Vornehmern), auch wohl blos hölzerne Bänke um die Tiſche oder auf dem Mauervorſprunge, der rings um die Stube hin lief, auf's höchſte einfache Lederpolſter, ein ungeheurer, weit ins Zimmer vorſpringender Kachelofen, kleine, ſchief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch in der Regel runde oder eckige Glasſcheiben, mit Blei eingefaßt, ſtatt der ſpäteren Tafelſcheiben in den Fenſtern: — Das war die Einrichtung und Ausſtattung der Mehrzahl dieſer älteren Häuſer. Allerdings kommen auch ſchon aus dieſer Zeit in den wohlhabenderen Städten einzelne geſchmackvolle und ſelbſt prächtige Bürgerwohnungen vor; aber es ſind dies Ausnahmen, während die einfachere Bauart und Einrichtung die Regel bildet.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts und mehr noch im 18. nehmen auch die bürgerlichen Wohnungen weit häufiger ein elegantes, bisweilen ſelbſt vornehmes Anſehen an. Schon im Aeußeren verrathen ſie durch die ausgedehnten Façaden, den reichen Schmuck architektoniſcher Zierrathen, die häufigen Balkone und Erker mit geſchweiften Dachungen und Bruſtwehren, die hohen Etagen und die großen Fenſter mit hellen Tafelſcheiben die Nachahmungen der fürſtlichen und adeligen Paläſte. Im Innern werden die Treppen breiter und ſtattlicher, ſie ſind häufig mit Abſätzen verſehen, auch wohl mit Statuen, Vaſen, Candelabers ꝛc. geſchmückt. Die großen Familienzimmer verſchwinden, in denen das ganze Haus ſich zuſammenfand. Der Herr und die Frau vom Hauſe, auch wohl die erwachſenen Kinder haben nun jedes ſein Zimmer für ſich. Daneben gibt es ein Geſellſchaftszimmer oder eine Reihe ſolcher. Flügelthüren führen zu dieſen, oft mit Schnitzwerk; die Fußböden ſind parkettirt oder in Marmor getäfelt, bisweilen auch mit Rohr- oder Strohteppichen belegt, die Decken mit Stuckaturarbeit oder Malerei; die Wände entweder mit Holzgetäfel oder mit ſeidenen oder Sammettapeten überzogen, mit Landſchaften und andern Bildern bedeckt, auch wohl mit Statuen geſchmückt, die der Hausherr aus Italien oder Frankreich mitgebracht. Große Spiegel mit ſilbernen Rahmen und Gueridons, ſilberne oder meſſingene Kron- und Wandleuchter, zierlich geſchnitzte, bemalte oder vergoldete Büvets mit

Digitized by Google

ſilbernen und goldenen Gefäßen und Aufſätzen von Glas, endlich kunſtreich verzierte Kamine vollenden den Schmuck dieſer Prunkzimmer, denen als weiterer Aufputz auch noch allerlei Nippſachen und Kurioſitäten dienen, auf beſonderen Tiſchen oder in Schränken aufbewahrt. Im Putzzimmer der Dame vom Hauſe iſt deren Toilettentiſch aufgeſtellt, der mit ſilbernem Stellſpiegel, mit Schächtelchen zu Puder und Schönpfläſterchen, mit L'Hombretellern und Markenſchachteln, Wachsſtock und Lichtputzkaſten, Nähbeſteck und andern Dingen — womöglich ingeſammt von Silber und mit kunſtreicher Arbeit — zu prangen pflegt. Auch ein mit Silber beſchlagenes Geſangbuch ließ man gern unter all jenen Weltlichkeiten hervorſchauen. Wieder in anderen Zimmern waren die koſtbaren Paradebetten, von Sammet, Damaſt und anderen ſchweren Stoffen und mit ebenſo koſtbarer Holzarbeit, ausgeſtellt, um von den Gäſten bewundert zu werden.

Einen ähnlichen Uebergang aus dem Alten in's Neue zeigt uns im Wechſel der beiden Jahrhunderte die Tracht. Noch an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, ja zum Theil noch im erſten Jahrzehnt deſſelben, erſcheint vielfach die einfach bürgerliche Kleidung bei den Männern, der weite dunkle Rock, bisweilen mit feinem Spitzenkragen darüber, die wollenen Strümpfe und hohen Schuhe oder Stiefel, der runde ſpitze oder der halbſpaniſche Schlapphut, das natürliche, einfach herabfallende Haar ohne Puder und Toupet, dagegen Schnauz- und Stutzbart, ſogar bei Geiſtlichen, bei den Frauen die enganſchließenden bis hoch herauf geſchloſſenen Kleider und die züchtigen Hauben. Dazwiſchen drängt ſich aber ſchon die modiſche fremde Kleidung hervor, die denn, je weiter wir vorſchreiten, immer häufiger wird, das betreßte, vorn ausgeſchnittene Kleid, die Spitzenmanſchetten, der Staatsdegen, die ſeidenen Hoſen und Strümpfe, der kleine eckige Hut auf der hohen Perücke, die tiefausgeſchnittenen Kleider, die Stöckelſchuhe, die hochgethürmten Kopfputze der Frauen. Sogar die Börſe zu Hamburg, wo man ſonſt nur die einfache, ſolidbehäbige Tracht des alten Reichsbürgers ſah, wimmelte jetzt von bunten Röcken im neumodiſchen Schnitt und glich faſt einem Hofcirkel.

Die günſtigſte Veränderung ging ohne Zweifel in dieſer Zeit mit der Geſelligkeit und den Gelegenheiten zur Erholung und geiſtigen Anregung für Männer und Frauen vor. Die Verſammlungsorte der Männer vervielfältigten ſich: zu den Weinſtuben traten, als eine neue Einrichtung, an manchen Orten ſchon ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Kaffeehäuſer hinzu, wo die Geſellſchaft mannigfaltiger und daher belebter war. In Hamburg war das Dreyerſche Kaffeehaus der Mittelpunkt eines geiſtig regſamen Kreiſes, dem die bedeutendſten Gelehrten und Schriftſteller angehörten. Dort ſah man Hagedorn regelmäßig mit ſeinen literariſchen Freunden verkehren. In Leipzig gab es ſchon 1725 acht Kaffeehäuſer, unter denen das beſuchteſte das Richterſche war, wo ſich namentlich in den Meſſen viele Fremde zuſam-

Digitized by Google

menfanden, während der „Kaffeebaum" vornehmlich der ſtudentiſchen Welt als Vereinigungspunkt diente.

Die Gelehrten pflegten zu beſtimmten Stunden ſich in den größeren Buchläden einzufinden, die Neuigkeiten der Literatur aus erſter Hand zu beſichtigen und untereinander zu verkehren. Auch größere geſchloſſene Geſellſchaften entſtanden, welche Alles, was nach höherer Bildung und einer edlern Geſelligkeit ſtrebte, in ſich vereinigten. Jüngere Leute fanden ſich wohl auch in den „Ballhäuſern" zuſammen, deren es in den meiſten größeren Städten gab, und vergnügten ſich gemeinſam mit dieſer ebenſo angenehmen als geſunden Leibesübung.

Eine Liebhaberei der edelſten Art, die um dieſe Zeit unter der wohlhabenden Kaufmannswelt überhandnahm, war die Einrichtung und Pflege ſchöner Gärten und die Anlegung von Kunſt- und Naturalienſammlungen. Manche dieſer Gärten wurden zugleich durch die Liberalität ihrer Beſitzer zu öffentlichen Spaziergängen und Erholungsplätzen für die ganze ſtädtiſche Bevölkerung.

Die Zurückgezogenheit der Frauen verlor ſich nach und nach; Frauen und Mädchen erſchienen immer häufiger in der Geſellſchaft und nahmen an den Geſprächen der Männer Theil. Der Umgangston ward freier, die Unterhaltung mannigfaltiger und beweglicher. Die Männer brachten die Ausbeute ihrer Reiſen und ihrer Studien, die Frauen einen geweckteren Sinn für geiſtige Intereſſen mit. Zwar geſchah es noch bisweilen, daß einzelne „Stutzdocken" (petit-maîtres) durch ein geradbrechtes Deutſch (gleich als ob ſie ihre Mutterſprache im Auslande vergeſſen hätten) und durch Einmiſchung zahlreicher franzöſiſcher Brocken, durch affectirtes ausländiſches Weſen und altkluges Abſprechen über Alles ſich hervorzuthun, daß gelehrte Charlatane mit auswendig gelernten Phraſen aus dem Bayle ſich den Anſtrich großer Beleſenheit zu geben verſuchten; oder daß mitten in die hochdeutſche Converſation plötzlich eine jener ſteifen und gedehnten Redensarten im Hamburger Dialekt hineinfiel, deren die älteren Männer und Frauen ſich ſchwer entwöhnen konnten; aber Das waren Anſtöße, welche die immer raſcher fortſchreitende Bildung bald vollends überwand. Die monotonen Fragen und Antworten über das Wetter und Anzug machten je länger je mehr gehaltvolleren Geſprächen über Gegenſtände der natürlichen Moral, der Erziehung, der Naturwiſſenſchaft, oder über neue Erſcheinungen der Literatur Platz. Die ſteife Abſonderung der Geſchlechter in den Geſellſchaften ſelbſt, namentlich beim Eſſen, ward aufgegeben und an ihre Stelle trat die „bunte Reihe", bisweilen im Wege der Verlooſung. Es kam auch wohl vor, daß am Schluſſe einer Mahlzeit „auf Commando des Wirthes" jeder Herr ſeine Dame küſſen mußte. Die abgeſchmackten und meiſt ſehr zweideutigen Unterhaltungen des Kartenlegens, der Prophezeihungen, des „Frageſpiels" u. ſ. w. wurden durch Geſellſchafts-

Digitized by Google

ſpiele anderer Art erſetzt, bei denen Witz und Laune ſich zeigen konnten, und auch allerhand kleine Neckereien nicht fehlten, die aber nicht, wie jene plumpen Späße, Anſtand und Zartgefühl verletzten.

Wir wenden uns endlich zu einer ernſteren Seite der häuslichen Geſelligkeit damaliger Zeit, zu der Hausmuſik. Von den Künſten, welche das Leben verſchönen und den Geiſt erheben, war, neben der Literatur, im 17. und ein ziemliches Stück ins 18. Jahrhundert hinein nur die Muſik in einem neuen Aufſchwunge. Die bildenden Künſte lagen zum größten Theil in den Banden ausländiſchen Geſchmackes. Architektur und Sculptur huldigten faſt ausnahmslos dem Rococoſtyle, der von Italien und Frankreich her ſich nach Deutſchland verbreitet hatte, und nur einzelne Künſtler, wie Schlüter in Berlin, folgten etwas unabhängiger dem eignen Genius. Die Malerei mühte ſich vergebens ab, in peinlicher Nachbildung der Italiener oder Rembrandts eine neue Blüthe der Kunſt hervorzubringen, und der Kupferſtich, obſchon in der Technik deſſelben einzelne Fortſchritte geſchehen, war doch von der Höhe, auf welche ihn einſt A. Dürer und L. Cranach erhoben hatten, weit herabgeſunken, und ſollte ſeine Verjüngung erſt jenſeits der Grenzen dieſes Zeitraums durch den feinen und vielbeweglichen Grabſtichel Chodowiecki's erhalten.

Dagegen begann in der Muſik eben damals in Deutſchland ein friſcheres Leben. Bisher hatte die fremde Muſik das Uebergewicht über die heimiſche gehabt. In den Opernhäuſern der Reſidenzen und der großen Handelsſtädte hörte man faſt nur Italieniſch und Franzöſiſch, höchſtens mit einzelnen deutſchen Geſangſtücken untermiſcht; die katholiſchen Kirchen ertönten von italieniſchen Meſſen und von dem Geſange italieniſcher Caſtraten. Bedeutende muſikaliſche Talente unter den Deutſchen, wie Haſſe, ſchloſſen ſich dieſer ausländiſchen Manier, als der an den Höfen und in der vornehmen Geſellſchaft beliebteſten, willig an.

Jetzt aber erhob ſich durch die beiden großen Meiſter der Töne, Sebaſtian Bach und Händel, die deutſche Muſik zu ſelbſtſtändiger Geltung und Würde und rang ſich ebenſo aus der Abhängigkeit von einem fremden Genius, wie aus der Zurückſetzung, worin dieſer ſie gehalten hatte, ſiegreich los. Neben den gewaltigen Tonſchöpfungen, durch welche dieſe beiden Männer die Muſik in ihrem erhabenſten Ausdruck, als das Organ der öffentlichen Gottesverehrung, zu ungeahnter Tiefe und Innigkeit fortbildeten, verſchmähten ſie es nicht, auch der frommen Andacht in den ſtillen Räumen des Hauſes, ja der heiteren Geſelligkeit und der Erholung von den Mühen des Werkellebens ihr herrliches Talent dienſtbar zu machen. Durch ſie und ihre Nachfolger auf dieſer Bahn ward die Hausmuſik, deren erheiternde und erhebende Macht ſchon Luther geprieſen und an ſich ſelbſt erfahren hatte, wieder

Digitized by Google

in ihre vollen Rechte eingesetzt und mit der ganzen Innigkeit des deutschen Geistes befruchtet.

Es war ein älteres Herkommen, welches aber auch in dieser Zeit noch vielfach sich forterhielt, daß nicht blos auf den Schlössern des Adels und der kleinen Dynasten, sondern auch in manchen reicheren Bürgerhäusern, eine „Hauskapelle" bestand, worin neben den musikalischen Gliedern der Familie auch Kutscher, Jäger, Koch und andere Bediente die verschiedenen Instrumente spielten. Wo es daran fehlte, da pflegten wenigstens die Söhne und Töchter vom Hause, nebst einigen Freunden und Freundinnen, zu solchen musikalischen Unterhaltungen sich zu vereinigen, in denen wohl auf die ernsteren Klänge einer Bachschen Fuge oder einer Kuhnau'schen Sonate die leichteren Weisen eines munteren geselligen Liedes folgten, und endlich ein heiterer Tanz nach den Tönen der Guigne, der Sarabande oder Allemande die unschuldige Lust eines solchen traulichen Familienabends beschlossen.

Steinle's Arbeiten für das Kölner Museum.

III.

Wer neulich Steinle's erhabene und mächtig ergreifende Darstellung des heiligen Altarsacramentes für die Fresken der Aegidiuskirche in Münster gesehen, muß erstaunen über das schöpferische Genie, mit dem der Meister die dritte und letzte Composition für die Fresken des Kölner Museums in so kurzer Zeit vollendet hat. Wenn je, so liefert Steinle in den letzten Jahren den Beweis, mit welch' klarem Bewußtsein er die Kunst mit dem Leben in Beziehung setzt, und wie sehr er bei all seiner idealen christlichen Vertiefung an der Fülle der Wirklichkeit seine Gestaltungskraft erprobt. Ueberall ist bei ihm Naturwahrheit, sprudelnde Lebensfrische, nirgends eine Spur von jenem schwermüthigen Versenken in sich, welches man so gern im Gefolge seiner Richtung entdecken möchte.

Die letzte Composition führt, wie die beiden ersten früher von uns skizzirten Cartons der römischen und mittelalterlichen Periode ein Stück Kölner Geschichte, in so fern diese mit der Kunst in Berührung steht, vor Augen, und umfaßt in zwei großen durch die mittlere Eingangsthüre getrennten Bildern die neueste Renaissance in der Kunst. In dem ersten Bilde treten wir in einen Kreis von Männern, die durch ihre unermüdliche Thätigkeit die Kunstentwicklung beeinflußten und uns die geistig angeregte Zeit des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts wiederspiegeln, in der der alte Classicismus sich mit dem Zauber der Romantik verband und dunkles Ahnen und unsicheres Tasten mit klarer Einsicht, abstractes Kunstgefühl mit lebendiger Bezugsetzung der Kunst zur Wirklichkeit in wunderbarer Mischung verschmolzen war.

Digitized by Google

Der Kölner Walraff, noch im Anſchluß an die antikiſirende Renaiſſance, mit der die zweite Compoſition beendet ward, ſtützt ſich, links im Vordergrunde des Bildes, auf das große Meduſenhaupt, welches, von andern Gegenſtänden ſeiner Sammlung umgeben, ſeine Vorliebe für die Antike und ſeine Opferwilligkeit trefflich bezeichnet; zu ihm heran tritt ſein Schüler und Freund de Noël, der erſte Conſervator ſeiner Sammlung; zwiſchen beiden ſteht der Architekt Gau, der in Paris die gothiſche Kirche St. Clotilde erbaute. An dieſe reiht ſich auf erhöhtem Mittelgrunde eine andere Gruppe, die für die Einkehr in's deutſche Leben und für die deutſche Kunſt von größter Bedeutung geworden iſt. Friedrich Schlegel iſt von den beiden Brüdern Boiſſerée umgeben, welche ihm die erſte Anregung für ihre Kunſtbeſtrebungen verdankten; Sulpice Boiſſerée trägt ſein Domwerk und den Zirkel, Melchior iſt in geſchäftiger Eile mit altdeutſchen Gemälden dargeſtellt, auf Beide blickt Bertrand, ihr unzertrennlicher Freund und Begleiter. Hinter dieſer Gruppe ſteht an einen Baum gelehnt Joſeph von Görres, der Erſte, welcher in ſeinem rheiniſchen Merkur mit weitwirkender Stimme zum Ausbau des Kölner Domes aufforderte. Ganz im Vordergrunde rechts iſt J. H. Richartz, der Gründer des neuen Muſeums, auf deſſen Plan er ſich ſtützt, angebracht. Vor ihm ſtehen zwei Knaben, von denen der eine aus dem Bilde herausſieht und mit der einen Hand auf Richartz zeigend, den Beſchauer auf den hochherzigen Stifter aufmerkſam macht, mit der andern Hand einen Wappenſchild trägt, auf dem Richartz' Wappen mit dem der Stadt Köln durch einen Kranz verbunden iſt. Der zweite Knabe, gegen Walraff hin gewendet, deutet auf den Muſeumsplan hin, und ſcheint dem Gründer der Kunſtſammlung anzuzeigen, daß ſich jetzt ein Mann gefunden, welcher ihr einen würdigen Raum erbaut. Die heitere Umgebung des gleichſam hingehauchten Bildes iſt landſchaftlich gehalten, gleich einem Dichterhain, deſſen Horizont die Silhouette der Stadt, in deren Mitte der Dom in ſeiner alten Geſtalt, bildet.

Im Sockel iſt der Cölner Carnevalszug mit den charakteriſtiſchen Figuren, dem Jäke Bähnche, dem Bannerträger, dem Führer, den Funken u. ſ. w. dargeſtellt.

Das zweite Bild bringt in überraſchend ſchöner Verbindung mit dem Gegenſtand des erſten Bildes durch den Fort- und Ausbau des Domes zur lebendigen Anſchauung, wie das befruchtende Samenkorn, welches Schlegel, die Boiſſerée und Görres ausgeſtreut, zur herrlichen Frucht gedieh. Die am 3. Oktober 1855 auf das vollendete ſüdliche Dompportal aufgeſetzte große Kreuzblume gibt den Gegenſatz zum coloſſalen antiken Meduſenhaupt. Vor der Kreuzblume ſteht nach Oben blickend der hohe Protector des Baus, der König von Preußen, neben ihm der erlauchte Bruder, der Gouverneur der Rheinprovinz, ſeine Gemahlin, die nunmehrige Großherzogin von Baden, und

Digitized by Google

der Prinz Friedrich Wilhelm. Dem Könige gegenüber, wie aus dem Dome tretend, findet sich der Cardinal-Erzbischof von Geissel, der Weihbischof und das Gefolge der Geistlichkeit; die Kreuzblume selbst ist von dem Dombaumeister und den Werkleuten umgeben, hinter welchen der alte Thurm in die Höhe ragt. Die ganze Scene ist mit den in Köln üblichen Fahnen geschmückt. So reift denn auf diesem Bilde der Vollendung entgegen, wofür Erzbischof Conrad von Hochstaden in der Hauptgruppe der zweiten Composition den Grundstein legte.

Den Sockel dieses Bildes füllt das Kölnische Vereinswesen zum Besten des Domes; der Dombauverein mit seiner Fahne deckt einen Altar, welcher den Schutzpatron des Domes, St. Peter, zeigt, und an dessen Stufen von den Herbeiströmenden die frommen Gaben niedergelegt werden; in der zweiten Hälfte findet sich der Kölner Gesangverein, auf einem mit Delphinen geschmückten Schiffe, welches auf seine Sängerfahrten hindeutet.

In der Mitte über beiden Bildern, im Felde, welches sich dem Gewölbe einschmiegt, ist das Kölner Stadtwappen angebracht und zwar, mit Bezug auf die Gründung der Stadt, umgeben von der Kaiserin Agrippina und dem Kölner Helden Marsilius, die man im Mittelalter gemeinlich unter den Gestalten der Jungfrau und des Knechts darstellte.

Unbedingt kann man Steinle's Compositionen für das Kölner Museum den größten Kunstschöpfungen der neueren Zeit beizählen. Mit genialem Blick hat der Künstler aus den dargestellten Zeiträumen die großen und charakteristischen Momente herausgefunden und sie mit mächtig begabter Einbildungskraft, einem seltenen Reichthum der Gedanken und einem ungewöhnlichen Formtalent verkörpert. Trefflich in der Perspective und in der Gruppirung der Figuren, voll lebendiger Individualisirung, von plastischer Ruhe, bringen alle drei Compositionen bei der größten Oekonomie der Mittel einen wahrhaft dramatischen Effekt hervor. — n.

Sonett von Milton.

An Cromwell.

(1652.)

Cromwell, gewalt'ger Feldherr, der gezwungen
Nicht blos mit Kriegsvolk, auch mit Lug und Wahn,
Voll Muth und Glauben, auf glorreicher Bahn
Den Frieden und die Wahrheit uns errungen:

Gekrönt vom Glücke hast du hoch geschwungen
Das Banner Gottes, und Sein Werk gethan,
Derweil wir roth von Schottenblute sah'n
Den Darwenstrom, und laut dein Ruhm erklungen

Digitized by Google

Vom Dunbar-Feld, Lorbeern dein Haupt umwanden.
Doch viel bleibt noch zu thun; ruhmvolle Siege
Gibt's minder nicht im Frieden wie im Kriege.

Dem freien Geiſt droht man mit ird'ſchen Banden —
Hilf uns die Kirchenwölfe doch zerſchlagen,
Der'n einz'ges Evangelium ihr Magen.

F. Bodenſtedt.

Königliche Anerkennung.

Nach Thomas Heywood. Aus dem Drama: The royal king and the loyal subject.

Der König Perſiens läßt den Falken ſteigen;
Der ſteigt und jagt und faſſet einen Reiher.
Mit Eins erſcheint ein Adler in der Luft.
Der Falke läßt die kleine Beute fahren
Und ſtürzt ſich auf den größern Feind. — Lang währt
Der Kampf, bis, gut geſchult, der Falk zuletzt
Des Adlers Meiſter wird und ihm in's Haupt
Die Krallen ſchlägt. — Der Hof bricht aus in Lob
Und preiſ't den Heldenmuth des edlen Falken.
Nachdenklich ſteht der König; doch am Ende
Stimmt er mit ein, und eine goldne Krone
Befiehlt er für den Falken anzufert'gen.
Auf offnem Markt mit Pomp verkündet man
Des Falken That und Sieg und krönet ihn.
Dann nimmt der Henker ihm die Kron' vom Haupt,
Und zieht das Schwert und ſchlägt ihm ab das Haupt;
Denn, ſpricht der König, doch nichts anders iſt
Der Vogel, als ein tapferer Verräther
Am Könige der Vögel, ſeinem König.

Moritz Hartmann.

Unterhaltungen.

— **Zur Bettina-Frage.** Das Leben Goethe's von Lewes hat ſich in Freeſe's großentheils gelungener Ueberſetzung ſchnell bei uns eingebürgert; es wurde als eine elegante, klare, geſchickt gearbeitete Zuſammenſtellung des Anziehendſten, was bisher über den großen Dichter ermittelt war, gern anerkannt; auch das von Lewes neu Mitgetheilte fand dankbare Annahme. Daß Vieles darin anzufechten ſein werde, ſah jeder Kenner voraus; mitunter hat der Verfaſſer, der einleuchtenden und fließenden Darſtellung zu Liebe, den trockenen Ernſt der Thatſachen hintangeſetzt. Eine der merkwürdigſten Partien des Buches war jedenfalls diejenige, die von Bettina's Briefwechſel handelt. Hier ſollte nach dem Vorgang von Riemer Eines zur Evidenz gebracht werden: daß jener Briefwechſel ein mit Benutzung wirklicher Zuſtände und Zeugniſſe componirtes Ganze ſei. Es wäre dieſer Anſicht nach nur noch äſthetiſch und juriſtiſch feſtzuſtellen, inwiefern ein ſolches Verfahren erlaubt ſei; inwiefern es geſtattet werden könne, daß man Perſonen und Ereigniſſe der Gegen-

Digitized by Google

wart noch kühner als Plato jemals in ſeinen Geſprächen es gethan, zum Subſtrat einer Erfindung oder Lehrdichtung mache. Daß es gefehlt ſei, die ſo erzielte Compoſition hinterher für reale Wahrheit auszugeben, darüber konnte nie ein Zweifel herrſchen. Bei Bettina's Buch über die Günderrode, noch mehr bei ihren politiſch-ſocialen Geſprächen mit der Frau Rath klafften alle Nähte ſo deutlich, die Einfügung der bekannten Perſönlichkeiten in die phantaſtiſchen Diatriben war ſo loſe, daß die Dichterin von vornherein kaum Anſpruch darauf machte, ihre Erfindungen als wahrheitsgemäße Denkwürdigkeiten zu bieten. Anders ſtand es um den „Briefwechſel mit einem Kinde." Hier erſchienen die bekannten Umſchreibungen einiger Sonette von Goethe aus dem bekannten, kurz vor Abfaſſung der „Wahlverwandtſchaften" gedichteten Cyclus. Viehoff und Lewes haben nachgewieſen, daß dieſer Cyclus die Liebe des faſt ſechzigjährigen Goethe zu der jungen Minna Herzlieb verewigt. Bettina's Verehrer jedoch kämpfen noch immer für die Anſicht, daß wenigſtens vier jener Sonette nur aus brieflichen Ergüſſen Bettina's von dem Dichter in Verſe gebracht ſeien. Uns ſcheint es nach wie vor einleuchtender, daß jene Gedichte von Bettina nachträglich „in Proſa aufgedröſelt" worden ſind. Ihre erſten enthuſiaſtiſchen Briefe an Goethe fallen gerade in die Zeit, da ſeine Neigung für Minna Herzlieb die glühendſte war. Der erſte Band des Kind-Briefwechſels erſchien 1835. Seite 188 befindet ſich die Stelle, aus welcher Goethe das achte Sonett condenſirt haben ſoll, das mit den Worten beginnt: „Ein Blick von deinen Augen in die meinen." Es läßt ſich jedoch recht gut annehmen, daß daſſelbe, namentlich die Zeilen: „Entfernt von Dir, entfremdet von den Meinen" auf die gezwungene Entfernung der jungen Herzlieb gedichtet wurde. S. 190 findet ſich die Proſa zu dem zehnten Sonett; in demſelben muß jedoch die Zeile „Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Weſen" trotz der Stelle S. 77 nicht nothwendig auf Bettina bezüglich, ſondern kann gar wohl ein Spiel mit dem Namen Herzlieb ſein. Dies wird noch wahrſcheinlicher, wenn wir das lächerliche Gebahren des Kindes mit dem Schlußſonett XVII. in's Auge faſſen. Daſſelbe iſt überſchrieben „Charade", und die Auflöſung iſt ganz offenkundig das Wort Herzlieb. Davon wußte freilich Bettina im Jahr 1835 noch Nichts; das Verhältniß iſt erſt ſpäter enthüllt worden. Sie will daher in Bezug auf das zweite Quatrain des Sonettes Folgendes an Goethe geſchrieben haben:

„Es thut gar wohl, an ſchön beſchloſſ'nen Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Das thut dir wohl, daß ich an Dir verglühe, an ſchön beſchloſſ'nen Tagen, wo ich den Abend in deiner Nähe zubringe, und mir auch. — Verbrenne mich immer, wenn Du mich zugleich empfangen und ſpiegeln willſt in deinem Geiſt." — Mit welchen Empfindungen müßte Goethe, nachdem er kurz vorher ſein Gefühl für Minna in jene Zeilen eingeſchloſſen, dieſe Briefſtellen Bettina's geleſen haben!

Im Verlag von G. Reimer in Berlin erſchien ſo eben: „An G. H. Lewes, eine Epiſtel von Heinrich Siegfried." Der Verfaſſer gibt ſich das Anſehen, die Anſicht Riemers und des Engländers mit Glanz vernichtet zu haben. Leider iſt ſeine Deduction äußerſt ſchwach, und in Ermangelung kritiſcher Beweisgründe gibt er einigemal nur ſtudentiſch-derbe Apoſtrophen. S. 8 iſt er in ſeinem Recht, wenn er folgenden Ausſpruch von Lewes entſchieden mißbilligt: „If you are grave with her, people shrug their shoulders and saying: She is a Brentano, consider all settled." Ohne Zweifel läßt ſich bei Clemens Brentano, wie bei ſeiner Schweſter die Grenzlinie von phantaſtiſchem Ergehen und directer Erdichtung nicht immer genau beſtimmen; dies gibt jedoch Herrn Lewes durchaus kein Recht, ein ihm zugetragenes abfälliges Urtheil über „the Brentano" für die öffentliche Meinung Deutſchlands auszugeben. Der ungezogene Ausſpruch zeugt von einem viel zu weitgehenden Beſtreben,

Digitized by Google

jede Gedankenfolge durch ſtark aufgeſetzte Lichter effectreich zu machen; eine Manier freilich, von der ſelbſt ein Macaulay nicht ganz freizuſprechen iſt.

— **Barante**, der in Frankreich als der Meiſter der ſogenannten deſcriptiven oder pittoresken Methode der Geſchichtſchreibung gilt, hat einen Band ſehr anziehender „études historiques et biographiques" herausgegeben. Auch in dieſem Buch finden ſich Züge jener verſteckten Polemik, die ſeit mehreren Jahren von den Pariſer Akademikern gegen das neue Kaiſerthum geübt wird. Sie zeigt ſich vor Allem in der meiſterhaft pikanten Schilderung von einzelnen, zum Theil neuen Geſchichten aus der Regierung Napoleons des Großen. Eine Notiz über die Gründung der Stadt Napoleon-Vendée geht darin am weiteſten. Im Jahre 1804 decretirte der neugewählte Kaiſer: „Der Hauptort der Vendée ſoll vom 1. Fructidor des Jahres XII. an nach La Roche ſur Yon verlegt werden." Der Flecken hatte damals dreißig Häuſer; die Anſtalten waren armſelig. Erſt vier Jahre ſpäter konnten drei Millionen Franks bewilligt werden, um Rathhaus und Schule, Gerichtshof und Kaſerne, Kirche, Seminar und Markthalle zu bauen. Aber in einem Miniſterrath, dem der Ingenieur Duviviér beiwohnte, wurde die Summe für ungenügend erklärt. Anfangs war der Kaiſer ungehalten und fuhr den Baumeiſter heftig an; plötzlich begann er die ihm gemachten Einwendungen ſelbſt vorzubringen und erklärte: „Eine Stadt laſſe ſich nicht durch Regierungsdecrete gründen; ihre Lage, ihr Handel, ihr Gewerbfleiß müßten ſie groß machen." Napoleon war im Zug: er befahl dem Herzog von Baſſano, zu ſchreiben, und dictirte feierlich: „Man gründet eine Stadt nicht in einem Tag"; er blickte durch's Fenſter und ſprach: „Selbſt Paris iſt noch nicht fertig." Sein Geiſt arbeitete gewaltig, er wollte einige Haupt- und Glanz-Aphorismen zum Beſten geben; aber, ſagt Barante, dergleichen mißglückte ihm zuweilen, wenn er aus ſeinem Naturell herausging. So ging es auch diesmal. Nach einigen Minuten ſagte er ganz proſaiſch: ‚Herr Baumeiſter, zeigen Sie die Pläne;' — er traf ſeine Anordnungen, gab nach, wo es nöthig war, und die Sache kam zur Erledigung. Die Beſchreibung ſtreift ſo nah an die Karrikatur, als es bei Napoleon dem Oheim nur irgend möglich iſt.

— **Pater Becks**, der Ordensgeneral der Geſellſchaft Jeſu, ſpricht ſich in einer ihm abverlangten Denkſchrift an das öſterreichiſche Unterrichtsminiſterium eingehend über Gymnaſialbildung aus: ‚Unſere ratio studiorum", ſagt er unter Anderem, „legt, die Vielheit der Lehrgegenſtände ſorgfältig vermeidend, das Hauptgewicht der Gymnaſialbildung nicht auf die Realien, ſondern auf ein gründliches Studium der claſſiſchen Literatur und der Philoſophie. Die Geſellſchaft Jeſu geht von dem Grundſatz aus, daß eine zu frühzeitige Beſchäftigung mit den Realgegenſtänden die gründliche Heranbildung und Befähigung der Knaben zu den höheren Studien und Wiſſenſchaften bedeutend erſchwert und oft vereitelt. Erſt in den zwei letzten Klaſſen des Obergymnaſiums möge das claſſiſche Studium auf wenigere Stunden in der Woche beſchränkt ſein und können dann an deſſen Stelle mehre Realien, als nächſte Vorbereitung zur Univerſität, Platz nehmen. Die Naturgeſchichte, Algebra und Geometrie ſollen aus den vier untern Klaſſen ganz wegbleiben. Die Geometrie findet ihren eigentlichen Platz in der ſiebenten und achten Klaſſe (d. i. nach unſerer Ausdrucksweiſe in Secunda und Prima). Syſtematiſch wiſſenſchaftlich kann die Naturgeſchichte in den untern Klaſſen nicht vorgetragen werden; denn Knaben ſind für einen ſolchen Unterricht nicht geeignet. Wird ſie aber nur auf Anſchauung beſchränkt, ſo dient ſie blos zum Zeitvertreib und macht die Jugend nur zerſtreut und dabei mit Ideen bekannt, die ſelbſt für die Sittlichkeit leicht verderblich werden. Es ſoll jedoch hierdurch nicht geſagt werden, daß man die Realien und Naturkenntniſſe nicht zu würdigen wiſſe. Man verſchmähet ſie nicht, ſondern man weiſet ihnen nur den eigentlichen Platz nach mehr vorgerückter formeller Bildung an."

— **Ole Bull**, der berühmte norwegiſche Geiger, iſt nach drei Luſtren der Vergeſſenheit in Wien wieder aufgetaucht. Als er zuerſt in den Conzertſälen erſchien, knüpfte ſich an die

Digitized by Google

Bewunderung für ſeine techniſchen Vorzüge noch ein romantiſches Intereſſe für ſeine Perſon. Man wußte, daß er als Knabe zum Pfarrer beſtimmt geweſen, als Jüngling zu Göttingen die Rechte ſtudirt hatte; ſpäter ging er unter Noth und Entbehrungen einzig dem Künſtlerberuf nach und war in Paris dem Hungertode nah. Dem entgegen gab die Theilnahme, die er ſeitdem bei der vornehmen Welt gefunden, ſeinen Schickſalen einen neuen Glanz. Eine Gräfin Faye hatte ihn vom Selbſtmord gerettet und vermählte ihm ſpäter ihre Enkelin. Nunmehr iſt Ole Bull ein Mann in den ſogenannten beſten Jahren; der Umſtand, daß er ſeit ſeinem Verſchwinden aus der muſikaliſchen Welt in Nordamerika eine Farm betrieben hat, unterſtützt ihn nur wenig; ſeine Kunſt muß für ihn ſprechen. Da finden denn die Kenner, daß er bei unleugbarer Bedeutung und großen Vortheilen in der Technik auch einzelne Züge jenes Virtuoſenthums beibehalten hat, das inzwiſchen veraltet iſt. Hierhin gehört vor Allem das Vortragen eigener Compoſitionen, die darauf berechnet ſind, ſeine Eigenthümlichkeit ins Licht zu ſetzen. Dies ſchwermuthsvolle Grauen, die „Mitternachtsſonne in Tönen", die er ſonſt vorzuſpiegeln wußte, hat nicht mehr ganz den alten Zauber; der Zeitgeſchmack iſt ſolider geworden, und ein Publikum, das ſich an Joachims Spiel erfreut, wird Ole Bull zwar bewundern, doch nicht ohne zu bedauern, daß eine ſo große Begabung ſich nicht ſelbſtverläugnend dem Aechten und Einfachgroßen widmet.

— **Karl Reiß.** Dieſer ausgezeichnete junge Muſiker, der vor wenigen Tagen die ehrenvolle Ernennung zum wirklichen Hofkapellmeiſter in Kaſſel als Nachfolger des greiſen Spohr erhielt, iſt ein geborner Frankfurter, Sohn eines geachteten Arztes. Seine Dirigententhätigkeit begann er an der Liedertafel zu Mainz, von wo er nach Baſel, dann als Kapellmeiſter wieder zurück nach Mainz berufen wurde. Hier fand unter großem Beifall die Aufführung ſeiner Erſtlings-Oper Statt, zu welcher das Textbuch die Hauptmotive aus Kinkels Gedicht Otto der Schütz" entnommen hatte. In Kaſſel wirkt er als zweiter Kapellmeiſter ſeit wenigen Jahren.

— **Die Pariſer Oper** wird ſeit Kurzem einzig vom Ausland mit Neuigkeiten verſorgt, großentheils mit ſolchen, die am Ort ihrer Entſtehung nicht mehr Neuigkeiten ſind. In der italieniſchen Oper wechſelt Floto's „Martha" mit dem „Don Deſiderio" des Fürſten Poniatowski ab, den derſelbe vor achtzehn Jahren als ganz junger Mann componirte; den Saal der komiſchen Oper füllt noch immer „Quentin Durward" von dem belgiſchen Tonkünſtler Gevaert. Ganz beſonderen Enthuſiasmus erregt der mächtige Tenoriſt Tamberlick, namentlich mit einigen Kraftſtellen im zweiten Akt von Roſſini's Othello.

— **Literarhiſtoriſches Schauſpiel.** Vor dreißig Jahren war das Künſtlerdrama bei uns an der Tagesordnung; es wäre zu verwundern, wenn eine Lieblingswiſſenſchaft unſerer Tage, die Literaturgeſchichte, nicht ihren Weg auf die Bretter fände. Laube's „Gottſched und Gellert" hat ſeiner Zeit nur mäßigen Erfolg gehabt; es iſt abzuwarten, ob es dem fünfactigen Schauſpiel „Leſſing und Mendelſohn" von Otto Girndt, das dieſe Woche in Berlin zur Aufführung kommt, beſſer gehen wird.

— **Der Bildhauer Hogan.** Der edle und hochbegabte iriſche Künſtler, der vor wenigen Wochen verſchied, hinterläßt eine noch junge Frau, die er aus Italien mitgebracht, und elf unverſorgte Kinder. Sydney Morgan ſagt in einem Nachruf über ihn die bittern Worte: „Hogan war Katholik, aber der hochgeborne katholiſche Adel (in Irland) beſteht aus armen Beſchützern, und die proteſtantiſche Obermacht hat kein Mitgefühl für den katholiſchen Genius."

— **Der Moniteur über Schillers Fiesko.** In den neunziger Jahren wurde in Frankfurt a. M. „die Verſchwörung des Fiesko zu Genua" aufgeführt. Das Regierungsblatt der franzöſiſchen Republik nahm von dieſer Vorſtellung Notiz und bemerkte darüber: Cette tragédie est ouvrage du génie, comme tout ce que Mr. Schiller nous donné. Fiesco est le plus beau triomphe du républicanisme en théorie et dans le fait."

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

FREIE STADT FRANKFURT
ZEITUNGS-STEMPEL

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 18. **Frankfurt a/M., den 1. Mai 1858.** **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Mohammed**, Gedicht von Hermann Lingg. — **Schiller als Philosoph**, Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Schilderungen aus Frankreich**, von Moritz Hartmann. 11. Nantes; historische Erinnerungen. 12. Die Kathedrale St. Pierre; Michel Columb. — **Der Reichsbaron**. Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Unterhaltungen**: Das Studententhum; Goethe im Greisenalter; Nochmals Bettina; A. F. C. Vilmar; die Wissenschaft muß umkehren; veränderte Anschauung; Gabriel Rießer u. a.

Mohammed.

Von Hermann Lingg.

Unter der Platane
Um den Brunnen ruht
Meine Karawane
Mit Chadidscha's Gut.

Die zum Schlafen taugen,
Ruh'n vom Zelt bedacht,
Aber meine Augen
Oeffnete die Nacht.

Auf der Wüste Steinen
Unter'm Sternenzelt
Preis' ich dich, den Einen,
Ew'ger Geist der Welt!

Oft wenn die Kamele
Tränken ging dein Knecht,
Hobst du meine Seele
Ueber mein Geschlecht;

Zeigtest mir die Bahnen,
Wie den Feuern dort,
Und mit ernstem Mahnen
Ging an mich dein Wort:

„Weh! Dem Thier, dem Baume
Dient noch träger Wahn, —
Wecke die im Traume
Blinden Götzen nah'n!

Trenn' vom Pfad der Sünder
Ismaels Gebet,
Werde mein Verkünder,
Werde mein Prophet!

Lies, was deinem Volke
Gottes Finger schrieb,
Lies es in der Wolke:
Bete, Faste, Gib.

Digitized by Google

Leben meines Lebens
Saugt ein betend Herz,
Und die Bahn des Gebens
Leitet himmelwärts.

Gürte deine Frommen
Mit gelass'nem Muth;
Was da muß, wird kommen,
Was geschieht, ist gut.

Wer im Schlachtgetümmel
Lanze schwingt und Schwert,
Ist schon halb im Himmel,
Ist schon Edens werth.

Wer für seinen Glauben
Fiel im Siegeslauf:
Dort in Rosenlauben
Wacht er himmlisch auf.

Eine schön're Sonne
Strahlt dort Mann und Weib,
Und in ew'ger Wonne
Schwelgen Seel' und Leib.

Auf, Mohammed, mahne
Jemens Volk in's Feld;
Nimm die Halbmondsfahne,
Priester, König, Held!

Nie dir Rast gestatten
Darf der heil'ge Krieg,
Nie dein Schwert ermatten
Bis zum letzten Sieg;

Bis von Meer zu Meere
Aller Stämme Blut
Unter deiner Lehre
Wie im Schatten ruht."

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

V.

Der Ideengang Schillers nimmt wie seine Dichtungen einen stetig fortschreitenden Verlauf. Er hatte in seinem Lehrgedichte die Kunst unter den moralischen Gesichtspunkt gestellt, und wenn auch an manchen Stellen sich der ästhetische unwillkürlich dagegen erhoben hatte, so war doch der Nachdruck und das Uebergewicht auf jenem geblieben. Es ist darum die erste und nächste Frage, die er sich vorlegen muß: was ist die Kunst unter dem moralischen Gesichtspunkt? In der Lösung dieser Frage bewegt sich Schiller in der größten Uebereinstimmung mit Kant, und hier wird der Einfluß des Philosophen auf den Dichter am meisten fühlbar. Sobald er den moralischen Gesichtspunkt dem ästhetischen gleich zu machen sucht, entfernt er sich mit jedem Schritte mehr von der kantischen Richtschnur.

1.

Die Kunst unter dem moralischen Gesichtspunkt betrachten, heißt so viel als das sittliche Ideal in einen Gegenstand der Kunst verwandeln. Was ist die Kunst, wenn sie dieses Ideal darstellt? Zugegeben einmal, worin Schiller mit Kant übereinstimmt, daß nur in dem sittlichen Handeln der Mensch seine höchste Bestimmung erfüllt, so muß es dem Dichter als die höchste Aufgabe der Kunst erscheinen, daß sie eine solche Handlung darstellt. Wie kann

Digitized by Google

das Moraliſche künſtleriſch werden oder wie kann es äſthetiſch wirken? Dieſe Frage enthält eine Schwierigkeit, die auf den erſten Blick einem Widerſpruche ähnlich ſieht. Das Moraliſche nämlich beſteht in jener uneigennützigen Tugend, die das Opfer der Neigung verlangt. Je größer und ſchwieriger das Opfer iſt, um ſo größer und mächtiger iſt die Tugend. Aber jedes Opfer unſerer Neigungen iſt ein Stich ins Herz; je größer das Opfer iſt, um ſo ſchmerzlicher wird es empfunden. Ohne dieſen Schmerz iſt die Tugend nicht denkbar. Die Tugend will mit einem Opfer errungen und darum ſchmerzlich empfunden werden. Die äſthetiſche Vorſtellung, welche die Kunſt bewirkt, will gefällig ſein. Wie alſo kann das Moraliſche von der Kunſt dargeſtellt werden und äſthetiſch wirken? Wie iſt es möglich, daß uns die Anſchauung des menſchlichen Leidens eine äſthetiſche Befriedigung gewährt? Was uns befriedigen ſoll, muß mit unſerer Natur übereinſtimmen. Wenn es ein Leiden gibt, das mit unſerer Natur harmonirt, ſo würden wir dieſe Harmonie mit dem Gefühle der Luſt empfinden. Mit unſerer ſinnlichen Natur ſtimmt das Leiden nie überein, von dieſer wird es nur ſchmerzlich empfunden als etwas, das beſſer nicht wäre. Aber unſerer ſittlichen Natur, welche die höhere iſt, könnte jenes Leiden gemäß ſein. Die ſittliche Natur wird befriedigt nur durch das ſittliche Handeln, welches lediglich darin beſteht, daß wir die Neigung dem Gebote der Pflicht und die niedere Pflicht der höheren opfern, welches alſo in jedem Falle ein Opfer und darum ein Leiden vorausſetzt. Ein ſolches Leiden würde unſere ſinnliche Natur ſchmerzen und müßte zugleich unſerer ſittlichen Natur gefallen. Ein ſolches Leiden müßte die höchſte Befriedigung gewähren, weil es das Höchſte im Menſchen befriedigt. Wie dieſes Leiden ſelbſt den Menſchen erhöht, der es duldet, ſo wird der Schmerz, den es mittheilt, das Gefühl der Luſt nicht aufheben, ſondern ſteigern. Und das wäre die äſthetiſche Wirkung, die das Moraliſche ausübt und die von dem Moraliſchen allein herrühren kann. Die Kunſt ſtelle uns eine ſolche ſittliche Handlung dar, die auf einem ſolchen Leiden beruht, ſie laſſe die Handlung in ihrer ganzen Lebendigkeit gegenwärtig vor uns erſcheinen, ſie zeige uns die heldenmüthige Aufopferung in ihrer ganzen Größe, und ſie wird, indem ſie unſere ſinnliche Natur auf das ſchmerzlichſte ergreift, unſere ſittliche in höchſter Weiſe befriedigen. Dieſe Aufgabe löſt die tragiſche Kunſt, und das iſt der „Grund unſeres Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden*)."

2.

Es iſt ſeine eigene poetiſche Angelegenheit, worüber der Dichter philoſophirt. Die Hauptwerke ſeiner Jugendpoeſie waren tragiſche Dichtungen.

*) Ueber den Grund unſeres Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden. Neue Thalia I. St. 1792.

Digitized by Google

Jetzt will er aus dem höchſten ſittlichen Geſichtspunkte die Aufgabe und den Zweck der tragiſchen Kunſt begreifen. Sie ſoll eine Handlung darſtellen, deren moraliſche Größe ſich in einem heldenmüthigen Leiden offenbart. Und zwar ſtehen die Handlung und das Opfer, welches ſie verlangt, in gleichem Verhältniß. Je größer der ſittliche Zweck, um ſo größer die Aufopferung. Leonidas fällt für das Vaterland. Sokrates ſtirbt für die Wahrheit. Beſteht aber die tragiſche Handlung in der Größe des Leidens, ſo beſteht die tragiſche Wirkung in der Größe des Mitleids, das wir empfinden. Die tragiſche Kunſt löſt daher ihre Aufgabe und erfüllt ihren Zweck, wenn ſie das tragiſche Mitleid oder die erhabene Rührung hervorbringt. Unter welchen Bedingungen wird dieſe Wirkung erfolgen? Tragiſch wird das Mitleid nur ſein, wenn es zunächſt die lebhafteſte Mitempfindung iſt. Die lebhafteſte Empfindung verlangt, daß wir die leidende Größe unmittelbar vor uns ſehen, nicht blos von ihr hören, ſondern ſie ſelbſt anſchauen. Die tragiſche Kunſt ſoll uns die Handlung nicht als eine geſchehene erzählen, ſondern vor uns geſchehen laſſen. Dieſe Aufgabe löſt ſie durch die dramatiſche Darſtellung. Weil ſie eine Handlung darſtellt, nicht blos Empfindungen, darf ſie nicht blos lyriſch ſein; weil ſie die Handlung nicht erzählt, ſondern vor unſern Augen geſchehen läßt, iſt ſie nicht blos epiſch, ſondern dramatiſch. Um aber das große Leiden, welches die Handlung herbeiführt, nicht blos lebhaft, ſondern auch ganz mitzuempfinden und gleichſam eins zu werden mit dem leidenden Helden, muß uns die Handlung vorgeſtellt werden in ihrem ganzen Verlaufe; wir wollen ſehen, wie das Leiden entſteht, allmälig wächſt und ſich ſteigert, bis es den Höhepunkt der tragiſchen Größe erreicht in einer natürlichen Gradation. Sollen wir mitleiden, ſo müſſen wir die Handlung miterleben, und das geſchieht, wenn wir ſie vollſtändig vor uns ſehen und die Leidenſchaft verfolgen können von ihrem erſten Element bis zu ihrer furchtbaren Größe, wie die Neugier des Oedipus und die Eiferſucht des Othello. Aber wir können uns eine Handlung denken, die uns den Menſchen im Zuſtande des Leidens zeigt, die uns dramatiſch und vollſtändig vorgeſtellt wird, und doch die tragiſche Wirkung verfehlt, doch das tragiſche Mitleid nicht hervorbringt. Es muß noch etwas hinzukommen, damit ſich der Zweck der tragiſchen Kunſt erfülle, das Leiden muß der Art ſein, daß wir es mitempfinden können. Es muß mit uns, d. h. mit der menſchlichen Natur übereinſtimmen. Wir müſſen deutlich fühlen: unter ſolchen Bedingungen konnte der Held nicht anders als ſolches leiden; an ſeiner Stelle hätten wir eben ſo gehandelt, eben ſo gelitten. Dieſe Uebereinſtimmung des Leidens mit der menſchlichen Natur wollen wir die menſchliche Wahrheit nennen. Die Kunſt muß das Leiden darſtellen in ſeiner menſchlichen, d. h. poetiſchen Wahrheit, die etwas anderes iſt als die hiſtoriſche Richtigkeit.

So erklärt ſich die Definition, welche Schiller von der Tragödie gibt: „ſie

iſt eine dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (eine vollſtändige Handlung), welche uns den Menſchen in einem Zuſtande des Leidens zeigt und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen*)."

Ariſtoteles hat uns in dem Bruchſtück ſeiner Poetik eine Erklärung der Tragödie hinterlaſſen, deren Sinn wir ſo wiedergeben: die Tragödie iſt die Nachahmung einer bedeutenden und vollſtändigen Handlung, — dramatiſch, nicht epiſch dargeſtellt, die Furcht und Mitleid erregt und durch die höchſte Erregung dieſer Affecte uns davon befreit. **)

Schiller beſchäftigte ſich damals mit der Poetik des Ariſtoteles, und man ſieht deutlich, daß er die berühmte Erklärung des griechiſchen Philoſophen vor Augen hatte, als er die ſeinige ſchrieb. Der Unterſchied zwiſchen beiden Erklärungen mußte ihm bewußt ſein, wie er uns in die Augen ſpringt. Schiller läßt die tragiſche Wirkung nur im Mitleid beſtehen, nicht in der Furcht. Warum hat er die Furcht weggelaſſen? Er hat mit Abſicht dieſen Affect von der tragiſchen Wirkung ausgeſchloſſen. Es mußte alſo nach ſeiner Anſicht in der tragiſchen Handlung nichts ſein, das Furcht erregt, während nach dem griechiſchen Kunſtphiloſophen die erſte tragiſche Wirkung die Furcht iſt und die zweite das Mitleid. Was konnte Ariſtoteles allein unter der tragiſchen Furcht verſtehen? Man hat in dieſem Punkte den Philoſophen ſehr unverſtändig erklärt. Man hat gemeint, der leidende Held errege unſere Furcht, weil wir für ihn fürchten. Als ob die Furcht, die wir für Jemand empfinden, etwas anderes wäre als Mitleid! Als ob dieſe Furcht etwas Anders wäre als eine Art von Mitleid! Als ob Ariſtoteles, dieſer Meiſter im Unterſcheiden und Erklären der Begriffe, ſo ungeſchickt geweſen wäre, zwei Affecte zu unterſcheiden, die im Grunde eins ſind, und gegen ſich ſelbſt ſo arg geſündigt hätte, daß er in einer Definition erſt die Art und dann die Gattung aufführte! Nach Ariſtoteles iſt etwas in der tragiſchen Handlung, vor dem wir ſelbſt uns fürchten: das iſt das Schickſal. Und die tragiſche Handlung iſt der Kampf eines Helden mit dem Schickſal. Der Held iſt der würdige Gegenſtand unſeres Mitleids, das Schickſal iſt der würdige Gegenſtand unſerer Furcht: „das große gigantiſche Schickſal, welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt!" Das Schickſal können wir nur fürchten, den Helden nur bemitleiden. So dachte Ariſtoteles.

*) Ueber die tragiſche Kunſt. Neue Thalia. II. St. 1792. Sch. hatte ſich ſchon früher mit Vorliebe über die moraliſchen Wirkungen der dramatiſchen Kunſt verbreitet. Sein Aufſatz über die Schaubühne als moraliſche Anſtalt vom Jahr 1784 war keine philoſophiſche Unterſuchung, ſondern eine rhetoriſche Lobrede auf den Nutzen der Bühne.

**) Dieſe Erklärung der berühmten ariſtoteliſchen Stelle widerſpricht ſowohl der Leſſing'ſchen (Dramaturgie St. 77) als der Goethe'ſchen (Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik 1826). Vergl. damit die Schrift von Jacob Bernays: Grundzüge der verlornen Abhandlung des Ariſtoteles über die Wirkung der Tragödie. Breslau 1857.

Digitized by Google

Anders dachte Schiller. Er hat von der tragiſchen Wirkung die Furcht ausgeſchloſſen, weil er von der tragiſchen Handlung das Schickſal ausgeſchloſſen hat und unter dem moraliſchen Geſichtspunkt, den er einnahm, ausſchließen mußte. Ihm gilt die tragiſche Handlung nicht als der Kampf des Helden mit dem Schickſal, ſondern als der Kampf des moraliſchen Willens mit der ſinnlichen Neigung, als die Aufopferung des Menſchen für einen ſittlichen Zweck. Die tragiſche Größe iſt ihm nur die moraliſche, der Kampf der tragiſchen Handlung beſteht zwiſchen rein menſchlichen Kräften. Der letzte Grund des Tragiſchen iſt nicht das Schickſal über — ſondern der Wille im Menſchen. Darum iſt ihm der tragiſche Gegenſtand allein die ſittliche Größe des Helden, die ſich im Leiden offenbart. Darum iſt ihm die tragiſche Wirkung allein das Mitleid, das ſich in die höchſte äſthetiſche Befriedigung verwandelt, weil unſerer höchſten Kraft Genüge geſchieht. An die Stelle des Schickſals iſt das Sittengeſetz getreten. Die Pflicht kennt kein Schickſal, der Held iſt rein moraliſch und darum ſchickſalslos geworden. Und hier offenbart ſich uns eine Einſicht in die innerſte Natur unſerer Tragödie im Unterſchiede von den Alten und Shakespeare. Die Alten entdeckten das Schickſal über dem Menſchen, Shakespeare entdeckte es im Menſchen, Schiller ſetzt den Menſchen über das Schickſal und hebt damit das letztere auf. Ich kann dieſen höchſt bedeutungsvollen und folgereichen Punkt hier nicht näher verfolgen, denn es würde dieſe Unterſuchung ſich zu weit von unſerm Thema entfernen; aber bemerken will ich, daß mir der ſchickſalsloſe Menſch, der rein ſittliche, mehr ein moraliſches Beiſpiel als ein tragiſcher Held zu ſein ſcheint.

3.

Wenn alſo das höchſte menſchliche Ideal das ſittliche iſt und dieſes Ideal darzuſtellen die höchſte Aufgabe der Kunſt, ſo wird in der tragiſchen Kunſt dieſe Aufgabe gelöſt. Oder die Kunſt unter dem rein moraliſchen Geſichtspunkt aufgefaßt, iſt die tragiſche. Worin ihre Wirkung beſteht, wie dieſe Wirkung erreicht wird, hat uns der philoſophirende Dichter dargelegt. Es wird jetzt ſeine nächſte Aufgabe ſein, daß er den tragiſchen Gegenſtand ſelbſt näher beleuchtet und gleichſam in ſeine Factoren zerlegt. Wir wollen das tragiſche Object nicht blos aus ſeinen Wirkungen, ſondern aus ſeinen eigenthümlichen Bedingungen erkennen.

Tragiſch iſt der Menſch, der ſeiner Pflicht die Neigung, ſeinem ſittlichen Zwecke ſich ſelbſt aufopfert, der für eine Idee leidet. Der Wille, der nach dem Grundſatz der Pflicht handelt, ſiegt über die Natur, die nach ihren begehrlichen Neigungen handeln möchte. Um die Natur zu beſiegen, muß ſie bekämpft und unterjocht werden. Dieſer Kampf iſt die tragiſche Handlung, dieſer Sieg iſt der tragiſche Triumph. Die Willensfreiheit offenbart ſich im

Digitized by Google

Siege über die Natur, und dieſer Sieg fordert, daß die menſchliche Natur leidet. Alſo ſind es zwei Bedingungen, die den tragiſchen Gegenſtand ausmachen. Die erſte Bedingung iſt die leidende Menſchennatur; die zweite, daß im Leiden der moraliſche Geiſt ſeine Freiheit beweiſt und behauptet. Den Zuſtand des Leidens bezeichnet Schiller als das Pathos und die Darſtellung deſſelben als „das Pathetiſche.“ Das Tragiſche iſt pathetiſch, und das Letztere iſt immer ein Zuſtand des Leidens, ob es die Macht des Affects iſt, der uns mit ſich fortreißt, oder der phyſiſche Schmerz, der uns überwältigt. Aber nicht jeder leidende Zuſtand iſt ſchon pathetiſch, nicht jedes Leiden iſt ein Pathos. Die bloße unbändige Leidenſchaft iſt es ebenſowenig, als der bloße körperliche Schmerz. Wodurch alſo wird das menſchliche Leiden pathetiſch? Daß es als Opfer erſcheint für einen ſittlichen Zweck. Im ſittlichen Zweck offenbart ſich der moraliſche Geiſt und die Herrſchaft des freien Willens. Soll das menſchliche Leiden als ein ſittliches Opfer erſcheinen, ſo offenbare ſich mitten in der leidenden Natur und über derſelben die menſchliche Geiſtesfreiheit in ihrer herrſchenden Größe. Die Natur leide, nicht der Geiſt, er triumphire, indem er ſich über das Leiden erhebt und eben dadurch ſeine der Natur überlegene Macht darthut. Dieſe Erhebung iſt das Erhabene. So hatte es Kant begriffen; ebenſo begreift es Schiller. Laokoon, der von den Schlangen ergriffen und zerfleiſcht wird, iſt ein Beiſpiel der leidenden Natur in furchtbarſter Geſtalt. Aber ſein Leiden iſt ein heldenmüthiges Opfer, das er ſeinen Söhnen bringt, die er retten und gegen die Ungeheuer vertheidigen will, und zugleich ein Schickſal, das ihm die feindlichen Götter verhängt haben. Nicht der Schmerz, den er duldet, ſondern das Opfer, das er bringt, macht ſein Leiden groß und tragiſch, und in dieſem Sinne iſt der leidende Laokoon ein Gegenſtand der tragiſchen Darſtellung geworden ſowohl in der Erzählung des Dichters, als in der Gruppe des Bildhauers. Das menſchliche Leiden iſt mithin nur dann pathetiſch und das Pathetiſche nur dann tragiſch, wenn es erhaben iſt, ſei es nun, daß wir das Leiden ruhig ertragen in erhabener Faſſung oder kräftig bekämpfen in erhabener Handlung; in beiden Fällen offenbart ſich im Leiden die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, in der Faſſung auf negative, in der Handlung auf poſitive Weiſe. Wenn Schiller die ruhige Faſſung mehr der bildenden Kunſt, die bewegte Handlung mehr der dichtenden zur Aufgabe macht, ſo bezeichnet er damit die Grenze der beiden Kunſtarten, die Leſſing bei Gelegenheit des Laokoon ſo ſcharfſinnig aufgewieſen hatte.*)

*) Ueber das Pathetiſche. Der Aufſatz hieß urſprünglich: über das Erhabene. Neue Thalia III. St. 1793. Unter dem zweiten Titel hat Schiller einen Theil deſſelben ſpäter umgearbeitet und in ſeinen kleineren Schriften 1801 veröffentlicht. S. unten.

Digitized by Google

4.

Das moraliſche Ideal als Gegenſtand der Kunſt iſt die tragiſche Größe, das Tragiſche iſt durch das Pathetiſche, und dieſes durch das Erhabene erklärt worden. Und gerade dieſer Begriff mußte das philoſophiſche Intereſſe unſeres Dichters beſonders anziehen, denn hier trifft er das Element ſeiner poetiſchen Vorſtellungsweiſe, die von Natur das Erhabene liebt und ſich unwillkürlich demſelben zuneigt. Seine poetiſche Kraft, emporſtrebend wie ſie ſelbſt war, wußte überall das Impoſante am beſten zu treffen, das Erhabene war gleichſam ſeine erſte Liebe geweſen; es hatte ſeine Seele entzündet, wenn er in ſeinem Plutarch las von großen Menſchen. In dieſer Form, der ſittlichen Heldengeſtalt, war ihm das Erhabene am nächſten gegenwärtig und auch poetiſch am meiſten zugänglich. Er ſtellte ſich das Erhabene moraliſch vor und als er wiſſenſchaftlich darüber nachdachte, erklärte er daſſelbe aus moraliſchen Gründen, darin bejahte er die Richtung ſeiner poetiſchen Eigenthümlichkeit und ſtimmte zugleich mit der Theorie überein, die Kant zur Erklärung des Erhabenen in ſeiner Kritik der Urtheilskraft aufgeſtellt hatte.

Erhaben iſt nur, was uns über die ſinnliche Natur *erhebt*. Was uns darüber erhebt, iſt nur die moraliſche Kraft. Darum iſt ſie allein erhaben. Wenn aber nur die ſittliche Größe erhaben ſein kann, ſo liegt die Frage nahe, wie es kommt, daß auch die Natur uns erhaben erſcheint? Im eigentlichen Sinn iſt ſie es nicht. Aber wir können nicht anders, als ihr den Schein der Erhabenheit beilegen, weil ſie in gewiſſen Anſchauungen in der Weiſe des Erhabenen auf uns wirkt. Es gibt Naturanſchauungen, die uns erheben: darum nennen wir ſie erhaben. Sie erheben uns, d. h. im Sinne der kantiſch-ſchillerſchen Denkweiſe: ſie machen, daß *wir uns* über unſere ſinnliche Natur erheben; ſie bewirken, daß wir unſerer überſinnlichen Natur, unſerer ſittlichen Kraft inne werden, d. h. ſie ſtimmen uns moraliſch. Wir werden moraliſch geſtimmt und über unſere ſinnliche Natur erhoben, ſobald wir deren Schranke empfinden, ſobald uns deren Ohnmacht fühlbar gemacht wird. Wären wir nicht mehr, als nur ſinnliche Weſen, ſo würden wir nie deren Schranke empfinden. Dieſe Empfindung beweiſt, daß wir mehr ſind. Sie iſt das Element des Moraliſchen. In demſelben Augenblick, wo wir uns nichtig fühlen in unſerer ſinnlichen Natur, erwacht in uns das moraliſche Selbſtgefühl, und es ſteigt um ſo höher, je energiſcher wir unſere ſinnliche Ohnmacht empfinden. Das moraliſche Selbſtgefühl und das natürliche ſtehen in umgekehrtem Verhältniſſe. Je tiefer dieſes ſinkt, um ſo mehr erhebt ſich jenes. Wenn es nun Naturerſcheinungen giebt, die unſere Sinnlichkeit überſteigen, ſo werden ſolche Erſcheinungen uns nothwendig unſere ſinnliche Kleinheit empfinden laſſen und eben dadurch unſer moraliſches Selbſtgefühl wecken, d. h. mit andern Worten, ſie werden erhebend auf uns wirken und darum für erhabene Erſcheinungen gelten dürfen. Je

Digitized by Google

mehr sie uns sinnlich demüthigen, um so mehr werden sie uns geistig erheben. Solchen erhabenen Naturerscheinungen gegenüber fühlen wir uns wie Faust vor dem Erdgeiste: so klein, so groß! Es gibt Erscheinungen, die so groß sind, daß unsere sinnliche Vorstellung unfähig ist, sie zu fassen und auszumessen, andere, die so gewaltig sind, daß unsere physische Kraft dagegen in Nichts verschwindet. Beide sind erhaben: die erste können wir „das Erhabene der Erkenntniß", die zweite „das Erhabene der Kraft" nennen. Oder, um die kantisch-schillerschen Ausdrücke zu brauchen: jenes ist das mathematisch, dieses das dynamisch Erhabene. Es gibt Größen, die wir erhaben nennen, wie das Firmament, das Meer, die Alpen. Für den Verstand gibt es keine erhabene Größen, denn es gibt für ihn nichts absolut Großes; es ist keine Größe denkbar, welche die logische Größenschätzung aufhebt, über welche hinaus sich nicht zählen und messen ließe. Die logische Größenschätzung ist schrankenlos; hier ist jede Größe relativ, groß nur im Verhältniß zu einer kleineren, und klein im Verhältniß zu einer größeren. Aber unsere sinnlich-messende Vorstellung, unsere ästhetische Größenschätzung wird zu Schanden an jenen Naturerscheinungen, und darum gelten sie der ästhetischen Empfindungsweise als erhaben. Doch dürfen wir nie vergessen, daß das Erhabene keine Eigenschaft ist, welche die Natur hat, sondern die wir ihr geben. Sie ist nicht erhaben, sondern sie erhebt uns, oder besser gesagt: wir erheben uns in der Anschauung, die sie uns gewährt. Wir machen das Erhabene, nicht die Natur. Es wohnt in uns, nicht in den Dingen. Der letzte Grund des Erhabenen ist allein die moralische Kraft. Und das Erhabene selbst ist in seinem eigentlichen Wesen nur sittlicher Natur. Darum sagt Schiller zu den Astronomen gewendet: „— euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume; aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht!" *)

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

11. Nantes. — Historische Erinnerungen. — Der Marquis von Pontcalec und das Volkslied. — Die Herzogin von Berry. — Privat-Erinnerungen.

In Nantes muß man sich hüten vor historischen Erinnerungen; leicht könnte man sich da so tief versenken, daß kein Ausweg mehr zu finden wäre.

---

*) Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. Neue Thalia V. St. 1795.

Digitized by Google

Lange Zeit die Reſidenz der Herzoge von Bretagne, war es der Schauplatz all der Kabalen, Verſchwörungen, Hinrichtungen ꝛc., durch die ſich die kleineren Höfe vor den größeren auszeichneten. Nach der Vereinigung mit Frankreich fanden alle Dramen, die ſich um die Unzufriedenheit der nationalen Bretonen drehten, hier, meiſt auf dem Schaffote ihre Entwickelung und Löſung. Die Valois ebenſo wie die Bourbonen haben den Nantaiſer Henkern viel Beſchäftigung gegeben. Hier arbeitete Richelieu, trotz einem Jakobiner, an der Unterdrückung des Adels mit Hülfe ſeiner Henker, und wenn dieſe, wie es einmal ſich ereignete, fehlten, weil ſie von den Müttern der Opfer entführt worden, kam er doch nicht in Verlegenheit, ſondern nahm zum Tode verurtheilte Diebe und Mörder, ſchenkte ihnen das Leben und ernannte ſie zu exécuteurs des hautes oeuvres. Wenn das Richtſchwert — auch dieſes kam vor — verſchwunden war, nahm man das erſte beſte roſtige Soldatenſchwert. — Noch unter dem Regenten, im Jahre 1720, wurden hier auf dem Platze Boufay mehrere Edelleute hingerichtet. Zwar mit Recht, da ſie ſich gegen den Regenten von wegen der Steuer, die er auch dem Adel auflegen wollte, verſchworen und Philipp V. von Spanien ins Land riefen; aber man kann doch nicht umhin, die Gerichteten zu bemitleiden, da ſie jung und ſchön waren und mit vielem Muthe ſtarben. An ihrer Spitze ſtand der erſt einundzwanzigjährige Marquis von Pontcalec, ein Sproſſe jener Familie, die durch viele Jahrhunderte in der Geſchichte der Bretagne eine große und faſt immer populäre Rolle ſpielt — wofür ſie auch in vielen Volksliedern beſungen wird. Auch auf den Tod dieſes einunzwanzigjährigen, ſchönen und muthigen Verſchwörers wurde eine kräftige celtiſche Ballade gemacht, denn die bretoniſchen Barden ſind bis auf den heutigen Tag nicht ausgeſtorben. Sie lebt noch im Munde des Volkes, jene Ballade, und beginnt ungefähr ſo:

Ein neues, neues Lied erklingt,
Das Herrn von Pontcalec beſingt.

Ha, du Verräther, ſei verflucht!
Du ſein Verräther, ſei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Ein Lied vom Marquis von Pontcalec,
Er war ſo ſchön, ſo herzhaft, ſo keck!
Er liebte der Bretonen Geſchlecht,
Er ſelbſt war ein Bretagner echt.

O du Verräther, ſei verflucht!
Du ſein Verräther ſei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

. . . . . .
. . . . . .

Digitized by Google

Ein Bettler der Stadt, der gebettelt ſein Brod,
Der hat ihn überliefert dem Tod.
Kein Bauer hätt' ſich verſündigt ſo ſchwer,
Nicht für fünfhundert Thaler und mehr.

Aber wir wollen uns ja nicht in die Geſchichte vertiefen, am wenigſten wollen wir mit Volksliedern anfangen, denn dann hätte es gar kein Ende. In der Bretagne ließe ſich die ganze Geſchichte des Landes von Conon Meriadec bis auf unſere Tage aus puren Volksliedern zuſammenſetzen. So eilen wir denn auch an dem Stein vorbei, der uns an Heinrichs IV. berühmtes Toleranzedikt von Nantes erinnert, und vorbei an der ſchauerlichen Brücke, wo der Abgeſandte des Convents, Carrier, die von ihm erfundenen republikaniſchen Hochzeiten und ſenkrechten Deportationen in Scene ſetzen ließ, nachdem ſich doch die Bürger von Nantes aufs Heldenmüthigſte gegen 50,000 Vendéer vertheidigt und Cathelineau getödtet hatten. Vorbei auch an dem Hauſe am Quai, in welchem die Herzogin von Berry von ihrem Vertrauten für Silberlinge verkauft wurde — vorbei! — Aber alte Erinnerungen bannen mich feſt an die Stelle, Erinnerungen an Zeiten, die längſt für immer entſchwunden, und an ein Land, das ich wohl nicht wieder ſehen werde. Die Loire rauſcht, aber ich höre ſie nicht — ich höre das Liſpeln ferner Wellen — die Moldau, die Elbe, die kleine, liebliche Iſer. Die Iſer wandelt leiſen Schrittes an der alten böhmiſchen Stadt Jungbunzlau vorbei; vor dem Poſthauſe dieſer Stadt ſchlendern vier Gymnaſiaſten auf und ab und ſprechen viel von der Zukunft und langweilen ſich in der Gegenwart, denn die Piariſten, ihre Lehrer in dem Kloſter nahebei, geben ihnen ſo ſchrecklich wenig zu lernen; wenn ſie ſich nicht mit Abfaſſung von Trauerſpielen und Romanen die Zeit vertrieben, es wäre in Jungbunzlau nicht auszuhalten. Der Eine, Leopold Kompert, hat damals, ohne es zu wiſſen, im Jungbunzlauer Ghetto den Stoff zu ſeinen ſchönen Judengeſchichten geſammelt; nun iſt er loyal und verheirathet geworden; der Andere, Gabler, hat ſich auch gehäutet, hat den Deutſchen abgeworfen und mit deutſchem Accent in böhmiſcher Sprache panſlaviſtiſche Reden gehalten; der Dritte iſt Johannes Spielmann, der das vortreffliche Werk über Pſychiatrie geſchrieben und die Geiſteskrankheiten der Individuen ergründet und die Geiſtesſchwächen der Staatsmänner erfahren; der Vierte ſteht in Erinnerungen verſenkt, als ein Verbannter vor dem Hauſe in Nantes und denkt an die königliche Verbannte und wie ſie damals die vier Gymnaſiaſten in Erſtaunen verſetzte. Wie ſie ſo dahinſchlenderten, kam eine Kutſche herangeraſſelt und hielt vor dem Poſthauſe; der Poſtmeiſter ſtürzte mit Bücklingen, wie mit glotzenden Augen heran. In der Kutſche neben einem apolloniſch ſchönen Manne ſaß eine blaſſe, magere Frau, mit großen, verwegenen Augen, die uns durch und durch ſchauten. Es war die Schwiegertochter des verbannten Königs, den ich in der Prager Kathedrale zerknirſcht

Digitized by Google

auf den Knieen gesehen, und die Mutter des Prätendenten, mit dem ich auf der Moldau so oft Schlittschuhe gelaufen. Sie kam aus dem Brandeiser Schlosse, dem Ruhepunkte ihres Exiles, und ging nach Sicherow, um andere Verbannte, die Fürsten Rohan, zu besuchen, die Rohan's aus dem Lande Bretagne. Wir starrten die Herzogin an wie eine fabelhafte Person. In Oesterreich sind die historischen Personen so selten, daß man an ihre Existenz in Fleisch und Blut und außerhalb des Bücherdeckels nicht glaubt. Seit Schmerlings und Fasters Auftreten ist das freilich anders geworden.

---

12. Die Kathedrale St. Pierre sammt der alten Kirche des h. Felix. — Das Monument Franz II. — Michel Columb.

Flüchten wir uns aus dieser Geschichte zur Kunst. Da thun wir am besten, wenn wir die Kathedrale von St. Pierre besuchen, eine prächtige, in ihrer Anlage großartige gothische Kirche aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Die Thürme, die, nach ihren Grundlagen zu schließen, hätten sehr hoch werden sollen, gediehen nur zu einer Höhe von 160 Fuß und überragen die Kirche nur um ein Unbedeutendes. Aber das Portal, das sich in drei Haupteingänge abtheilt, gehört wohl zu den schönsten gothischen Portalen, die es überhaupt gibt, und diese Auszeichnung verdankt es neben den edlen Verhältnissen vorzugsweise der Reinheit und Vollendung seiner Sculpturen. An diesen kann man den Anfang jener Formenbefreiung belauschen, welche die Sitte ihres Jahrhunderts auszeichnete und die Größe des sechszehnten vorbereitete. Dabei sind sie nicht in der allzunaiven und einfachen Art, welche so vielen gothischen Portalen ein monotones Aussehen gibt, wie nach Tradition oder Dogmen die Bogen auf und ab an einander gereiht, gleich Kügelchen an einem Rosenkranz, sondern sind mit Geschmack und Sinn in Gruppen oder einzeln, aber in Beziehungen zu einander harmonisch über das Ganze vertheilt. Im Innern erscheint die Kirche mit ihren Pfeilern, weil sie eben nur in halber Länge ausgebaut ist, von außerordentlicher Höhe. Chor und Querschiff, welche das lateinische Kreuz bilden sollten, fehlen und werden wohl nie hinzukommen. An ihrer Stelle fügt sich an die Kathedrale ein Rest der im sechsten Jahrhundert vom heiligen Felix, einem der Apostel der Bretagne, gebauten Kirche. Freilich stört das alte, gedrückte, schwerfällige Bauwerk neben der prächtigen, hinaufstrebenden Kathedrale, aber wer sieht nicht doch immer mit einer gewissen Verehrung diese naiven und unbeholfenen Anfänge der ersten Jahrhunderte? Es ist wahr, ein gothischer Dom stimmt zur Erhebung, er erinnert an jenen gewaltigen, mystischen Drang der Kreuzzüge, er erinnert an große Päpste und Kirchenfürsten, meinetwegen auch an Parzival und den Gral und die ganze eingebildete und wirkliche Poesie des Mittelalters: aber jene unbeholfenen, halbdunklen, gedrückten Bauten, wie sie

Digitized by Google

mit ärmlichen Mitteln überall von den Apoſteln der Völker aufgeführt worden, mahnen manchmal an die römiſchen Katakomben und zumeiſt an die erſten Agapen oder Liebesmahle, an die

Liebe Beweiſenden,
Brüderlich Speiſenden,
Predigend Reiſenden,
Wonne Verheißenden,
Denen der Meiſter nah.

In einem Theile dieſes alten Baues, rechts vom Hauptaltar, befindet ſich eines der herrlichſten Sculpturwerke, ein Meiſterſtück franzöſiſcher Renaiſſance, welches verdient, daß man allein ſeinethalben nach Nantes reiſe. Es iſt das Mauſoleum, welches Anna von Bretagne, deren ſtärkſte Seite ihr Familiengefühl und ihr bretoniſcher Partikularpatriotismus geweſen, ihrem Vater Franz II., dem letzten Herzog, und ihrer Mutter Marguerite de Foix 1507 hat errichten laſſen. Der Dichter dieſes marmornen Gedichtes iſt Michel Columb.

Das Ganze iſt aus weißem, ſchwarzem und rothem Marmor zuſammengeſetzt und ruht auf einem breiten, weißmarmornen Sockel. Sein Haupttheil iſt ein großer Sarkophag von ungefähr fünf Fuß Höhe; auf dem Sarge liegen die Bilder Franz II. und Margarethens in mehr als Lebensgröße. Sie ſind in herzogliche Gewande gekleidet und tragen die Kronen; ihnen zu Häupten knien drei Engel, welche die Köpfe der Ruhenden leiſe in die Höhe heben, indem ſie ihnen weiche, weiße Marmorkiſſen unterſchieben, auf daß ſie ſanft ruhen mögen. Den Schlafenden zu Füßen ſitzen ein Löwe und ein Windhund, welche die Wappen von Bretagne und Foix halten. An den Längenſeiten des Sarges ſtehen in Niſchen, weißmarmorn auf rothem Grunde die zwölf Apoſtel, je ſechs auf jeder Seite. Die Niſchen ſind durch Pilaſter von einander getrennt, an denen ſich Pflanzenwindungen zu den korinthiſchen Kapitälen hinaufſchlingen. Dieſelben Pilaſter finden ſich an den Schmalſeiten, wo ſie je zwei Niſchen von einander ſcheiden, in denen, ebenfalls weiß auf rothem Grunde, der h. Franz von Aſſiſi mit der h. Margaretha und Carl der Große mit Ludwig dem Heiligen ſtehen und zwar die erſten zwei unter den Füßen, die letzten unter den Häuptern der Ruhenden. Um die Baſis unterhalb der Apoſtel und Heiligen laufen ſechszehn Medaillons, welche Klagweiber darſtellen. Ihre Geſichter und Hände ſind von weißem, die ganze dichte Drapirung aber, die ſie umhüllt, von ſchwarzem Marmor. An den vier Ecken des Sarges, und zwar mit dem Rücken an dieſen gelehnt, ſtehen vier lebensgroße, weißmarmorne weibliche Geſtalten, welche die vier Tugenden, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Kraft und die Klugheit darſtellen. Sie haben nichts allegoriſch Abſtraktes in ihrer Erſcheinung; es ſind einfach vier, lieblich oder klug, ſtark oder mild blickende Frauen in der Tracht ihrer

Digitized by Google

Zeit, und verrathen nur durch ihre Attribute, was sie bedeuten sollen. Die Gewandung des 15ten Jahrhunderts ist zu den besten Effekten, zu den naivsten Faltenwürfen benutzt und naiv blicken auch die Gesichter, als hätten sie einige Scheu, dem Beschauer den Glauben an ihre Tugenden, an ihre Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Kraft, Klugheit aufzudrängen. Das ist es ja, was an den Meisterwerken jener Kunstepoche so wohl thut, daß sie ihre Absicht, so zu sagen, bescheiden verstecken, während moderne Künstler faustdick auftragen und aus der Idee das machen, was wir Tendenz zu nennen pflegen. Darum soll man auch die Embleme und Attribute nicht so ganz verwerfen. Sie erleichtern dem Künstler die Einfachheit, gestatten ihm, sich in der Hauptsache freier zu bewegen und dem Verwischenden des Allegorismus auszuweichen. Besonders gilt das von der Bildhauerei. — Die vier weiblichen Gestalten, die sich mit dem Rücken an den Sarg stellen und mit den Gesichtern allseits nach Außen sehen, haben noch das Gute, daß sie von dem Sarge und den darauf Ruhenden abzuwehren scheinen, was dem Kunstwerke neben seiner Vollendung und Abschließung in sich, auch äußerlich einen Abschluß gibt. Die sechszehn Klageweiber aber mit ihren weißen Händen und Gesichtern und schwarzen Gewändern, die sitzend, kniend, hockend, betend, weinend, jammernd, aufgegeben, bald mehr bald weniger verhüllt den Fuß des Sarges umgeben, sind die Personifizirung des Schmerzes in allen seinen Geberden und Aeußerungen. Die Apostel und Heiligen über ihnen, ganz aus weißem Marmor, in der Tiefe ihrer gewölbten Nischen, umgeben von schönen Pilastern und rankenden Arabesken, ferner der Erde als die Klageweiber, stellen die höhere Beschaulichkeit, die Ruhe der Erkenntniß und des erreichten Zieles dar. So erhebt es sich bis zu den drei Engeln, die den Schlummerern die Kissen halten, und diese Schlummerer, angelächelt von den Engeln, falten die Hände wie im Traume. So ruhig liegen sie da neben einander, als hätten sie immer so geruht, als hätte Franz die arme Margarethe de Foix nicht aufs Unbarmherzigste geplagt mit seiner Liebe zu der Dame Villequier, der würdigen Nichte der Agnes Sorel. — Die da meinen, daß die verschiedenen Farben des Marmors die Ruhe des Grabmonumentes stören, die irren in ihrer Meinung, sie entspringt aus einem allgemein angenommenen Vorurtheil, welches vielleicht wieder in der geschmacklosen, beliebten Buntheit der Sculptur und Architektur des vorigen Jahrhunderts seine Erklärung findet. Die Griechen waren fern von diesem Vorurtheil, und die Meister des sechszehnten Jahrhunderts haben sich auch in dieser Hinsicht, vielleicht ohne es klar zu wissen, den Alten genähert. Primatice, Jean Goujon und dieser Michel Columb beweisen uns, daß in Architektur und Sculptur wenige Farben ohne Uebergänge, mit Auswahl angebracht und dem Gegenstand angepaßt, vorzugsweise in einem combinirten Werke, ihre gute Wirkung thun. So hier bei den Klagefrauen. Die weißen Hände, die weißen Gesichter, die

Digitized by Google

aus den ſchwarzen Kutten und Kapuzen hervorblicken, bilden mit dieſen einen ſchauerlichen Contraſt. Der rothe Grund in den oberen Niſchen umwebt die Apoſtelgeſtalten mit einer milden Dämmerung und die ſchwarzen Hermeline auf dem weißglänzenden Wappenſchilde bringen die ganze Trauer eines Katafalkes hervor.

Nicht dürfen wir vergeſſen, vor dem Scheiden noch die weibliche Geſtalt der Gerechtigkeit näher zu betrachten. Sie iſt das Conterfei der Anna von Bretagne, und wenn es treu iſt, begreift man, wie dieſes Weib zwei franzöſiſche Könige mit Schönheit beherrſcht hat, begreift man, wie Ludwig XII. für ſie ſo viele Thorheiten begangen, und begreift man nicht, wie er ſie in ihrer Jugend ſelbſt überreden konnte, ihre Hand dem dummen Carl VIII. zu geben. Er hat das ſpäter wieder gut gemacht durch ein Verbrechen, indem er ſein treues Weib, Jeanne de France, die ſo viel für ihn gelitten, auf das Beleidigendſte verſtieß, um die Wittwe Carls heirathen zu können.

Dieſes iſt von und bei dem Mauſoleum Franz II. zu ſagen. Es muß ſelbſt für ſeinen Schöpfer ſprechen, denn über dieſen weiß man wenig zu melden. Bei wie vielen lebenden Künſtlern erkundigte ich mich nach dieſem großen Meiſter; er war ihnen unbekannt. Im Louvre geht man an ſeinen Arbeiten vorüber; freilich ſtehen ſie unter dem Mauſoleum von Nantes, und hat man zum Unglück für Michel Columb an dem Eingang ſeines Saales den Gefangenen Michel Angelos aufgeſtellt — da bleibt man denn gerne ſtehen, und wenn man auch weiter geht — die Bewunderung iſt erſchöpft, und größere Meiſter als Michel Columb würden klein erſcheinen, nach dieſem Giganten.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

IV.

Kaum eine Stunde nachdem Baron Caſſian am Morgen dieſes Tages ſeinen Vater verlaſſen hatte, um mit frühlingsfrohem Herzen ſeiner Schmetterlingsliebe zu leben, rollte eine leichte Poſtchaiſe in den Schloßhof von Sindelow ein und ein großer, bleicher Herr ſtieg aus, um ſich ohne weitern Aufenthalt ſogleich in die Halle und von dort nach dem Zimmer des Generals zu verfügen.

Verdutzt ſtand die Dienerſchaft des Hofes und der Ställe, dem eilig grüßenden Herrn mit Erſtaunen nachſehend. Baron Walter — Baron Walter! flüſterte Einer dem Andern ſcheu ins Ohr, und eine Ahnung der Scenen, die in dem Herrenzimmer vorgehen würden, ſchlich ſchauernd über die Gemüther hin.

Digitized by Google

Der Postillon stallte seine Pferde ein und erklärte, nach den Befehlen seines Passagiers warten zu sollen, bis derselbe seine Geschäfte hier abgemacht hätte. Nähere Auskunft konnte der Mann nicht geben.

In dem Zimmer des Generals standen sich Vater und Sohn gegenüber, beide wortlos in der tiefen Aufregung dieses Wiedersehens.

Der General wankte, von seiner Gemüthsbewegung endlich überwältigt, griff nach der Lehne seines Arbeitsessels und ließ sich machtlos darin nieder. Baron Walter war hülfebereit herzugetreten; als er sah, daß sein Vater ungefährdet blieb, trat er wieder zurück.

Du hast es gewollt, Vater, sprach er dabei mit seltsam heiserm, dumpfem Tone. Mir wäre es lieber gewesen, ohne diesen Auftritt aus der Welt zu gehen. Was willst Du von mir? Vorwürfe erspare, sie nützen nichts mehr, und ich gestehe Dir von vornherein gern zu, daß ich von frühester Jugend an weder recht gehandelt, noch recht gelebt habe.

Der General war noch nicht gefaßt genug, um dieser kaltherzigen Anrede würdig begegnen zu können. Mit niederschmetternder Macht hatte sich das schaurige Gefühl der Wichtigkeit dieser Zusammenkunft auf seine Seele geworfen und ihn jeder Geisteskraft beraubt. Eine traumähnliche Beklemmung lag bleischwer auf seiner Brust, und er rang vergebens nach Athem zu den Worten, die er dem Sohne hätte zurufen mögen.

Baron Walter beurtheilte diesen Zustand falsch. Gleichgültig zog er seine Uhr. Drei Stunden habe ich Zeit — willst Du so gütig sein, mir innerhalb dieser Frist Alles das zu sagen, was Dein Unwille Dir eingibt?

Jetzt half die Empörung dem alten Herrn seine Schwäche überwinden. Es wird kaum so viel Zeit nöthig sein! rief er flammend und stand im Nu aufrecht vor Walter. Wie ähnlich sahen sie sich, wie so sehr ähnlich! Gleich groß und stolz gebaut, der General in der etwas steifern Stattlichkeit seines Soldatenstandes — Baron Walter dagegen mit der vornehmen Haltung, die angeboren ist und sich nie verlernt. Sie blickten sich aber nicht ins Auge und es war vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß in der Pause, die wieder eintrat, Baron Walter seine Blicke, wie abschiednehmend, auf jeden Gegenstand dieses antik ausgestatteten Zimmers richtete, während der General sein Auge himmelan hob.

Ich kann nicht anders, murmelte Dieser sodann, und schob den Kasten auf, der das inhaltschwere Document verbarg.

Was ich mit Dir abzumachen habe, fuhr er mit ganz wiedergewonnener Fassung fort, ist ein Geschäft, oder vielmehr nur die Vollziehung eines Actes, wozu ich Deiner Namensunterschrift bedarf. Meine Beziehung als Vater zu Dir hat mit dem Momente aufgehört, wo ich vor zwei Jahren die Ehrenschuld von neuntausend dreihundert Thalern für Dich bezahlte. Meine Bitten haben nie etwas gefruchtet bei Dir, Walter — meine Drohungen müssen

Digitized by Google

nun, um die Ehrfurcht herzuſtellen, die der Sohn dem Vater ſchuldet, in Erfüllung gehen. Setzen wir uns.

Baron Walter hatte ſich ſchon matt auf die hohe Lehne des Seſſels geſtützt wo er ſtand. Als jedoch ſein Vater ihn aufforderte ſich nieder zu laſſen, machte er eine abwehrende Geberde und richtete ſich ſtraff wieder in die Höhe. Der General legte die Documente breit auseinander, als wolle er ſeinem Sohne eine ſpecielle Einſicht in Alles geſtatten, was er gethan hatte. Dieſer hingegen nahm gar keine Notiz davon.

Es liegt klar zur Hand, daß ein fortgeſetztes Leben, wie das Deine, endlich eine noch reichere Goldquelle erſchöpfen muß, als die Fonds der Reichsbaronie Sindekow darbieten. Um den Ruin meines Stammes zu verhindern, habe ich von dem Rechte Gebrauch gemacht, das mir zuſteht. Es iſt ſeit den fünfhundert Jahren unſerer Familienſtiftung nur einmal in Anwendung gebracht, und die Linie der Sindekow, die ſich dadurch gebildet hat, iſt in Niedrigkeit und Elend verkommen, weil der Fluch des Vaters ihren Keim vernichtete.

Der langen Rede kurzer Sinn iſt alſo: ich ſoll die Abtretungsurkunde meiner Erſtgeburtsrechte unterzeichnen! — fuhr Baron Walter rauh heraus. Du hätteſt Arbeit und bittere Selbſtkämpfe erſparen können, lieber Vater; noch eine kurze Spanne Zeit, und die Sache erledigt ſich von ſelbſt. Ich halte dafür, daß ſolche Rechte nicht veräußerlich ſind, und daß ſie ererbt mehr Segen bringen, als erraubt. Ich bin ein verlorner Mann, ein Todeskandidat — wozu ſolche Schritte?

Bei dem Worte „Todeskandidat" hatte der General raſch aufgeſehen, aber ein ungläubiges Lächeln war die Antwort auf ſeines Sohnes Behauptung.

Du ſiehſt etwas blaß, etwas ruinirt aus, meinte er gleichmüthig, aber keineswegs ſo krank, daß meine Maßregeln dadurch unnöthig würden. Es iſt Ehrenſache von mir, den Act vollſtändig zu vollziehen, den ich vorbereitet habe ſeit dem Tage, wo ich Deine letzte Schuld bezahlte.

Wie Du befiehlſt — entgegnete Baron Walter kalt, und es lag ein gewiſſer Hohn in der Eile, womit er ſich dem Tiſche näherte und die Feder ergriff.

Erlaube, mein Sohn — rief der General haſtig; man ſoll nicht ſagen, daß ich Deine leichtfertige Bereitwilligkeit, mir fügſam zu ſein, benutzt habe! Du wirſt erſt die Urkunde einſehen, welche mich befähigt ſo zu handeln, wie ich zu thun im Begriffe bin.

Ich kenne ja die Familiengeſetze, warf der Baron leicht ein —

Meine Pflicht erfordert es, Dich daran zu erinnern, daß Deine Verheirathung nach Vollziehung dieſes Actes nicht ſtatthaft iſt —

Ich weiß es, lieber Vater, fügte der Baron ungeduldig hinzu.

Digitized by Google

Daß Dein Sohn, im Falle es Dir dennoch einfallen und gelingen ſolle, eine ebenbürtige Ehe zu ſchließen, keineswegs Rechte eines Erſtgebornen hat —

Bemühe Dich doch nicht mit Auseinanderſetzungen, die Dir jedenfalls ſchmerzlicher fallen, als Du eingeſtehen möchteſt, bat der Baron abermals einfallend mit etwas bewegtem Tone.

Der General überhörte die Weichheit ſeines Accentes und hielt für kaltherzige Entſchloſſenheit, was tiefer begründet lag.

Wünſcheſt Du die Minute zu beſchleunigen, die Dich auf ewig aus der Reihe Deiner Ahnen ſtreicht —? fragte er aufbrauſend.

Ja, mein Vater. Ich wünſche nicht hier zu ſterben! erklärte der Baron.

Der General lachte hell und bitter auf. Beeilen wir demnach unſere Angelegenheit, ſetzte Walter hinzu und ergriff abermals die Feder.

Höre erſt — herrſchte der alte Herr ihn an. Ich habe Dir zwölfhundert Thaler ausgeſetzt —

Jährlich? fragte der Baron ſchnell. Gerade ſo viel, um nicht zu verhungern; aber ich werde es niemals verbrauchen, lächelte er bedeutungsvoll.

Des Vaters Kaſſe ſteht Dir offen —

Als Wohlthat? Ich danke!

Schulden werden natürlich nicht mehr —

Beruhige Dich — fiel der Baron ein und ſetzte die Feder an. Da ich es vorziehe nicht hier zu ſterben, ſo wird Dir ſelbſt mein Begräbniß nichts koſten.

Ergriffen legte der General ſeine Hand auf die Finger des Sohnes, die mit einem Zuge unwiderruflich ſein Schickſal beſtimmten.

Handle beſonnen, Walter! rief er mit erſtickter Stimme. Haſt Du gar nichts zu ſagen — gar nichts gegen meinen Beſchluß einzuwenden?

Nein! entgegnete der Baron mit ſtarker Stimme. Ich habe mich zwei Jahre lang auf dieſen Schritt vorbereitet. — Er ſchrieb feſt und ſicher ſeinen Namen unter das Actenſtück. Hier, ſprach er, mein letzter Federſtrich als Reichsbaron von Sindekow. Die Feder will ich zum Andenken mitnehmen.

Er legte ſie ſauber eingewickelt in ſein Portefeuille. Eine peinliche Stille folgte dieſer Scene. Die Haſt, mit der der Baron Walter auf die Sache eingegangen war und zum Schluſſe getrieben hatte, empörte den alten Herrn. Er hatte vielleicht ein bittendes Wort erwartet. Er hätte der Bitte vielleicht eine Friſt geſtattet. Wer weiß es denn? Das menſchliche Herz ändert ſich ſo leicht und die Macht zu verzeihen lag ja in ſeinen Händen. Sprach nicht das feſte Schweigen gegen ſeinen jüngſten Sohn dafür, daß er die Verſtoßung Walters noch nicht für unumſtößlich gewiß hielt?

Aber die Galle des Menſchen regt ſich nie ſtärker, als wenn er bemerken muß, daß man gefliſſentlich ſeine Güte verwirft. Der alte Herr fühlte ſeinen Unwillen bis zum Haſſe ſteigen, als er die Erfahrung machte, daß ſein Sohn ſich ohne Murren unterwarf. Und in dieſem Augenblicke geſchah

Digitized by

es, daß der Baron ſich zu ſeiner vollen Höhe erhob, daß der Glanz eines eigenthümlich innern Lebens ein ſchönes Licht über ſeine edlen und ſtolzen Züge ergoß und daß er mit ruhig warnender Stimme ſagte:

Hüte Deinen Sohn Caſſian vor der zu großen Vertraulichkeit mit Bürgerlichen, damit er nicht Deinem Herzen eine zweite, gewiß ſchmerzhaftere Wunde beibringt. Caſſian verkehrt viel im Hauſe des Kaufmann Meier, iſt der Freund ſeines Bruders, des Staatsanwaltes Meier, und der Gegenſtand aller Mädchenwünſche. Seine Eitelkeit und Charakterſchwäche könnte ihm einen Streich ſpielen —

Schweige! gebot der General zornig, denn er ſah eine gefliſſentliche Beleidigung in dem Tadel des jüngeren Sohnes, den er mit dem eben beſchloſſenen Acte ſeiner väterlichen Autorität begünſtigt hatte. Verwundert blickte der Sohn den Vater an. Ein ſarkaſtiſches Lächeln legte ſich um ſeine Lippen, als derſelbe heftig aufgeregt fortfuhr: Wir ſind fertig! Ich wünſche allein zu ſein!

Baron Walter verbeugte ſich kalt und wendete ſich der Thür zu. Plötzlich ſtand er ſtill. Ein Gedanke durchzuckte ſein Herz und trieb ihn zurück.

Vater, ich gehe! Aber ich will nicht unter einer Verwünſchung von Dir ſcheiden, nicht um meinetwillen, nicht um meinetwillen! Reiche mir zum letzten Male die Hand — Vater, fluche meinem Daſein nicht!

Der General blieb abgewendet ſtehen, die Stimme des Sohnes drang nicht an ſein Herz.

Nun — ſo muß ich Gottes Gnade vertrauen, der die Schuldigen ſtrafen und die Unſchuldigen behüten mag! rief der junge Mann bewegt und verließ eilig das Zimmer. In halber Betäubung blieb der General zurück.

Eine kleine Spanne Zeit verſtrich. Unbeweglich ſtand der alte Herr. Da tönte das Signal des Poſtillons. Jäh fuhr er auf — ſein Auge ſpähte durch das Fenſter; Walter ſtieg langſam in die Kaleſche, er ſah ſo matt, ſo hinfällig aus, ein furchtbarer Schmerz durchwühlte des Vaters Bruſt und er riß willenlos geworden das Fenſter auf.

Walter! Walter! lebe wohl, mein Sohn! Gott ſegne Dich — Gott behüte Dich! rief er hinaus, aber das Rollen des Wagens verſchlang ſeine Worte und die luſtigen Töne des Poſthorns übertönten ſeine Stimme. Walter hörte ſie nicht.

Er fuhr dahin um nie, nie wieder zu kommen; heimathlos durch die eiſerne Hand eines Vaters und durch eigene Schuld — darüber täuſchte er ſich keinen Augenblick, und er beſchönigte auch ſeine Handlungen nicht. An der Grenze des Lebens angelangt, das er im wüſten Treiben ſelbſt verkürzt, hatte er Geiſteskraft und Charakterſtärke genug, es männlich zu verlaſſen. Der ſchwerſte Act war nun überſtanden. Mit einem Siegeslächeln blickte er rückwärts, als er in den Feldmarken entlang fuhr, deren Beſitzer er von

Digitized by Google

Gottes- und Rechtswegen war; mit mitleidigem Spotte brach er in die Worte aus:

Alter Mann, du biſt in eine Falle gegangen! Hätteſt du dein Vaterherz offen behalten, hätteſt du mit Vaterarmen den kranken, elenden Sohn umfangen, ſo würde ich dir dies Leid erſpart haben. Nimm nun hin, du kurzſichtiger Sterblicher, nimm hin, was das Geſchick dir in den Weg werfen wird, wenn du deinen Liebling Caſſian auf den Thron zu ſetzen gedenkſt. Alter Mann, Gott wird deinen Fluch in Segen verkehren und mein Geiſt ſoll euch friedlich umſchweben! Nun aber fort, fort, ſchnell fort um dort zu ſterben, wo mein Glück wohnt! —

Der Poſtillon jagte in raſender Schnelligkeit bis zur Eiſenbahn. Dort warf ſich der Baron in ein Coupé — die Locomotive pfiff — im Nu war er unerreichbar für die, welche ihn ſuchten.

V.

Es war ein ſeltſamer Morgen. In Caſſians Träumen waren die Ereigniſſe des verlebten Tages thätig geweſen, und doch fühlte er ſich nicht frei, froh und glücklich. Ein unerquickliches Sinnen hielt ihn gefangen, und als ſein Diener ihm den Kaffee zugleich mit der Nachricht brachte: ſein Bruder ſei am verfloſſenen Tage im Schloſſe geweſen — da fuhr es wie die Ahnung eines Unglückes durch ſeine Gedanken.

Seine Fragen führten zu ſpecielleren Erörterungen. Was die Dienerſchaft beobachtet hatte, das berichtete der treuherzige Burſche mit einigen Nebenbemerkungen, und ſo wußte der junge Baron in kurzer Zeit, daß Baron Walter kaum eine Stunde verweilt und daß er krank ausgeſehen habe, daß er ſtill und ernſt gekommen und ſtill und ernſt wieder abgefahren ſei. Im Zimmer des alten Herrn wäre es feierlich ruhig geblieben, kein lautes Wort des Vorwurfes ſei gehört worden — aber eben deshalb ſei der ſämmtlichen Dienerſchaft der ſonderbare Beſuch in einer Poſtkaleſche um ſo bedeutungsvoller erſchienen.

Baron Caſſian beeilte ſeine Toilette, um ſich Aufklärung über dieſen Vorfall zu verſchaffen. Er fand ſeinen Vater ſchon im vollen Anzuge am Schreibtiſche.

Vater, was iſt geſchehen? fragte Caſſian ängſtlich. Walter iſt geſtern hier geweſen? Warum haſt Du nicht nach mir geſchickt? Ich habe ihn ſo ſehr lange nicht geſehen — weshalb iſt er ſo ſchnell wieder abgereiſt?

Deine vielen Fragen, mein Sohn, beantworten ſich alle durch die einfache Erklärung, die ich Dir hiermit übergebe, entgegnete der General ruhig; aber ſein Geſicht, welches er dabei zu dem Sohne emporrichtete, zeigte eine furchtbare Veränderung. Es ſchien länger und hagerer in der einen Nacht geworden zu ſein und die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Caſſian ergriff das Papier, welches der General ihm entgegenhielt, mit brennender Neugier. Ein einziger Blick darauf genügte, um ihn mit dem bekannt zu machen, was ihm allein noch ein Geheimniß war.

Wie? Ich — zum Reichsbaron erklärt? Walter aus ſeinem Rechte verdrängt — verſtoßen von Dir, von ſeinem eigenen Vater? ſchrie er wild auf. Und Walter hat eingewilligt — Walter hat ohne Weigern den Platz aufgegeben, auf den Gott ihn hingeſtellt? Es iſt unmöglich, Vater!

Es bedurfte erſt der detaillirten Darſtellung des Generals, um es dem jungen aufgeregten Manne glaublich zu machen, daß er nicht blos träume. Mit mühſam behaupteter Ruhe hörte er die Auseinanderſetzungen des alten Herrn an; daß ſeine Meinung oftmals von den aufgeſtellten Gründen deſſelben abwich, zeigte ſein Mienenſpiel und das Aufblitzen ſeiner Augen. Aber die Ehrfurcht und kindliche Liebe hielt ihn feſt in Banden, bis Alles erſchöpft war, was ſich für dieſen abnormen Act väterlicher Gewalt anführen ließ. Dann aber begann er ſeine Einwendungen dagegen. Sie prallten ab an dem ſtahlfeſten Willen des Generals, der, durch Caſſians Widerſpruch verdrießlich gemacht, in den eifernden Ton des Eigenſinnes verfiel. Es war die erſte Meinungsverſchiedenheit zwiſchen dieſen beiden Männern. Caſſian fühlte ſich dem ausbrechenden Zorne ſeines Vaters nicht gewachſen. Er gab ſchweigend nach.

Nachdem Frieden zwiſchen ihnen zurückgekehrt war, ſprach er, jedoch ſanft und feſt:

Ich kann mich von der Nothwendigkeit nicht überzeugen, mit der Vollziehung dieſes wichtigen Actes ſo unverſtändig zu eilen, wie Walter es gethan hat, und ich ſuche daher den Grund tiefer. Iſt es innerliche Empörung gegen uns geweſen, die ihn zum Abſchluſſe und zum Abſchiede trieb, ſo gleicht ſein Gefühl dem Haſſe, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, von meinem Bruder gehaßt zu werden. Was Du gethan haſt, Vater, kannſt Du vielleicht vor Gott und Menſchen vertreten, allein Walter ſoll und darf nicht glauben, daß ich dabei betheiligt bin. Er iſt mir von Jugend auf ein liebreicher, freundlicher Bruder geweſen — er hat mich auf ſeinen Armen getragen, er hat mich in den leidigen Kinderkrankheiten gepflegt — er hat mit mir geſpielt und mich die kleinen Geſchicklichkeiten gelehrt, die einem Edelmanne nöthig ſind. Ich habe oftmals gefühlt, daß Walter mich wahrhaft brüderlich liebte. Ich muß ihn ſuchen, ich muß ihn ſprechen. Er ſoll und darf mir nicht zutrauen, daß mit meinem Wiſſen und mit meinem Willen mein Name den ſeinigen in der Reihe der Ahnentafel verdrängt hat. Mag er es Deinetwegen verdient haben, mag der Wohlſtand unſerer Familie durch ihn gefährdet ſein — er iſt und bleibt dennoch mein Bruder, und ſo lange ſeine Augen aufſtehen, ſoll er in mir einen Bruder finden.

Dafür wird er Dich dann ganz ſyſtematiſch ruiniren, fiel der General kalt ein.

Digitized by Google

Noch iſt ſein moraliſcher Untergang zu hindern, fuhr Caſſian fort. Laß ihn ſich vermählen, mein Vater, gib ihm eines Deiner Dörfer, richte ihm Schloß Lundberg wohnlich ein. Eine liebenswürdige Gattin und die Sorge für eigene Kinder — beides ſind ſichere Mittel, dem Leben des Mannes eine Wendung zu geben.

Er verlachte meine Vorſchläge und erklärte mir ſeine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe, antwortete der General.

Vielleicht früher! rief Caſſian warm; aber jetzt, wo die Ehe ein Rettungsanker für ihn werden kann, wird er willig darauf eingehen.

Es iſt zu ſpät. Dieſe Unterſchrift ſchließt die Kinder ſeiner Ehe von der Erbfolge aus, entſchied der alte Herr kurz.

So will ich ihm wenigſtens zuſchwören, daß meine Gefühle ſich bei dem Gedanken empören, ihn vertrieben zu wiſſen. Ich werde ſeiner Spur folgen und ihn ſo lange ſuchen, bis ich ihn finde! rief der junge Mann exaltirt, indem er das Zimmer ſeines Vaters verließ.

Im Grunde war dem General dieſer Entſchluß lieb; deßhalb widerſetzte er ſich ihm keineswegs, ſondern beſchleunigte ſogar Caſſians Abreiſe. Das Bild ſeines älteſten Sohnes, wie er bleich und matt in den Wagen ſtieg, hatte ſich unter der Einwirkung nächtlicher Traumbilder beängſtigend in ſeine Seele gedrückt, und wenn er auch heute wie geſtern mit der Strenge des Richters ſein Strafamt zu vollziehen geneigt war, ſo empfand doch ſein Vaterherz eine Beklemmung eigener Art bei dem Gedanken ſeiner hülfloſen Verlaſſenheit. —

(Fortſetzung folgt.)

Unterhaltungen.

— **Das Studententhum.** (Geſchichte des deutſchen Studententhums von der Gründung der deutſchen Univerſitäten bis zu den deutſchen Freiheitskriegen. Ein hiſtoriſcher Verſuch von Oskar Dolch. Leipzig, Brockhaus, 1858.) — Jean Paul ſagt im Siebenkäs: „Von der Freiheit des Jünglings muß die des Mannes zehren. Ein gebogener Muſenſohn kann nichts werden, als ein kriechender Beamte auf allen Vieren.“ Ihm entgegnet Börne: „Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche ſind die zahmſten Spießbürger geworden.“ Unſer Verfaſſer, der ſeine Vorrede aus Eiſenach datirt und über deſſen perſönliche Verhältniſſe wir keinen Aufſchluß erhalten, huldigt jenem Jean Paul'ſchen Ausſpruche, während wir den Börne'ſchen Satz mit ſeinen Conſequenzen für richtiger halten. Dies kann uns jedoch nicht abhalten, anzuerkennen, daß Oskar Dolch ſeine Aufgabe im Ganzen mit Fleiß und Geſchmack gelöſt hat. Die chronologiſche Abtheilung in die Zeiträume von 1348 — 1517, 1517 — 1648 und 1648 — 1815 ergeben ſich für das deutſche Univerſitätsleben von ſelbſt; die einleitenden Bemerkungen über das Univerſitätsleben fremder Länder ſind etwas dürftig und oft aus abgeleiteten Quellen geſchöpft. Bei der Bearbeitung des deutſchen Studententhums bekennt der Verfaſſer den Schätzen der Dresdner Bibliothek viel zu verdanken; es iſt aber kaum dieſem Umſtand, ſondern der Natur der Dinge zuzuſchreiben, daß die ſächſiſchen Univerſitäten, Leipzig, Witten-

Digitized by Google

berg, Jena und Halle, vorwiegend berückſichtigt ſind. Es zeugt übrigens vom Reichthum des Stoffes, daß der Verfaſſer nur ſelten in die Bahn der trefflichen und auch von ihm citirten vier Aufſätze einlenkt, in welchen Ludwig Bechſtein (in den beiden Bänden der 1851 und 1852 bei Avenarius u. Mendelsſohn erſchienenen Germania) „das deutſche Univerſitätsleben“ geſchildert hat. Lobenswerth iſt es bei einem ſolchen Sammelwerk, daß der Autor die Mühe nicht geſcheut hat, ein ausführliches Sachregiſter beizugeben. Zum Schluſſe noch eine kleine Berichtigung zu Seite 232. Das 1694 in Frankfurt a. M. erwähnte Kaffeehaus war keineswegs das erſte in Deutſchland, vielmehr iſt der Kaffee durch Holländer 1680 nach Hamburg, durch Griechen nach Wien gebracht worden, wo nach der Befreiung von der Türkenbelagerung 1683 das erſte Kaffeehaus errichtet wurde; Nürnberg erhielt ein ſolches 1687; auch Leipzig hatte vor Frankfurt ſein Kaffeehaus „zum Palmbaum“, welches im Renommiſten von Zachariä vorkommt. S.

— **Goethe im Greiſenalter.** In dem Buche „Zehn Jahre aus meinem Leben“ (Elberfeld 1857, Selbſtverlag des Verfaſſers) berichtet Dr. F. W. Krug folgende Mittheilung des Profeſſors Nicolovius in Bonn, der ein Enkel der Cornelia Schloſſer-Goethe war: „Goethe habe ſich bei zunehmendem Alter immer mehr überſättigt gezeigt von allen Zeichen und Spenden der Anerkennung, des Ruhmes einer faſt abgöttiſchen, ſclaviſchen Verehrung, welche ihm ſo überreichlich zu Theil geworden. Wie er überhaupt eine tiefe Verachtung gegen den größten Theil der Menſchheit, als das ſogenannte Menſchenpack gehegt hätte: ſo habe dieſes mit der zunehmenden Kriecherei und Schmeichelei vor ihm und gegen ihn gleichfalls zugenommen und ſich oft in allerhand Aeußerungen des Unwillens, des Ueberdruſſes und Ekels und in den bitterſten Sarkasmen Luft gemacht. Ein unbefriedigtes Etwas in ſeinem Innern habe immer mehr die Geſtalt einer traurigen Verödung und Einſamkeit angenommen. Oft, wenn er ſich in den glänzendſten Hofkreiſen und Geſellſchaften befunden hätte, von einer Menge bebänderter und beſternter und ſonſt reich geſchmückter Perſonen umringt, und Jemand von denſelben hätte ihn auf eine fade Weiſe mit irgend einer ſchalen Bemerkung oder groben Schmeichelei angeredet, ſo habe er ſich umgewendet und in ſeinem großen Auge eine helle Thräne zerdrückt.“

— **Nochmals Bettina.** Diejenigen, die ſich völlig überzeugen wollen, daß die berühmten Briefe des Kindes größtentheils ein mit Benutzung ächter Schriftſtücke verfertigtes, die perſönlichen Beziehungen fälſchendes Werk der Phantaſie ſind, verweiſen wir auf die Auseinanderſetzung, welche H. Düntzer in Nr. 116 der Allgemeinen Zeitung gegeben hat. Die von ihm erwähnte Kritik des berühmten Germaniſten G. von Meuſebach über den Briefwechſel findet man in der Halliſchen Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrgang 1835; in ihr wurden zuerſt, gleich nach dem Erſcheinen des Werkes, mit unwiderleglicher Gründlichkeit und Schärfe die Widerſprüche deſſelben nachgewieſen. Herr Siegfried, der Verfaſſer der jüngſt beſprochenen vorlauten Diatribe gegen Lewes, ſcheint dieſe Arbeit nicht gekannt zu haben. Der Bewunderung für Bettina's rege, ſchaffende Einbildungskraft geſchieht durch jene Enthüllungen kein Eintrag; ſie erſcheint vielmehr als Dichterin eines Lebensromans und als Styliſtin um ſo bedeutender, da ſie ein erdachtes Verhältniß ſo innig mit wirklichen Beziehungen zu verweben und ihm den Hauch der Leidenſchaft zu leihen wußte. Ihr Erſtlingswerk bleibt immer eine merkwürdige Verherrlichung Goethe's, und es iſt zu bedauern, daß ſie auf daſſelbe eine Reihe gezwungener und ambitiöſer Erfindungen hat folgen laſſen, auch daß ſie als bejahrte Wittwe eines Dichters ſelbſt wieder „Kinder“ vergötterte, wie in dem abſurden Buch „Ilus, Pamphilius und Ambroſia“

— **A. F. C. Vilmar** hat eine Sammlung von Aufſätzen „zur neueſten Culturgeſchichte Deutſchlands“ herausgegeben. In einem derſelben „der Communismus in ſeinem Rechte“ finden ſich folgende Schmeichelworte an Diejenigen, denen der Verfaſſer ein Liebäugeln mit dem großen Haufen vorwirft: „Ihr gedankenloſe Pinſel, jämmerliche Phraſendreſcher, verächtliche Hohlköpfe; ihr feigen, verächtlichen Wichte unter den Staatsdienern, ihr armſeligen,

Digitized by Google

ſtumpfſinnigen Lappen und Aehnliches. Nach Vilmar ſind wir gegen die rothen Communiſten nur dann in unſerem Recht, wenn wir unſeren Beſitz edler gebrauchen, als ſie; Die, welche Gott und Chriſtus bekennen, müſſen damit den Anfang machen. Wie, wenn nun Jemand den Verfaſſer alſo anredete: Hochchriſtlicher, hochſittlicher Herr Vilmar! Machen Sie den Anfang im Bekämpfen der Verderbniß. Treten Sie kühn vor die Regierung, bei der Sie noch immer ſo viel zu gelten ſcheinen, und ermahnen Sie dieſelbe ſcharf und geradezu, daß ſie nicht länger eine Laſterhöhle der Gewinnſucht nach der anderen privilegiren und vor allem Volke glänzend ausſtatten laſſen möge (Wilhelmsbad, Nauheim, Wildungen). Haben Sie aber nicht den Muth, ſich auf dieſem Weg eine kleine Unannehmlichkeit zuzuziehen, dann wiſſen wir, an wen die Bezeichnungen: Phraſendreſcher, Lappen u. ſ. w. eigentlich zu adreſſiren wären!

— **„Die Wiſſenſchaft muß umkehren."** Unter dieſem Titel iſt eine „Rede wider den Fortſchritt" von Moritz Müller erſchienen, „gehalten um Mitternacht bei Fackelſchein am Wartthurm zu Pforzheim vor einer Verſammlung von 100,000 Menſchen." Die Schrift ſoll, wie die Buchhändler-Anzeige ſagt, im Großherzogthum Baden ſoviel Nachfrage haben, daß die Auflage um 6000 Exemplare vergrößert werden mußte. Dieſer Umſtand beweiſt, daß der Verfaſſer in ſeiner Heimath bekannt und beliebt iſt und daß man ſeine Anſichten dort für zeitgemäß hält. Ueber die Bedeutung ſeiner literariſchen Thätigkeit kann uns dies ebenſowenig täuſchen, als der mitternächtige Fackelglanz. Hr. Moritz Müller bekundet in ſeiner Rede, wie in einigen früher erſchienenen Schriften, eine mäßig ausgebildete Denkkraft und einen wohlmeinenden Dilettantismus, deſſen Verdienſtlichkeit jedoch durch eine gewiſſe Oſtentation beeinträchtigt wird. Daß er Freiheit im Gebiete des Geiſtes wie im Staatsleben verlangt, iſt lobenswerth; nur ſollte er nicht aggreſſiv auftreten, da er einer philoſophiſchen und hiſtoriſchen Würdigung der Gründe, welche die Gegner für ſich anführen, nicht gewachſen iſt.

— **Veränderte Anſchauung.** Im Oktober 1836 unternahm es der Prinz Louis Bonaparte, durch einen Militär-Aufſtand von Straßburg aus die beſtehende Regierung in Frankreich umzuſtürzen. Das Unternehmen mißlang; der Prinz wurde nach Amerika gebracht und ſeine Mitſchuldigen vor die Aſſiſen geſtellt. Die Geſchwornen aber nahmen ihr Gefühl und die Volksſtimmmung als Entſcheidungsgründe an, und die Anhänger Bonaparte's wurden freigeſprochen. Damals, unter der Herrſchaft deſſelben Ludwig Philipp, auf deſſen Untergang die Meuterei berechnet war, durfte ein Oppoſitionsblatt geradezu erklären: „Das eben gibt dem Schwurgericht ſeine Bedeutung, daß es nicht vom Buchſtaben gefeſſelt iſt, ſondern der öffentlichen Meinung einen unverfälſchten Ausdruck verleiht." Gegenwärtig iſt der Urheber des Straßburger Aufſtandes Beherrſcher von Frankreich; ſchwerlich aber würde ein Tagblatt es verſuchen, einen Satz wie den obigen etwa zu Gunſten Simon Bernards und ſeiner Richter anzuwenden.

— **Gabriel Rießer**, der bei uns in hochgeehrtem Andenken ſteht, wird als Verfaſſer des im Märzhefte der Preußiſchen Jahrbücher mitgetheilten Aufſatzes „Americaniſche Anſchauungen und Studien" bezeichnet; auch glauben wir namentlich in dem Abſchnitte „Standpunkt für die Auffaſſung der Sclavenfrage" ſeinen durch Wärme wie durch logiſche Kraft ausgezeichneten Styl erkannt zu haben.

— **Widmungen.** In der letzten Zeit kommt es häufiger als je vor, daß neue Schriften, namentlich Dichtungen, nächſt dem Titelblatte Dedicationen an hohe Häupter aufweiſen. Beſonders gerne wenden ſich die Zueigner an die Fürſten und Fürſtinnen der ſächſiſchen, thüringiſchen und anhaltiſchen Lande. Es iſt übrigens ſehr erfreulich, daß manche der gewidmeten Schriften ganz offen eine freiſinnige und vaterländiſche Geſinnung ausſprechen.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 19. **Frankfurt a/M.,** den 8. Mai 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Schiller als Philosoph**, Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Der Reichsbaron**. Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Sonette von Shakespeare**, übersetzt von F. Bodenstedt. — **Illustration der Geschichte in Bilderwerken und Anthologien.** Kritischer Bericht von H. W. — **Unterhaltungen**: Marie Seebach; Max Duncker; Frankfurter Straßennamen; ein unächtes Götheblatt; spanische Dramatiker; Gladstone über Homer; acht Marmor-Medaillons; Schiller'sches Räthsel; Preis-Aufgabe u. a.

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

VI.

Was sich durch alle jene Untersuchungen des Tragischen, Pathetischen, Erhabenen hindurchzieht und immer von Neuem wiederholt, ist der moralische Gesichtspunkt, aus dem Schiller zunächst die Kunst auffaßte, den er in der Resignation, im Don Carlos, in den philosophischen Briefen ergriffen, worauf er in den Künstlern das bedeutungsvolle Uebergewicht gelegt hatte. Indessen lag seiner eigenen Künstlernatur doch der ästhetische Gesichtspunkt zu nahe, um denselben ganz dem moralischen unterzuordnen und in ähnlicher Weise aufzuopfern, als der Pflicht die Neigung geopfert werden soll. Der Künstler verdankt der Natur zu viel und ist zu nah mit ihr verwandt, um sie ganz zu verleugnen. Und wie Schiller das sittliche Ideal aufgefaßt hatte, war im Grunde desselben ein Motiv enthalten, welches den ästhetischen Ge-

Digitized by Google

ſichspunkt ſehr begünſtigen mußte. Denn das ſittliche Ideal, obwohl es der Tugend jedes Opfer verſpricht, gründet ſich bei Schiller auf die uneigennützige Liebe, alſo auf eine menſchliche Neigung; dieſes Ideal hat die Kraft, der Pflicht jedes Opfer zu bringen, es hat zugleich die Anlage zu einer Harmonie zwiſchen Pflicht und Neigung, zwiſchen dem moraliſchen und natürlichen Menſchen. Die Erhebung des moraliſchen Menſchen über den natürlichen war das Erhabene; die Harmonie beider iſt das Schöne. Das Ideal Schillers hat in der Richtung auf das Erhabene zugleich die Anlage für das Schöne. Es liegt in der Natur dieſes Ideals die Aufgabe, das Erhabene mit dem Schönen zu vereinigen. Jenem iſt der moraliſche Geſichtspunkt, dieſem der äſthetiſche zugewendet. Nachdem ſich der erſte entwickelt hat, iſt nichts natürlicher, als daß ſich der zweite ausbildet. Jetzt wird der äſthetiſche Geſichtspunkt ſeine urſprüngliche Berechtigung geltend machen, er wird ſeine untergeordnete Stellung verlaſſen, die er nicht ohne Widerſtreben geduldet hat, und zu einer ebenbürtigen Stellung fortſchreiten; es iſt möglich, daß er zuletzt eine übergeordnete erreicht.

1.

Anders erſcheint die ſinnliche Natur unter dem moraliſchen, anders unter dem äſthetiſchen Geſichtspunkt. Dort ſoll ſie bekämpft, hier ſoll ſie befreit und verklärt werden. So iſt offenbar ein Widerſtreit da, zwiſchen dem moraliſchen und äſthetiſchen Urtheil. Der Streit iſt ſchnell und leicht entſchieden, wenn man auf einen der beiden Geſichtspunkte Verzicht leiſtet. Wenn man beide bejaht, ſo ſehe man zu, wie man ſie vereinigt. Und Schiller bejaht beide: das iſt ſein Problem.

Wie wird er es löſen? Wie wird er das Erhabene mit dem Schönen, den moraliſchen Geſichtspunkt mit dem äſthetiſchen ausgleichen? Wenn es eine Erſcheinung gibt, in der die beiden Naturen, die geiſtige und ſinnliche, völlig eins ſind, ſo wird jener Widerſtreit durch eine Thatſache entſcheidend widerlegt. Eine Thatſache iſt allemal der bündigſte Beweis, alſo auch die bündigſte Widerlegung. Aber wie können die beiden Naturen jemals eins ſein und völlig eins? Der Geiſt iſt frei, er beſtimmt ſich ſelbſt, er iſt wahrhaft einheimiſch nur in dem Werk, das er ſelbſt gemacht hat. Die Natur hat er nicht gemacht. Wie alſo iſt es möglich, daß in einer nur natürlichen Bildung die geiſtige Natur einheimiſch ſein kann, als in ihrem Werke? Das iſt die Frage, und die Antwort ſoll eine Thatſache ſein.

Es handelt ſich um eine Erſcheinung, von der wir alle anerkennen, daß ſie ſchön iſt; um eine Schönheit, von der wir alle geſtehen, daß ſie Natur iſt; um eine ſchöne Natur, von der wir alle zugeben, daß ſie geiſtiger Abkunft iſt, daß ſie durch den Geiſt ſelbſt gemacht wird, durch ihn allein gemacht werden kann. Gibt es eine ſolche Erſcheinung?

Digitized by Google

2.

Es gibt eine Schönheit, die wir geiſtig hervorbringen, als eine Schöpfung der Phantaſie: das iſt das Kunſtwerk. Aber das Kunſtwerk iſt nicht Natur im eigentlichen Verſtande. Es gibt auf der andern Seite eine Schönheit der Natur, die wir nicht hervorbringen, ſondern empfangen: das iſt die Schönheit des Körpers, der Geſtalt, des Bau's, die Schiller „die architektoniſche Schönheit" nennt. Sie iſt eine Naturgabe, ein Talent, kein Verdienſt. Alſo weder in der geſtaltenden Natur, noch in der ſchaffenden Kunſt werden wir die Erſcheinung antreffen, die wir ſuchen. Wenn ſie iſt, wird ſie allein in der geiſtig-ſinnlichen Natur, der menſchlichen, zu finden ſein. Gibt es eine menſchliche Schönheit, die rein natürlich iſt und doch geiſtigen Urſprungs?

Natürlich iſt unſer Leben, ſoweit es nicht durch Wille und Bewußtſein beſtimmt wird: alſo das unwillkürliche Leben. Unwillkürlich iſt die Empfindung, welche der Eindruck hervorruft; unwillkürlich der Laut der Freude oder des Schmerzes, der dieſe Empfindung äußert, die Geberde, die ſie ſympathetiſch begleitet. Es iſt ein bewegter, körperlicher Ausdruck, den ſich die Empfindung unwillkürlich gibt. Dieſer Ausdruck ſei ganz ungezwungen und natürlich, aber er ſei nicht ungeſtüm und heftig, wie ſich die rohe Natur Luft macht, ſondern maßvoll und frei, der durchſichtige Wiederſchein einer freien Seele, ein Werk des Geiſtes, der dieſen Körper belebt. Dieſer Ausdruck iſt weder durch ein natürliches, noch durch ein moraliſches Geſetz geboten; in ihm erſcheint überhaupt kein Geſetz, ſondern eine Perſon; er iſt perſönlich und darum einzig, nicht künſtlich gemacht, noch weniger künſtlich nachzumachen: das iſt die Schönheit, die wir als Anmuth empfinden!

In der Anmuth iſt die natürliche Bildung eine ſprechende geworden. Nur der Geiſt ſpricht. Anmuth iſt Schönheit; ſie iſt eine ſchöne Natur, welche der Geiſt bildet. Es gibt keine künſtliche Grazie, die künſtliche Anmuth iſt Ziererei, was Schiller „die Tanzmeiſtergrazie" nennt. Wer anmuthig ſein will, iſt es nicht; ſein Lächeln iſt nicht reizend, ſondern ſüß; die Abſicht kann die Anmuth nicht machen: „man fühlt die Abſicht und man wird verſtimmt." Die Natur, die ſich gehen läßt und blos gehen läßt, iſt nicht anmuthig; der Geiſt, der die Natur zwingt, ſich nicht gehen zu laſſen, und ſie nur zwingt, iſt es eben ſo wenig. Anmuthig iſt nur der Geiſt, und er iſt es nur dann, wenn er ſich ganz natürlich und darum unwillkürlich offenbart.

3.

Unſere Freiheit ſteht zu unſerer Natur in einem doppelten Verhältniſſe. Sie kann die Natur befreien, ſie ſoll ſie zugleich beherrſchen. Die geiſtig befreite und die geiſtig beherrſchte Natur ſind beide äſthetiſche Erſcheinungen.

Jene iſt die Anmuth, dieſe die Würde. In der Würde erſcheint der erhabene Wille, in der Anmuth die ſchöne Seele. So verhält ſich die Würde zur Anmuth, wie das Erhabene zum Schönen. In beiden regiert der Geiſt die ſinnliche Natur, aber in der Würde regiert er als Herrſcher, in der Anmuth regiert er mit Liberalität. Die Würde iſt impoſant und auf ihrem Höhepunkt majeſtätiſch, die Anmuth iſt reizend und auf ihrem Höhepunkte bezaubernd. Eins hat die Würde gemein mit der Anmuth: ſie darf nicht gemacht ſein; die gemachte Würde iſt ſteif, feierlich, ſchwülſtig, wie die gemachte Anmuth geziert, ſüßlich, koket iſt.

Es gibt eine Schönheit, in der ſich Anmuth und Würde vereinigen: das iſt die vollendete menſchliche Schönheit, wie ſie einmal geweſen iſt bei den griechiſchen Göttern: dann ſteht der Menſch gerechtfertigt da in der Geiſterwelt und frei geſprochen in ſeiner Erſcheinung: „mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in der heitern Stirn, in dem ſanftbelebten Blick die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edlen Majeſtät des Angeſichts unter.“ —

Alſo die Anmuth iſt die Thatſache, die jenen Gegenſatz der moraliſchen und ſinnlichen Menſchennatur widerlegt, die Thatſache, der gegenüber der äſthetiſche Geſichspunkt ſeine untergeordnete Stellung aufgeben und ſich dem moraliſchen ebenbürtig beiordnen darf. Wäre der geiſtige Menſch nur über dem ſinnlichen und könnte nicht zugleich in ihm einheimiſch und frei ſein, ſo wäre der herrſchende Geiſt, der in der Würde erſcheint, das einzig menſchliche Ideal, und wir müßten von der Menſchheit urtheilen, wie Taſſo von Antonio: „doch haben alle Götter ſich vereinigt, Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen — die Grazien ſind leider ausgeblieben, und wem die Gaben dieſer Holden fehlen, der kann zwar viel beſitzen, vieles geben, doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruh'n!“

Gibt es aber Anmuth, ſo muß es möglich ſein, daß ſich die Vernunft mit der Sinnlichkeit befreundet, ſo muß ſich auch die Pflicht mit der Neigung befreunden dürfen, ſo wird eine ſchöne Moralität möglich werden, welche die Pflicht erfüllt, nicht blos um der Pflicht willen, ſondern aus Neigung. Es wird dann auch eine ſittliche Grazie geben. Die ſittliche Grazie iſt die unwillkürlich gewordene Tugend, die zur Neigung gewordene Pflicht, die Fertigkeit gleichſam in der Moralität. Wir handeln gut, wenn wir die Pflicht thun, weil wir ſollen; wir handeln ſchön, wenn wir ſie thun, weil wir nicht anders können, weil ſie uns gleichſam zur zweiten Natur geworden: das iſt die moraliſche Schönheit, die Virtuoſität im Rechtthun.*)

*) Ueber Anmuth und Würde. Neue Thalia II. St. 1793.

Digitized by

4.

Ein anderes alſo iſt das moraliſche, ein anderes das äſthetiſche Handeln. In dem erſten erfüllen wir das ſittliche Geſetz, in dem zweiten befriedigen wir unſere eigene Natur. Dort zeigen wir, was wir *ſollen*, hier was wir *können*. Das Sollen drückt nur den *Zweck* aus, wozu die Handlung geſchieht, das Können die *Kraft* oder das Vermögen, welches der Handlung zu Grunde liegt. Der moraliſche Werth einer Handlung liegt allein in ihrem Zweck und ihrer Abſicht, der äſthetiſche liegt in ihrer Kraft. Das Ziel, worauf die Kraft ſich richtet, macht den moraliſchen Werth oder Unwerth der Handlung; die Größe der Kraft, welche der Handlung zu Gebote ſteht, bedingt ihren äſthetiſchen Charakter. Und daraus folgt: daß die beiden Urtheilsweiſen, die moraliſche und äſthetiſche, verſchiedene Geſichtspunkte nehmen, daß ſie übereinſtimmen können, indem ſie dieſelbe Handlung bejahen oder verneinen, aber auch von einander abweichen können, indem wir äſthetiſch annehmen, was wir moraliſch verwerfen. Denn die Größe der Kraft iſt nicht gebunden an die Richtung, welche das ſittliche Geſetz anweiſt. Eine große und ſittliche Handlung, wie die That des Leonidas, bejahen wir aus moraliſchen und äſthetiſchen Gründen: aus moraliſchen, weil er die Pflicht der Vaterlandsliebe erfüllte; aus äſthetiſchen, weil er die Kraft hatte, das Große zu thun. „Daß Leonidas die heldenmüthige Entſchließung wirklich faßte, billigen wir; daß er ſie faſſen *konnte*, darüber frohlocken wir und ſind entzückt.“ Ich kann mir zwei Erſcheinungen vorſtellen, die beide dem Sittengeſetz widerſtehen, von denen die eine moraliſch verwerflicher iſt als die andere, aber zugleich äſthetiſch anziehender. Warum iſt z. B. ein kühner Mord äſthetiſch anziehender, als ein furchtſamer Diebſtahl, obwohl er mit dem ſittlichen Maßſtab gemeſſen, weit verwerflicher iſt, als dieſer? Weil es die Größe der Kraft, das Vermögen iſt, welches der Handlung den äſthetiſchen Werth gibt. Und eben darin unterſcheidet ſich die poetiſche Wahrheit von der moraliſchen und hiſtoriſchen. „Die poetiſche Wahrheit beſteht nicht darin, daß etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darin, daß es geſchehen *konnte*, alſo in der innern Möglichkeit der Sache.“ Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der *vorgeſtellten* Möglichkeit liegen. Darum iſt die poetiſche Wahrheit unabhängig von der hiſtoriſchen, wie von der moraliſchen. Nachdem einmal der Dichter den äſthetiſchen Geſichtspunkt dem moraliſchen ebenbürtig an die Seite geſtellt hatte, mußte ihm die Differenz beider in die Augen ſpringen, und jetzt mußte er den äſthetiſchen Werth der Erſcheinungen in ſeiner Eigenthümlichkeit ſchätzen. Wir bemerken, daß die Begriffe des Dichters, jemehr ſie ſich entwickeln, ſeiner poetiſchen Natur um ſo mehr ſich annähern.*)

*) Ueber das *Pathetiſche*. (Schluß). Dieſe Unterſcheidung des äſthetiſchen und moraliſchen Urtheils ſetzt die Unterſuchung über *Anmuth* und *Würde* voraus.

Digitized by Google

Er hatte dem Erhabenen das Schöne, der Würde die Anmuth zugesellt und so jenes erdrückende Uebergewicht gemildert und aufgehoben, welches der moralische Gesichtspunkt auf das Erhabene gelegt hatte. Jetzt war er besorgt, daß sich das Verhältniß beider umkehren und jenes Uebergewicht unversehen auf das Schöne übergehen möchte. Er war um das Erhabene besorgt. Es sollte ein Gleichgewicht und eine Ergänzung bestehen zwischen dem Erhabenen und Schönen, der Würde und Anmuth. Dieses Gleichgewicht zu hüten, schrieb der Dichter seinen spätern Aufsatz über das Erhabene. Wäre das Erhabene das einzig menschliche Ideal, so würde die Anmuth, die Harmonie und mit ihr das menschliche Glück fehlen. Wäre die Schönheit allein da, so würden wir nur die Harmonie des Lebens empfinden, so würden wir glücklich sein in den Schranken der Sinnenwelt und nie erfahren, daß wir bestimmt sind, als reine Intelligenzen zu handeln, daß wir in Wahrheit mehr sind, als die sinnliche Natur. Wir müssen erfahren, daß Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammenstimmen. In diesem Widerspruch liegt der Zauber des Erhabenen. Darum verdient die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, die vollkommenste Entwicklung. Das Schöne macht sich verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon. Beide müssen sich ergänzen, um die ästhetische Erziehung zu vollenden: ohne die Schönheit wäre ein ewiger Streit zwischen unserem Geistesberuf und unserer Menschheit; ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsere Würde vergessen machen. „Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne unser Bürgerrecht in der intellectuellen Welt zu verscherzen." Nur die Würde kann uns erheben, nur die Schönheit kann uns beglücken. Das Schöne und Erhabene sind „die Führer des Lebens", die beiden Genien, die das menschliche Leben, jeder in seiner Weise, vollenden müssen: „— nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem ersten deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!" *)

Das Gegentheil des Schönen ist das Gemeine, der rohe, geistentblößte Naturtrieb. Das Gegentheil des Erhabenen ist das Niedrige, welches nicht blos gemein ist, sondern das Gemeine zum Zweck hat. Das Gemeine ist, wo das Edle fehlt; das Niedrige ist, wo das Edle verachtet und unterdrückt wird, es ist die herrschende Gemeinheit. Die Universalität der Kunst erlaubt, daß sie gemeine und niedrige Gegenstände braucht, aber ihr Adel verlangt, daß sie selbst nie gemein oder niedrig wird. Beides ist nicht von dem Inhalte der Kunst, aber von ihrer Form ausgeschlossen. **)

*) Ueber das Erhabene. Kleine Schrift 1801. „Die Führer des Lebens" erschienen in den Horen 1795 unter dem Titel: „Schön und Erhaben."

**) Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. Kleine Schrift. 1802 Aus diesem Grunde glaubte Schiller Bürger's Gedichte so hart beurtheilen zu müssen. Und ich vermuthe, daß er zur Unterstützung dieser Recension,

Digitized by Google

5.

So hatte Schiller in ſeinem Aufſatz über Anmuth und Würde den moraliſchen Geſichtspunkt mit dem äſthetiſchen vereinigt. Er wollte das Schöne moraliſch gerechtfertigt und begründet haben. Und hier offenbarte ſich der Unterſchied zwiſchen dem Philoſophen und dem Dichter. Mit dem Begriff der ſittlichen Grazie hatte ſich Schiller von Kant entfernt. Denn Kant wollte nicht, daß die Neigung, gleichviel welche, jemals ſittliche Triebfeder werde. Die einzige ſittliche Triebfeder iſt das Geſetz und der Grundſatz. Wir ſollen jede moraliſche Handlung, wie ein ringender Herkules, unſern Neigungen abkämpfen, in jeder guten Handlung unſere immer begehrliche Natur opfern. Wir ſtehen nicht einmal blos im Leben, ſondern in jeder Handlung von Neuem am Scheidewege, wo die Wahl iſt zwiſchen Pflicht und Neigung. Aus Neigung kann man gut handeln, aber auch böſe, denn aus dem Herzen kommen auch arge Gedanken. Und weil die Neigung dieſe zweideutige Triebfeder iſt, weil ſie beides möglich macht, ſo kann man ſtreng genommen aus Neigung nicht gut handeln. Denn es iſt ſtreng genommen nicht möglich, aus einer Triebfeder gut zu handlen, die auch böſer Handlungen fähig iſt. Aus dem Grundſatz der Pflicht, dem einzig möglichen, kann man nur gut handeln. Das war Kants Standpunkt, der in keiner Weiſe mit der Sinnlichkeit capituliren wollte. Das Gute ſoll uns nicht leicht, ſondern ſchwer und immer ſchwer werden, es ſoll nie aufhören, Opfer zu verlangen und zu koſten. Kant ſtellte das ſtrenge, gebieteriſche, unerbittliche Sittengeſetz in ſeiner unnahbaren Majeſtät ſeinem Zeitalter gegenüber, welches ähnlich dem unſrigen ſeine moraliſchen Empfindungen in einem öden Matrialismus verflacht und abgeſtumpft hatte. „Er war der Draco einer Zeit, die nicht verdiente, einen Solon zu haben.“

Kant dachte nur moraliſch, Goethe nur äſthetiſch. Und Schiller ſtellte ſich zwiſchen Beide in ſeiner Abhandlung über Anmuth und Würde, die den moraliſchen Standpunkt mit dem äſthetiſchen ausgleichen wollte. Er konnte es darum keinem von Beiden recht machen. Und es war ſehr charakteriſtiſch, wie die beiden großen Männer die Sätze Schillers beurtheilten. Dem einen erſchien ſein Ideal viel zu ſinnlich, dem andern viel zu moraliſch. Kant ließ nur die Pflicht reden, und dieſe ſagte zum Menſchen: du ſollſt mich achten und aus bloßer Achtung thun, was ich gebiete! Schiller wollte den rigoroſen Denker erweichen, und als ob er ihn hätte verführen wollen, ſtellte er die Menſchheit in ihrer reizendſten Geſtalt vor ihn hin; er ließ der Pflicht durch die Grazie ſagen: ich will dir gehorchen, erlaube nur, daß ich

---

obwohl er ihrer nicht ausdrücklich gedenkt, den obigen Aufſatz ſchrieb. Wenigſtens wollte er die Grundſätze dieſer Recenſion 11 Jahre ſpäter, d. h. im Jahre 1803, mit eben demſelben Nachdruck aufrecht halten. S. Anmerk. zur Rec.

Digitized by Google

dich lieben darf! Aber Kant erlaubte es nicht. Er fand, daß Schiller die Majeſtät des Pflichtbegriffs beeinträchtigt habe, weil er der Würde die Anmuth zugeſellen, die Moralität in Schönheit verwandeln, die Vernunft der Sinnlichkeit befreunden wollte. Und Goethe im Gegentheil meinte, daß Schiller undankbar geweſen ſei gegen die große Mutter Natur, die ihn ſelbſt gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelt habe. Nach Kant hatte Schiller der Natur zu viel, nach Goethe zu wenig eingeräumt.*)

Aber der Standpunkt, den Schiller hier eingenommen, neigte ſich ſchon mehr der goethe'ſchen Denkweiſe zu, als der kantiſchen. Er ſuchte die menſchliche Vollendung in der ſchönen Form; das moraliſche Ideal ſtellte ſich ſchon zurück gegen das äſthetiſche, es hatte ſich mit dieſem ausgeſöhnt, es war nicht weit entfernt, ſich demſelben unterzuordnen. War in den Künſtlern die Schönheit nur erſt die Vorſtufe und das unvollkommene Sinnbild des Guten geweſen, ſo erſcheint ſie jetzt als deſſen Vollendung. War es dort die moraliſche und intellectuelle Erziehung des Menſchen, der die Kunſt dient, ſo wird es jetzt die äſthetiſche Erziehung, welche die Kunſt macht. So ſchrieb Schiller ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

In derſelben Stunde, wo Fräulein Alma ſich aus des Schlafes Banden losmachte und mit neuem Lebensmuthe auf Eroberung des Männerherzens zu ſinnen begann, welches ihr die Pracht und Herrlichkeit der Welt mit ſeiner Liebe zugleich zu Füßen zu legen im Stande war: in derſelben Stunde jagte Baron Caſſian ohne Seufzen und ohne Sehnſucht in Begleitung ſeines Dieners der Eiſenbahnſtation zu, nach der ihn die erſte Spur ſeines Bruders zog. Aber ſchon hier ſtand er an einem Scheidewege, der tauſend Möglichkeiten bot. Seine Nachforſchungen nach Baron Walters Reiſeroute waren ganz vergeblich. Man erinnerte ſich freilich des großen, ſtolzen Herrn, der mit dem Eilzuge am vorigen Tage angekommen und mit Extrapoſt eine Strecke ins Land hinein gefahren war, ſehr gut; man wußte auch, daß er mit dem Abendzuge wieder fortgefahren war, aber wohin?

Ein Bahnbeamter behauptete mit Zuverſicht: nach Straßburg.

Baron Caſſian lächelte ungläubig. Es war entſchieden wahrſcheinlicher,

---

*) Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. I. St. Anm. Hartenſtein Ausg. Bd. I. S. 182. Goethe, Tags- und Jahreshefte. 1794. Neue Ausg. Bd. XXI. S 27.

Digitized by Google

daß das Ziel ſeiner Reiſe irgend ein Bad, wo die Spielwuth ihre Höllen offen hielt, geweſen ſei. Er beſchloß zuerſt die Bäder des Südens zu durchſuchen und machte den Anfang mit Baden-Baden, weil Herr von Warrheim den Baron dort getroffen hatte.

Sein Suchen war vergeblich. Seit acht Tagen ſollte er abgereiſt ſein, wie der Wirth des Hotels meinte, nach Soden, einem Badeort am Taunus. Gleichzeitig wurde jedoch die Behauptung aufgeſtellt, daß er jedenfalls wieder nach Baden-Baden zurückkommen würde. Auf dieſe Nachricht beſchloß Baron Caſſian ſeinen Aufenthalt zu verlängern. Er fühlte ſich hinreichend gefeſſelt von der wechſelvollen Schönheit der Umgebung, um hier in aller Gemüthlichkeit zu wegelagern. Kunſt und Natur ſchienen im Wetteifer dies Fleckchen Erde zum Paradieſe umzuſchaffen, und Gott hatte dem jungen Manne ein für ſolchen Zauber empfängliches Gemüth verliehen.

Aber die Tage verflogen und Baron Walter erſchien nicht. Caſſian wurde unruhig und machte Anſtalt, weiter zu ſuchen. Bei dieſer Gelegenheit ſchlug ihm Jemand vor, nach Straßburg zu reiſen, vielleicht daß er ſeinen Bruder dort träfe. Es geſchah zum zweiten Male, daß „Straßburg" in Verbindung mit Walter gebracht wurde, aber Caſſian lächelte wiederum ſehr ungläubig.

Raſtlos flog er nun von Ort zu Ort. Bisweilen fand er eine Spur — man kannte den Baron Walter, man hatte ihn flüchtig geſehen, allein wo er geblieben war, konnte Niemand angeben. Bis Nizza erſtreckte er ſeine Forſchungen, dann kehrte er traurig um. Er dachte auf andere Maßregeln, die beſſer zum Ziele zu führen vermöchten. Da endlich erzählte ihm ein Bekannter, er habe Baron Walter in Straßburg geſehen! Alſo doch in Straßburg? Wie auf Sturmesflügeln eilte Caſſian dorthin und nahm die Polizei in Anſpruch, um endlich ſeinen Reiſezweck zu erreichen. Die Gaſthöfe wurden durchſtöbert, Privatwohnungen durchſucht, Aufforderungen erlaſſen — Alles vergeblich; Walter war nicht zu finden und er meldete ſich auch nicht. Hin und wieder erinnerte ſich Jemand, einen Herrn der Art, wie die Beſchreibung beſagte, öfter geſehen zu haben, ſogar kürzlich noch, wo er ſehr leidend geſchienen; aber wo er wohne, wo er geblieben ſei, das wußte Keiner.

Mißmuthig wollte Caſſian ſeine Bemühung nun aufgeben. Er vertagte aber die Abreiſe fortwährend, von der Hoffnung hingehalten, zufällig dem Bruder hier zu begegnen, wo die Spuren ſeines Daſeins ein Ende nahmen. Er ſchrieb oft nach Hauſe und empfing Briefe von dort. Der Winter näherte ſich. Drei Monate waren verſtrichen im unnützen Suchen. Ihm waren ſie wie Jahre voll innerer Qual. Er ſehnte ſich nach Hauſe, um endlich wieder die ſorgloſe Ruhe ſeines Jugendlebens einzutauſchen. So gut ſollte es ihm aber nicht werden. Iſt der Menſch einmal hinausgeſchleudert ins Meer des Weltgewühles, ſo trifft Stoß auf Stoß den Sinn, ſo ruhebedürftig er iſt.

Eines Abends ſpät kam eine telegraphiſche Depeſche. Sie enthielt nichts als das bedeutungsſchwere Wort: „Schleunig zurückkommen nach Schloß Sindekow!“ Von Ahnungen gefoltert, mit ſchwerem Herzen eilte Caſſian dem Befehle nachzukommen. Auf der letzten Station traf er Herrn von Warrheim mit ernſtern Mienen, als ſonſt, ſeiner harrend.

Mein Vater — flüſterte Caſſian mit ſchwer bedrückter Stimme, als ſie beide allein waren im Zimmer.

Iſt todt! — antwortete Herr von Warrheim bewegt. Wahrſcheinlich von einem Nervenſchlage getroffen, fand ihn der Kammerdiener geſtern früh in ſeinem Armſeſſel — in den gefalteten Händen das unſelige Document, welches Dich zum Reichsbaron macht.

Es iſt der Nagel zu ſeinem Sarge geweſen — ſprach Caſſian bebend.

Gewiß! die Natur läßt ihrer nicht ſpotten und das menſchliche Herz kann nicht richten, wenn es liebt. Hoffen wir, daß der alte Generaliſſimus ſeine beiden Söhne geſegnet hat im Augenblick ſeines Todes! verſetzte Herr von Warrheim beklommen.

O, ich zweifle nicht daran, rief Caſſian lebhaft; ſandte er mich doch aus meinen armen Bruder zu ſuchen!

Es iſt gut, daß Du ihn nicht gefunden haſt, denn alle Hoffnung für ihn iſt mit dem Tode des Reichsbarons, der ihn ſeiner Rechte verluſtig erklärte, auf ewig dahin. Du biſt von Deinem Vater zur Erbfolge ernannt, und dieſe Ernennung vermag kein Fürſt und kein Kaiſer, ſondern nur Gott umzuſtoßen.

Caſſian fühlte die Größe ſeines Glückes noch nicht erhebend auf ſich wirken. Sein junges Herz ſah da noch Trauer und Schmerz, wo die Freude ſchon Miene machte in ſeine Seele zu dringen.

In ſteigender Aufregung legte er, an Warrheims Seite, den Weg zurück, der ihn von Schloß Sindekow trennte. Wie anders war er ausgezogen, mit welchen Vorſätzen, mit welchen Hoffnungen! Seinen verſtoßenen Bruder zu verſöhnen hatte er ſich aufgemacht, ihn zurück in die Vaterarme zu bringen geträumt, und was war das Reſultat ſeines Beſtrebens?

Er näherte ſich jetzt dem Schauplatze wieder, wo die unerhörte Conſequenz eines Vaters dem angeſtammten Beſitzrechte vorgegriffen hatte; die Veränderung, die ſeit ſeiner Abreiſe vorgekommen war, brachte ihm glänzende Vortheile; allein deſſen ungeachtet blieb ſeine Stirn geſenkt und ſein Auge blickte trübe. Der Uebergang war zu gewaltſam, um ihn zur Beſinnung kommen zu laſſen, und er ſelbſt noch zu unberührt von den weltlichen Leidenſchaften, die in der prunkenden Zukunft Nahrung gefunden hätten.

Erſt als er den Zoll kindlicher Trauer entrichtet, als er des Vaters Leiche mit den patriarchaliſchen Gebräuchen prunkvoll der Gruft überantwortet hatte,

Digitized by

erſt da brach das Bewußtſein ſeiner vortheilhaften Lage, die er der Fügung der Umſtände verdankte, ſiegend hervor.

Er, der zweite, ſpät nachgeborene Sohn, aus zweiter Ehe, ſah ſich plötzlich auf dem Höhenpunkte einer Lebensſtellung, die er ſtets als unerreichbar betrachtet hatte. Er fand ſich im Beſitze von Gütern, die er nur mit den Augen der Reſignation bewundert hatte, ohne Neid gegen den zu fühlen, der das Recht in der Geburt empfing, ſie als Eigenthum anzuſehen. Bisweilen hielt er den Wechſel ſeines Geſchickes für Traum — bisweilen überwältigte das Erbarmen mit ſeinem Bruder die ſtolze Freude ſeiner Bruſt, allein im Allgemeinen ertrug er ſein Glück mit der ſelbſtgenügſamen Zuverſicht, deſſelben würdig zu ſein.

Er war keineswegs abgeneigt, ſich mit ſeinem Bruder Walter über einige Punkte der Abtretungsurkunde zu deſſen Gunſten zu verſtändigen, um die ſpärliche Einnahme von zwölfhundert Thalern, die ihm vom General ausgeworfen war, zu vermehren; aber ſich des rechtlichen Beſitzes zu begeben, verſpürte er nicht die geringſte Luſt, als ihm erſt der Einblick in die glänzenden Verhältniſſe eines Reichsbarons von Sindekow geſtattet worden war.

Er nahm die Gelegenheit wahr, bei der Todesanzeige ſeines Vaters, die durch alle Zeitungsblätter Deutſchlands lief, den Baron Walter aufzufordern, zur Leichenfeier auf Sindekow zu erſcheinen. Es erfolgte jedoch nichts darauf. Nicht einmal ein Brief traf ein, der des Sohnes Schrecken bei dem unerwarteten Todesfalle verrathen hätte.

Der junge Reichsbaron Caſſian von Sindekow konnte nun nichts weiter thun, als den Zahlungstermin der ausgeworfenen Jahrgelder erwarten, den Baron Walter unbedenklich einhalten würde.

Bis dahin lebte er ſorglos und glücklich in den Tag hinein. Seine früheren Verbindungen in B ...., wo ihn ein Jungfrauenherz ſehnſüchtig und ein Vaterherz ungeduldig erwartete, brachten den Entſchluß in ihm zur Reife, den Winter künftighin immer in dieſer nicht großen, aber lebhaften und geiſtig bevorzugten Reſidenz zu verleben. Daß er ſich in des Miniſters Tochter Alma einen Anhaltspunkt bei dieſem Entſchluſſe ſchuf, iſt nicht zu verwundern. Das Bild des reizenden Mädchens tauchte hell in ſeiner Seele auf, als er ruhiger und beſonnener ſeine Lebenspläne überdachte und bei dem Gedanken ſtehen blieb: Schloß Sindekow müſſe ſo bald als möglich eine Gebieterin haben.

Ehe wir jedoch unſern Helden dorthin begleiten, müſſen wir der Spur folgen, die uns zum Baron Walter führt, und wir bitten den Leſer, mit uns zu dem Zeitpunkte zurückzukehren, wo dieſer Mann in ſeiner Poſtkaleſche beim Bahnhofe anlangte, ſich in ein Coupé erſter Klaſſe warf und unſern Augen im Dampfe der Locomotive verſchwand.

Digitized by Google

VI.

Baron Walter befand ſich in ſechsunddreißig Stunden in Straßburg, war mithin ſchon dort, als ſein Bruder Caſſian den brüderlichen Vorſatz auszuführen begann, ihn in Baden-Baden zu ſuchen.

Bis dahin mochten die gewaltſamen Aufregungen ſeines Geiſtes den ſchwachen und angegriffenen Körper des Barons aufrecht gehalten haben. In Straßburg brach er jedoch zuſammen. Ein fürchterlicher Blutſturz ſtreckte ihn darnieder. Zwei Stunden lang glaubte er hier, nahe dem Ziele ſeiner Reiſe, ſein Leben beſchließen zu müſſen; dann aber ſtillte ſich das Uebel und er raffte mit eiſerner Willenskraft den letzten Reſt ſeiner Lebensfähigkeit zuſammen. Er wußte in Straßburg ſehr gut Beſcheid. Hatte er doch die letzten zwei Jahre ununterbrochen in der Nähe der Stadt gelebt. Er fand leicht ein Wägelchen, das ihn zu ſeinem Wohnort bringen konnte, und ehe der Abend zum zweiten Male ſeit ſeinem Abſchiede von Sindekow hereindämmerte, fuhr er in ein ſchmales, liebliches Thal ein, das im Hintergrunde ein reizendes kleines Schloß mitten unter Blumen liegend zeigte.

Goldenes Abendlicht lag über der zauberhaft ſchönen Flur und die Sonnenreflexe zitterten in den glashellen Wellen des kleinen Fluſſes, welcher das Thal durchſchnitt. Bäume und Hecken von Schlinggewächſen, mit Blüthen in brennend greller Färbung durchwuchert und umſchlungen, zogen ſich am ſchmalen Fahrwege entlang und führten gerade auf das Haus zu, das mehr einem Glaspavillon mit Seitenflügeln glich als einem Schloſſe. Der Wagen rollte raſch auf dem ebenen Wege dahin und hielt vor dem Hauſe, ehe irgend ein Bewohner deſſelben ſeiner gewahr wurde. Mühſam ſtieg Baron Walter aus, bezahlte den Kutſcher und hieß ihn fortfahren, während er ſich ſelbſt auf eine der ſchöngeſchnitzten Ruhebänke niederließ, die im Portale an den Wänden entlang liefen, wahrſcheinlich um Kräfte zum Eintritte in dies Aſyl des Friedens zu erlangen. Ja, ein Aſyl des Friedens ſchien das Haus. Eine heilige Stille lag um daſſelbe und im Innern regte ſich nicht ein leiſes Geräuſch des Werkeltages. Der Duft der köſtlichen Blumen, die weithin in mannigfaltiger Art ſich erſtreckten, durchzog die Luft, und das leichte Plätſchern des Waſſers, das in eiligem Laufe die graſigen Ufer benetzte, war das Einzige, was die Ruhe außen ſtörte.

Baron Walter athmete tief und ſchwer. Ein Dankgebet ſchien auf ſeinen Lippen zu ſchweben, die ſich nur von Zeit zu Zeit öffneten, wenn einige Tropfen Blut hervordrangen. Endlich regte ſich Etwas hinter der Glasthür des Portales, die Thür drehte ſich in ihren Angeln und ein ſehr, ſehr häßliches Frauenzimmer von mittlern Jahren erſchien auf der Schwelle. Erſchrocken, als trauete ſie ihren Augen nicht, ſtarrte ſie den Baron an, der gütig lächelnd zu ihr aufſchaute und dann auf ſein Taſchentuch wies, welches von Blut ge-

Digitized by Google

tränkt erſchien. Sichtlich ergriffen und beſtürzt trat die Dame an ihn heran und legte ihre ſchmale, weiße Hand auf ſeinen Kopf.

Mein Gott — Sie hier, gnädiger Herr —? fragte ſie leiſe in deutſcher Sprache zwar, aber mit entſchieden fremdländiſchem Dialekte.

Gottlob, daß ich hier bin, Babet — entgegnete er eben ſo leiſe. Und Gott ſei Dank, daß Sie endlich kommen. Ich wartete auf Sie. Still — ich habe nur noch wenig Zeit. — Laſſen Sie Roſa nichts hören.

Er winkte, daß ſie die Thür ſchließen möchte, deutete auf die Bank, und als ſie ſich gehorſam, die ſchwarzen, funkelnden Augen neugierig forſchend auf ihn geheftet, neben ihn geſetzt hatte, flüſterte er eilig und abgebrochen: Sie ſind eines Advokaten Tochter und haben ſeinen Geiſt geerbt — Sie ſollen und müſſen der Anwalt meiner Roſa und meines Kindes ſein — Sie müſſen die Rechte meines Walters wahren. Hier — er nahm das Document, das ſein Vater in duplo hatte anfertigen laſſen, um es ihm zu geben, aus ſeinem Portefeuille und reichte es der Dame — hier, das iſt eine Schrift, welche meine Entſagung auf meine Erbrechte enthält — ich mag meines Vaters Strenge verdient haben, aber er hätte warten ſollen, ob Beſſerung nicht möglich war. — Sie iſt möglich geweſen, das beweiſen die beiden letzten himmliſch ſchönen Jahre meines Lebens! rief er leidenſchaftlich bewegt aus, indem er ſeine Hände flach gegen die Bruſt legte und in Erinnerungen verſenkt ſeine Blicke auf der Blumenflur ruhen ließ. Dieſe Hingebung an die Vergangenheit währte nur einen Moment, dann wandte er ſich wieder an den bittern Ernſt der Gegenwart, die ſein ewiges Scheiden verlangte.

Babet, ich vertraue Ihnen mein Weib und mein Kind an; ich verlange Ihren Schwur, daß Sie nicht ruhen, bis mein Walter als Erbherr meiner Stammgüter und als Reichsbaron von Sindekow anerkannt iſt!

Babet horchte, augenſcheinlich angenehm überraſcht, auf dieſe Standeseröffnung und Reichthumserklärung des Barons, den ſie für arm und ahnenlos, wenn auch adlig gehalten hatte.

Sagen Sie nur, wo und wie ich Sindekow erobern ſoll, warf ſie halb ſcherzhaft ein. Ich bin gewaffnet und gerüſtet zum Kampfe für mein Pflegekind Roſa —

Hören Sie und begraben Sie alles Gehörte in Ihrer Bruſt, bis es nöthig iſt, damit ans Tageslicht zu treten. Roſa ſoll nichts davon erfahren — Sie müſſen handeln für ſie, wenn — ich todt bin, ſchloß er mit ſinkender Stimme. Babet legte mitleidig ihre Hand auf ſeinen Arm und ſchaute ihm beſorgt ins bleiche Geſicht.

Fühlen Sie ſich ſchlechter, mein guter Herr? forſchte ſie.

Der Tod ſteht hinter mir, dicht hinter mir, Babet — ich habe Eile Sie zu unterrichten.

Mit fliegendem Athem machte er nun die Dame mit allen Verhältniſſen

Digitized by Google

ſeines Hauſes und mit allen Umſtänden ſeiner Verſtoßung bekannt, wobei er mit merkwürdiger Offenherzigkeit alle Vergehungen beichtete, die Schuld an derſelben waren.

Es würde mir nichts helfen, ſprach er liebenswürdig lächelnd, wollte ich mich der Mademoiſelle Babet gegenüber beſchönigen, denn Sie ſehen durch Brett und Geſtein, und Ihrem ſcharfen Verſtande möchte meine Schuld an meinem Geſchicke nur allzubald klar werden. Alſo beſſer, ich gebe Ihnen keine Räthſel auf, ſondern weihe Sie vollſtändig in meine Fehler ein. Ich verfolge dabei noch den Zweck, Ihnen Fingerzeige bei der Erziehung meines Sohnes zu geben. Jetzt leiſten Sie mir das Verſprechen, genau ein Vierteljahr nach meinem jetzt oder ſpäter erfolgten Tode mit den Anſprüchen meines Sohnes vor den Reichsbaron General von Sindekow zu treten. Zuerſt machen Sie ihm ſchriftlich die Anzeige meines Ablebens mit Angabe meiner hinterlaſſenen Familie und deuten darauf hin, daß Sie die Einſetzung meines Sohnes Kolomann Walter als Erbherr unter der Vormundſchaft ſämmtlicher Agnaten, die hier im Documente namentlich aufgeführt ſind, erwarteten. Es ſoll die Strafe meines Vaters ſein, eine Spanne Zeit ſeinen Lieblingsplan, meinen Bruder Caſſian als Erbherrn betrachten zu können, als realiſirt anzuſehen, bevor er das Vorhandenſein eines ächtern Erben erfährt. Beſtimmt der Herr über Tod und Leben nun ſchnell über mich, ſo wiſſen Sie Beſcheid. Die Bürde drückte meine kranke Bruſt — jetzt iſt mir wohl.

Er erhob ſich und verſuchte ſeinem ſchwankenden Körper Haltung zu geben. Es gelang ihm ſchlecht. Mademoiſelle Babet fühlte ſich gedrungen ihren Arm als Stütze zu leihen, um ihn zu dem Zimmer ſeiner Gattin zu geleiten.

Es iſt vorbei! flüſterte er ſchwach lächelnd im Fortſchreiten, und Babet mußte ſeufzend zugeſtehen, daß er Recht haben könne.

Das Zimmer Roſa's lag auf dem linken Flügel des Schlößchens nach dem Fluſſe hinaus. Dorthin konnte das Rollen des Wagens nicht dringen und darauf hatte der Baron ſeinen Plan gebaut, im Portale auf Babettens zufällige Erſcheinung zu warten. Sie pflegte allabendlich unter den Blumen zu luſtwandeln, während Roſa dieſe Stunde zum Muſiciren benutzte.

Auch jetzt drangen die Töne des Fortepianos ſchmeichelnd und einladend aus ihrem Zimmer dem Paare entgegen, das ſchweigend und beklommenen Herzens dem Aufenthalte der Heiterkeit und Jugend nahete.

Babet öffnete leiſe die Flügelthür. — Roſa! rief ſie feſt und ruhig in das Zimmer hinein: der Baron iſt zurück, aber er iſt nicht ſo wohl, wie ſonſt.

Blitzſchnell wandte ſich die junge Frau vom Piano um und flog ihrem Gatten entgegen. Er umfing ſie mit ſeinem Arm und drückte ſie ſanft an ſich. Sie hob das Geſicht zu ihm auf, ängſtliche Beſorgniß und freundliche Zärtlichkeit in allen Mienen, als ſie flüſterte: Mein armer Walter!

Welch ein Abſtand zwiſchen dieſen Gatten! Sie, das Bild der reizend-

Digitized by Google

ſten Blüthe, — er, gebrochen wie ein morſcher Stamm im Walde. Kaum neunzehn Jahr alt, vereinigte ſie die Friſche und Schönheit der erſten Jugend mit der lieblichen Sinnigkeit einer jungen Mutter, während der Baron im Ernſt eines wüſt durchlebten Lebens mit achtunddreißig Jahren wie ein alter Mann ausſah. Eher Tochter und Vater repräſentirend, als Mann und Frau, ſchienen auch Roſa's Gefühle weit mehr den Charakter liebevoller Hingebung und Güte zu bekunden, als leidenſchaftliche Glut.

Sorgſam wurde der Kranke auf ſein Lager gebracht und unter der Pflege der beiden Damen erholte ſich ſein übermüder, durch Strapazen aufgeriebener Körper noch ein Mal für eine kurze Zeit. Zwei Tage flackerte das Lebenslicht auf und nieder, bald dem Verlöſchen nahe, bald kräftig empor lodernd zum neuen Leben. Endlich aber ſank es matt und bezwungen zuſammen.

Als Baron Caſſian nach langem, vergeblichem Suchen die richtige Spur ſeines Bruders in Straßburg aufgefunden hatte, da ruhete Baron Walter ſchon volle vier Wochen in der kühlen Erde, unter den Blumen ſeines irdiſchen Paradieſes, und ſeine junge Wittwe lebte fern von der Welt unbekannt und unbekümmert ein ſchönes ruhiges Blumenleben — ein Kind mit dem Kinde, das ihr der Gatte hinterlaſſen — unter Mademoiſelle Babet Mauvillon's Obhut ihrem fernern Schickſale entgegen. Den Tod des alten Generals erfuhr Babet natürlich nicht. Die Ereigniſſe der Welt drangen nicht in dieſe reizende Einöde, wo ſich einſt vor langen, langen Jahren die Voreltern Roſa's angebaut hatten, als ſie der blutigen Verfolgung ihrer Religionsfeinde entgangen waren. Das kleine Beſitzthum ging vom Vater auf den Sohn, bis endlich Roſa, als der letzte und einzige Sprößling der halb deutſch gewordenen Familie, zu ſeinem Beſitze kam. Der Zufall führte den Baron Walter in der Zeitperiode hieher, wo er zerfallen mit Gott, ſeinem Geſchicke und ſeinem Vater, heimathlos, den nagendſten Selbſtvorwürfen preisgegeben, in der Welt umherirrte; und er war egoiſtiſch genug, die ſchöne junge Roſe des Thales zu ſeiner Gattin zu machen.

Es iſt anzunehmen, daß er dieſe Ehe in Rückſicht auf das Schickſal ſchloß, welches ihm, nach den decidirt ausgeſprochenen Drohungen ſeines Vaters, bevorſtand, aber wir müſſen auch zu ſeiner Ehre erklären, daß er das Eigenthum ſeiner jungen Gattin für unantaſtbar hielt und es nie zur Befriedigung ſeiner Spielwuth zu verwenden ſich ſelbſt zuſchwor. Der Einwirkung des friedlichen Glückes allein war es freilich nicht zuzuſchreiben, daß er ſich plötzlich von ſeiner unſeligen Leidenſchaft geheilt fühlte und ohne große Ueberwindung zwei volle Jahre vom Spieltiſche fern blieb. Nein, ſeine Geſundheit war vergeudet. Blutſtürze ſetzten ſein Leben von Zeit zu Zeit in Gefahr, und der Arzt war ehrlich genug, ihm ſein Lebensziel als nicht fern zu bezeichnen, wenn er ſich wahnſinnigen Aufregungen, wie das Spiel ſie oft bietet, hingeben würde.

Digitized by Google

Er wollte aber leben bleiben um ſeines Erdenglückes willen. Roſa war ein heiteres, engelgleiches, ſanftes Weib, das ſeine milde Zärtlichkeit wie eine unverdiente Gottesgabe über ihn ausgoß und ſein Gemüth ſänftigte. Und als ſie eines Tages ihm einen Sohn gebar, als er dies Pfand einer glückvollen Zukunft jauchzend an ſein Vaterherz preßte, da bat er den Himmel um ſein ferneres Leben, das geweiht von Vaterpflichten fortan ein edles ſein ſollte.

Der Himmel fand für gut, ſeine Bitte nicht zu erfüllen. Der Himmel fand für gut, herbe Prüfungen, bittere Gefühle und tiefe Herzensbewegungen auf die letzten Tage ſeines Lebens zu häufen, um ihn dann vollkommen entſühnt der Erde und ihren Sorgen zu entziehen, bevor er den Tod ſeines Vaters erfuhr, den er durch ſeine Maßregeln für die harte Conſequenz, die er geübt, zu ſtrafen gedachte. (Fortſetzung folgt.)

Sonette von Shakeſpeare,

überſetzt von F. Bodenſtedt.

I.

If there be nothing new, but that, which is
Hath been before . . .

Gibt's gar nichts Neues unter'm Licht der Sonnen:
Wozu ſich thöricht immer neu beſchweren,
Qualvoll das Alte wiederzugebären;
Was iſt mit ſolcher Neugeburt gewonnen?

O wollte, bis zur Zeit da man begonnen
Schönheit durch Bild und Worte zu verklären,
Zurückzuſchau'n der Himmel mir gewähren,
Daß ich dein Bild ſäh' in der Sage Bronnen,

Und forſchte, wie die alte Welt geprieſen
Solch' wundervollen Schönheitsbau wie dieſen —
Ob's immer war wie's heute iſt auf Erden,

Die Menſchen beſſer oder ſchlechter werden?
Doch nein, ich weiß: kein früheres Jahrhundert
Hat was ſich dir vergleichen mag, bewundert.

II.

Like as the waves make towards the pebbled shore.

Wie Wellen, die zum ſteinigen Ufer fluten,
Daß jede die neu anſchwillt, immerdar
Der andern Platz einnimmt, die vor ihr war:
So drängen ſich im Leben die Minuten.

Nur langſam reift der Menſch heran — dann ſputen
Sich ſeine Tage plötzlich wunderbar,
Die Zeit zerſtört was ſie an's Licht gebar
Und nichts als Aſche läßt ſie von den Gluten.

Die Zeit legt Falten in die reinſte Stirne,
Entſtellt die ſchöne Wahrheit der Natur
Und prägt auf Alles der Vernichtung Spur.

Die Schöpfung, aber die aus meinem Hirne
Und Herzen ſprang, dir, deinem Ruhm geweiht,
Wird nicht vergeh'n trotz aller Macht der Zeit.

III.

O how much more doth beauty beauteous seem.

O wie viel mehr die Schönheit uns erfreut
Wenn ſie der Wahrheit reine Glorie ſchmückt!
Schön iſt die Roſe, doch noch mehr entzückt
Der ſüße Wohlgeruch den ſie uns beut.

Der Blume auch, die uns mit Gifthauch bräut,
Iſt Farb' und Form der Schönheit aufgedrückt;
Ganz wie die Roſe prangt ſie, reichgeſchmückt,
Wenn ſie der Lenz zu üppigem Blüh'n erneut.

Doch nur ein Schein iſt ihre Herrlichkeit:
Und ſpurlos welkt ſie hin im Lauf der Zeit.
Nicht ſo die Roſe — ob ſie auch verdorrt:

Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
Du blüh'ſt wie eine Roſe hold und rein,
Und durch mein Lied ſollſt du unſterblich ſein!

IV.

Not marble, nor the gilded monuments
Of princes . . .

Kein Marmorbild, kein fürſtlich Monument
Soll dieſe mächtigen Reime überleben,
Die größern Ruhm und höhern Glanz dir geben
Als was erzeugt aus irdiſchem Element.

Wenn Kriegsgeſtürm Denkmale niederrennt,
Zerſtörend Feuerſäulen ſich erheben
Und Alles wankt: ſollſt du im Liede leben,
Das Stahl nicht tödtet, Feuer nicht verbrennt.

Trotz Tod und feindlicher Vergeſſenheit
Sollſt du fortleben in Unſterblichkeit,
Gerühmt vor den Geſchlechtern die in's Nichts

Hinſinken bis zum Tage des Gerichts —
Denn meine Liebe und mein Lied beſteht,
Bis was da lebt auf Erden, untergeht!

Digitized by Google

Illuſtration der Geſchichte in Bilderwerken und Anthologien.

Kritiſcher Bericht von H. W.

Was Peſtalozzi als den Ausgangspunkt aller Lehrthätigkeit zuerſt aufgeſtellt und in Anwendung gebracht hat, das iſt in den deutſchen Schulen durchgreifendes Geſetz geworden. Vom Concreten führt aller Unterricht zum Abſtrakten, und die Anſchauung iſt es, an die alles Lehren anknüpft. Die Kunſt im weiteſten Sinne hat mit ihrer Alles durchdringenden Kraft auch den erſten Tummelplatz des erwachenden Menſchengeiſtes aufgeſucht und den Ort, der ſonſt ein Ort der Qual und des geiſtigen Zwangs war, zu einem Schauplatz freien Lebens umgewandelt. An Bilder knüpft ſich der erſte Unterricht; die Naturbeſchreibung zeigt die Repräſentanten in wirklicher Geſtalt oder künſtleriſcher Nachbildung vor und entwickelt aus den Eigenſchaften der Individuen die der Arten und Gattungen. Die Erdbeſchreibung, von der erreichbaren Umgebung ausgehend, bedient ſich aller der veranſchaulichenden Mittel, welche die Kartographie in ſo reichem Maße zu Tage fördert und vergißt ihren Mittelpunkt nicht, den Menſchen, als deſſen Schauplatz ſie erſt ihren vollen Werth erhält. So reicht ſie der Geſchichte die Hand, die ihrerſeits, das biographiſche Element zunächſt erfaſſend und dem Individuum das Individuum lebendig vor's Auge ſtellend, Stufe für Stufe den Geſichtskreis erweitert, bis ſie in der Culturgeſchichte ihren Abſchluß findet und hier in innige Verbindung mit der Literaturgeſchichte tritt, zu der der Unterricht in der Mutterſprache die Vorbereitung geboten hat. Auch hier bietet die Kunſt die Mittel zu belebender Geſtaltung. Daſſelbe ließe ſich leicht auch bei den andern Disciplinen nachweiſen; ſie haben alle an dieſer Umgeſtaltung mehr oder weniger Theil genommen. Wo dieſer große Fortſchritt noch nicht gemacht worden iſt in unſern Schulen, da trägt gewiß Unkenntniß oder gar grundſätzliche Abneigung weniger die Schuld, als materieller Mangel; und wir können es nicht unterlaſſen gerade jetzt, wo man ernſtlich Abhülfe ſucht für die wachſende materielle Noth im Gebiete der Schule, dieſen wunden Fleck, an dem ſie ebenſo krankt, wie an der äuſſeren Stellung ihrer Lenker, nachdrücklichſt hervorzuheben.

Was die künſtleriſchen Mittel zur Veranſchaulichung des geſchichtlichen Unterrichts, von denen wir hier insbeſondere ſprechen wollen, betrifft, ſo finden wir ſie in ſteigendem Maße und zunehmendem inneren Werthe dargeboten durch die Illuſtrationen und poetiſchen Sammlungen. Erſtere ſind, ſeit Loſſius ſeinen hiſtoriſchen Bilderſaal erſcheinen ließ, der bis jetzt namentlich in den getreuen und wohl ausgeführten Bildniſſen der hiſtoriſchen Perſonen neuerer Zeit ſeinen Werth behauptet hat, als Beigabe hiſtoriſcher Erzählungen zur Flut angewachſen. Leider ſind ſie freilich meiſtens nur Lockvögel und können ſelbſt beſcheidenen Anforderungen kaum genügen, wie die Holzſchnitte

Digitized by Google

zu der jetzt vollendeten ausführlicheren Bearbeitung der Dullerschen deutschen Geschichte sattsam beweisen, die in Composition und Ausführung nicht besser zu nennen sind als die 30 Original-Stahlstiche zu Zimmermann's deutschem Kaiserstaate, welche der Verfasser der Geschichte zu einem artistischen Prachtwerke gemacht hat. Einen bessern Weg haben schon die eingeschlagen, welche anerkannte Meisterwerke der historischen Malerei wiederzugeben suchten, wie dies beispielsweise in dem großen Werke von Vogel, das Napoleons Feldzüge in Illustrationen gibt, geschehen ist. Die Unternehmer stoßen aber, wenn sie diesen Weg verfolgen, auf große Hindernisse, die durch Rücksichten auf den Preis, durch die Schwierigkeit der Ausführung, durch das Streben nach einem Plan und Zusammenhang entstehen, und so ist in dieser Richtung Nennenswerthes bis jetzt nicht geleistet worden. Ein wirkliches Verdienst haben die geistreichen Compositionen, welche der Dresdner Künstler Herrmann in vier großen Blättern veröffentlicht hat. Sie geben in freilich etwas allzu tendenziöser Weise eine gedrängte Darstellung der deutschen Geschichte. Für den Schulgebrauch möchten sie zu weit und zu hoch greifen, auch wenn sie nicht schon der hohe Preis von derselben ausschlöße.

Leichter ist die Aufgabe nutzbringend zu lösen, wenn man sich auf treue Nachbildung authentischer Bildnisse beschränkt. Dazu hat, soviel wir wissen, wenn wir von Versuchen im Einzelnen absehen, Dethier die Bahn gebrochen mit seiner historisch-chronologischen Gallerie oder Porträtsammlung der berühmtesten Personen ꝛc. (Köln 1832). Die reiche Sammlung hat ihre Verdienste, wenn auch in den Bildnissen aus den älteren Zeiten die Phantasie vielfach ihr Spiel getrieben hat und selbst die authentischen Porträte der letzten Jahrhunderte, durch den allzukleinen Maßstab, kaum Interesse gewähren können; weßwegen das Werk auch geringe Verbreitung gefunden hat und schwerlich in den Schulgebrauch, wenn auch nur durch Vorzeigung von Seiten der Lehrer, übergegangen ist. Wirksamer erwies sich in dieser letzteren Beziehung ins Besondere und auch im Allgemeinen die schöne Idee, den Kaisersaal des Römers zu Frankfurt durch die bedeutendsten deutschen Künstler mit den Kaiserbildern ausschmücken zu lassen. Das Werk, das als bleibendes Zeugniß des Zusammenwirkens vaterländischer Kräfte an dem Orte, wo sich so oft des Reiches Glanz entfaltete, doppelten Werth für uns haben muß, ist in mannigfaltigen Nachbildungen zu einer weiten Verbreitung gelangt, und die Kaiserbogen findet man als einen die Geschichtserzählung des Lehrers belebenden Schmuck in gar vielen Schulanstalten. Ein weiteres Verdienst hat sich auf diesem Felde die unternehmende Verlagshandlung von O. Wigand erworben durch Herausgabe der „200 deutschen Männer." Auf 200 Quartblättern werden uns hier in meist vortrefflichen Holzschnitten die Brustbilder der größesten Männer unseres Vaterlandes mit kurzen, von Bechstein im Ganzen nicht übel geschriebenen Lebensabrissen gegeben; man kann die Blätter

Digitized by Google

bequem einrahmen und dadurch die Hauptperſonen des Zeitraums, den man ſchildert, den Schülern vors Auge bringen, die talentvolleren ſelbſt zur Nachbildung auffordern. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ähnliche Werke auch der allgemeinen Geſchichte ſich zuwendeten und dadurch die vortrefflichen Porträte von Holbein, Van Dyck, Tizian ꝛc. verbreiteten; wir bekämen dann eine ganze Culturgeſchichte der neueren Zeit in authentiſchen Bildniſſen, die, ſo billig geſtellt, wie das Wigandſche Werk (2—3 kr. das Blatt) gewiß überall in Schule und Haus mit Freude aufgenommen würde. Die Photographie könnte hier dem Holzſchnitt, der hoffentlich bald den Stahlſtich auf dieſem Gebiete ganz verdrängt haben wird, die Treue erleichtern.

Das neueſte Werk dieſer Art: Bilderatlas zum Studium der Weltgeſchichte von Weiſſer und Merz, will neben beglaubigten Bildniſſen hiſtoriſcher Berühmtheiten die Kunſtwerke der verſchiedenen Zeiten und Völker geben und außerdem die bedeutendſten Ereigniſſe, dargeſtellt durch ſpätere Meiſter. Es kann ſonach erfolgreich wirken nicht nur auf Belebung des Unterrichts in der Geſchichte, ſondern auch auf Ausbildung der Hiſtorienmalerei. Die Porträts und Darſtellungen werden in Umriſſen gegeben. Der Name Merz hat einen gediegenen Klang in der Kunſtwelt; ſeine Mitwirkung an dem Bilderatlas zu Kuglers Kunſtgeſchichte hat ſeine Tüchtigkeit in dieſer Richtung bewährt; auch entſprechen die bis jetzt erſchienenen Lieferungen den Erwartungen. Sie enthalten Bildniſſe von Perſönlichkeiten der alten Geſchichte und vortreffliche Darſtellungen z. B. der Schöpfungsgeſchichte von Michel Angelo und andere.

Mehr als alle dieſe künſtleriſchen Hülfsmittel zur Belebung des Unterrichts, hat die Poeſie das ſchöne Amt, das Wort des Geſchichtſchreibers zu lebendiger Geſtaltung zu bringen und das Gemüth für das Wahre, Schöne und Gute, das in dem Geſammtleben der Völker zur Erſcheinung kommt, zu begeiſtern. Dieſes Amtes hat ſie von aller Zeit her mit Liebe gewaltet; ja der Volksmund ſelbſt hat ſich geöffnet zur Verherrlichung großer Männer und edler Thaten. Der poetiſche Schatz, der ſich ſeit Jahrtauſenden gehäuft hat, iſt aber für die Meiſten ſchwer zugänglich, zerſtreut in den Werken der einzelnen Meiſter. Das Zerſtreute zu ſammeln, zu ſichten und zu ordnen, iſt ein Verdienſt der neueren Zeit, deſſen Wirkungen der Jugend wie dem Volke zu Gute kommen. Viele haben ſich der nicht geringen Mühe unterzogen und Manches recht Tüchtige iſt ſchon zu Tage gekommen, das namentlich den Geſchichtsunterricht fördern ſollte. So Wagners poetiſche Geſchichte der Deutſchen, Müllers Klio, vor Allem Gruppe's vortreffliche „Sagen und Geſchichten des deutſchen Volkes aus dem Munde ſeiner Dichter." Auch Sartorius Lebensſpiegel, ein Leſebuch für Schule und Haus, verfolgt in ſeiner dritten Abtheilung, die er „das Buch der Menſchen" betitelt hat, denſelben Zweck und zwar in der weiteſten Ausdehnung; er enthält in Proſa

Digitized by

und Poeſie viel Treffliches über den Menſchen als Einzelweſen und als Geſammtheit, über Kirche und Staat, Stand und Beruf, Ackerbau, Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Das neueſte Werk dieſer Art, von Dr. Nic. Hocker, *) gibt weniger umfaſſend als das letztgenannte, aber weitergreifend als Gruppe's Sagen, eine Kulturgeſchichte in Liedern und Sagen deutſcher Dichter. Abgeſehen davon, daß der Titel: vom deutſchen Geiſte, den wir auf Rud. Raumers vortrefflicher Schrift finden, weniger für dieſe Sammlung paßt, ſtimmen wir vollkommen dem bei, was der Verfaſſer im Vorworte vom Zwecke und Werthe ſolcher Sammlungen ſagt. Hocker iſt ſeit 10 Jahren thätig geweſen, in dem Sinne zu wirken und ſein ſchönes Talent zu verwerthen, wie er es hier gethan. Seine eignen Gedichte geben Zeugniß, denen eine Reihe von Sammlungen folgten, Sagen, Legenden der Moſel, des Rheines, zuletzt die Stammſagen der Hohenſtaufen und Welfen. Die neue Sammlung ſchließt ſich zunächſt an die im Jahre 1853 erſchienene an: Deutſcher Volksglaube in Sang und Sage. Sie dehnt das Gebiet auf Alles aus, was das deutſche Volk in ſeinem Bildungsgange aufgenommen und hervorgebracht hat und will ſo die ganze Entwicklungsgeſchichte der Nation von der Urzeit bis zur Gegenwart zeigen, ihr Ringen und Streben, ihre großen und herrlichen Thaten, ihre bedeutenden Männer und Frauen. Auch die dunkeln Punkte in der Geſchichte des Werdens und Geſtaltens der Deutſchen werden nicht vergeſſen, daß ſie für Gegenwart und Zukunft zur Warnung und Lehre dienen mögen. Daß es an Sammlungen hiſtoriſcher Stoffe in poetiſcher Bearbeitung nicht fehle, erkennt er an; die Kulturgeſchichte aber, meint er, ſei noch von Niemanden ausſchließlich zum Gegenſtande dieſer Darſtellung gemacht worden; wir möchten richtiger ſagen: von Niemanden ſei bis jetzt die Kulturgeſchichte in ihrem ganzen Umfange zum Gegenſtande einer ſolchen Sammlung gemacht worden, denn das ausſchließlich würde ja die eigentlich hiſtoriſchen Stoffe verbannen, die mit Recht und in guter Auswahl aufgenommen ſind. Die Sichtung war wegen des reichen Materials allerdings ſchwierig; über das Zuwenig wird man nicht mit ihm rechten; eher könnte man es über das Zuviel, beſonders was die Gegenwart betrifft, wo die Muſtergiltigkeit doch ſchwerlich allen, zum Theil gelegentlichen Gedichten zugeſprochen werden wird, am wenigſten in den allzuhäufigen Anſingungen noch lebender und ſich entwickelnder Poeten. Das ſind übrigens geringe Ausſtellungen. Das Buch iſt mit Geſchmack, großer Kenntniß und umſichtigem Fleiße geordnet und man wird nicht leicht etwas in der Sammlung vermiſſen (etwa die bezügliche Stelle aus Schillers Huldigung der Künſte zu Rückerts: Deutſches

*) Vom deutſchen Geiſte. Eine Kulturgeſchichte in Liedern und Sagen deutſcher Dichter. Herausgegeben von Dr. Nicolaus Hocker. Cöln 1858, bei Wilh. Greven.

Digitized by Google

Künſtlerfeſt S. 383). Der Gedanke, aus dem es entſtanden, daß durch dasſelbe die Selbſtachtung, das Selbſtvertrauen geweckt und daß unſerem Volke durch Vorführung der wichtigſten Erſcheinungen ſeines geiſtigen Lebens feſte Zuverſicht und der Glaube an eine ſchönere Zukunft beigebracht werde, dieſer Gedanke gibt ihm inneren Zuſammenhang.

Unterhaltungen.

— **Marie Seebach,** die große Meiſterin des naiven tragiſchen Rollenfaches, hat endlich, nachdem ſeit Jahren alle gebildeten Theaterfreunde unſerer Stadt ihre Erſcheinung begehrt, am 5. Mai als „Gretchen" im Fauſt unſere Bühne betreten. Selbſt eine Künſtlerin, die ihres Erfolges ſo ſicher ſein darf, wie Fräulein Seebach, konnte etwas Befangenheit bei dem Gedanken empfinden, wie hoch geſpannt das Intereſſe war und wie ſie längſt vor ihrem Auftreten Gegenſtand der Erörterung geweſen. Dazu kommt, daß der Name Frankfurt für Denjenigen, der ſich mit Beruf und innerem Sinne den Goethe'ſchen Kunſtgebilden hingibt, eine Bedeutung hat, die von dem Einheimiſchen nicht leicht empfunden wird. Da Fauſt nicht für das Theater geſchrieben iſt, ſo exiſtirt für die Rollen des Drama's keine unter den Augen des Dichters gebildete Auffaſſung, keine muſtergiltige Tradition, und große Talente mußten auftreten, um einen Typus ſelbſtthätig zu ſchaffen. Dies hat Seydelmann für den Mephiſtopheles geleiſtet, und Marien Seebach ſcheint ein Aehnliches für Gretchen und Clärchen vorbehalten. Wer dieſe beiden Rollen von ihr geſehen, erkennt leicht, daß hier eine vollendete Darſtellung der Goethe'ſchen naiven Heldinnen gegeben wird, die nur inſofern Heldinnen ſind als Frauen im vollſten Sinne des Wortes. Nur wer ſich der früheren Leiſtungen unſerer Lindner erinnert, hat hierfür einen Vergleichungspunkt. Marie Seebach faßt dieſe Rollen in ihrem innerſten, warmen Lebensprincip auf und iſt hierdurch befähigt, dem Geiſte des Dichters treu zu bleiben, dennoch aber ſeine Schöpfung ſelbſtſtändig auszudichten. Sie enthüllt dem Laien Vieles, was ihm aus den Textworten des Buches ſammt den Parentheſen nicht aufgeht und verſteht, nach Eckhofs bekanntem Ausſpruch, dem großen Taucher nachzutauchen. Dies erklärt hinreichend die geſpannte, lautloſe Stille, mit der das Publikum jedes ihrer Worte vernahm, und den donnernden Beifall, der ſie jedesmal am Schluſſe begrüßte.

— **Max Duncker,** jetzt Profeſſor in Tübingen, veröffentlicht einen am 18. März (nebenbei geſagt dem zehnten Jahrestage des Berliner Aufſtandes) dort gehaltenen Vortrag über Feudalität und Ariſtokratie. Seine wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung hat einen praktiſchen Zielpunkt; er verläßt den hiſtoriſchen Boden nicht und weiſt dem deutſchen grundbeſitzenden Adel eine große Aufgabe im heimiſchen Staatsleben zu, etwa in dem Sinne wie Stein und der alte Gagern dieſelbe gern auffaßten. „Kein Einſichtiger", ſagt er, „bezweifelt, wie große und heilſame Dienſte der unabhängige Grundbeſitz dem Gemeinweſen zu leiſten im Stande iſt, wie feſt die Stütze iſt, die er den Verfaſſungen zu geben vermag." Aber „er muß darauf verzichten, durch die Gunſt der Kronen Vortheile auf Koſten der anderen Stände behaupten zu wollen. Er muß aufhören, die Krone zu kompromittiren. Es handelt ſich für ihn darum, eine gehäſſige Situation zu verlaſſen, um eine geachtete und wohlthätige dafür einzunehmen. Man muß verzichten, Konſtabler einer Bauerngemeinde zu ſein und einen Knecht zu prügeln, wenn man die Gemeinen des Reichs führen will." Dies ſind Grundſätze, auf welche Deutſchland und vor Allen das vorwärts ſchreitende Preußen mit Nothwendigkeit wird geführt werden; denn „der Verſuch, die deutſchen Verfaſſungen im 19. Jahrhundert zu feudaliſiren, würde, wenn er gelingen könnte, die Lage Frankreichs vor der

Digitized by Google

Revolution, die Lage des Jahres 1789 wiederholen." Im Uebrigen lauten die Schlußworte Dunckers hoffnungsreich und energiſch. Es iſt zu bedauern, daß Preußen ſo tüchtige und aufrichtige Geiſter nicht zu ſchätzen weiß, daß es ſie vielmehr durch ſyſtematiſche Plackerei und Zurückſetzung in's „Ausland" zu gehen nöthigt.

— **Frankfurter Straßennamen.** Die Namen Goethe und Klinger, Senckenberg, Brönner und Kröger zieren bereits Frankfurtiſche Plätze und Straßen, meiſt ſolche, die entweder neu errichtet wurden oder zu den Gefeierten eine Beziehung haben. Zur Ausdehnung dieſes löblichen und ſinnreichen Gebrauches erlauben wir uns einige Vorſchläge zu machen. 1) **Textorſtraße.** Dieſer Name wäre der kleinen Friedbergergaſſe zu verleihen, die von der großen zum Klapperfeld führt und deren Bezeichnung im Munde des Volkes noch ſchwankend iſt. Das am Eingang ſtehende „Hôtel Drexel" nimmt mit ſeinen weit erſtreckten Anbauten denſelben Raum ein, auf dem einſt Goethes Großvater, der Stadtſchultheiß Textor vielgerühmten Andenkens, ſein Haus hatte; hier war auch der Garten, in welchem er, mit den Lederhandſchuhen des Pfeifergerichtes geſchmückt, ſich ſo gern erging. Der Straße ſtehen vorausſichtlich noch bedeutende Verſchönerungen bevor. 2) **Guiolettſtraße.** Dieſer Name wurde für den neuen, durch die Rinz'ſche Beſitzung führenden Weg angeregt; der Vorſchlag ſcheint uns ſo glücklich, daß wohl die einfache Veröffentlichung hinreicht, ihm Eingang zu verſchaffen. Die Straße ſtößt auf den belebteſten Theil unſerer Anlagen und liegt ganz in der Nähe des ihrem Schöpfer gewidmeten Denkmals; dem bisherigen Beſitzer des Grundſtückes verdankt man die treffliche Ausführung des Guiolett'ſchen Gedankens. — 3) Der Raum, den gegenwärtig die alte Judengaſſe einnimmt, wird ohne Zweifel ſpäter einmal zur Herſtellung einer breiten, ſchönen Verbindungsſtraße zwiſchen dem öſtlichen Stadttheil und den beſuchteren Quartieren benutzt werden; der Mangel einer ſolchen iſt der fühlbarſte von allen, an denen der Frankfurter Stadtplan jetzt noch leidet. Für dieſe Zukunftsverbindung wäre der Name Börneſtraße zu empfehlen, wenn nicht etwa unſere diplomatiſchen Gäſte im weſtlichen Theil an einem ſolchen Schutzpatron Anſtoß nehmen.

— **Ein unächtes Goethe-Blatt.** Unter den Gedichten des alten Gleim befindet ſich ein Liedchen, betitelt „der reiche Mann." Daſſelbe lautet:

Ein reicher Mann bin ich, ich habe
Das göttliche Geſchenk, die Gabe,
Mit Wenigem vergnügt zu ſein;
Ein Mädchen hab' ich, ganz zum Küſſen,
Und einen Freund, ein gut Gewiſſen
Und täglich eine Flaſche Wein.

Dieſe Zeilen ſprechen ganz den gemüthlichen Sinn ihres Verfaſſers aus und gehören dem Geiſte nach zu ſeinem „Hüttchen." Vor einiger Zeit jedoch machte der Vers, als von Goethe herrührend, ſeine Runde durch viele deutſche Blätter und fand ſogar, dem großen Namen zu Ehren, im Londoner „Athenäum" einen engliſchen Ueberſetzer. Der Irrthum war dadurch veranlaßt, daß Goethe als Student in Leipzig das kleine Gedicht in das Album ſeines Univerſitätsgenoſſen Kloſe ſchrieb, der im Jahre 1806 in Schleſien ſtarb. In dieſem Album fand es Herr A. Kahlert mit Goethe's Unterſchrift und glaubte es daher dem Letztern zuſchreiben zu können. Uebrigens hat der angehende Dichter die Verſe frei bearbeitet, und in der von ihm beliebten Umänderung der Anfangsworte: „Ja, ich bin wirklich reich," liegt vielleicht angedeutet, daß der Spruch ein entlehnter, vom Schreiber auf ſich ſelbſt angewandter ſei.

— **Spaniſche Dramatiker.** Die vier berühmteſten derſelben werden von Profeſſor Leopold Schmidt in Bonn in einem kürzlich veröffentlichten Vortrag alſo charakteriſirt: „Wer in der Poeſie vor Allem den richtigen Spiegel der Außenwelt mit aller ihrer Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit ſucht, der findet ſein Ideal in Lope de Vega verwirklicht. Wer den höchſten Flug der Phantaſie und das unumſchränkteſte Gebieten über den ſeelenführenden Zauberſtab des Wortes als die oberſten Merkmale eines Dichters anſieht, dem muß Tirſo de Molina als der größte erſcheinen. Gilt die Gabe lebensvoller Charakteriſtik auf der Grundlage ſittlich ernſter und edler Geſinnung für das Haupterforderniß der Dichtkunſt, ſo entſpricht Alarcon dieſem Begriff am meiſten. Verlangt man aber von dem Dichter vor Allem, daß er nicht blos ſeinen Werken die abgerundete Kunſtform gebe, ſondern auch die höchſten Momente des Daſeins zu faſſen und die verborgenſten Falten des menſchlichen Herzens bloszulegen wiſſe, ſo wird man nicht umhin können, unbeirrt durch manche leicht erkennbare Schwächen, dem Calderon de la Barca die Palme zu reichen." —

— **Gladſtone über Homer.** Daß die engliſchen Staatsmänner über den politiſchen Verhandlungen ihre Claſſiker nicht vergeſſen, iſt bekannt. Lord Broughams Arbeiten über Demoſthenes haben bei den Philologen einen Namen. Soeben hat auch das berühmte Parlamentsglied W. E. Gladſtone ſich als Alterthumsforſcher bewährt in der Schrift: „Studien über Homer und das homeriſche Zeitalter." Engliſche Blätter rühmen die Feinheit ſeiner Beobachtungen über Leben und Sitte der Vorzeit. Gladſtone will unter Anderem nachweiſen, daß Homer einen ſehr mangelhaften Sinn für Zahlen wie für Farben, dagegen einen ſehr ausgebildeten für landſchaftliche Formen gehabt habe. Hiermit tritt er dem in Deutſchland nach Schillers Vorgang oft wiederholten Irrthum entgegen, daß es den Alten an Gefühl für die Schönheit der freien Natur gefehlt habe.

— **Acht Marmor-Medaillons** mit Bildniſſen ausgezeichneter Männer, die in der preußiſchen Hauptſtadt in dieſem Jahrhundert gewirkt haben, ſollen den Palaſtſaal des neuvermählten Prinzen Friedrich Wilhelm zieren. Folgende ſind auserſehen worden: Alexander Humboldt, Rauch, Schinkel, Mendelſohn-Bartholdy, Tieck, Beuth, Schleiermacher; für das achte Medaillon, das einen Mann der praktiſchen Thätigkeit darſtellen ſoll, ſchwankt man noch zwiſchen Albrecht Thär und Borſig. Die Auswahl iſt glücklich, obwohl ein ſtrenges Kriterium nicht nachzuweiſen iſt und Mancher vielleicht Andere, wie Hegel, Wilhelm von Humboldt, oder auch den alten Heim empfohlen hätte. Unter den Künſtlern, die mit der Ausführung beauftragt ſind, werden Reinhold Begas, Bläſer, Schievelbein u. a. genannt.

— **Schiller'ſches Räthſel.** Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den dreizehn Räthſeln, die Schiller für die verſchiedenen Aufführungen der Turandot gedichtet hat, eines überall falſch ausgelegt wird; es iſt dasjenige, das mit den Worten beginnt: „Es führt dich meilenweit von dannen." Die Löſungen, die man gewöhnlich gibt: das Auge, die Phantaſie, der Gedanke — wären ſämmtlich kahl, abſtrakt und ohne Anſchaulichkeit; des Räthſels richtiges Wort iſt einzig „das Teleskop".

— **Preisaufgabe.** Das in Prag erſcheinende „öſterreichiſche Morgenblatt", herausgegeben von Iſidor Gaiger, beſtimmt einen Preis von 20 Ducaten für die beſte kleine Novelle, fünf Ducaten für die beſte Ballade und einen Ducaten für das beſte lyriſche Gedicht. Die Ballade ſoll „quantitativ" nicht größer als der Taucher, nicht kleiner als der Sänger (von Goethe) ſein. Die Arbeiten ſind bis zum 1. Juli an die Redaction frei einzuſenden.

— **Kurheſſiſche Spielhöllen.** Es gibt deren nicht drei, wie in einer Notiz der vorigen Nummer angegeben wurde, ſondern vier: Nauheim, Wilhelmsbad, Nenndorf, Hofgeismar; doch erfreut ſich nur die erſtgenannte eines ſchwunghaften Betriebs. Für Wildungen, das im Waldeck'ſchen liegt, iſt der Kurſtaat nicht verantwortlich.

— **Die Tarquinier**, Trauerſpiel in fünf Abtheilungen (in Proſa) von Georg Wecker, iſt von der hieſigen Theater-Intendanz zur Aufführung angenommen worden.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 20. Frankfurt a/M., den 15. Mai 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Schiller als Philosoph.** Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Papagei und Rabe,** Gedicht von Dräxler-Manfred. — **Frankfurter Theater.** Egmont; Erziehungsresultate; Am Clavier. — **Unterhaltungen:** Der projectirte Frankfurter Concert- und Festsaal; Ludwig Steub; die Proceßindustrie; Alpinisches und Transalpinisches; Leo XII.; Gustav Adolph; drei Abenteurer; Reclamen-Beförderung; die Dichter des Namens Bellingshausen.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

VII.

Mit den ersten Tagen des neuen Jahres traf Baron Cassian in der Residenz ein und nahm für's Erste Besitz von seinem frühern Quartiere. Noch war er der einfache, ritterlich für Tugend und Recht entflammte Mann; allein es konnte nicht fehlen, daß schon die ersten schmeichelhaften Erfahrungen seinen Sinn etwas hochfahrender stimmten.

Man kam ihm sichtlich in allen Lebensverhältnissen zuvorkommender entgegen, bezeigte ihm eine gewisse Devotion und stellte ihn auf das Piedestal einer äußern Ehre, die sehr bald seinem Ehrgeize einen Schwung zu geben verhieß.

Natürlich veränderte er mit seiner Wohnung auch zugleich seine einfachen und bescheidenen Gewohnheiten. Von dem Momente an, wo er den Bel Etage eines fürstlich eingerichteten Hotels bezog, umlagerten träge Bedienten

Digitized by Google

ſeine Schwellen, wimmelte es von Racehunden in ſeinem Vorzimmer und übernahm es ein reich galonnirter Jäger, die alten Freunde und Bekannten mit beſcheidenſter Grobheit abzuweiſen. Es lernt ſich nichts leichter, als vornehm und reich ſein, und Baron Caſſian wäre ſehr verwundert geweſen, hätte Jemand die Veränderung ſeiner Lebensweiſe nicht in der Ordnung gefunden. Bald ſah er ſich verſtrickt in den gewöhnlichen Zerſtreuungen eines Reſidenzlebens, und da er durch das Ausſcheiden aus dem Staatsdienſte auch aus der unmittelbaren Beziehung zum Miniſter von Lautenberg getreten war, ſo lockerten ſich allmählig die Bande, welche ihn an die Erinnerungen in Warrheim geknüpft hielten, und die mit Fräulein Alma verwebt waren. Das lag aber nicht im Plane des Miniſters. Er ſah ſich um in dem Kreiſe ſeiner Bekannten und Untergebenen und überlegte, auf welche Weiſe der Reichsbaron ſeinen Zirkeln beſtimmt zugeführt werden könne. Sein Auge fiel auf den Staatsanwalt Meier, den Bruder des Banquiers Meier, der die Schwägerin des Herrn von Warrheim auf Warrheim zur Gemahlin hatte. Den Mann konnte er gebrauchen.

Der Staatsanwalt Meier, ein kleiner hochblonder Mann voll Verſtand, Muth und Thatkraft, eignete ſich mit ſeltenem Talente zu ſeinem Amte, dem er mit Luſt und Liebe vorſtand. Scharf beobachtend, ſchlau combinirend und argwöhniſch von Natur, fand er oftmals den Keim einer Unthat in Geringfügigkeiten auf und entlarvte Verbrecher, die Ehre und Anſehen genoſſen. Er hätte ſich weit beſſer noch zum Polizeiſpion geſchickt, als zum Staatsanwalt, füllte jedoch ſeine Stelle ſo genügend und vollſtändig aus, daß er ſprichwörtlich berühmt war.

Dieſem Manne ſchenkte der Miniſter ſein Vertrauen, indem er ihm die Hoffnungsbilder vorlegte: den Reichsbaron von Sindekow zum Schwiegerſohne zu erhalten, wenn es gelänge ihn wieder in die Nähe ſeiner Tochter, die Beweiſe einer leidenſchaftlichen Zuneigung aufſtellen könnte, zurückzuführen.

Der Herr Staatsanwalt lächelte ſchlau und meinte: Nichts leichter, als das, Excellenz. Sie laden ihn ein und er wird eilen, zu den glückſeligen Reminiscenzen eine wonnevolle Gegenwart zu fügen.

Seine Excellenz ſchüttelte das weiſe Haupt. Er hatte die Niederlage erlitten, daß der Reichsbaron zu einem Festin en famille nicht erſchienen war, obwohl man ihm hatte andeuten laſſen, daß ſeiner Trauerzeit wegen nur ein verwandtſchaftlicher Kreis ihn erwarte.

Nicht ſo leicht, beſter Staatsanwalt, wie Sie denken, warf er daher zögernd ein, denn der leiſe Hohn in Meiers Gegenrede gefiel ihm nicht. Aber plötzlich entſchloſſen, ſein Ziel auf alle Weiſe zu verfolgen, ſetzte er väterlich traurig hinzu:

Meine Alma thut mir leid! Ein junges Mädchenherz zehrt lange an den verrätheriſchen Liebesblicken und Liebesworten, die unbedachtſam eine

Digitized by Google

Flamme in demſelben erzeugt haben. Ich möchte nur prüfend verſuchen, ob das Herz des Baron Caſſian nach ſo kurzer Friſt gänzlich erkaltet iſt. — Uebernehmen Sie es, Herr Staatsanwalt, den jungen Edelmann zu veranlaſſen, auf unſere Einladung zum nächſten Balle Rückſicht zu nehmen. — Der Staatsanwalt verbeugte ſich ehrerbietig und ſehr zufriedengeſtellt. Dieſer directen Aufforderung kam er ſehr gern nach, denn ſie ſtellte den allesvermögenden Miniſter in ein Verpflichtungsverhältniß zu ihm, das er gehörig auszubeuten ſchon jetzt Willens war.

Von dieſer Stunde an drängte ſich der Staatsanwalt Meier ſehr gefliſſentlich an den jungen Reichsbaron, und der großartige, geſellige Verkehr im Hauſe ſeines Bruders, des Banquiers, bot ihm die ſchönſte Gelegenheit dazu. Der Banquier ſelbſt, ein Mann von gutem Schrot und Korn, wie man zu ſagen pflegt, blieb in einer geſegneten Unwiſſenheit über die ſtark ins Auge fallende Gefliſſentlichkeit ſeines Bruders, ſein Haus und ſeine Geſelligkeit mit der des Miniſters zu liiren, aber ſeine Gemahlin ſah klarer.

Frau Meiers Stellung in der Welt war eine eigenthümliche. Ihre vornehme Abkunft, der Adel ihres Weſens und der geiſtige Ernſt ihrer Erſcheinung hob ſie vortheilhaft aus dem Gewirr des Weltgetriebes heraus. Sie war eines reichen Bürgers Gattin geworden in Jahren, wo das Herz längſt ruhig und der Verſtand dominirend iſt. Ihre Lage war früherhin abhängig geweſen und hatte ſie zu herben Entſagungen und ſtillen Opfern verdammt. Das Haus Meiers war berühmt durch den Glanz, der dort herrſchte. Man ſah die höchſten Notabilitäten der Reſidenz dort verkehren. Herr Meier hatte es verſtanden, ſich ſeinem Reichthum gemäß prachtvoll einzurichten, allein ihm ging die Gewandtheit ab, ſich in dieſer Pracht ächt nobel zu bewegen: ein Fehler, den die meiſten reichgewordenen Bürger mit ihm theilen. Er war ein herzensguter Mann, der fürs Leben gern Prunk trieb, und als ihm geſagt wurde: es ſei nothwendig, daß er ſeinem Hauſe eine Dame als Gebieterin gebe, die durch Geburt und Verwandtſchaft den fehlenden Nimbus der wahrhaften Nobleſſe darüber zu breiten vermöchte, — da war er keinen Augenblick unſicher über den Gegenſtand ſeiner Wahl. Er bewarb ſich ſofort um die Schweſter der Frau von Warrheim auf Warrheim, die Tochter des frühern Miniſters. Zuerſt ſtutzte die Dame über den unerwarteten Antrag, dann überlegte ſie, und zuletzt gab ſie ihm freudig ihr Wort. Dies war ungefähr vor Jahresfriſt geſchehen. Frau Meier wurde glücklich. Ihr Geiſt fühlte ſich durch die Anerkennung, welche ihr verhältnißmäßig mehr zu Theil wurde als ſie eigentlich verdiente, gehoben und befriedigt, und es bereitete ihr eine Art Genuß, ihren Einfluß gegen die Perſonen geltend zu machen, die ihr in ihren frühern Verhältniſſen entgegen geſtanden hatten. Dazu gehörte insbeſondere der Miniſter von Lautenberg.

In dieſem Hauſe hatte ſich der Baron Caſſian vor der glänzenden Ver-

änderung ſeiner Lage am wohlſten gefühlt, und ſeine Vorliebe dafür verſchwand auch jetzt nicht. Durch Warrheim mit der Dame Meier verwandt und in gemüthlicher wie geiſtiger Hinſicht von ihrem Weſen angezogen, bewegte er ſich zwanglos in den Zirkeln, die er dort, zwar gemiſcht, aber ſtreng geſchieden vom gewöhnlichen Troſſe weltlicher Gemeinheit, ſtets vorfand. Die feine Beobachtungsgabe der Frau Meier ergötzte ihn. Er hielt ſie in Rückſicht darauf ebenbürtig mit ihrem Schwager, dem ſpionirenden Staatsanwalt, wußte jedoch ſehr wohl, daß er ihr dies nicht ſagen durfte, weil ſie eine Feindin dieſes Mannes war.

Allein ſo ſcharfſinnig Frau Meier auch ihrem Schwager das Widerſpiel zu halten ſich bemühte, ſeiner Einwirkung auf Baron Caſſian konnte ſie nicht entgegenarbeiten. Sie mußte zu ihrem Leidweſen gewahr werden, daß bald ein ſehr freundſchaftliches Zuſammenleben zwiſchen ihm und Caſſian ſich bildete und der junge Mann Wachs in ſeinen Händen wurde.

Der Dritte in dieſem Bunde war der Türkengrieche, Fürſt Steffano Damano, welcher der Familie des Miniſters, magnetiſch nachgezogen, von Schloß Warrheim nach der Reſidenz gefolgt war und von derſelben in die haute volée eingeführt, durch ſeine Nationalität in ihren Kreiſen glänzte. Dieſer junge Fremdling hatte um die Gunſt des Staatsanwaltes gebuhlt und war von ihm, nach vorſichtiger Sichtung ſeiner Verhältniſſe, zum Schüler deutſch-geſelliger Zuſtände angenommen. Zwar ſpielte er noch immer eine halbſtumme Rolle, die nur zuweilen durch orientaliſch ſchwülſtige Phraſen unterbrochen wurde, allein da er bewies, daß ſeines Vaters Fürſtenthum bedeutende Vorräthe von Goldſtücken abwarf, ſo überſah man ſein Schweigen mit ſchmeichelhaftem Lächeln und nannte es „beredt.“ Der Staatsanwalt Meier trotzte den ironiſchen Blicken ſeiner Schwägerin, als er ſich zu dem Lehrer und Protector des Fürſten Steffano aufwarf, und er trotzte auch ihren ſpöttiſchen Warnungen, als er vertrauter mit ihm wurde. Dieſe Dame hatte von Anfang an Zweifel über des Fürſten Herkunft und war namentlich der Meinung, daß er die deutſche Sprache weit beſſer verſtehe, als er ſich den Anſchein zu geben bemühete. Sie verſchloß ihm bis dahin beharrlich ihr Haus, obwohl er ſich in den höchſten Zirkeln bewegte, und gab erſt in wahrhaft mütterlicher Sorge den Bitten Caſſians nach, als dieſer mit ihm in ein Freundſchaftsverhältniß trat. Sie erklärte ihrem Schwager ſowohl als dem jungen Baron, daß ſie lediglich aus dem Grunde ihr Haus für den Fremdling öffne, um ihn einer ſpeciellen Prüfung zu unterwerfen: ob er der Freundſchaft Caſſians werth ſei und wie weit ſeine Perſonalverhältniſſe ſich als Wahrheit bewieſen. Daß Fürſt Steffano reich ſei, daran zweifelte ſie nicht einen Augenblick, aber ſie fürchtete für ſein Fürſtenthum an dem Fuße der Czernagora.

(Fortſetzung folgt.)

Schiller als Philoſoph.

Vortrag, gehalten in der Roſe zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fiſcher.

(Fortſetzung.)

VII.

In dieſen Briefen wiederholt und entwickelt ſich als ein Ganzes die Philoſophie unſeres Dichters. Wir ſehen hier deutlich in den Zuſammenhang und die Werkſtätte ſeiner Gedanken. Es ſind nämlich keineswegs ausgemachte und fertige Reſultate, die uns Schiller in jenen Briefen mittheilt und lehrend auseinanderſetzt, ſondern die Reſultate entſtehen erſt, indem er die Briefe ſchreibt, ſie entwickeln ſich erſt mit dem Ideengange ſelbſt. Es ſind philoſophirende Briefe, die mit manchen der platoniſchen Geſpräche darin verwandt ſind, daß ſie ſich von dem Gange der Gedanken mehr führen laſſen, als daß ſie denſelben nach einem vorausgefaßten Plane leiten. Es iſt nicht ein fertig Gedachtes, das unſerem Geiſte dargeſtellt wird, ſondern ein lebendiges Denken, das ſich vor unſerem Geiſte als gegenwärtige Handlung vollzieht. Ein ſolches Philoſophiren iſt nicht epiſch, ſondern dramatiſch. Und darin beſteht noch mehr, als in der Scenerie, der dramatiſche Charakter der platoniſchen Geſpräche. Einen ſolchen dramatiſchen Charakter, der mit der Natur des Dichters ganz übereinſtimmt, haben auch dieſe ſchiller'ſchen Briefe. Der moraliſche Geſichtspunkt verwandelt ſich hier gleichſam vor unſern Augen in den äſthetiſchen. Unter den Händen des Dichters wird das äſthetiſche Ideal aus dem moraliſchen. Wer dieſe Briefe aufmerkſam lieſt, wird entdecken, daß ihre Anlage mit ihrem Schluß, ihr Ausgangspunkt mit ihrem Endpunkt nicht übereinſtimmen. Der moraliſche Geſichtspunkt beherrſcht die Anlage, der äſthetiſche den Schluß. Es iſt Schiller in dieſen Briefen gegangen, wie mit manchen ſeiner Dramen: daß ſich der Held mit dem Dichter ſelbſt verändert, oder die Stelle des Helden an eine zweite Figur übergeht, die nicht im urſprünglichen Plane, ſondern erſt unter den Händen des Dichters zu dieſer Bedeutung emporſteigt. Im Don Carlos ſollte Carlos der Held ſein, und im Verlaufe der Handlung wird es Poſa. So ſoll in den Briefen über äſthetiſche Erziehung der moraliſche Geſichtspunkt der höchſte ſein, in der Folge aber und am Ende erſcheint der äſthetiſche wirklich als der höchſte. Die Briefe knüpfen in ihrem Ausgangspunkte an die Künſtler an und vollenden in ihrem Endpunkte, was Schiller in Anmuth und Würde angelegt und vorbereitet hatte.

1.

Die Beſtimmung des Menſchen verlangt, daß die Vernunft durch das Sittengeſetz das menſchliche Leben beherrſcht. Wenn das Sittengeſetz nicht blos moraliſch, ſondern auch politiſch herrſcht, nicht blos die Geſinnung des

Einzelnen, sondern auch die menschliche Gesellschaft regiert, so bezeichnet Schiller diesen Zustand als den „Vernunftstaat." Der sinnliche Mensch wird beherrscht durch den Trieb und das physische Bedürfniß. Die Noth treibt die Menschen dazu, sich gesetzmäßig zu vereinigen, um ihr Dasein gegenseitig zu sichern und ihre Bedürfnisse im Wechselverkehr des bürgerlichen Lebens zu befriedigen: diese nothgedrungene Gesellschaft nennt Schiller den „Nothstaat." Ist nun die Aufgabe des einzelnen Menschen, sich über die Herrschaft des Naturgesetzes zu der des Sittengesetzes zu erheben, so kann die Bestimmung der Menschheit keine andere sein, als aus dem Nothstaat überzugehen in den Vernunftstaat.

Dazu ist eine Bedingung vor allen nöthig: daß die Menschen fähig sind, diesen Uebergang zu machen. Auf die wilden und rohen Triebe der Masse läßt sich kein Vernunftstaat gründen. Wird ein solcher Versuch dennoch gemacht — und das denkwürdige Phänomen hatte sich in Europa zugetragen, als Schiller seine Briefe schrieb — so ist sein unvermeidliches Schicksal, daß er schwärmerisch beginnt und barbarisch endet. Zwischen dem Staat, wie er sein soll, und den Menschen, wie sie sind, liegt ein breiter Graben, der sich nicht überspringen läßt, und den die französische Revolution umsonst gesucht hat, mit Leichen zu füllen. Sie hat ihn nicht gefüllt, sondern nur breiter gemacht.

Um unter Vernunftgesetzen zu leben, dazu gehört eine Fähigkeit, welche nicht die Natur macht, sondern die Bildung gibt, eine Bildung, die nur durch Erziehung erreicht wird. Es gehört dazu eine Erhebung über die selbstsüchtigen Begierden und Leidenschaften, welche selbst nur gewonnen wird durch Kampf und Entsagung. Und die Menschen, wie sie sind, sind weit entfernt, diese nothwendigen Bedingungen zu erfüllen. „Einen großen Moment hat das Jahrhundert geboren, aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!" Den Einen fehlt die Bildung, den Andern die Kraft: jene sind roh, diese schlaff. Um die ersten zu bilden, die andern zu erheben, dazu ist eine Erziehung nöthig, die weder Staat noch Wissenschaft geben kann, denn es gehört dazu eine Veredlung des sinnlichen Menschen, eine gereinigte und vornehme Empfindungsweise, die allein durch die Kunst unter dem Eindrucke der Schönheit bewirkt wird. „Umgib die Menschen mit großen geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet."

Die Erziehung, die wir suchen, kann allein die ästhetische sein. Die Menschen müssen erst ästhetisch werden, ehe sie moralisch werden können: das ist der Ausgangspunkt der Briefe, in dem wir den Dichter der Künstler wiedererkennen. Und ich will sogleich sagen, was das Ende sein wird: ist der Mensch ästhetisch vollendet, so wird sich zeigen, daß er nicht erst moralisch zu werden braucht: er ist es bereits geworden, er ist wie einer,

Digitized by Google

der von Natur thut des Geſetzes Werk. Wie aber entſteht der äſthetiſche Menſch?*)

2.

Es ſind zwei Vermögen, die zuſammen das menſchliche Weſen ausmachen: Vernunft und Sinnlichkeit. Die Vernunft denkt, die Sinnlichkeit empfindet. Das Denken äußert ſich im Erkennen und Wollen: der Verſtand erkennt die Naturgeſetze, der Wille gibt die moraliſchen Geſetze; alſo offenbaren ſich Beide, und damit die Vernunft ſelbſt, in der Form des Geſetzes. Das Geſetz iſt die Regel, wonach die Dinge geſchehen, die Handlungen geſchehen ſollen: alſo die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen oder die Form, welche dieſe Mannigfaltigkeit zur Einheit verknüpft. Dieſe Einheit gibt die Vernunft: ſie äußert ſich alſo „formgebend." Dagegen iſt die Sinnlichkeit das Vermögen, Eindrücke von der Außenwelt zu empfangen und aufzunehmen; dieſe Eindrücke, vereinzelt und formlos, ſind ein geſtaltloſer Stoff: die Sinnlichkeit äußert ſich alſo „ſtoffempfangend."

Beides ſind nothwendige Aeußerungen der menſchlichen Natur. Die Vernunft will kraft ihrer Natur Form geben, die Sinnlichkeit kraft der ihrigen Stoff empfangen: wir können das erſte Streben „Formtrieb", das zweite „Stofftrieb" nennen. Es ſind die beiden Grundtriebe der menſchlichen Natur, wie Vernunft und Sinnlichkeit die beiden Grundkräfte. Der erſte Trieb will Alles geſtalten, der andere Alles empfinden; jener will keinen formloſen Stoff, dieſer keine ſtoffloſe Form dulden. Und hieraus folgen jene beiden Fundamentalgeſetze der ſinnlich vernünftigen Natur: das Geſetz der abſoluten Realität: verwirkliche die Form und entwickle die Anlage, mache Alles zur Welt was blos Form iſt; und das Geſetz der abſoluten Formalität: bilde den Stoff, geſtalte und forme alle äußere Erſcheinung, vertilge Alles was blos Welt iſt!

Die Menſchennatur, weil ſie in beiden Trieben beſteht, verlangt, daß beide befriedigt und zugleich befriedigt werden. Wie iſt das möglich? Wenn es möglich iſt, ſo beſteht darin die Harmonie der menſchlichen Natur und der Einklang unſerer Kräfte. Und dieſe Harmonie wäre möglich, ſobald der Gegenſtand des erſten Triebes den zweiten befriedigen kann. Der Gegenſtand des erſten Triebes iſt die Form; das Bedürfniß des zweiten iſt, zu empfangen. Wenn wir im Stande ſind, die Form zu empfangen, ſo befriedigen wir damit die beiden Triebe in einem. Was aber heißt: Form empfangen? Wenn ich von einem Dinge nichts empfangen will als blos ſeine Form, ſo muß ich ſeine Erſcheinung gewähren laſſen, ich muß ihm gleichſam ſeine Erſcheinung gönnen, ich muß ihm die Freiheit geben, ſich darzuſtellen;

*) Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen. Horen 1795. Vgl. Br. I. bis X.

Digitized by Google

ich will dem Dinge nicht meine Form geben, ſondern die ſeinige empfangen. Ich gebe ihm meine Form, wenn ich es durch meine Begriffe oder Zwecke beſtimme: durch meine Begriffe, indem ich es zergliedere und ergründe; durch meine Zwecke, indem ich es bearbeite und umgeſtalte; das eine thut der Verſtand, das andere der Wille. Ich empfange ſeine Form, indem ich es blos betrachte. Es gibt ein Verhältniß zwiſchen uns und den Dingen, worin wir uns vollkommen frei zu einander verhalten. Wir ſind den Dingen gegenüber unfrei, ſo lange dieſe uns gegenüber eine *Macht* ſind, die wir leiden oder bekämpfen. Der ſinnliche Menſch iſt unfrei, denn er leidet die Macht der Eindrücke, die ihn gefangen nehmen. Aber auch der menſchliche Geiſt iſt den Dingen gegenüber nicht frei, er ſoll es erſt werden. Für den Geiſt ſind die Dinge zwar keine *Eindrücke*, die er leidet, wohl aber *Aufgaben*, die er zu löſen hat. Er wird mit dieſen Aufgaben *nie* fertig. Er iſt in unaufhörlicher Arbeit mit den Dingen begriffen. Er will ſie erkennen und nützen. Jeder wiſſenſchaftliche und praktiſche Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes iſt, bevor wir ihn machen, eine *zu löſende* Aufgabe, das iſt für den menſchlichen Geiſt die peinliche Empfindung einer *nicht gelöſten*. Die Qual der Probleme iſt das Leiden des Geiſtes, und ſo lange er leidet, fühlt er ſich unfrei. Dieſe Qual wird und ſoll *nie* aufhören, ſo lange es Geiſter und Dinge gibt: darum kömmt für ſich allein der menſchliche Geiſt gegenüber den Dingen niemals in den Zuſtand wirklicher Freiheit.

Das freie Verhältniß, in dem wir die Dinge nicht ergreifen und brauchen, ſondern freilaſſen, wo die Dinge weder unſere Eindrücke noch unſere Aufgaben, ſondern blos die Gegenſtände ſind, die wir betrachten, — dieſes Verhältniß iſt weder geiſtig noch ſinnlich, es iſt beides zugleich: es iſt *äſthetiſch*. So lange uns ein Eindruck peinlich gefangen hält oder eine Aufgabe ganz einnimmt und beſchäftigt, ſchläft gleichſam der äſthetiſche Sinn. Aber ſobald wir aufathmen von dem ängſtlichen Druck, ſobald die glücklich gelöſte Aufgabe uns das Wohlgefühl der Freiheit zurückgibt, erwacht in dieſem Augenblick unwillkürlich die äſthetiſche Betrachtung. Wir fühlen *uns* frei und neidlos laſſen wir Alles außer uns frei, und was wir jetzt von den Dingen empfangen, indem wir ſie betrachten, iſt ihre bloße Form. Wir ſind jetzt ganz Phantaſie, ruhig weilende und betrachtende Phantaſie, und ſo empfinden wir von den Dingen blos ihre ſinnliche Form, ihre „lebende Geſtalt", ihren Schein oder ihre Schönheit. In dieſem äſthetiſchen Verhältniß iſt zwiſchen uns und den Dingen kein ernſthafter Verkehr, denn es wird hier von keiner Seite eine ernſthafte Einwirkung auf die andere ausgeübt. In dem äſthetiſchen Verkehr ſpielt die Phantaſie mit dem *Schein* der Dinge. *)

*) Vergl. Br. XI. XII. XIII.

Digitized by Google

3.

Wie entsteht ein solcher ästhetischer Verkehr? Gibt es im Menschen einen Trieb, der sich auf diese Weise und nur auf diese befriedigt? Oder müssen wir erst künstlich lernen, mit den Dingen ästhetisch umzugehen? In der ästhetischen Betrachtung empfangen wir nicht den Stoff, sondern die Form der Dinge, befriedigen damit die beiden Grundtriebe unserer Natur in einem Acte, befriedigen also unsere ganze menschliche Natur. Ich sollte meinen, was die gesammte Menschennatur befriedigt, müsse auch von der Natur selbst gesucht und brauche nicht erst künstlich angebildet zu werden. Also suchen wir in dem Naturmenschen, der sich am reinsten und liebenswürdigsten darstellt im Kinde, ob ein glücklicher Instinct seiner Natur das Kind von selbst in eine Art ästhetischen Verkehr mit den Dingen bringt. Dieser Verkehr fängt mit dem Augenblicke an, wo das Kind nicht mehr den Stoff der Dinge begehrt, sondern sich mit dem Scheine derselben begnügt, wo seine erwachte Phantasie beginnt im Schein der Dinge zu leben. Der Knabe, der auf dem Stock reitet, der sein Pferd ist, das Mädchen, das die Puppe sorgfältig hütet und alles Mögliche thut, die Puppe schlafen zu machen, — was ist das Pferd des Knaben, was ist des Mädchens schlafende Puppe anders als eine bloße Vorstellung, als ein bloßer Schein, den die wundervolle Phantasie des Kindes den Dingen leiht und unwillkürlich von den Dingen wieder zurückempfängt? Das Kind spielt, und jedes Kind spielt. Jedes Spiel ist ein Formempfangen und darum das Element zum ästhetischen Verkehr. So gewiß das harmlos spielende Kind eine der anmuthigsten Erscheinungen der Welt ist, so gewiß ist im Spiele des Kindes die Schönheit gegenwärtig. Es gibt einen Trieb in der menschlichen Natur, den wir mit Schiller den „Spieltrieb" nennen wollen: in diesem Triebe befriedigen sich die beiden andern zugleich, und diese Befriedigung ist ihre erste.

Aber die höchste und letzte Befriedigung dieses Triebes ist die wirkliche Schönheit. Wir können die betrachtende oder formempfangende Phantasie, weil sie den Ernst der sinnlichen Begierde wie den Ernst des forschenden Geistes von sich ausschließt, die spielende Phantasie nennen. Die Schönheit soll ein Gegenstand sein nur der spielenden Phantasie, und die spielende Phantasie soll zu ihrem höchsten Gegenstande nur die Schönheit haben. So konnte Schiller sagen: „Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen und er soll nur mit der Schönheit spielen." „Er spielt nur, wo er in voller Bedeutung Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt." Das wußten oder, besser gesagt, das thaten die Griechen. So waren ihre Spiele. Sie spielten zu Olympia mit ihrer eigenen Schönheit. Und so dachten sie ihre Götter: „sie ließen sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die

Digitized by Google

Ewigzufriedenen von den Feſſeln jedes Zwecks, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, — in ſich ſelbſt ruht und wohnt die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung: da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfen, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtande der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat." *) (Fortſetzung folgt.)

Papagei und Rabe.

Rabe im Gewand der Trauer,
Papagei im grünen Tafft
Saßen in demſelben Bauer
Beide eingeſperrt in Haft.
Seinem ſchwarzen Mitgenoſſen
Zürnte da der Pfittich viel,
Weil mit ſolchem eingeſchloſſen
Hier zu leben ihm mißfiel.

Welch' abſonderliche Kleidung,
Welche trennende Manier,
Welche Sittenunterſcheidung,
Rabe, zwiſchen Dir und mir!
Ich im grünen Federglanze,
Du ſo ſchwarz als wie die Nacht;
Ich zur Freude und zum Tanze,
Du zum Abſcheu nur gemacht.

Stünden wir doch weit geſchieden,
Wie es Gegenſätzen paßt,
Ich von ſolchem Gaſt gemieden,
Der im Herzen mir verhaßt;
Ich mit Luſtgefährten wiegend
Mich im ſchönen grünen Wald,
Du nach alten Mauern fliegend,
Deiner Brüder Aufenthalt. —

Aber wunderbar, der Rabe
War erboſt in gleicher Art:
Sagt, was ich verbrochen habe,
Götter, daß ihr ſtraft ſo hart?
Daß ihr mich zu dieſem Schwätzer,
Dem geputzten Unverſtand,
Zu dem Läſterer und Ketzer
Als Genoſſen habt verbannt?

*) Vergl. Br. XIV. XV.

Digitized by Google

Iſt's ein Gräuel doch dem Frommen,
Wenn ſein reiner Genius,
Unter Sündervolk gekommen,
Böſen Wandel ſehen muß:
So entweihſt du dieſe Stelle,
Biſt zum Aergerniß nur hier;
Du weltluſtiger Geſelle,
Hebe dich hinweg von mir! —

Saadi, der dies aufgeſchrieben,
Flicht die gute Lehre ein:
Weiſe wohl und Thoren lieben
Nah beiſammen nicht zu ſein;
Und wenn Weiſe Thoren meiden,
Sind ſie dieſen gleich verhaßt,
Denn es hält ſich von den Beiden
Jeder für den klügern Gaſt.

Meint ein ſpäterer Erklärer:
Wer iſt Weiſer hier, wer Thor?
Nur das Leben iſt der Lehrer,
Ueberzeugend Herz und Ohr.
Doch die gegen Lebenskluge
Sich mit Frömmigkeit verſchanzt,
Haben meiſt nur zum Betruge
Ihre Fahne aufgepflanzt.

Dräxler-Manfred.

Frankfurter Theater.

Egmont; Erziehungsreſultate; Am Clavier.

Marie Seebach iſt im Anfang dieſer Woche zuerſt als Klärchen und ſodann in zwei kleinen Luſtſpielen aufgetreten. Ihr Triumph iſt vollſtändig, und den öffentlichen Beurtheilungen ſieht man vielleicht einige Verlegenheit an, indem jeder Recenſent eine gewiſſe Haltung bewahren, wohl auch etwas Beſonderes ſagen möchte. Von dem letzteren Beſtreben ausgehend, hat jüngſt Einer ihre Auffaſſungen als realiſtiſch bezeichnet; ſonſt iſt ſie vorzugsweiſe eine deutſche Künſtlerin, eine Darſtellerin der Liebe genannt worden. Das letztgenannte iſt ein einfacher, großer, dabei ein verdienter Lobſpruch. Marie Seebach zeigt als Mathilde, Klärchen, Adrienne alle Schmiegſamkeit, aber auch alle Entſchloſſenheit, die in der ächten Hingebung liegt, eine geſunde Friſche, eine blühende Sinnlichkeit; und ſo gibt ſie Bilder, zu deren Zeichnung den meiſten Schauſpielerinnen der geniale Muth fehlen würde, auch wenn ſie das Talent beſäßen. Ihr Spiel iſt überall, wo nicht von ſtrengem Styl, doch von den Geſetzen edler Anmuth geregelt. Mit Sicherheit ergreift ſie die Abſichten des Dichters, den Geiſt der Rolle in ihrem innerſten Weſen; dies hindert ſie jedoch nicht, ſondern befähigt ſie um ſo mehr, ſich in der Ausführung ſchaffend und ſelbſtthätig zu erweiſen.

Egmonts Klärchen iſt, wie Schiller ſie charakteriſirt, „auch im höchſten Adel der Unſchuld noch das Bürgermädchen und ein niederländiſches Mädchen, durch nichts veredelt, als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtande der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtande des Affects.“ Denjenigen Theil dieſer Aufgabe, der vom Naiven ausgeht, hat Marie Seebach

Digitized by Google

unnachahmlich gelöst; die rein heroischen Partien der Rolle hingegen, sogar den Aufruf an die Bürger hat man von anderen ausgezeichneten Künstlerinnen schon eben so gut, vielleicht ergreifender gehört.

Die zwei Lieder, die Klärchen vorzutragen hat, gehören zur ächtesten Art der Volkslieder; auf sie paßt der Spruch aus Shakespeare: „die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben, pflegen sie zu singen, sie sind alt und schlicht und tändeln mit der Unschuld süßer Liebe, so wie die alte Zeit." Im Vortrag müssen daher diese Liedchen durchaus so gehalten sein, wie ein Mädchen sich in der Einsamkeit dieselben vorsingt; sie dürfen auf keine Weise in eine Gesangsleistung ausarten. Am Schlusse beider Lieder hat Marie Seebach zu viel gewagt; das erste Mal, indem sie bei den Worten „ein Mannsbild zu sein" einen Zug von eigener Erfindung beifügte. Sie wandte sich nämlich, wie sie diese Worte zum zweiten Mal sang, mit dem Ausdruck des Bejammerns nach Brackenburg hin, als ob sie sagen wollte: „Ein solches Mannsbild zu sein, wäre wahrlich kein Glück." Beim zweiten Liede gab sie der Schlußzeile: „die Seele die liebt", allerdings den Ton der vollen Empfindung, that aber in der Coloratur mehr als das Nothwendige.

Das Arrangement der Traumscene am Schlusse des Egmont konnte besser sein; die Erscheinung war zu handgreiflich und hätte sich hinter einem Florvorhang passender dargestellt. Wenn Klärchen den Freiheitshut schwang und aus dem Pfeilebund einen Schaft löste, so geschah auch hierin des Guten zu viel; denn jedes Attribut ist ein wesentlich malerisches Sinnbild zur Erläuterung der allegorischen Persönlichkeit; es muß daher in Ruhe bleiben oder darf wenigstens von der Action nicht allzu lebhaft berührt werden. Die Vision, die Schiller nicht billigte, ja wegwünschte, muß jedenfalls dem gemessenen Styl solcher decorativen Erdichtungen möglichst treu bleiben.

Unser vielgeschmähtes Zeitalter des Epigonenthums hat einen weit besseren und geläuterteren Geschmack als dasjenige, in dem Goethe und Schiller lebten. Das Besprechen und Erörtern der klassischen Muster äußert allmälig auch beim größeren Publikum seinen Einfluß. Die dramatischen Werke der beiden Dichter, die den hohen Maßstab der alten Griechen zuerst wieder aufgestellt haben, treten weit entschiedener hervor, sie lassen alles Halbe und Gewöhnliche weit mehr im Hintergrund als damals, da Kotzebue und Iffland wirkten. Unsere berühmten Schauspieler geben uns die Gestalten der deutschen Meister nebst denen Shakspeare's als ihre Hauptleistungen, und was sie sonst noch bieten, das erscheint neben jenen als Studie, als interessante Talentprobe, als Curiosität. Am entschiedensten ist dies bei Marie Seebach der Fall. Ihr verdanken wir das erfreuliche Ereigniß, daß Faust und Egmont einen so stürmischen Andrang der Menge verursachen, wie dies sonst nur einer Sontag, einer Catalani in der Restaurationszeit, in den goldenen Tagen des Pferdeausspannens gelang. Vor der Darstellung des Faust hätte man auf unserem Theaterplatz den Prolog aufführen können, in welchem die Menge „bei hellem Tage, schon vor Vieren, mit Stößen sich bis an die Kasse ficht, und wie bei Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren um ein Billet sich fast die Hälse bricht."

Bei der Vorstellung des Egmont erhielten besonders die Herren Meck (Vansen), Köckert (Egmont) und Schneider (Oranien) neben dem gefeierten Gast Beifallsbezeugungen. Der Letztere gab die feine, schwierige Rolle, wenn nicht vollendet, doch mit Einsicht und mit einer Natürlichkeit, die erst in folgendem Akte zu ihrem Recht kam, wo Alba „den Herodes noch überherodete." Für seine äußere Erscheinung schien Herr Schneider mit Glück den Oranien auf Gallaits berühmtem Bilde „die Abdankung Karls V. in Brüssel" benutzt zu haben.

Neben solchen Schöpfungen wie Gretchen und Klärchen von Marie Seebach lassen wir gern auch ihren Leistungen im kleineren Lustspiel ihren Werth. In dem hübschen Stücke „Erziehungsresultate", in welchem früher Charlotte von Hagn Bewunderung erregte, gab sie die anstrengende Rolle der Margaretha überaus reizend, frisch und geistvoll. Dagegen

Digitized by Google

hat sie sich in der von ihr nicht gewählten Bluette „am Klavier“ als specifisch deutsche Künstlerin auch insofern bewährt, daß sie noch nicht die Eigenschaften einer vollendeten französischen Lustspielfigur entwickelte. Wenigstens nach unserer Ansicht könnte Frau von Beaumont mehr neckische Sicherheit und Leichtigkeit, mehr Abandon zeigen. Die Abende, an denen eine Marie Seebach spielt, sollten Festabende sein, für die in jeder geordneten Haushaltung nur das Beste aufgespart wird; Lückenbüßer müßten ganz wegbleiben.

Zu der Vorstellung des Romeo konnten unsere dramaturgischen Freunde sich den Eingang nicht verschaffen. Die hiesige Theaterverwaltung, an deren Spitze ein Schriftsteller steht, verfährt in solchen Dingen gegen die belletristische Presse rücksichtsloser, als dies sonst in civilisirten Städten vorkommt.

Unterhaltungen.

— **Der projectirte Frankfurter Concert- und Festsaal.** Wenn man bedenkt, mit welch ungenügenden und unbequemen Localitäten zur Abhaltung von Concerten, Bällen und dergl. wir versehen sind, wie das reiche Frankfurt darin bis jetzt manchen kleineren Städten nachsteht, so wird man sich über den Plan, unsere Stadt nunmehr mit einem großen eleganten Concertsaal zu bereichern, herzlich freuen. Auch hat derselbe bereits allgemeine Zustimmung gefunden, und wird hoffentlich auch dann die warme Theilnahme finden, die er verdient und deren er zu seiner Verwirklichung bedarf, wenn unsere Mitbürger durch Zeichnung von Actien ihre Gunst für das Unternehmen bethätigen sollen. Wir zweifeln übrigens durchaus nicht, daß in einer Stadt, wo alljährlich die Geldmittel für neue Aeußerungen des öffentlichen Lebens, für Gründung von Kunstverein, Theatergesellschaft, Zoologischen Garten, auf das reichlichste fließen, das erforderliche Capital für einen Zweck, der wahrlich die Ehre der Stadt angeht, mehr als genügend hergeschossen werde. Alle Familienväter, deren Frauen Concerte besuchen und deren Töchter tanzen oder in den Gesangvereinen mitwirken, werden sich verpflichtet fühlen, etwas für den neuen Saal zu thun; die Bedenken, welche schon oft über die mangelhaften und selbst gefährlichen Ausgänge des Weidenbuschsaales geäußert wurden, sind hinlänglich gerechtfertigt. Im letzten Winter bedurfte das Publikum eine volle Viertelstunde Zeit, um nach einem Concerte den Saal vollständig zu verlassen. Die für den Saalbau gewählte Localität scheint sehr günstig, und bietet Raum genug, um etwas Großes und Ganzes zu schaffen, denn hoffentlich wird man bei dieser Gelegenheit allen und jeden Bedürfnissen nach großen Räumlichkeiten abzuhelfen suchen. Ein solcher Saal dürfte auch recht rentabel werden, denn außer den Concerten wird man größere Ballfeste, Ausstellungen aller Art, und Versammlungen darin abhalten können. Auch für Feierlichkeiten von allgemeinerem Interesse wird ein würdiges und geräumiges Local sehr erwünscht sein. Wir erinnern an das Festmahl bei Göthe's 100jährigem Geburtstage; der Saal des Wolfseckes bot zu dieser Feier eine sehr mangelhafte und beengte Räumlichkeit. Bis zu Schillers Jubelfeier dürfte zwar der neue Saal wohl bauen vollendet sein. Indessen hat sich das Comité für den fraglichen Bau doch bereits constituirt, und die Vorarbeiten zur Einleitung des Unternehmens sind so weit vollendet, daß in diesen Tagen das Publikum zur Betheiligung eingeladen werden soll. Der ganze Plan desselben, die Verhältnisse zur Mozartstiftung, der wir die erste Anregung der Sache verdanken, sind in einem Programme dargelegt, welches nicht verfehlen wird, den ohnehin schon regen Eifer für die Ausführung des lange ersehnten Werkes zu erhöhen. Zum Gelingen ist freilich eine ausgedehnte und entschiedene Theilnahme nöthig; wir hoffen und wünschen, daß unsre Bürgerschaft nicht auf halbem Wege stehen bleibe. n. n.

Digitized by Google

— **Ludwig Steub**, durch ſeine Bücher über Griechenland und Tyrol als trefflicher Schilderer von Land und Leuten, durch ſeine Trompete in Es als Novelliſt bekannt, hat einen Roman, „deutſche Träume“ geſchrieben, der als politiſche Satire, als vormärzliches Sittenbild Beachtung verdient. Unſre humoriſtiſche Literatur iſt durch denſelben um ein Buch bereichert, dem man mehr als einen blos literariſchen Erfolg wünſchen möchte, daß es nämlich die Wiederkehr der Dinge verhüten helfe, denen es ſeinen Spiegel vorhält. Es ſind die Jugendträume zweier Adligen von deutſcher Einheit und conſtitutioneller Freiheit, die in ihren komiſchen und tragiſchen Conflicten mit einem reactionären Beamtenthum, mit gutmüthigen Philiſtern und frivolen oder etwas überſpannten Frauen und Jungfrauen auf ſehr anziehende Art erzählt werden. Wenn die Geißel des Verfaſſers allerdings die Männer des Rückſchritts am directeſten trifft — die Art und Weiſe wie das Conſtitutionsfeſt einer kleinen Stadt erſt verboten, dann erlaubt und zur Falle gegen die Freiheitsträumer benutzt wird, iſt ein wahres Kabinetſtück, auch was den Kanzleiſtyl der Erlaſſe und die Tiſchreden angeht, — ſo ſchont er doch auch ſeine jungen Freunde keineswegs, die es zwar recht gut meinen, aber ſehr unpraktiſche Idealiſten ſind, und daher an einem dritten Genoſſen, einem launigen Förſter, einen Geſellen finden, der wie ein humoriſtiſch überlegner Chor mit ſeinen Reden die Handlung begleitet und auch das Buch geſchrieben zu haben ſcheint. Die Frauen ſind weniger gelungen als die Männer. Der Verfaſſer, der diesmal durch die Gegenſätze und ihren Contraſt die komiſche Wirkung des Einzelnen bei der ernſten Tendenz des Ganzen im Sinn haben mochte, verſpricht einen zweiten Roman, der reicher an poſitiven Geſtalten ſein ſoll. Für die, welche er diesmal gezeichnet hat, wird der Norddeutſche wie der Süddeutſche die Originale in ſeiner Nähe oder ſeiner Erinnerung zu finden glauben. „Große Gedanken erwachen wieder“, ſo ſchließt der Dichter ſein Vorwort, „die Begebenheiten in den Nachbarländern mahnen zur Eintracht, und ſo dürfen wir vielleicht, wie unſere beſten Männer meinen, trotz des elegiſchen Ausgangs vorliegender Geſchichte die ſüßen Träume noch immer nicht aufgeben, die Träume nämlich von einem einigen freien und ruhmreichen Vaterland.“

— **Die Proceßinduſtrie** hat im Großherzogthum Heſſen ihre betaſchirten Poſten auf dem Lande. Advokaten gewiſſer Art, deren Rechtsgefühl ſehr zweifelhaft iſt, beſolden nämlich auswärts Clienten-Makler, welche ihnen Kunden und ſogenannte fette Biſſen zuweiſen. Ein neuerlicher Fall hat dieſen ſonderbaren Geſchäftsverkehr hinreichend bloßgeſtellt. Ein reicher Bauer auf dem Lande geräth in einen Conflict, bei dem ein Prozeß unvermeidlich wird. Alsbald drängt ſich ein Clienten-Makler an ihn, ſtellt ihm vor, daß nur die Geſchicklichkeit des Anwalts Hinz ihm dieſe Rechtsſache gewinnen könne; der Bauer iſt über den guten Rath erfreut, und damit der Client ja den rechten Mann nicht verfehle, gibt ihm der Makler ein Empfehlungsſchreiben an dieſen mit. Des andern Tags kommt der Bauer in früher Stunde nach Darmſtadt und beſucht zufällig zuerſt einen alten Freund und Gönner, dem er natürlich auch ſeine Klagſache und den Zweck ſeines Hierſeins erzählt. „Euer Handel“, meint der Freund, „iſt ein gerechter und Ihr thätet daher meines Erachtens nicht wohl daran, den Advocaten Hinz zu wählen, weil dieſer bekanntlich immer nur unſaubere Prozeſſe führt und Eure Sache durch dieſe Wahl nur einen falſchen Schein bekäme. Geht vielmehr zum Advokaten Kunz, der iſt ein rechtlicher und fleißiger Mann, der ſeit zehn Jahren auch meine Geſchäfte führt: mit dem werdet ihr gewiß in jeder Weiſe zufrieden ſein.“ Dem Bauer leuchtet das ein, er hält viel auf den Rath dieſes Gönners, und begibt ſich ſofort zum Anwalt Kunz. Dieſer gewinnt nach kurzer Berathung ſein volles Zutrauen und erhält die Vollmacht zur Führung der Streitſache. Ehe er fortgeht, bekennt der Bauer dem Rechtsfreunde ganz treuherzig, er ſei eigentlich von daheim nicht an ihn, ſondern an den Doctor Hinz gewieſen worden, bringe auch an letzteren ein Schreiben mit und bitte Herrn Kunz, der jetzt ſein Anwalt geworden, von dieſem Brief Einſicht zu nehmen. Der Bauer ſelbſt entſiegelt den Brief und der Advocat verlieſt ihm folgende lakoniſche Weiſung: „Wertheſter

Digitized by Google

Herr Hinz! Ich ſchicke Ihnen hier ein fettes Schaf; ſcheeren Sie es nach Möglichkeit und gedenken dabei Ihres ergebenen N. N." Der Unwille des argloſen Briefträgers war maßlos. Er nahm das Schreiben zurück und erzählte an öffentlichen Orten ſelbſt die Geſchichte unter Vorweiſung des Schriftſtückes. Ein eclatanter Fall, der natürlich wenig zum Credit des Doctor Hinz noch des ehrenwerthen Inſtituts der Clienten-Makler beitrug. w.

— **Alpiniſches und Transalpiniſches.** (Berlin, Hertz. 1858.) Profeſſor Karl Witte in Halle, der einſt als Wunderkind ungemein berühmt war, gibt unter obigem Titel eine Reihe von reizenden Schilderungen aus Oberitalien. Freunde der deutſchen Sagenkunde finden in dem Buch ein belehrendes Kapitel über den Roſengarten der deutſchen Sage, nahe dem Garda-See, wo die Burg Garten, die Heimath Hildebrands und Otnits ſtand und weiterhin, wo man von Botzen aus die Kette des Schlern im roſigen Abendglanz bewundert. Reicher iſt das Buch an intereſſanten Zügen aus der neueren Geſchichte; der kleine Freiſtaat San Marino z. B. iſt noch nie anziehender geſchildert worden als hier. Die Berührung, in welche derſelbe einſtmals mit dem ſiegreichen General Bonaparte kam, erzählt Karl Witte alſo: An einem Februarmorgen erſchien der gelehrte Monge vor dem Rathe der auf einem ſchroffen Felſen abgeſchieden liegenden Stadt; er erklärte in Bonaparte's Namen, die Freiheit, die im Alterthum Athen und Rom, in der Mittelzeit vor allen Florenz groß gemacht, lebe nur noch in San Marino und in Frankreich, ſeit es ſeine Feſſeln geſprengt; das letztere biete nun der Schweſterrepublik Freundſchaft, Beiſtand in Grenzſtreitigkeiten und Erweiterung ihres Gebietes an. Der Rath erwiederte ſchriftlich: der Winkel Erde, auf dem ein Reſt antiker Freiheit ſich erhalten, erinnere mehr an die Strenge der Spartaner als an attiſche Anmuth; Sittenreinheit und warme Freiheitsliebe ſeien ihr einziges Erbtheil; zufrieden in ihrer Kleinheit, lehne die Republik das Erbleten dankend ab. Nun beſtimmte ihnen Bonaparte vier Feldkanonen und tauſend Centner Waizen als Geſchenk; die erſteren wurden jedoch nie abgeliefert, und das Getreide bezahlten die Marineſen zum laufenden Preiſe Denen, von denen es requirirt war. Napoleon aber legte noch als Kaiſer großen Werth darauf, jeden Abgeordneten der Republik als gleichberechtigtes Mitglied des diplomatiſchen Corps zu empfangen.

— **Leo XII.** Ueber dieſen Kirchenfürſten berichtet Cardinal Wiſeman in ſeinem Buche: „die letzten vier Päpſte", am meiſten Neues und Anziehendes; das Leben ſeines Vorgängers Barnabas Chiaramonti (Pius VII.) wie ſeiner Nachfolger iſt bereits öfter behandelt worden. Pius VII. war, faſt achtzigjährig, im Jahr 1823 durch Ausgleiten auf dem Marmorboden ſeines Zimmers tödtlich verletzt worden und ſtarb kurz nachher. Damals lebte der junge Wiſeman mit fünf jungen Landsleuten als Seminariſt im engliſchen Collegium. Pius' Nachfolger war Hannibal della Genga, der als Papſt Leo ſeine apoſtoliſche Sittenſtrenge beibehielt; er nahm unter Anderem gewiſſe Statuen und Gemälde, die ſein Vorgänger dem Vaticaniſchen Muſeum zugewieſen hatte, aus demſelben weg. Doch that dieſe Richtung ſeiner Liebenswürdigkeit keinen Eintrag. In den von ihm bewohnten Theil des Palaſtes wurden Damen nicht eingelaſſen; er empfing ſie meiſt in der Bibliothek. Dennoch gelang es eines Tages einer Unbekannten, und zwar einer ſolchen, die kein Wort Italieniſch verſtand, bis an die Thüre ſeines Kabinetes vorzudringen und Einlaß zu verlangen. Leo lächelte über die Verlegenheit ſeiner Umgebung, die ſchon an geheime Geſellſchaften und an Mordplane dachte; er ließ ſie eintreten und hatte eine lange Unterredung mit ihr; ſie war eine Amerikanerin und war mit dem Vorhaben gekommen, den Papſt von den Irrthümern des katholiſchen Bekenntniſſes abzubringen. Leo behandelte ihren Eifer mit Schonung und hielt ihr ſogar den Fuß hin um ſie zu überzeugen, daß er nicht wie der Teufel Ziegenfüße habe. Die Dame entfernte ſich mit der Verſicherung, es lebe im Pabſt evangeliſcher Geiſt.

Guſtav Adolf, der Schwedenkönig, iſt von der neueren Geſchichtſchreibung in Deutſchland des idealen Glanzes, der ſeinen Namen früher umgab, ziemlich entkleidet worden. Die

umkehrende Wiſſenſchaft bezeichnete ihn als einen ehrgeizigen Eroberer, der die Umſtände ſchlau und energiſch zu benutzen verſtand. Jetzt kommt er in dem Werk eines Franzoſen wieder zu hohen Ehren, nämlich im neueſten Bande von Michelet's Geſchichte von Frankreich, der den Special-Titel führt: „Richelieu und die Fronde.“ Michelet ertheilt ſeinem Liebling das eigenthümliche Lob, er ſei nebſt Galilei der einzige freudige Charakter ſeiner Zeit geweſen; „er lächelte in der Hitze des Gefechtes.“ Guſtav war „von rieſigem Wuchs, breiter Stirn, Adlernaſe und grauen hellen Augen, die nach den Bildniſſen zu urtheilen klein, aber durchdringend waren.“ Er war „ſo dick, daß eine Kugel, die einen ſchmäleren Mann getödtet haben würde, bei ihm im Fette ſtecken blieb.“ Natürlich iſt die Bewunderung, die Michelet für den „Retter Deutſchlands und der Menſchheit“ ausſpricht, nicht ohne tendenziöſe Beimiſchung.

— **Drei Abenteurer.** Selten waren drei ſo ſchickſalsreiche Perſönlichkeiten in einem ſo engen Raum vereingt, wie im Jahr 1756 in einem Gemach des Schuldgefängniſſes zu London. Einer war der Gefangene, die zwei andern beſuchende Freunde; Jener, Theodor von Neuhof, hatte den Thron von Corſika ſeit Jahren verlaſſen und dachte nun über die Möglichkeit nach, die Schulden zu bezahlen, die er als König gemacht hatte. Von den zwei Beſuchern war einer, Stanislaus Auguſt Poniatowsky, dazu beſtimmt, eine nicht viel werthvollere Krone zu empfangen, als die corſiſche; als letzter König von Polen überlebte er den Sturz des Vaterlandes und ſtarb, ſo hochbegabt er war, doch ruhmlos, als Koſtgänger der ruſſiſchen Kaiſerin und ihres Sohnes. Der dritte im Bunde, Sievers, wurde der ruſſiſche General, der im Jahr 1793 den polniſchen Reichstag in Grodno ſammt ſeinem Freunde dem König brutaliſirte und die dritte Theilung Polens erzwang. Vergl. den neueſten (dritten) Band des Werkes: „Ein ruſſiſcher Staatsmann“; des Grafen Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands, von Karl Ludwig Blum; Leipzig und Heidelberg 1858.“

— **Reclamen-Beförderung.** Die Herren Zamarski, Dittmarſch und Compagnie, die in Wien eine „typographiſch-literariſch-artiſtiſche Anſtalt“ beſitzen, ſenden an die Redactionen literariſcher Zeitſchriften fertige lobpreiſende Beurtheilungen ihrer Verlagswerke, jede auf einen beſonderen Zettel gedruckt; man hat dieſelben nur in die Preſſe zu geben. In den Ausdrücken, die hier den Redactionen als die ihrigen untergeſchoben werden, ſind die genannten Herren nicht blöde; ſo heißt es auf einem der Zettel: „Das vorliegende große Blatt kann ohne Uebertreibung als ein Meiſterwerk und höchſt bedeutender Fortſchritt der Buchdruckerei gelten und wird der einheimiſchen Induſtrie auch dem Auslande gegenüber zur Ehre gereichen.“ Anſtändige Journale werden ſchwerlich der Zumuthung entſprechen, für die Herren Zamarski, Dittmarſch und Compagnie die Reclamen-Spedition zu übernehmen.

— **Die Dichter des Namens Bellinghauſen.** In Reval ſtarb der Dichter Roman von Budberg-Bellinghauſen; wir wiſſen nicht, ob er mit der Familie Friedrich Halm's in Beziehung ſteht. Um das Jahr 1620 lebte in Osnabrück ein fruchtbarer und talentvoller dramatiſcher Dichter, Rudolf von Bellinkhaus, von altadligen Geſchlecht, wenn auch der Sohn eines Schuhmachers; man nannte ihn den osnabrück'ſchen Hans Sachs, und ſchon Lichtenberg ſagte in Bezug auf denſelben: „Merkwürdig iſt, daß man in dem ganzen Laufe des Bellinkhauſiſchen Blutes ſeit drei Jahrhunderten den warmen Dichtertropfen ſpüren kann.“

— **Emma**, die Verfaſſerin des ſatyriſchen Gedichtes „Heine's Himmelfahrt,“ hat wieder eine Reihe von Charakteriſtiken deutſcher Dichter, nicht in Proſa, ſondern in Heine'ſchem Versmaß herausgegeben. Diesmal kommen Freiligrath, Geibel, Wilhelm Jordan, Kinkel, Redwitz an die Reihe. An guten Bemerkungen fehlt es nicht, doch iſt für eine Dame die Sprache etwas derb und die Ranküne, z. B. gegen Arnz und Comp., gar zu nachhaltig.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 3 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N°. 21. Frankfurt a/M., den 22. Mai 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Aphorismen über die menschlichen Sinne.** Von Julius Schaller in Halle. — **Schiller als Philosoph.** Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Die stille Größe.** Gedicht von F. M. Hessemer. — **Unterhaltungen.** Wieland's Prophezeiung über Napoleon; musikalische Parade; Malapart und Bonaparte; Verein für Gewerbefreiheit in Bremen; Matinée der Marie Seebach.

Aphorismen über die menschlichen Sinne.

Von Professor Julius Schaller in Halle.

In der Sinnesempfindung laufen in der offenbarsten, auffallendsten Weise aus den verschiedenen Regionen der Wirklichkeit die Fäden zusammen.

Wir wenden uns mit unsern Sinnen zu der äußern, uns umgebenden Welt. Von dieser geht die Affection unserer Sinnesorgane aus. Ein äußerer physikalischer Prozeß setzt sich bis in unsern Organismus fort und dringt mehr oder weniger in ihn ein. Ebenso wie die unorganischen Körper in der Bewegung auf einander stoßen, wie sie durch die Schwere einander drücken, wie sie durch Wärme, Luft, chemischen Prozeß u. s. w. in der mannigfachsten Weise auf einander wirken, ebenso wird auch der Organismus durch alle diese Potenzen von außen getroffen und in Bewegung gesetzt. Gleichviel ob er sich durch seine ganze innere Structur von den unorganischen Körpern unterscheidet, er vermag sich den Kräften, die diese beherrschen, unmöglich zu entziehen. Er ist vielmehr mitten in die unorganische Welt hineinversetzt. Diese berührt ihn von allen Seiten, betrachtet ihn nicht als einen Auserwählten, Unantastbaren, sondern behandelt ihn vollkommen wie Ihresgleichen.

Digitized by Google

In demſelben Momente aber, in welchem ein phyſikaliſcher Prozeß den Organismus erreicht, macht dieſer auch ſeine eigenthümliche Natur dagegen geltend. Der Stoß, die Wärme, das Licht, das ihn von außen trifft, findet ihn vorbereitet und zum Kampfe gerüſtet. Nicht in rein paſſiver Weiſe nimmt er die äußern Erſcheinungen auf, ſondern er reagirt dagegen, verarbeitet ſie, gibt ihnen eine ſpecifiſch organiſche Form. Auch die Empfindung iſt ein dem Organismus eigenthümlicher, ihm allein zukommender Prozeß, bei welchem, wenn auch der ganze Organismus dadurch afficirt wird, doch beſtimmte Organe vorzugsweiſe betheiligt ſind.

Endlich ſchließt die Sinnesempfindung auch die Thätigkeit der Seele in ſich. Gleichviel wie wir uns die Beziehung zwiſchen Seele und Leib denken, was wir überhaupt von der Seele halten mögen: der Verſuch, die Exiſtenz der Seele zu leugnen, das Empfinden aber als eine Thatſache gelten zu laſſen, wäre ſchon darum widerſinnig, weil im Empfinden ſelbſt ſchon das Element liegt, welches wir als Seele bezeichnen. Die Seele iſt eben das empfindende Subject.

In der Sinnesempfindung ſind alſo die drei Momente — der phyſikaliſche, der organiſche und pſychiſche Prozeß — unzertrennlich verbunden; es iſt ein Prozeß, in welchem die allgemeinſten Unterſchiede der Wirklichkeit, das Unorganiſche, Organiſche und Geiſtige, umfaßt ſind.

Eben hierin liegt der Grund, daß die Unterſuchung über die Sinnesempfindung eine ſehr umfaſſende, complicirte iſt. Phyſik, Phyſiologie und Pſychologie ſind gleichſehr dabei betheiligt.

Es iſt hier nicht unſere Abſicht, den Prozeß der Sinnesempfindung durch alle ſeine Stationen hindurch zu verfolgen. Wir heben aus dem reichhaltigen Thema eine Seite heraus. Wir betrachten die Sinne vorzugsweiſe nach der verſchiedenen Stellung, welche ſie in dem ganzen geiſtigen Leben des Menſchen einnehmen.

Der empfindende Geiſt iſt der ganze, untheilbare Geiſt. Die Wiſſenſchaft hat das Intereſſe, die Empfindung zu iſoliren, um ihre beſondere Eigenthümlichkeit, ihren ſpecifiſchen Unterſchied von allen andern geiſtigen Functionen zu erkennen. In der Wirklichkeit tritt die Empfindung nie ſchlechthin für ſich auf. Der Geiſt iſt mit dem Reichthum ſeines innern Weſens in ihr gegenwärtig, geht daher nie in der Empfindung auf, ſondern ſtrebt über ſie hinaus und ordnet ſie höhern Prozeſſen unter. Sie iſt ein Moment, eine beſondere Seite des geiſtigen Weſens, und zwar ein unentbehrliches, zum Begriffe des Geiſtes nothwendig gehöriges Moment. Ohne Empfindung iſt der Geiſt nicht Geiſt. Allein das Denken, das Selbſtbewußtſein, der Trieb, der Wille liegen nicht an einem andern Orte, kommen nicht von außen dem Geiſte zugeflogen, ſondern ſind eben ſo nothwendige, in der Empfindung an ich ſchon enthaltene Prozeſſe, und wenn auch nicht alle dieſe Prozeſſe in

Digitized by Google

jedem Momente in ihrer ganzen vollen Wirklichkeit in die Erſcheinung treten, ſie ruhen nie ſchlechthin, ſind nie aus dem empfindenden Geiſte ausgeſtoßen, nie in dem beſondern Acte des Empfindens untergegangen.

Nicht zu vergeſſen iſt ſchon, daß jede momentane, beſondere Empfindung die Selbſtempfindung, das Selbſtgefühl in ſich ſchließt. Freilich tritt dies zunächſt nicht den einzelnen, beſtimmten Empfindungen und den verſchiedenen Formen des Empfindens als ein allgemeines gegenüber, trennt ſich nicht von dem einzelnen Empfindungsacte los; allein trotzdem iſt es in allen dieſen Acten mitgeſetzt und bildet die allgemeine Baſis für jede momentane Empfindung. Ausdrücklich geltend macht ſich das Selbſtgefühl, ſobald ſich mit der Empfindung das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen verbindet; hier ſpricht augenſcheinlich die innere Allgemeinheit des Individuums mit.

Der Geiſt bleibt aber hierbei nicht ſtehen. Er unterſcheidet verſchiedene Formen der Empfindung. Beſtimmte Empfindungen betrachtet er nur als hervorgerufen durch leibliche Zuſtände, andere dagegen ſetzt er zu äußern Gegenſtänden in Beziehung, und zwar geht dieſer ganze, nichts weniger als einfache Prozeß ſo unwillkürlich und ohne bewußte Reflexion vor ſich, er wird uns ſo geläufig, wir bekommen eine ſolche Feſtigkeit in ihm, daß erſt ein ſpäteres Nachdenken uns darüber aufklärt, daß die Vorſtellung von äußern Dingen, von einer äußern uns umgebenden Welt nicht etwas Angeborenes, ſondern das Produkt unſerer eigenen geiſtigen Thätigkeit iſt. Wir können uns unmöglich in den Zuſtand zurück verſetzen, in welchem ſich die Sinnesempfindung nicht mit dieſer Vorſtellung einer äußern Welt verband; das gewöhnliche Bewußtſein rechnet daher dieſe Vorſtellung zur Sinnesempfindung ſelbſt, und betrachtet die Beſtimmtheiten unſerer Empfindungen unmittelbar als Eigenſchaften der Dinge. Mit dem bewußten Vorſtellen verbinden ſich aber noch andere pſychiſche Prozeſſe. Nicht bloß combinirt der Geiſt die Bilder und Vorſtellungen von der äußern Welt und verallgemeinert ſie zu Begriffen, ſondern dieſem ganzen theoretiſchen Prozeß ſteht ein praktiſcher zur Seite, welcher ähnlich von den angeborenen Trieben aus ſich durch verſchiedene Stufen hindurch entwickelt und zu allgemeinen geiſtigen Intereſſen verwebt und läutert.

Theoretiſch und praktiſch macht ſich der Geiſt frei von der unmittelbaren Bedingtheit ſeiner Natur. Er ſtellt dem natürlichen Leben ein höheres, wahrhaft geiſtiges gegenüber, führt dieſes in das ihm gegebene natürliche Material ein, breitet es nach allen Seiten und Formen hin aus, gibt ihm die Geſtalt der ſittlichen Welt, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Religion, und ſetzt ſo überall an die Stelle der Natur das Reich der Freiheit. So weit aber auch der gebildete Geiſt ſich von der bloßen Sinnesempfindung entfernen mag, dieſe ſpielt immer in der ganzen geiſtigen Wirklichkeit eine bedeutſame Rolle. Trotz aller Bildung bleibt der Menſch ein einzelnes Individuum,

Digitized by Google

d. h. er bleibt ein empfindendes Weſen. So wenig wie wir von ihm fordern können, daß er ſeine natürlichen Triebe, Begierden ſchlechthin vernichte, eben ſo wenig können wir verlangen, daß er nur Gedanken, Begriffe, Ideen, aber keine Sinnesempfindungen mehr habe. Die wahre Freiheit iſt immer nur Idealiſirung, Vergeiſtigung der Natur.

Eben auf die Stellung, welche der gebildete Geiſt den Sinnen anweiſt, wollen wir unſern Blick werfen. Und zwar beginnen wir mit der Betrachtung der einzelnen Sinne; die Bedeutung des Sinnenlebens im Allgemeinen mag uns ein anderes Mal beſchäftigen.

Der Sinn des Gefühls gibt uns im Allgemeinen die Empfindung des Drucks und die Empfindung der Wärme. Man bezeichnet dieſe Unterſchiede des Gefühls gewöhnlich als Taſtſinn und Temperaturſinn. Der erſte Ausdruck iſt kein ſehr paſſender, inſofern im Taſten immer ſchon ein abſichtliches Fühlen liegt. Stellen wir uns auf den Standpunkt des bewußten Vorſtellens, ſo urtheilen wir mit Hülfe des Fühlens, aber durch den beſtimmten Druck, welche ein äußerer Gegenſtand auf unſere Haut ausübt, vor Allem über die Schwere deſſelben; beſonders wenn wir den Gegenſtand zugleich betaſten, auf ſeiner Oberfläche hin und her fühlen, ſo erfahren wir, ob dieſe glatt oder rauh iſt; nicht minder können wir die Geſtalt des Gegenſtandes, auch ob er feſt oder flüſſig oder luftartig iſt, uns zur Wahrnehmung bringen. Endlich erſcheint uns der Gegenſtand entweder warm oder kalt, je nach dem Verhältniß, in welchem die Temperatur deſſelben zur Wärme unſeres Körpers ſteht.

Für die weſentliche Bedeutung des Gefühlsſinnes und zwar zunächſt des Taſtſinnes ſind zwei Momente von beſonderer Wichtigkeit. Einmal, daß das Fühlen ſich über die ganze Oberfläche der Haut verbreitet, und ferner, daß daſſelbe durch einen mechaniſchen Prozeß vermittelt iſt, in welchem der Gegenſtand und unſere Haut ſich berühren, und beide einen mechaniſchen Eindruck, einen Stoß erhalten und eben ſo auch zurückgeben.

Durch keinen Sinn wird ſo ſehr wie durch den Taſtſinn das Bewußtſein vermittelt und hervorgerufen, daß der Leib uns angehört, unſer Leib iſt.

Der Unterſchied zwiſchen Seele und Leib iſt dem gebildeten Bewußtſein ein ganz geläufiger, eben ſo ſehr aber auch die Einheit Beider. Das Wort Ich bedeutet in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das einzelne Individuum, wie dieſes ſich der äußern Welt und andern Individuen gegenüberſtellt. Somit iſt auch im Ich Leib und Seele umfaßt. Wir ſagen eben ſo ſehr: ich ſitze, ich gehe, als: ich denke, ich will. Ich ſpreche von meinem Leibe und meiner Seele. Das Ich iſt Leib und Seele in ungetrennter Einheit. Eben dies Bewußtſein, ſagen wir, entſteht und bildet ſich aus vor Allem durch den Sinn des Gefühls. Der ganze Leib des Menſchen iſt in die Empfindung eingehüllt; dieſe reicht nach allen Seiten hin bis an die Grenze,

Digitized by Google

welche den Leib von den äußern Dingen trennt. Wenn ich mich von den Dingen unterscheide, so bin ich eben dieses ganze empfindende Wesen; der Leib gehört zu mir, weil alle seine Theile in der Empfindung, in dem Selbstgefühl umfaßt sind. Welches Glied das Kind auch ausstrecken mag, immer fühlt es den Druck, den Widerstand. Sobald dieser Widerstand zu einem äußern wird, ist auch der ganze Leib dagegen. Das Innerliche, die Vorstellung eines äußern Widerstand leistenden Körpers ist zugleich die Vorstellung des eigenen empfindenden Leibes. Dazu kommt, daß wenn wir unsern Leib betasten, das tastende und das betastete Glied beide zugleich fühlende und gefühlte sind. Hierin liegt, wenn nicht mehr doch sicherlich eine Abbreviatur für die Erfahrung, daß unser ganzer Leib das fühlende Subject ist. Wir haben nicht nöthig, jeden einzelnen Theil des Körpers den äußern Dingen entgegen zu halten, sondern der Leib befühlt sich selbst. Kein anderer Sinn vermag in dieser Weise Subject und Object zugleich zu sein.

Das Fühlen des Widerstandes ist aber zugleich verbunden mit einem Widerstandleisten. Den Druck, welchen der Körper auf meine Hand ausübt, gebe ich zurück. Eben an diese Verbindung des Fühlens mit dem mechanischen Widerstandleisten knüpft sich die wesentliche Bedeutung des Gefühlssinns an. Der Sinn des Gefühls begleitet nicht nur unsern ganzen mechanischen Eingriff in die äußere Welt, sondern bedingt diesen zugleich, macht ihn erst möglich. Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß mit der Tastempfindung noch eine andere Form des Empfindens im engsten Zusammenhange steht, die bei jenem mechanischen Eingriff nicht minder von Bedeutung ist. Wenn wir einen Gegenstand mit der Hand fortschieben, so beurtheilen wir die Größe des Widerstandes nicht bloß durch das Gefühl des Drucks, welcher auf unsere Haut ausgeübt wird, sondern zugleich durch das Gefühl der Spannung, welche wir unsern Muskeln geben müssen, um jenen Effect hervorzubringen. Man pflegt dieses Gefühl als Muskelsinn zu bezeichnen. Mit diesem Muskelsinn steht endlich im wesentlichen Zusammenhange die Empfindung der Lage, in welcher sich unsere Glieder befinden; auch diese Empfindung ist bei der Ausführung der Bewegungen, durch welche wir auf die äußern Dinge einwirken, nicht ohne Bedeutung.

Man könnte etwa meinen, daß beim Gehen das Tastgefühl etwas sehr Ueberflüssiges sei. Man irrt sich aber. Wir lernen nur sicher gehen, wenn wir zugleich die Erde mit den Füßen betasten, wenn wir in jedem Momente den Widerstand fühlen, welchen die Erde auf uns und wir auf die Erde ausüben. Wer diesen Widerstand nicht fühlt, muß fortwährend die Augen zu Hülfe nehmen, um nicht zu fallen. Er geht wie auf Stelzen. Wenn wir uns hinsetzen, hinlegen, von der einen Seite uns auf die andere wenden, überhaupt unsere Lage ändern, so können wir dies immer nur dadurch, daß wir uns gegen eine feste Unterlage stemmen. Diesen Widerstand müssen

Digitized by Google

wir aber auch fühlen, um alle dieſe willkürlichen Bewegungen mit Sicherheit ausführen zu können. Empfinden wir nicht zugleich den Druck, ſo fehlt uns das kritiſche Bewußtſein über unſere Bewegungen, wir wiſſen nicht, ob wir den Arm gegen die Erde geſtemmt haben oder nicht, ob wir unſerem Körper die Unterſtützung gegeben, die für eine beſtimmte Lage und den Uebergang in eine andere nothwendig, ob wir alſo überhaupt die entſprechenden mechaniſchen Mittel angewendet, welche die beabſichtigten Bewegungen erfordern.

Charles Bell erzählt in ſeinem bekannten Buche über die Hand von einer Frau, welche in den Armen das Gefühl verloren, ſie aber willkürlich bewegen konnte. Sie war immer in Gefahr, ihr Kind aus ihren Armen fallen zu laſſen, ſobald ſie nicht ihre volle Aufmerkſamkeit darauf verwandte.

Am prägnanteſten tritt dieſe Bedeutung des Taſtgefühls hervor in dem Gliede, welches beides zugleich iſt, das vollendetſte Taſtorgan und das allgemeine Werkzeug für unſer mechaniſches Thun, in der Hand.

Die Hand vermittelt vorzugsweiſe unſern mechaniſchen Eingriff in die äußere Welt. Sie iſt durch ihre wunderbare Structur befähigt, die mannigfachſten Stellungen und Bewegungen vorzunehmen und mit einander zu combiniren, ſich den verſchiedenen Formen anzuſchließen und ihren Veränderungen zu folgen, und ſo zu dem unbegrenzten Reichthum von Fertigkeiten ſich auszubilden, die wir in den menſchlichen Beſchäftigungen vor uns haben. Allein die Anwendung aller dieſer Bewegungen iſt nur dadurch möglich, daß die Hand den Widerſtand, den ſie in ihrem Handeln ausübt, in ſeinen verſchiedenen Graden empfindet, daß ſie betaſtet, was ſie in Bewegung ſetzt, umſpannt, zertheilt, auseinander hält u. ſ. w. Ohne dieſes feine Taſtgefühl würden die mechaniſchen Anlagen der Hand unausgebildet ruhen, ja ſelbſt dann wenn unſere Hand bereits die mannigfachſten Fertigkeiten erworben; ſobald ſie gefühllos wird, wird ſie auch in ihren Manipulationen unſicher und ungeſchickt. Auch das ihre Bewegungen verfolgende und controlirende Auge wird die Hand nicht davor ſchützen, daß ſie fehlgreift, daß ſie zerbricht, was ſie leiſe umfaſſen will, daß ſie das Glatte mit dem Rauhen, das Weiche mit dem Harten verwechſelt. Die Blindheit hindert den Menſchen nicht, ſehr fertig die Flöte zu ſpielen; werden die Finger gefühllos, ſo iſt es mit dieſem Spiele ſicherlich vorbei, und wenn auch die Hand nichts von der Fertigkeit ihrer Bewegungen einbüßte.

Bei einer beſtimmten Stärke des auf die Hand erfolgenden Drucks oder Stoßes geht das Taſtgefühl in Schmerz über; ebenſo kann ſich mit den Taſtempfindungen auch das Gefühl der Luſt verbinden. Für die praktiſche Bedeutung des Taſtgefühls iſt es aber von Wichtigkeit, daß ein beſtimmter Kreis von Taſtempfindungen ſich zu dem Gefühl des Schmerzes und der Luſt indifferent verhalten oder wenigſtens nicht in accentuirter Weiſe ein ſolches Gefühl hervorrufen. In der mechaniſchen Behandlung der Dinge führen wir

Digitized by

beſtimmte Zwecke aus; dieſe ordnen wir unſern Bewegungen unter. Offenbar würde das Intereſſe für dieſe Zwecke geſtört, wenn unſere einzelnen Manipulationen immer das Gefühl der Luſt oder des Schmerzes in uns rege machten; dieſe Gefühle würden unſere Aufmerkſamkeit abziehen, würden für ſich ein Intereſſe in Anſpruch nehmen, während ohne ſie ſich unſer ganzes Intereſſe auf den allgemeinen Zweck unſeres Handelns concentrirt. Dieſes indifferente Verhalten gegen das Gefühl des Schmerzes und der Luſt iſt alſo für den geiſtigen Werth des Gefühlsſinnes ein ſehr wichtiges Moment. Eben dadurch löſt ſich derſelbe von den ſinnlichen Intereſſen los und wird ein fügſames Mittel für höhere geiſtige Intereſſen. Der Gefühlsſinn iſt für ſich keiner künſtleriſchen Ausbildung fähig. Eine Reihe von Taſtempfindungen, gleichviel wie ſie combinirt ſein mögen, geben uns nie ein Bild eines ideellen geiſtigen Gehalts, höchſtens könnte man meinen, daß dadurch, daß wir durch das Taſten z. B. die Geſtalt einer Statue uns zur Anſchauung bringen können, der Gefühlsſinn auch der Kunſt zum Medium dienen könne. Wir ſehen aber leicht, daß die einzelnen Acte des Taſtens, das Gefühl der Glätte, Rauhigkeit, der Kälte, Wärme u. ſ. w. für die Anſchauung der Geſtalt mehr oder weniger ſtörende, ſicher aber unweſentliche Momente ſind, und daß, wenn wir alle dieſe Momente herauslaſſen, wir im Grunde die Taſtempfindungen in ein Geſichtsbild umſetzen und erſt dadurch zu einer künſtleriſchen Anſchauung erheben. In wie weit dies ein Blinder vermag, und ob nicht in einem ſolchen durch das bloße Taſten erlangten Bilde weſentliche äſthetiſche Elemente fortfallen, laſſen wir jetzt unerörtert. Jedenfalls darf aber, wenn nach der weſentlichen Bedeutung des Taſtſinnes gefragt wird, nicht überſehen werden, daß ſich derſelbe den idealen praktiſchen Intereſſen des Menſchen bereitwillig unterordnet, und daß er ſomit auch die Manipulationen, durch welche der Künſtler ſeinem Kunſtwerk eine äußere Wirklichkeit gibt, unterſtützt und bedingt.

Zum Gefühlsſinn rechnet man auch die *Wärmeempfindung*. Wie die Taſtempfindung mit der Wärmeempfindung zuſammenhänge, ob beide als Modificationen *eines* Sinnes betrachtet werden dürfen, ob nicht die Wärmeempfindung mehr als ein Moment des Allgemeingefühls anzuſehen ſei, dies ſind noch nicht vollkommen entſchiedene Fragen. Jedenfalls iſt unſer Urtheil über die Beſchaffenheit des Getaſteten am ſicherſten, wenn ſich mit der Taſtempfindung nicht ausdrücklich das Gefühl der Wärme oder Kälte verbindet. Dies Gefühl wird erregt je nach dem Verhältniß der Temperatur des berührten Gegenſtandes zu der Temperatur unſerer Haut. Es hört auf, wenn ſich der Temperaturunterſchied zwiſchen dem Gegenſtande und unſerer Haut ausgeglichen hat. Iſt der Körper für unſere Empfindung ſehr merklich warm oder kalt, ſo werden wir ohne Zweifel über die Beſchaffenheit ſeiner Oberfläche ſchwerer entſcheiden können, als wenn jene Empfindung ganz fort-

Digitized by Google

fällt und wir nur die Eigenthümlichkeit des Drucks allein fühlen. Ebenso werden wir auch die Fertigkeiten, zu welchen wir unsere Hand ausgebildet haben, viel sicherer ausführen können, wenn die Körper, mit denen wir in Berührung kommen, uns weder kalt noch warm erscheinen.

Nach dieser Seite hin würde also das Wärmegefühl die praktische Bedeutung des Tastgefühls nur in so fern unterstützen, als dasselbe — wie kein anderes — die Eigenthümlichkeit hat, durch Ausgleichung der Temperaturdifferenz so gut wie zu verschwinden. Eben dadurch fügt es sich der wesentlichen Bedeutung, welche wir dem Tastgefühle vindiciren.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Zum Gefühl der Behaglichkeit gehört vor Allem eine entsprechende Temperatur. Ohne Zweifel ist in diesem Gefühle der Temperatursinn nur der Ausgang; das Allgemeingefühl ist dabei eben so thätig. Erst aus der Basis dieses Gefühls der Behaglichkeit hat aber unsere geistige Thätigkeit einen ungestörten Fortgang. Hierdurch erhält nun auch wieder der Temperatursinn eine weitgreifende praktische Bedeutung. So wichtig wie die Unterschiede der Wärme in der uns umgebenden Natur für unser ganzes leibliches wie geistiges Leben sind, so wichtig wird das Wärmegefühl, welches uns zunächst über diese Unterschiede aufklärt. Denken wir nur daran, welche Anstalten uns die wechselnde Temperatur unseres Klimas abnöthigt, und wie ohne diese an die ungestörte Verwirklichung höherer geistiger Interessen nicht zu denken wäre — über die wichtige praktische Rolle, welche der Temperatursinn in unserem Leben spielt, werden wir nicht weiter in Zweifel sein. (Fortsetzung folgt.)

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

4.

Nachdem wir begriffen haben, wie die ästhetische Betrachtung im Spiel entsteht und sich in der Schönheit vollendet, so läßt sich die Frage beantworten: worin besteht die ästhetische Gemüthsverfassung, die wir im Spiele suchen und in der Schönheit erreichen? Was ist der Mensch im ästhetischen Zustande? Ich will zuerst sagen, was er in diesem Zustande *nicht* ist. Er ist weder geistig noch sinnlich. Der geistige wie der sinnliche Mensch sind beide mit den Dingen beschäftigt, und mit Kraftanstrengung beschäftigt: der eine, indem er die Dinge bestimmt, sei es denkend oder handelnd; der andere, indem er von den Dingen bestimmt wird. In beiden Fällen wirken wir als Kräfte, und zwar in einer bestimmten Richtung, eingenommen von diesem

Digitized by Google

Eindruck oder von dieſer Aufgabe, die alles Andere von ſich ausſchließt. Wir ſind alſo in beiden Fällen ausſchließend beſtimmt, gefangen gehalten von einer Macht, die uns einſchränkt, und indem wir an dieſem Punkte unſere Schranke empfinden, ſind wir in beiden Fällen unfrei.

Anders der äſthetiſche Zuſtand, dem dieſe Charaktere nicht zukommen. Er iſt nicht wirkende Kraft, ſondern betrachtende Ruhe; er iſt nicht beſtimmt weder thätig noch bildend, ſondern unbeſtimmt oder beſtimmbar; er iſt nicht unter dem Zwange weder eines Problems noch eines Eindrucks: alſo nicht unfrei, ſondern frei. So beſteht die äſthetiſche Gemüthsverfaſſung in einer beſtimmbaren Ruhe, die wir als Freiheit empfinden. Oder um Schillers vortrefflichen Ausdruck zu brauchen, ſie beſteht in der „Beſtimmungsfreiheit", die zweierlei iſt: die Freiheit von allen Beſtimmungen, womit das Leben uns feſſelt, und die Freiheit zu allen Beſtimmungen, die das Leben enthält. In der letztern Rückſicht iſt dieſe Beſtimmungsfreiheit zugleich Beſtimmungsfähigkeit. Weil der äſthetiſche Zuſtand die Freiheit von allen Beſtimmungen iſt, darum iſt er weder geiſtig noch ſinnlich; weil er zugleich die Freiheit zu allen Beſtimmungen ausmacht, darum iſt er ſowohl geiſtig als ſinnlich: er iſt beides und zwar in gleichem Grade; es findet auf keiner von beiden Seiten ein Uebergewicht ſtatt, ſondern ein vollkommener Einklang dieſer beiden Grundkräfte der menſchlichen Natur. Nun ſind die beiden Kräfte der Vernunft und der Sinnlichkeit, die formgebende und die ſtoffempfangende, einander entgegengeſetzt. Wenn aber zwei Kräfte in entgegengeſetzten Richtungen auf daſſelbe Weſen mit vollkommen gleicher Energie einwirken, ſo wird nach unabänderlichen Geſetzen jenes Weſen in den Zuſtand vollkommener Ruhe verſetzt, es tritt ein Gleichgewicht ein der beiden Kräfte, die ſich gegenſeitig aufheben und in ihrem gemeinſamen Träger einen Zuſtand völliger Indifferenz herbeiführen. Die beiden Kräfte ſeien die formgebende und ſtoffempfangende, ihr gemeinſamer Träger der Menſch; ſie ſollen, entgegengeſetzt wie ſie ſind, in vollem Gleichgewicht gedacht werden; ſo kann die menſchliche Natur nicht anders, als den Indifferenzpunkt beider einnehmen, und die Indifferenz in dieſem Falle iſt eben der äſthetiſche Zuſtand. Bekanntlich haben die Moralphiloſophen viel darüber geſtritten, ob es eine Indifferenz des menſchlichen Willens gebe, d. h. eine Willensfreiheit oder einen Zuſtand, in welchem der menſchliche Wille nach entgegengeſetzten Richtungen vollkommen gleich geneigt ſei. Sobald es im Menſchen eine Willkür, d. h. ein Vermögen unbedingter Wahlfreiheit gibt, muß ein ſolcher Zuſtand möglich ſein. Denſelben verneinen heißt die Willkür und in dieſem Sinne die Willensfreiheit aufheben. Laſſen wir den Streit der Philoſophen! Die ſcharfſinnigſten Denker — ein Leibnitz, um eines Spinoza nicht zu gedenken — zählen zu den Gegnern der Willensindifferenz. Aber es gibt eine Indifferenz in der menſchlichen Natur, nur nicht im Willen, ſondern im äſthetiſchen Zu-

Digitized by Google

ſtande. Dieſe Entdeckung will Schiller an dieſem Punkte gemacht haben. Im äſthetiſchen Zuſtande findet ſich die Freiheit, welche die Moraliſten im Willen vergebens ſuchen. Was iſt der äſthetiſche Zuſtand, wenn er im Indifferenzpunkte zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit beſteht? Dieſe beiden Grundkräfte treiben unwillkürlich die menſchliche Natur, ſich denkend und ſinnlich zu äußern: es ſind die beiden Grundtriebe, die ſich nothwendig bethätigen, alſo die menſchliche Natur nöthigen. Indem ſie ſich beide gegenſeitig aufheben, ſo iſt damit zugleich die Nöthigung aufgehoben oder der Zwang, und der aufgehobene Zwang iſt die Freiheit. Dieſe Freiheit iſt kein Wollen, das mit einem beſtimmten Problem erfüllt iſt, ſondern die Offenheit für alle Beſtimmungen, ſie iſt der Zuſtand, in welchem der Menſch aus ſich machen kann was er will, ſie iſt ein Können, ſie iſt Fähigkeit und blos Fähigkeit: die Menſchheit in ihrer reinen, unberührten, unverbrauchten Anlage. In dem Zuſtande äſthetiſcher Freiheit kehrt die menſchliche Natur gleichſam zurück in ihre Urſprünglichkeit, in der ihre Kräfte nicht vereinzelt wirken, ſondern als gleichvermögende zuſammenſtimmen und ſich in dieſer Harmonie fühlen. „Die äſthetiſche Stimmung, weil ſie keine einzelne Function der Menſchheit in Schutz nimmt, iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, ſie iſt der Grund der Möglichkeit von allen.“ Wer dieſe Stimmung jemals erfahren hat, wird uns die Wahrheit dieſer Begriffe beſtätigen. Und wer ſollte ſie niemals erfahren haben? Aber ſie iſt niemals tiefer und vollſtändiger begriffen worden als von Schiller, und es gehörte ein Dichter dazu, um die äſthetiſche Stimmung ſo zu durchdringen. Erinnern wir uns an jene köſtlichen Gemüthszuſtände, die jeder mehr oder weniger, tiefer oder oberflächlicher erfahren hat, an jene Stimmungen, wo wir uns ganz und vollſtändig fühlen, unſer Selbſtgefühl ſo rein und ungetrübt ſich regt, als ob wir wieder jung würden, als ob wir gleichſam von Neuem anfangen könnten zu leben, als ob wir noch keine Schickſale gehabt hätten, wo „die Welt ſo weit, ſo offen vor uns liegt“, die ganze menſchliche Natur ſich fühlt, als ob ſie eben wie neugeboren vom Schlummer erwacht wäre, — ſind es nicht dieſe Stimmungen, wo wir uns fähig fühlen, jede Aufgabe zu löſen, am offenſten ſind für alle Beſtimmungen, vor Allem am meiſten geneigt ſind zur äſthetiſchen Betrachtung der Dinge, zum Genuſſe der Kunſtwerke, ſelbſt zur poetiſchen Schöpfung? Und ſind es nicht dieſe Stimmungen, in welche ſelbſt uns wiederum die Betrachtung der ſchönen Natur und der Genuß eines vollendeten Kunſtwerks verſetzt? Wir empfinden ähnlich wie Fauſt, der von ſeinem Spaziergange heimkehrt: „Vernunft fängt wieder an zu ſprechen und Hoffnung wieder an zu blüh'n; man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen, ach! nach des Lebens Quelle hin!“ Und das war die Stimmung, in der von allen Dichtern Goethe am meiſten gelebt hat, ſie war ſeine Natur, ſeine Gemüthsverfaſſung, ſie iſt der Grundton, aus dem ſeine Poeſie entſpringt oder

Digitized by Google

in den sie austönt. Schiller hat sie philosophisch begriffen und Goethe hat sie poetisch beschrieben; er hat uns in seiner „Zueignung" bezeugt, in welcher Stimmung er zum Dichter geworden, wie aus seiner ästhetischen Gemüthsstimmung seine poetische Kraft erwachte:

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken
Und Alles ward erquickt mich zu erquicken.

Wir haben den Punkt erreicht, in dem sich die beiden großen Dichter zusammenfinden. Goethe las die Briefe über die ästhetische Erziehung noch ehe sie gedruckt waren, und schrieb darüber an Schiller: „Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkenne, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" *) Und einige Wochen vorher nach einem ästhetischen Gespräch, das er mit Goethe gehabt hat, schreibt Schiller seinem Freunde Körner: „— zwischen unseren Ideen fand sich eine ganz unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunktes hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen." **)

Mit der Abhandlung über Anmuth und Würde war Goethe nicht einverstanden; mit den Briefen über ästhetische Erziehung stimmt er überein. Das erklärt sich leicht aus dem Unterschiede selbst, der zwischen den beiden Dichtern stattfindet: dort hatte sich der ästhetische Gesichtspunkt behutsam und schüchtern neben den moralischen gestellt, hier dagegen behauptet er mit dem vollen Bewußtsein seiner Berechtigung den höchsten Rang, und die menschliche Vollkommenheit wird durch die Schönheit begriffen.

---

*) Br. XIX. XX. XXI. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Th. I. Goethe an Schiller. 26. Oct. 1794.

**) Briefwechsel Schillers mit Körner. Th. III. Schiller an Körner. Sept. 1794.

Digitized by Google

5.

Nur der äſthetiſche Menſch iſt vollkommen, der empiriſche iſt es niemals. Unter dem Zwange der Lebensverhältniſſe werden wir eingeſchränkt, zerſplittert, an die Scholle gefeſſelt, auf ein Bruchſtück der Menſchheit angewieſen. Im empiriſchen Zuſtande, d. h. wie wir leben im Gange der Gewohnheit und Erfahrung, ſind wir niemals im vollen Gleichgewicht unſerer Kräfte, die Thätigkeit auf der einen Seite iſt allemal mit einem Leiden auf der andern verbunden. Unter dem Einfluſſe der Schönheit werden wir gleichſam wieder ergänzt, wieder verjüngt, in unſerer reinen und vollkommenen Menſchheit wieder hergeſtellt. Die Schönheit ſoll uns in den Zuſtand der Beſtimmungsfreiheit, d. h. in den äſthetiſchen Zuſtand verſetzen: darin beſteht ihre nothwendige und eigenthümliche Wirkung. Sie ſoll mit andern Worten den empiriſchen Menſchen in den äſthetiſchen verwandeln: daraus erklärt ſich die verſchiedene Wirkungsart der Schönheit. Wir können auf verſchiedene Weiſe unvollkommen und mangelhaft ſein, alſo auf eben ſo viele verſchiedene Weiſe vollkommen werden. Die Form unſerer Ergänzung richtet ſich offenbar nach dem, was uns fehlt. Und was uns fehlt iſt allemal etwas, das uns nicht fehlen ſollte, das wir haben oder ſein ſollten. Es ſollte uns niemals eine der Kräfte fehlen, die der menſchlichen Natur zukommen, und dieſe Kräfte ſollten immer in richtigem Gleichgewicht ſtehen, niemals die eine auf Koſten der andern ſich geltend machen. Die Vollkommenheit der menſchlichen Natur beſteht nicht blos in der Energie, ſondern in der übereinſtimmenden Energie ihrer Kräfte. Mithin beſteht die Unvollkommenheit der menſchlichen Natur in dem Mangel entweder der Energie oder der Uebereinſtimmung. Was uns fehlen kann und nicht fehlen ſollte, iſt entweder die Energie oder die Harmonie unſerer Kräfte. Die Thatkraft fehlt, wenn wir abgeſpannt oder erſchlafft ſind; die Harmonie fehlt, wenn eine Kraft die andere überwiegt, ſich einſeitig vor der andern geltend macht, angeſpannt oder angeſtrengt handelt. Die menſchliche Unvollkommenheit beſteht im Zuſtande entweder der Erſchlaffung oder der Anſtrengung. Der unvollkommene, d. h. empiriſche Menſch iſt entweder angeſpannt oder abgeſpannt. Soll alſo die Schönheit den empiriſchen Menſchen in den äſthetiſchen verwandeln, ſo muß ſie den angeſpannten und abgeſpannten beide ergänzen können: den einen, indem ſie beruhigend, mildernd, ſchmelzend auf ihn einfließt; den andern, indem ſie ihn wieder aufrichtet und belebt. In dem erſten Falle iſt die Wirkungsart der Schönheit „ſchmelzend“, in dem zweiten „energiſch“; in beiden iſt ſie ergänzend, befreiend, wiederherſtellend. An dieſer Wirkung als ihrer nothwendigen Frucht wollte Schiller die ächte Schönheit erkennen und gleichſam ihren Höhegrad meſſen. Je mehr wir von dem Kunſtwerk unſere äſthetiſche Freiheit, das Gefühl unſerer reinen und fähigen Menſchheit empfangen, um ſo richtiger wirkt, um ſo vollkommener iſt das Kunſtwerk. Je allgemei-

Digitized by Google

ner die Stimmung ist, die unserem Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Product aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung, desto vortrefflicher ist ein solches Product. *)

6.

Vergleichen wir jetzt den moralischen Menschen mit dem ästhetischen, so hat sich in den Augen des philosophirenden Dichters das Verhältniß beider wesentlich verändert. In dem moralischen Menschen ist eine Seite der menschlichen Natur, eine ihrer Grundkräfte in energischer Anspannung begriffen und im Kampf mit der andern. In dem ästhetischen sind die beiden Grundkräfte ganz befriedigt und mit einander in rein gestimmter Harmonie. Die blos sinnliche Empfindung ist die niedrige und rohe Begierde, welche die Dinge an sich reißen will und mit dem Stoffe derselben gemein wird; diese Begierde hat nöthig, durch den moralischen Willen bekämpft und unterdrückt zu werden. Die schöne Empfindung begehrt nichts als die Betrachtung der Dinge, sie will nichts empfangen als deren Form, sie ist rein von jeder gemeinen Begierde, sie bedarf nicht des moralischen Zwanges, denn sie erfüllt von selbst das moralische Gesetz. Und so ist in dem ästhetischen Menschen von selbst der moralische enthalten. Früher erblickte Schiller in dem moralischen Menschen vor Allem die Erhabenheit des Willens, jetzt sieht er in ihm vor Allem den Zwiespalt der Kräfte. Wenn Schiller zuerst erklärte, die Menschen müssen erst ästhetisch werden, ehe sie moralisch werden können, so wird er jetzt sagen: wenn sie das erste geworden sind, so brauchen sie das zweite nicht mehr zu werden. „Der Mensch muß lernen edel begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen." Und das lernt er durch die ästhetische Bildung. Früher erschien die ästhetische Bildung nur als eine Vorstufe zur moralischen, jetzt erscheint die moralische als eine Nachhülfe der ästhetischen. Wenn diese fehlt, dann bleibt nichts übrig als jene. Die moralische Kraft ist immer da, die ästhetische Fähigkeit nicht immer und nicht in Jedem. Wem die schöne Empfindung gebricht, der soll sich mit der „moralischen Kraft" trösten: „Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst!" Und so erscheint die schöne Sittlichkeit, verglichen mit der blos moralischen, als die höhere, die etwas vor dieser voraus hat, gleichsam vornehmer und edler ist, gleichsam den Adel der sittlichen Welt bildet; und die Moral, die vorher so erhaben aussah, erscheint unter diesem Gesichtspunkte betrachtet nur noch bürgerlich. „Adel ist auch in der sittlichen Welt, gemeine Naturen zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind!" **)

*) Vergl. Br. XVI. XVII. XVIII und XXII.

**) Vergl. Br. XXIII. bis zum Schluß.

Digitized by Google

Für den moraliſchen Menſchen gab es kein Schickſal, denn es gab keine Macht, die im Stande wäre, ihn zu überbieten oder erhabener wäre als er. Für den äſthetiſchen Menſchen iſt ein Schickſal ebenſowenig denkbar, denn es gibt keine Macht, welche die menſchliche Freiheit, ob wir ſie moraliſch oder äſthetiſch vorſtellen, binden und brechen könnte. Die moraliſche Freiheit bethätigt ſich in der heldenmüthigen Aufopferung, ſie erſchien deßhalb in ihrer Handlungsweiſe tragiſch. Die äſthetiſche Freiheit hat nicht nöthig erhaben zu wollen, weil ſie edel begehrt; ſie hat keinen Grund, tragiſch zu werden; ſie erſcheint über dem Schickſal und über der tragiſchen Handlung.

Die ſchöne Humanität löſt das Schickſal, das tragiſch verſchlungene Menſchenleben und jeden drohenden Conflict rein und vollkommen auf, wie Iphigenia in dem Goethe'ſchen Gedicht das Schickſal des Oreſtes und den Widerſtand des Thoas. Die äſthetiſche Freiheit macht das Schickſal unmöglich und die Tragödie überflüſſig. Wenn nun der Dichter nach dieſen ſeinen Anſichten ſein poetiſches Verfahren einrichtet, wenn er das äſthetiſche Ideal oder die ſchöne Humanität zur Aufgabe ſeiner künſtleriſchen Darſtellung macht, ſo muß die Tragödie hier einer großen Schwierigkeit begegnen. Am nächſten liegt, daß die tragiſchen Conflicte glücklich gelöſt werden; werden ſie tragiſch gelöſt, ſo wird wenigſtens der äſthetiſche Charakter des Helden (den wir vorausſetzen) nicht die zureichende Urſache ſein können, und der Dichter wird ſich genöthigt ſehen, außerhalb ſeines Helden eine Macht zu ſuchen, die ihm das Tragiſche vollenden hilft: er wird ſich in einer poetiſchen Noth befinden, worin er zum Schickſal von Neuem ſeine Zuflucht nimmt, das er doch aus moraliſchen und äſthetiſchen Gründen mit vollem Bewußtſein aufgegeben hat; er wird es wieder aufſuchen müſſen, und da er es in ſeiner Weltanſchauung nicht findet, ſo bleibt ihm nichts übrig, als das Schickſal in einer fremden Weltanſchauung nachzuahmen. Die Folge wird ſein, daß die Tragödie entweder ausbleibt oder ſich mit fremdartigen Motiven vermiſcht. Indeſſen haben wir jetzt in unſerem Dichter nicht den Künſtler, ſondern den Philoſophen vor Augen, und wir wollen der Unterſuchung nicht vorgreifen, die wir abgeſondert von dieſer uns für ein anderes Mal aufheben. Nur an der Grenze der gegenwärtigen Unterſuchung ſei die Frage aufgeworfen: *welchen Effect das äſthetiſche Ideal in der dramatiſchen und namentlich in der tragiſchen Dichtung haben wird?*

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

VIII.

In der ſteigenden Ueppigkeit ſeines Lebens erblich das Bild ſeines Bruders in Caſſians Erinnerung, und er gab ſich dem Genuſſe hin, ohne ſich weiter über die Rechtmäßigkeit ſeines Beſitzes Skrupel zu machen.

Der Miniſter, als ſchlauer Staatsruderer, hatte ſeinen Zweck erreicht. Baron Caſſian, von Neuem entflammt für Fräulein Alma's Reize, flatterte an dem Seidenfaden der feinen Coquetterie, womit das junge Mädchen ihn zu umſpinnen gedachte. Er würde ſich unbedachtſamer in dies Verhältniß geſtürzt haben, da er, unerfahren genug, ſein Gefühl für Alma für Liebe hielt, wenn nicht der Staatsanwalt ſchlau eine Verbindung durch ſeine Einflüſterungen ſo lange zu erſchweren geſucht hätte, bis directe Verſprechungen den directen Aufforderungen des Miniſters gefolgt waren. Den ungeduldigen Blicken deſſelben antwortete er mit geduldigem Achſelzucken. Er hatte geleiſtet, was er übernommen — andere Miſſionen mußten anders honorirt werden als mit freundſchaftlichen Einladungen zu Thee und Bretzeln. Die Sache ſtand alſo für jetzt ſtill. Entweder wollte ſich der Miniſter aus Politik nicht tiefer verſtricken, oder er glaubte dem Liebreize ſeiner Alma die weitern Erfolge anheimſtellen zu können.

Berauſcht von Eitelkeit, befriedigt von einem Leben, das täglich mit ſeinen neuen Freuden auch neue Triumphe darbrachte, lag Baron Caſſian am Morgen eines flockenreichen Januartages auf ſeiner Ottomane und dachte über ſein Glück nach, als der Jäger eintrat und mit haſtiger Geberde einen großen Brief an ſeinen jungen Herrn gab: Von Schloß Sindekow per Eſtafette, ſagte er, ſeltſam lächelnd, und verſchwand wieder.

Baron Caſſian nahm das Schreiben und las die Aufſchrift: An Se. Hochgeboren den Reichsbaron General von Sindekow auf Sindekow. —

Ein Lächeln überflog die ſchönen jugendlichen Geſichtszüge. Iſt nicht mehr an die Adreſſe zu befördern! ſprach er halb ernſt, halb ſcherzhaft; es bleibt alſo nichts übrig, als daß der Erbe dieſes Adreſſaten ſich unterrichtet, wer noch jetzt an meinen ſeligen Papa ſchreibt und was man von ihm will.

In dieſem Momente fiel ſein Auge auf den Poſtſtempel „Straßburg" — und ein Schauer von Schrecken durchrieſelte ihn: von meinem Bruder vielleicht —? murmelte er und zögerte das Siegel zu löſen.

Er ſprang auf vom Sopha, warf den Brief auf den Tiſch und ſchritt mit umdüſterter Stirn im Zimmer auf und ab. Endlich faßte er ſich. Was fürchte ich denn? fragte er ſich ſpöttiſch. Ich werde jetzt endlich erfahren, wo der verlorne Sohn weilt, und ich werde mit Vergnügen etwas von mei-

Digitized by Google

nen entbehrlichen Einkünften opfern, um ihn zufrieden zu ſtellen und um meinem Gewiſſen zu genügen! Raſch brach er das Siegel. Wir leſen mit ihm:

„Nach dem ausdrücklichen Willen Desjenigen, in deſſen Auftrage ich dieſen Brief an Ew. Hochgeboren ſchreibe, melde ich Ihnen erſt heute den vor drei Monaten erfolgten Tod des Baron Walter von Sindekow. Er iſt damals, krank von der Reiſe nach ſeiner Heimath, wohin Ew. Hochgeboren ihn berufen, zurückkehrend, ſanft in den Armen ſeiner Gattin entſchla —"

Gattin — Gattin — Gattin! rief Caſſian laut aus, ſeine Lectüre einen Moment jäh unterbrechend. Begierig las er gleich weiter:

„Entſchlafen, und er hat die Ruheſtätte erhalten, die von ihm beſtimmt war. Ich kenne aus den Mittheilungen des verſtorbenen Barons, Ihres Sohnes, die Verhältniſſe Ihrer Familie genau. Ich weiß, daß trotz der Willfährigkeit des Stammerben, das Verſtoßungs-Document zu unterzeichnen, das ihm vorgelegt wurde, ſeinem hinterbliebenen Sohne dennoch das volle und ungeſchmälerte Erbrecht verbleibt, und ich erſuche Ew. Hochgeboren, den Knaben, der zur Zeit ein Jahr alt iſt, in ſeine ererbten Rechte einſetzen zu wollen. Es iſt ein Act der Gerechtigkeit, welchen Sie dem Andenken des armen, verſtorbenen Barons für ſeinen hinterlaſſenen Sohn ſchulden, und ich bezeichne Ihnen im vollen Vertrauen, daß Sie ſich beeilen werden, den künftigen Reichsbaron unter die übliche Vormundſchaft der Sindekowſchen Schwertmagen zu ſtellen, unſern Aufenthalt, Chateau Millefleurs im Canton der Ill, unweit Straßburg belegen."

Das iſt ja luſtig! rief, verſtört vom Briefe aufſchauend, der junge Baron mit ſchneidendem Spotte. Eine Komödie comme il faut! Ein Märchen! Bin ich denn der verzauberte Prinz? Chateau Millefleurs —? Wie empfindſam —! Wie geſchmackvoll ſentimental! Wie unterzeichnet ſich denn der ausgezeichnete Erfinder dieſer Neuigkeiten? Babet Mauvillon! Mein Gott — äfft mich wirklich kein Traum — Gattin? Sohn? Gattin? Walters Gattin? Walters Sohn?

Mit einer verzweiflungsvollen Geberde griff er wieder nach dem Briefe und las ihn aufmerkſam abermals durch. Die Buchſtaben blieben dieſelben — die Worte dieſelben, und auch die ſchwere, entſetzlich ſchwere Bedeutſamkeit dieſelbe.

Wirre Gefühle durchſchauerten die Bruſt des jungen Mannes. Was da geſchrieben ſtand, klang ſo beſtimmt, ſo wahr — er ſelbſt kannte die Verhältniſſe ſeiner Familie nicht einmal ſo genau, wie dieſe Babet Mauvillon, die decidirt und peremtoriſch, ſogar ſeinem Vater gegenüber, den ſie noch am Leben und im Beſitze der Macht glaubte, Gerechtigkeit üben zu können, von den nothwendigen Schritten ſprach, die geſchehen ſollten und mußten. Mitten in dem Taumel aufgeregter Furcht traf ihn der Beſuch des Staatsanwalts Meier, den der Jäger meldete, wie ein Himmelstroſt. Er eilte ihm

Digitized by

bis zur Thür entgegen, den Brief in der Hand, das unſelige Geheimniß auf den blaßgewordenen Lippen.

Sie kommen wie gerufen, lieber Freund, ſprach er fieberhaft haſtig. Denken Sie, hier meldet eine Dame Babet Mauvillon meinem ſeligen Vater den Tod meines Bruders und das Vorhandenſein einer Wittwe von ihm nebſt einem Sohne — !

Der Staatsanwalt lachte. Und das erſchreckt Sie? fragte er ironiſch. Eine Geldſchneiderei — nichts weiter! Setzen Sie ſich hin und antworten Sie der Dame Babet Mauvillon: daß Sie bei erſter Gelegenheit ihren Brief an Den befördern laſſen wollten, an den er gerichtet iſt. Die Antwort würden Sie ihr dann mittheilen, wenn ſie aus jenen Räumen, wo Ihr ſeliger Herr Vater jetzt weile, zu Ihnen gedrungen ſei! Wenn ſich beſagte Schreiberin entſchließt ſo lange zu warten, bis das geſchehen iſt, ſo haben Sie vollſtändig Zeit, Ihr Leben zu genießen und als Reichsbaron zu ſterben!

Wenn die Dame aber die Wahrheit ſchreibt? fragte Baron Caſſian einigermaßen beruhigt, jedoch immer noch beklommen.

Dann halten Sie es für eine Lüge! Wer kann Sie zwingen es zu glauben? Und dann, lieber junger Freund — ein Frauenzimmer, und Sie zittern? Wenn es noch ein Advokat wäre, der für das Recht eines Clienten in die Schranken träte!

Die Dame ſchreibt mit der Gewandtheit und Sicherheit eines Advokaten — fiel Baron Caſſian ein, indem er ſeinem Rathgeber den Brief hinhielt.

Zeigen Sie her das Machwerk, erwiederte Dieſer. Ich will es zur Kurzweil leſen, denn der Beachtung finde ich es nicht werth.

Er las lächelnd, dann bedächtiger. — — Nun? fragte der Baron geſpannt, als er fertig war und dennoch nicht redete.

Es weht ein verwünſcht entſchloſſener Geiſt aus den Zeilen dieſer Babet Mauvillon, entgegnete der Staatsanwalt ſichtlich frappirt; und zwiſchen den Zeilen kann man im Geiſte den Vorſatz erblicken, ohne Erbarmen mit Denen zu verfahren, die Hinderniſſe in den betretenen Weg zu legen Miene machen wollten. Ich werde die Sache in die Hand nehmen, Baron, ich werde antworten und Beweiſe fordern, Beweiſe von der Rechtmäßigkeit der Ehe und von der Rechtmäßigkeit der Geburt des Knaben.

Baron Caſſian reichte ihm freudig ſeine Rechte: Wollen Sie das, ſo verpflichten Sie mich zur Dankbarkeit. Es wird nöthig ſein, daß Sie ſich dazu präpariren, daß Sie das Archiv meiner Ahnen durchſuchen.

Noch nicht, Beſter, noch nicht! Zuerſt werde ich die Geſchichte leicht nehmen, ganz leicht, werde, von Ihnen autoriſirt, den Tod des Generals anzeigen mit dem Bemerken, daß Sie ohne Weiteres in den Beſitz der Güter getreten ſeien, weil erſtens das Entſagungs-Document und zweitens vom Vorhandenſein einer Gattin und eines Sohnes Ihres älteren Bruders keine

Digitized by Google

Spur vorgefunden wäre. Darauf werde ich in Ihrem Namen großmüthig Erziehungsgelder in nobler Art anbieten, und nun erst sehen, was Dame Babet, die sich in einem hinreichend gültigen Verhältnisse zu der Wittwe Ihres Bruders aufzustellen nöthig hat, darauf antwortet. Sind Sie zufrieden mit meinem Vorschlage, so nehme ich Platz an Ihrem Schreibtische, während Sie Toilette machen, und wenn Sie fertig sind, bin ich auch fertig.

Baron Cassian erklärte sich einverstanden mit Allem; der Brief an Babet Mauvillon auf Chateau Millefleurs ging ab und der junge Baron athmete auf. War er aber ganz ruhig über den Verlauf der Sache, war er mit sich selbst zufrieden?

Nein. Sein Herz zeigte die Unruhe eines wallenden Wassers, das in Ebbe und Fluth seine Bahn durchläuft. Das Gute und Böse kämpfte mächtig in ihm. Oftmals war er nahe daran, hinzueilen und dem Sohne seines Bruders den Reichthum des Stammes zu Füßen zu werfen, um damit die schöne, heitere Stimmung seiner Seele wieder herzustellen. Dann aber überfiel die Vergleichung seiner jetzigen Lage mit der eines zweiten unbeachteten Sohnes des Stammes Sindekow sein Herz mit so furchtbarer Schwere, daß er nicht den Muth hatte, daran zu denken, geschweige Schritte zu thun, die ihn wieder in sein weltliches Nichts zurückzuschleudern im Stande wären.

Nach ihrem Uebereinkommen sprachen die beiden Verbündeten kein Wort über diesen Brief, und so blieben die Bekannten des Barons über die veränderte Laune des jungen Edelmannes ganz im Dunkeln. Man forschte nach dem Grunde seines Ernstes, man suchte ihn in einem unglücklichen Liebesverhältnisse — Gerüchte voller Lügen tauchten auf — der Minister von Lautenberg begann für das Gelingen seiner Pläne zu zittern, und er ließ sich jetzt herab, den Staatsanwalt Meier zum Vertrauten und damit zu seinem forderungslustigen Günstlinge zu machen.

Welch ein Feld ehrgeiziger Pläne eröffnete sich hiermit dem emporstrebenden Juristen! Er sah sich schon im Geiste am Zielpunkt einer Carriere, in der er bisher nur allmählig und langsam vorzuschreiten gehofft hatte; er fühlte schon im Voraus die Befriedigung des Ehrgeizes, mit der der Bürgerliche einen Standpunkt einnimmt, der vorzugsweise der höhern Geburt offen bleibt. Sein Herz pochte vor Vergnügen, und je stiller und ernster Baron Cassian sich zeigte, desto heller und freudiger lächelte der Staatsanwalt Meier. Hatte er nicht das Glück am Seidenfaden, wie die Knaben die Maikäfer? Zeigte ihm nicht die Schwäche eines Vaters, der seine Tochter dem Glanze eines fürstlichen Adels vermählen wollte, den Kletterbaum zum Ruhme? Wollte ihn ein fürchtendes Bangen vor den Ansprüchen der Dame Babet Mauvillon beschleichen, so raffte er seinen juristischen Muth zusammen, der eine Halbfranzösin aus dem Felde zu schlagen für eine Kleinigkeit erachtete. Und dann? Wenn sich auch später herausstellte, daß Baron Cassian nicht als

Digitized by Google

Reichsbaron in der Welt zu leben vom Schickſal beſtimmt war, was brachte es ihm für Schaden? Es kam nur darauf an, dies Geheimniß zu bewahren, bis er durch des Miniſters Einfluß die Klippen überſtiegen hatte, die ihn von ſeiner erträumten Beamtengröße trennten.

IX.

Die Antwort der Mademoiſelle Babet ließ nicht lange auf ſich warten. Es wird unnöthig ſein, die Stimmung des Barons bei dem Empfange derſelben zu beſchreiben. Leben oder Vernichtung hieß die Loſung. Caſſian zauderte nicht eine Minute, dieſer Alternative feſt ins Antlitz zu ſchauen. Der Brief war auf ſein beſonderes Verlangen an den Staatsanwalt adreſſirt, allein dieſer zeigte ſo viel Discretion, ihn uneröffnet dem Baron zuſtellen zu laſſen. Mademoiſelle Babet ſchrieb alſo an den Staatsanwalt:

„Mein Herr! Indem ich Sie als den vertrauten Geſchäftsführer des Barons Caſſian, zweiten Sohnes des verſtorbenen Reichsbarons von Sindekow, reſpective, erlaube ich mir, Sie im Intereſſe meiner Pflegbefohlenen ſowohl, als im Intereſſe des fraglichen Stammerben von den Vorfällen in Kenntniß zu ſetzen, die meine Pflegetochter Roſa in ein Verhältniß zu dem Herrn brachten, das ſie auf einen ehrenvollern Platz in der Welt anweiſet, als wir glaubten. Vor länger als zwei Jahren trafen wir auf einem Spaziergange durch unſere Blumenanlagen einen todesmatten Herrn, deſſen ariſtokratiſch edles Ausſehen, verbunden mit ſeiner elenden Hülfloſigkeit, zu unſerm Herzen ſprach. Fräulein Roſa, die Beſitzerin von Chateau Millefleurs, öffnete bereitwillig ihre gaſtlichen Zimmer, und es vergingen nur wenige Wochen, ſo hatten wir die Freude unſern Patienten geſunden zu ſehen. Ich bemerkte bald, daß er meinen Pflegling mit Wünſchen und Hoffnungen zu betrachten begann; und als ſich Roſa eines Tages, offenbar gefeſſelt von ſeiner edeln Perſönlichkeit, ſeiner Bewerbung günſtig zeigte, da forſchte ich ernſt nach ſeinen Familienverhältniſſen. Er erklärte ſich für arm, gab jedoch genaue Auskunft über den Aufenthalt ſeiner Familie, mit welcher er, wie er meinte, in keiner feſſelnden oder hinderlichen Verbindung ſtehe. Natürlich wurde jetzt die Familie Roſa's zu Rathe gezogen; ſie hatte nichts gegen die Verheirathung des jungen Fräuleins, das ſelbſtſtändig ſo viel Einkünfte beſaß, um mit mäßigen Anſprüchen ein Familienverhältniß zu begründen. Roſa's Voreltern gehörten zu Denen, die nach der Pariſer Bluthochzeit ihrer proteſtantiſchen Anſichten wegen die Hauptſtadt verlaſſen hatten, und die ganze Familie Chatelet hielt ſich ſeitdem einen Pfarrer, der in einem Städtchen wohnend, wo er Pfarrer an einer proteſtantiſchen Kirche war, alle religiöſen Handlungen für ſeine Beichtkinder entweder dort verrichtete, indem er dieſelben dahin beſchied oder auch die kleine Reiſe zu den einzelnen Mitgliedern der Familie unternahm. Wir zogen es der Feierlichkeit wegen vor, zu un-

Digitized by Google

ſerm guten Pfarrer Maurice Pernier zu fahren, um die Trauung Roſa's in einer Kirche vollziehen laſſen zu können; und ſomit iſt ſie unter den Augen Gottes und einer zahlreich verſammelten Menge andächtiger Zuſchauer an geheiligter Stätte die Gattin des Baron Walter von Sindekow geworden.

Dieſe Auseinanderſetzung fand ich für nöthig, um den leiſen Schatten eines Zweifels, der aus Ihrem Briefe, mein Herr, hervorleuchtete, alsbald auszulöſchen. Belege für meine Erzählung werden die Trauſcheine ſein, die in wenigen Tagen, vom Pfarrer ausgefertigt, in Ihre Hände gelangen werden.

Uebrigens hätte ich gewünſcht mit dem Baron Caſſian, zweitem Sohne des Reichsbarons von Sindekow, direct verhandeln zu können. Es liegt eine feindſelige Abweiſung in der Manier, mich, die vom ſeligen Baron Walter autoriſirte Vertreterin ſeiner Nachgelaſſenen, von einem Geſchäftsführer Sr. Gnaden beſcheiden zu laſſen, und ich will nicht hoffen, daß dieſe Feindſeligkeit der Geſinnung ſich weiter erſtrecke und zu Handlungen übergehe — er würde mich ſcharf gewaffnet finden, ſollte er ſolche Schritte wagen.

Daß nach dieſen Darlegungen gar nicht die Rede von der Annahme eines Erziehungs- und Abfindungsgeldes, wie man es illegitimen Sprößlingen anzubieten gewohnt iſt, ſein kann, werden Sie, mein Herr, einſehen und es dem Herrn Baron Caſſian zu verdeutlichen ſuchen."

Ich bin verloren! murmelte der Baron und ließ den Brief traurig aus der Hand ſinken. Nur raſch entſchloſſen — nur ſchnell den Glanz fortwerfen und fort von hier — fort, fort, ſo weit die Füße mich armen Menſchen tragen wollen. Was hilft alles Sträuben? Das Familiengeſetz ſchützt, ſo viel ich weiß, dieſen Sprößling Walters.

Er ſchellte heftig. Der Jäger erſchien.

Sogleich zum Staatsanwalt Meier! herrſchte er ihn an. Ich ließe um ſeinen Beſuch bitten.

Der Jäger unterbrach ihn: Der Herr Staatsanwalt ſind ſchon hier.

Der Jäger verließ das Gemach und der Staatsanwalt trat über die Schwelle, Spannung und Neugier in allen Zügen. Ein Blick auf den muthlos dahin geſunkenen jungen Freund genügte, um ihn Gefahr ahnen zu laſſen. Eifrig ergriff er das Schreiben und las. — Das iſt ja ein verteufeltes Weib, brummte er, als er zum zweiten Male dem ſcharf hervorgehobenen Paſſus vom „zweiten Sohne des Reichsbarons von Sindekow" begegnete.

Mit dieſem Ausſpruche allein weiſet ſie Ihnen nach, daß Sie gar nichts zu ſagen, gar nichts zu erben und gar nichts zu fordern haben. — Wollen ſehen, Dame Babet!

Mein Entſchluß iſt gefaßt, lieber Freund, entgegnete Baron Caſſian mit matter und gedrückter Stimme. Ich trete zurück!

So lange ich Athem in der Bruſt habe, nicht! rief der Staatsanwalt etwas erſchrocken, denn jetzt wäre dieſer Schritt auf alle Fälle für ſein Ge-

Digitized by Google

ſchick, das daran hing, zu früh geweſen. Wir müſſen nach Sindekow, trotz der Bärenkälte. Wir müſſen ſehen, ob wir in den Documenten nichts finden, was uns waffnet gegen dieſe gewaffnete Amazone. Rüſten Sie ſich, Baron. Nachmittag um vier Uhr fahren wir. Relais mag Ihr Jäger vorausreitend beſtellen. Verdammt, daß keine Eiſenbahn nach Sindekow führt. Wir verſäumen freilich den Ball bei meiner gnädigen Frau Schwägerin! ſetzte er plötzlich mit geſuchtem Pathos hinzu. Der Miniſter hat zugeſagt — Fräulein Alma rechnet auf Sie — Ueberlegen wir! —

Baron Caſſian wehrte jede Ueberlegung ab: Wie könnte ich heute mit fröhlichem Geſichte in einer Geſellſchaft erſcheinen! Wie könnte ich tanzen! Nein, nein, laſſen Sie uns fahren!

Sie fuhren richtig, wohlverpackt, punkt vier Uhr im vierſpännig beſpannten Wagen des Barons ſchnurſtracks auf Sindekow zu, das ſie erſt ſpät in der Nacht erreichen konnten.

Am Abend erſt bekam Frau Meier die Nachricht, daß ihr Schwager und der Baron Caſſian in wichtigen Angelegenheiten die Stadt verlaſſen hätten und nach der Beſitzung des Barons gereiſt ſeien. Sie ſah es nicht ungern, denn die außerordentliche Willfährigkeit Sr. Excellenz, dieſen Ball mit ſeiner Gegenwart zu beehren, hatte in ihr die Ahnung beſonderer Pläne, Hoffnungen und Erwartungen des hohen Herrn geweckt.

Ob ſie Unrecht hatte? Der Miniſter erſchien früher als ſonſt, und zwar mit dem cordialen Weſen eines Hausfreundes. Seine bildſame Tochter Alma war reizender, als je. Sie hatte auf Befehl ihres Vaters die Maske eines naiven, fröhlichen Kindes vorgenommen, und war wirklich ſo ganz und gar Kind, daß es ſchien, als möchte ſie vor Kindesübermuth die Hände zuſammenſchlagen und auf einem Beine tanzen. Die ganze Geſellſchaft war bezaubert von ihr. Aber der Mann, auf deſſen Bezauberung es abgeſehen war, der fehlte leider.

Dieſe wiederholte Fehlſchlagung ſeiner gut angelegten Pläne verſtimmte den Miniſter gründlich. Das Ding muß ein Ende nehmen! murrte er innerlich, während er gnädig lächelnd dem Contretanze zuſah, worin ſeine Tochter mit dem Fürſten Steffano in der Nachläſſigkeit graziöſen Gleichmuthes wetteiferte. Sie ſahen Beide dabei wunderhübſch aus, und wie ein Funke flog der Gedanke in die Seele Sr. Excellenz: Er iſt reich, wie ein Krösus! Mag er ſein Fürſtenthum losſchlagen und hier bleiben, dann ſoll er mein Kind haben! — Armer Caſſian, die Schale deines Glückes war von trügeriſch unhaltbarem Glaſe, ſie bricht in Scherben.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die ſtille Größe.

Wohl manche Tugend gibt's, an Schimmer reich,
Und hoch gerühmt an Männern oder Frauen;
Doch keine kommt der ſtillen Größe gleich,
Die ſonder Rückhalt, die nicht zag und bleich
Der ſchwerſten Pflicht in's Auge weiß zu ſchauen.
Langmuth, Geduld und Selbſtvergeſſenheit:
Wie nenn' ich dich, die du voll Herrlichkeit
So tief und rein biſt wie des Himmels Blau,
Dich Edelmuth im Herzen einer Frau!

O, du biſt wahr und tüchtig, ſchön und rein,
Wo du dich zeigſt in rüſtigem Beginnen;
Doch iſt es das Erhab'ne nicht allein;
Das Kleinſte ſelbſt in quäleriſcher Pein
Kann unvermerkt beglückend dir gelingen.
Die Leidenſchaftlichkeit in irrer Gluth
Entflieht vor dir, du heiligeſt den Muth
Und zähmſt den Trotz, wenn ſonder Waffen du
Entwaffneſt, und dem Streit gebieteſt Ruh.

Von dir berührt mit zarter linder Hand,
Liegt Sinn und Werth in allen Kleinigkeiten;
Die Feſſel ſelbſt wird uns zum Roſenband,
Du ſchaffſt zur Heimath um ein rauhes Land
Und führſt zum Glück nicht durch entleg'ne Weiten.
Das Haus, du wandelſt es zum Tempel um,
Dein Leben iſt ein Dienſt im Heiligthum,
Da dieneſt du, da dieneſt du ſo gern, —
Da herrſcheſt du, die Herrin deines Herrn.

Ob Anerkennung dich belohnt, ob nicht,
Du bleibſt dir gleich in ſegensreichem Walten;
Nicht glänzen ſoll, nur leuchten ſoll dein Licht,
Und dafür hat man deinem Angeſicht
Den eiteln Spiegel nicht erſt vorzuhalten.
So biſt du fromm und leiteſt auf der Bahn
Der Frömmigkeit als Vorbild uns voran,
Durch Schweigen überredend, und dabei
Durch Lächeln überzeugend klar und frei.

Nicht in Berechnung klug und abſichtvoll
Beharrſt du feſt und ernſt auf deiner Meinung;
Nicht in beſiegtem Widerſpruch und Groll,
Nein, weil dein Weſen iſt das was es ſoll,
So kommt es reich in Liebe zur Erſcheinung.
Was Liebe ſei, nur dir iſt's ganz vertraut;
O ſelig, wer mit dir ſein Haus erbaut;
Er preiſe dich beim wohlgelung'nen Bau,
Dich Edelmuth im Herzen einer Frau!

F. M. Heſſemer.

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— **Wielands's Prophezeiung über Napoleon.** Wieland pflegte in seinem deutschen Merkur die Zeitereigniſſe mitunter in der Form von Geſprächen zu beurtheilen. Nach dem abfälligen Ton, welchen die neuere Literaturgeſchichte in Bezug auf Wieland anſchlägt, ſollte man nicht vermuthen, daß ſeine politiſchen Aeußerungen in den neunziger Jahren allgemeine Beachtung fanden. J. W. Loebell gibt ihm in dem ſo eben erſchienenen zweiten Bande ſeiner „Entwicklung der deutſchen Poeſie" auch hierin ſein Recht. Im März 1798, alſo zwei Monate vor Bonaparte's Abfahrt nach Aegypten, brachte der Merkur ein Geſpräch über den Beſchluß der franzöſiſchen Republik, daß jeder Bürger „Haß dem Königthum" zu ſchwören habe. Wilibald ſpricht zu Heribert: Da man keinen König wolle, ſo müſſe man einen Dictator wählen. „Es müßte ein junger Mann ſein von großem, hohem Geiſte, von den größten Talenten in Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von reinen Sitten, immer Meiſter von ſich ſelbſt, zugleich offen und verſchloſſen, geſchmeidig und hart. Er darf aber kein eigentlicher Franzoſe, wenigſtens von keiner alten und bekannten Familie ſein. Das Außerordentlichſte bei der Sache iſt, daß ihr dieſen Mann nicht erſt zu ſuchen braucht, er iſt ſchon gefunden" — Bonaparte nämlich. Bald nach dem Erſcheinen des Artikels ſchrieb Goethe an Schiller Folgendes: „Wielanden iſt durch ein heimlich demokratiſches Gericht verboten worden, die Fortſetzung ſeiner Geſpräche drucken zu laſſen." Loebell meint, das beziehe ſich auf Einſchüchterungen, die er von ſeinen republikaniſch geſinnten Freunden erfahren habe. Dies halten wir für irrig; es müßte dann wohl heißen: „ein demokratiſches heimliches Gericht." Goethe will vielmehr ironiſch andeuten: die Behörde, die Wielanden die Fortſetzung unterſagt, müſſe wohl insgeheim demokratiſch geſinnt ſein. Merkwürdiger iſt es jedoch, daß faſt zwei Jahre ſpäter ein engliſches miniſterielles Blatt auf Wielands Prophezeiung zurückkam. Das St. James Chronicle ſagte nämlich im Januar 1800: „Wie außerordentlich es auch erſcheinen mag, daß, was ein deutſcher Autor ſich erkühnt hat, den Franzoſen ein Jahr vorher zu rathen, nun buchſtäblich von ihnen befolgt wird, ſo erklärt es ſich doch leicht. Denn es iſt unmöglich, hier die geheimen Springfedern und Mittel nicht zu entdecken, welche die fluchwürdige Secte der Illuminaten anzuwenden nicht aufhört. Von ihr inſpirirt, hat Wieland das Geſpräch geſchrieben, um Europa mit ihren Planen vertraut zu machen."

— **Muſikaliſche Parade** von Jeremias Querpfeifer (Berlin 1858). Dieſes ſatiriſche Schriftchen von einem Druckbogen bildet ein derbes Gegenſtück zu der ätheriſchen Apotheoſe, die Paſtor Steinacker (freilich nur als Gelegenheitspoet) für Franz Liſzt und andere Ordensbrüder erſonnen hat. Der Querpfeifer führt die angeſehenſten Muſiker von Abt, Bülow und David bis zu Taubert, Richard Wagner und Wieprecht in alphabetiſcher Ordnung an; er bringt in handbüchenen Knittelverſen manche unnütze Grobheit, aber auch manche gute und zeitgemäße Bemerkung, die in dieſer Weiſe immerhin etwas eindringlicher klingt, als in Proſa. Mit folgender Apoſtrophe an den Begründer der Zukunftsmuſik werden Viele einverſtanden ſein:

Du biſt nicht der Wagner, der trockene Wicht,
Dem es an Genie und an Geiſt gebricht;
Du biſt weit mehr der ſtets drängende Fauſt,
Vor dem es zuletzt den Reinen grauſt.
Du biſt viel beſſer als deine Vaſallen,
Denn die wollen uns am wenigſten gefallen; — —
Sie haben dich ſelber confuſe gemacht,
Auf Reformator-Ideen gebracht.

Digitized by Google

— **Malaparte (Malapert) und Bonaparte.** In den vor wenigen Tagen ausgegebenen „Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt am Main" gibt Dr. Römer-Büchner einige Notizen, aus denen hervorzugehen scheint, daß die Familie Malapert von einer alt-italienischen abstammt, deren Haupt, Johann Malaparte, in einer Urkunde vom Jahr 1123 vorkommt. Ein Sohn desselben nahm euphemistisch den Namen Bonaparte statt des bis dahin üblichen an. Unter den Italienern, die vom 15. Jahrhundert an der blühende Handel Belgiens nach diesem Lande zog, befand sich auch eine Familie Malapart, von der man annehmen kann, daß sie mit den Bonaparte's verzweigt war; es ist dieselbe, die später aus den Niederlanden nach Frankfurt übersiedelte und deren Stammvater in der neuen Linie auf dem hiesigen Peterskirchhof begraben ist. Dr. Römers Vermuthung, daß sie gerade von Johann Bonaparte abstamme und ihren früheren Namen Malaparte wieder angenommen habe, scheint uns nicht hinlänglich gestützt.

— **Verein für Gewerbefreiheit** in Bremen. Eine lebhafte Polemik in Versen und Prosa hat sich um diesen neu gegründeten Verein in der alten Hansestadt entsponnen; inmitten derselben befestigt er sich jedoch und gibt in öffentlichen Versammlungen von seiner Wirksamkeit Zeugniß. Die Allgemeine Zeitung berichtet über einige dort gehaltene Vorträge; es wurde auf manches Lächerliche in der alten Zunftgesetzgebung angespielt, und ein Tischlermeister gedachte namentlich des sonderbaren Umstandes, daß es den Zimmerleuten in Bremen nicht erlaubt ist, den Leimtopf zu führen. Wenn der geehrte Redner einmal nach Frankfurt kommt, wollen wir ihm noch schönere Dinge erzählen, z. B. die Geschichte von einem Fremden, der einen größeren eingerahmten Kupferstich an die Zimmerwand befestigen wollte und mit Erstaunen wahrnahm, daß er für diese wichtige Handlung Mitglieder von drei Gewerben in Anspruch zu nehmen und zu bezahlen hatte.

— Ueber die **Matinée**, welche Marie Seebach zum Besten des Chorpersonals im Saale des Hotel de l'union veranstaltete, schreibt uns ein Verehrer der Künstlerin: „Morgenstunde hat Gold im Munde. Für das arme Chorpersonal war dies aber nicht der Fall; für uns Zuhörer schon mehr. — Die Seebach sprach und sie sprach zum Entzücken. Drei Sachen trug sie vor: zwei Gedichte von Hebbel mit musikalischer Begleitung von Schumann; und ein größerer Sieg des Wortes über den Ton wurde wohl selten gefeiert; über dem reizend schönen Sprechen der Seebach hat man die Musik ganz vergessen, hat man die Musik gar nicht gehört. Zum Schlusse gab sie ein komisches Stück: Zwanzig, dreißig, vierzig, oder Selbstbetrachtungen eines Mädchens in diesen Jahren. Referent kennt den Verfasser nicht, und dieser hätte sich schwerlich selbst erkannt, wäre er zugegen gewesen. Ja man kann wohl sagen, man erkannte die Seebach in keiner Altersstufe wieder, so ausgezeichnet wußte sie die eine gegen die andere zu contrastiren. Soviel Anregendes der Vortrag dieses Gedichtes auch hatte, er hatte noch viel mehr Beruhigendes, Beruhigendes im wohlthätigsten Sinne des Wortes. Wer die Seebach hier genau beobachtet hat, wird nicht mehr für sie besorgt sein wegen der vermeintlichen Anstrengung ihres zu rasch sich folgenden Auftretens. Denn eben bei dem bewundernswerthen Reichthum ihrer Stimmmittel hat sie jeden Ton in der Gewalt und kann ihn, um jede Wirkung hervorzubringen, mit der größten Leichtigkeit anschlagen. Und so hat die Gegenwart doppelt Ursache, dem Schicksal zu danken für die Quantität und für die Qualität der gebotenen Genüsse. Aber hier liegt auch der Schlüssel zu dem ganzen Zauber des Seebach'schen Spieles, denn eben weil sie gar keine Anstrengung zeigt, macht sie einen so großen Eindruck auf den Zuhörer. Es erscheint Alles so natürlich, sie scheint ihre Rolle nicht zu spielen, sie scheint sie zu leben; lebe sie noch lange!" — Ein bekannter Freund des Wortwitzes fügt hinzu: „Marie, du warst hinreißend, sei auch bald wieder herreisend. Komme bald wieder!"

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 22. **Frankfurt a/M.,** den 29. Mai 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Schiller als Philosoph**, Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer (Forts.). — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Aphorismen über die menschlichen Sinne.** Von Julius Schaller in Halle (Forts.). — **Stimmen über die Herzogin von Orleans.** — **Unterhaltungen.** Redwitz' Amaranth auf der Bühne; Gottfried von Straßburg; die Sabinerinnen; Handbuch des Nationalismus; Voltaire in Frankfurt; neue Dramen aus der antiken Welt; Albert Bitzius; Graf Orloff Davidoff; Enfantin; Francesco dall' Ongaro u. a.

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

VIII.

Vergleichen wir Schillers ästhetische Grundsätze mit den kantischen, so hat sich die kleine Differenz, die sich von vornherein bemerkbar machte, allmälig und folgerichtig zu einer großen entwickelt. Kant hatte in dem behutsam-kritischen Geiste seiner ganzen Betrachtungsweise das ästhetische Problem aufgestellt und gelöst. Die Schönheit galt ihm nicht als eine Eigenschaft, die den Dingen an sich zukommt, sondern lediglich als ein Prädicat, das wir nicht anders können als den Erscheinungen beilegen. Was Kant erklären wollte, war nicht die schöne Erscheinung, sondern das ästhetische Urtheil. Und er stellte gleich im Anfange dieser seiner Untersuchung fest, daß nicht in der Natur der Dinge, sondern lediglich in unserer Betrachtung über dieselben das allgemeine Prädikat der Schönheit gegründet sei, daß mit andern Worten das ästhetische Urtheil ein reflectirendes (kein bestimmendes) sei, welches keine

Digitized by Google

andere Geltung haben könne als eine blos subjective. Nun ist die Schönheit weder ein logischer noch ein moralischer Begriff, die ästhetische Wahrnehmung der Dinge vermehrt weder unsere wissenschaftliche Erkenntniß noch bestimmt sie unser Begehrungsvermögen oder wird von diesem bestimmt. Der Verstand macht die logischen, die Vernunft die moralischen Begriffe; das ästhetische Urtheil, welches weder logisch noch moralisch ist, kann weder aus dem Verstande noch aus der Vernunft erklärt werden. So entdeckte Kant, um das ästhetische Urtheil zu erklären, ein drittes Vermögen neben dem Verstande, der das Sinnliche erkennt, und der Vernunft, die das Sittliche erzeugt, ein mittleres Vermögen gleichsam zwischen jenen beiden: das Gefühl der Lust oder Unlust, den ästhetischen Sinn oder den Geschmack. Das Reich der Vernunft ist die Freiheit, das Reich des Verstandes ist die Natur, das Reich des Geschmacks ist die Schönheit, welche Natur und Freiheit gleichsam in sich vereinigt, denn in der Schönheit empfinden wir die Natur in einer zweckmäßigen Uebereinstimmung (nicht mit sich selbst, sondern) mit uns. Kant betont nachdrücklich jenes „gleichsam." Die Schönheit ist nicht die wirkliche objective Vereinigung der Natur und Freiheit, des Sinnlichen und Moralischen; sie wird nur von uns so empfunden, so beurtheilt, so reflectirt. Die ästhetische Wahrnehmung ist nur ein Vermögen neben andern, ein mittleres, das nach beiden Seiten sorgfältig abgegrenzt und eingeschränkt wird, und diese Grenze nicht überschreiten darf weder nach dem Verstande zu noch nach der Vernunft. Bei Schiller erweitert sich im Fortgange seiner ästhetischen Begriffe mit jedem Schritte mehr das ästhetische Vermögen, es bemächtigt sich immer mehr des ganzen Menschen, der ästhetische Mensch erscheint zuletzt als der Inbegriff alles Menschlichen, als die wirkliche Einheit des Moralischen und Sinnlichen, und demgemäß die Schönheit als die wirkliche und objectiv gültige Einheit des Geistigen und Natürlichen.

Damit weichen die von Kant sorgfältig gehüteten Grenzen, die den Geschmack abhalten von der theoretischen und praktischen Vernunft, von dem Vermögen der Erkenntniß und des sittlich-freien Handelns. Die ästhetische Bildung ist die allgemein menschliche; sie muß mithin auch die wissenschaftliche und moralische Bildung durchdringen und in gewissem Sinne sich aneignen können. In gewissem Sinne, denn es kann nicht gemeint werden, daß auf ästhetischem Wege die wissenschaftlichen und moralischen Wahrheiten erzeugt werden. Die einen werden entdeckt durch die eindringende Erforschung der Dinge, die andern werden erzeugt durch die gesetzgebende reine Vernunft, und weder jene Erforschung noch diese Gesetzgebung sind ästhetische Handlungen. Der Wahrheitssinn muß ganz unabhängig von dem Schönheitssinn seine eignen Wege gehen. Er hat auch von dem letztern keine unberechtigte Einmischung zu fürchten, denn die Wahrheiten, ob sie Natur- oder Sittengesetze sind, bilden den Inhalt der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung,

Digitized by Google

gleichſam den Stoff derſelben; die äſthetiſche Bildung aber hat es überhaupt nicht mit dem Stoff, ſondern lediglich mit der Form und der Geſtalt zu thun und will es mit dieſer allein zu thun haben. Wenn Wiſſenſchaft und Sittlichkeit ohne Form ſein können, ſo bedürfen ſie keiner äſthetiſchen Erziehung und Bildung. Wenn beiden aber die Form, wie allem Menſchlichen, unentbehrlich iſt, ſo müſſen ſie in dieſem Punkt dem Schönheitsſinn entſprechen, ohne dem Wahrheitsſinn zu ſchaden; ſie müſſen von ihrer formalen Seite aus äſthetiſch bildungsfähig ſein.

Form iſt Darſtellung. Die Form, in der ſich die Wiſſenſchaft darſtellt, iſt die Rede, unter der wir zugleich die Schreibart begreifen, im Allgemeinen alſo der Styl oder die Diction. Die Form, in der ſich die Sittlichkeit darſtellt, iſt (nicht die Geſinnung, ſondern) das Betragen, überhaupt die geſammte äußere Erſcheinung. Die äſthetiſche Bildung in der Wiſſenſchaft und Sittlichkeit bezieht ſich deßhalb auf den Styl und das Betragen, auf die Schönheit der mündlichen und ſchriftlichen Rede und auf die äſthetiſchen Sitten. Es leuchtet ein, daß die gefällige Form der Rede und des Benehmens nicht den innern Werth weder des wiſſenſchaftlichen noch moraliſchen Charakters ausmachen, es läßt ſich gründliche Gelehrſamkeit und tüchtige Geſinnung ohne gefällige Formen denken, ja ſogar in ſehr ungefälligen, und auf der andern Seite können gefällige Formen wenigſtens dem Scheine nach ſich vertragen mit oberflächlicher Wiſſenſchaft und leichtfertiger Geſinnung, wenn nicht mit noch Schlimmerem. Wollte man die wiſſenſchaftliche und ſittliche Bildung ganz durch die äſthetiſche erſetzen, ſo wäre das in beiden Fällen frivol. Es hieße das geſetzmäßige Denken und Wollen einer belletriſtiſchen Willkür preisgeben. „Belletriſtiſche Willkür im Denken verfinſtert den Verſtand; angewendet auf Maximen des Willens iſt ſie gradezu etwas Böſes und muß das Herz verderben.“ Der Gebrauch der ſchönen Formen hat in der Wiſſenſchaft wie in der Sittlichkeit ſeine nothwendigen Grenzen, und der richtige Gebrauch in beiden Fällen ſeinen wohlthätigen Nutzen. Die entwickelte Wiſſenſchaft gibt ſich von ſelbſt die ſchöne Form, ſie endet nothwendig in der äſthetiſchen Bildung. Je ſtrenger und wiſſenſchaftlicher im reinſten Sinne des Wortes das Denken iſt, um ſo geſetzmäßiger iſt ſein Verfahren, um ſo zuſammenhängender die Reihe ſeiner Vorſtellungen, um ſo deutlicher muß ſeine Sprache, um ſo anſchaulicher, lebendiger, durchſichtiger ſeine Form ſein. Und in dieſer Form iſt und wirkt die Wiſſenſchaft äſthetiſch. Je mehr ich den wiſſenſchaftlichen Stoff in der Gewalt habe und denſelben vollkommen beherrſche, um ſo ſpielender kann ich denſelben in der Darſtellung ausbreiten. Das platoniſche Denken z. B. erlaubt nicht nur, ſondern fordert die plaſtiſche Rede, und unbeſchadet ſeiner Gründlichkeit und Tiefe, der es um die Wahrheit im höchſten Sinne zu thun iſt, entwickelt und geſtaltet es ſich am freieſten im Spiele der Unterredung. „Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Leben-

Digitized by Google

digſte." Die Wiſſenſchaft hat in ſich ſelbſt den Zug nach der äſthetiſchen Bildung, denn je mehr ſie auf die deutlichſte Erkenntniß der Wahrheit gerichtet iſt, um ſo mehr neigt ſie ſich zur anſchaulichſten Darſtellung. *)

Auf der andern Seite können zwar das ſchöne Betragen und die gefälligen Sitten die moraliſche Geſinnung nicht erzeugen, aber ſie können dieſelbe begünſtigen und das menſchliche Gemüth in eine der Tugend zweckmäßige Stimmung verſetzen. Die äſthetiſchen Sitten verlangen, wie die Prinzeſſin in Taſſo ſagt: „daß alles wohl ſich zieme was geſchieht." Sie können nichts Unſittliches thun. Wenn nun die äſthetiſchen Sitten nicht blos Schminke, ſondern Natur ſind (und nur ſo gelten ſie als äſthetiſch), ſo müſſen ſie bewirken, daß auch das Gemüth nichts Unſittliches begehrt oder nicht unſittlich begehrt. Das aber iſt ein großer negativer Vortheil der Tugend. Was der Immoralität zuwiderläuft, muß eben dadurch die Moralität befördern. Und dieſen moraliſchen Nutzen haben die äſthetiſchen Sitten. **)

IX.

Mit dem äſthetiſchen Ideal iſt zugleich die Aufgabe der Kunſt und näher der Dichtkunſt vollſtändig begriffen. Die Theorie des Schönen, nachdem ſie entwickelt und feſtgeſtellt iſt, fordert unſern Dichter unmittelbar auf, die Theorie ſeiner eignen Kunſt aus ihr abzuleiten. Die Aeſthetik geht hier in die Poetik über, und mit dieſer beſchließen ſich Schillers philoſophiſche Unterſuchungen. ***)

Das äſthetiſche Ideal war begriffen worden als die menſchliche Natur in dem glücklichen und vollkommenen Einklang ihrer Kräfte, in der harmoniſchen Einheit ihrer geiſtigen und ſinnlichen Vermögen, in jenem Zuſtande der Freiheit, welche der moraliſche Menſch ſucht, der ſinnliche entbehrt, der äſthetiſche allein genießt. Und zwar iſt die menſchliche Natur in ihrem Urſprunge angelegt zu dieſer Harmonie ihrer Kräfte, beſtimmt zu dieſer äſthetiſchen Vollkommenheit. Aber je mehr ſie ſich von ihrem Urſprunge entfernt und in die Nothdurft des Lebens geräth, je mehr das natürliche Schickſal einerſeits die volle Entfaltung ihrer Kräfte hemmt und einſchränkt, die künſtliche Bildung andererſeits dieſe Kräfte vereinzelt und durch die vereinzelte Ausbildung ihrer

*) Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen. Horen 1795.

**) Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten. Wir haben gezeigt, daß die äſthetiſchen Sitten ebenfalls ihre Grenze haben. Wenn das gefällige Benehmen die ganze Sittlichkeit ſein will, ſo wird der Ernſt der moraliſchen Geſinnung aufgehoben, und es entſteht die Frivolität. Hier liegt „die Gefahr äſthetiſcher Sitten", über die Schiller in dem Aufſatz über die nothwendigen Grenzen u. ſ. f. gehandelt hatte. Die Kehrſeite ihrer Gefahr iſt ihr moraliſcher Nutzen. So hängen die beiden Abhandlungen zuſammen, die zu den Briefen über äſthetiſche Erziehung anhängende Unterſuchungen bilden.

***) Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung. Horen 1795 u. 96.

Digitized by Google

Natur entfremdet, um ſo größer wird nothwendig die Differenz zwiſchen dem wirklichen Menſchen und dem äſthetiſchen. Dieſe Differenz iſt augenſcheinlich eine doppelte. Die ſchöne Natur contraſtirt auf der einen Seite mit der künſtlichen Bildung, und der Contraſt wird um ſo größer, je mehr ſich die letztere verfeinert und das menſchliche Leben von der Natur entfernt; ſie contraſtirt auf der andern Seite mit der gewöhnlichen Natur, wie ſie die Nothdurft des Lebens, dieſes natürliche Menſchenſchickſal, werden läßt, mit dem Menſchen, wie ihn die gebieteriſche Wirklichkeit des Lebens, der nothwendige Gang der gemeinen Erfahrung von ſeiner wahren Beſtimmung abzieht und dieſer gegenüber entſtellt. Der wirkliche Menſch, wie er als gegeben vorliegt, iſt theils der künſtlich gebildete, theils der empiriſch natürliche. Verglichen mit der künſtlichen Bildung iſt die ſchöne Natur die urſprüngliche und wahre, welche iſt, trotz jener; verglichen mit der gemeinen Wirklichkeit, iſt ſie die ideale, welche nicht iſt, aber ſein ſoll. Das äſthetiſche Ideal iſt zugleich unſere urſprüngliche Natur und unſere höchſte Beſtimmung. Wenn es ſeine urſprüngliche Naturwahrheit im Contraſt mit der künſtlichen Bildung behauptet, ſo erſcheint die ſchöne Natur als das Naive; wenn es ſich der gemeinen Wirklichkeit als höchſtes Ziel des menſchlichen Lebens gegenüberſtellt, ſo erſcheint es als das Ideal. Naiv iſt die Natur, die im ungeſuchten Gegenſatz zu den Regeln der Kunſt (wozu auch die äſthetiſchen Sitten gehören können) ihr Geſetz aus ſich ſelbſt ſchöpft, die mit der Macht des Genies den ausgeprägten Bildungsformen entgegentritt. „Naiv muß jedes wahre Genie ſein, oder es iſt keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellectuellen und Aeſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verleugnen." Hier treffen wir wieder einen ſehr bedeutungsvollen und charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen Schiller und Kant, denn Kant hatte ausdrücklich das Genie von dem wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Gebiete ausgeſchloſſen und eingeſchränkt lediglich auf das äſthetiſche. Im Moraliſchen ſollte allein nach Grundſatz gehandelt werden, und dazu braucht es kein Genie, ſondern nur pflichtmäßige Geſinnung; im Wiſſenſchaftlichen nur nach kritiſchen Regeln, und dazu iſt nicht Genie nöthig, ſondern Gründlichkeit und Scharfſinn.

1.

Die Aufgabe der Dichtkunſt kann keine andere ſein, als „der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben", d. h. mit andern Worten, keine andere als das äſthetiſche Ideal darzuſtellen. Gegenwärtig iſt das äſthetiſche Ideal immer in der Menſchheit, nur in verſchiedener Weiſe; die Menſchheit empfindet immer den Zuſtand ihrer glücklichen Vollkommenheit, nur in verſchiedener Gemüthsrichtung. Entweder iſt das äſthetiſche Ideal wirklich vorhanden, ſo iſt es die ſchöne Natur, die ſich äußert, oder es iſt in der Wirklichkeit nicht vorhanden, ſo iſt es das Ideal, das wir ſuchen,

Digitized by Google

nach dem wir uns ſehnen, das wir in der Phantaſie genießen, weil wir es in der Wirklichkeit entbehren. Das äſthetiſche Ideal lebt in uns, entweder als Natur oder als Sehnſucht. Die äſthetiſche Empfindungsweiſe, die der poetiſchen zu Grunde liegt, hat zu ihrem Gegenſtande immer die ſchöne Natur, die glückliche Menſchheit: entweder ſie genießt dieſelbe als eine Wirklichkeit, welche iſt, oder ſie ſtrebt ſehnſüchtig darnach als nach einem Ideal, welches ſein ſollte. Im erſten Fall iſt unſere Empfindungsweiſe „naiv", im zweiten „ſentimentaliſch." Da nun das äſthetiſche Ideal der Gegenſtand und die Aufgabe aller Poeſie ausmacht und nur auf zwei Arten empfunden werden kann, entweder naiv oder ſentimentaliſch, ſo entſpringen hieraus zwei ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird. Wenn die ſchöne Natur gegeben iſt als vorhandene Wirklichkeit, ſo iſt die Aufgabe der Poeſie, dieſe Natur ſo treu als möglich abzubilden; wenn ſie nicht in der Wirklichkeit angetroffen wird, ſo iſt die Aufgabe der Poeſie, die ſchöne Natur ſo lebendig als möglich vorzubilden. Jenes leiſtet die naive, dieſes die ſentimentaliſche Dichtung. Die naive Poeſie iſt die Nachahmung des Wirklichen, die ſentimentaliſche die Darſtellung des Ideals. Die Dichter ſind immer die Bewahrer der Natur: entweder ſie ahmen die gegenwärtige nach oder ſie ſuchen die verlorene.

Ein anderes alſo iſt das naive Intereſſe an der Natur, ein anderes das ſentimentaliſche. Jenes beruht auf der Verwandtſchaft, die wir zur Natur haben, dieſes auf dem Gefühl der Entfremdung, die wir der Natur gegenüber empfinden. Dort ſind wir naturgemäß und leben noch mit kindlicher Einfalt in der Natur als in unſerer mütterlichen Heimath, hier möchten wir naturgemäß ſein, weil wir in Wirklichkeit es nicht ſind, und je naturwidriger wir geworden, um ſo lebhafter iſt die Sehnſucht, wieder naturgemäß zu werden. Die naive Empfindung iſt das einfache, geſunde Heimathsgefühl in der Natur, die ſentimentaliſche iſt das Heimweh nach der Natur. Dort empfinden wir natürlich, hier empfinden wir das Natürliche. Es ſind dieſes ſehr verſchiedene, ja entgegengeſetzte Gemüths- und Bildungszuſtände, aus denen jene beiden Empfindungsweiſen hervorgehen. Je natürlicher unſere Bildung und die ſittlichen Lebensverhältniſſe ſind, um ſo naiver iſt unſere Empfindungsart, um ſo naiver die Dichtung; je künſtlicher und naturwidriger die Bildung wird, um ſo mehr werden Empfindung und Poeſie ſentimentaliſch geſtimmt. Die beiden Empfindungs- und Dichtungsarten verhalten ſich, von hier aus betrachtet, wie entgegengeſetzte Größen. Je mehr wir aufhören, naiv zu ſein, um ſo mehr fangen wir an, ſentimentaliſch zu werden. „So wie die Natur nach und nach anfing, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subject zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und Gegenſtand aufgehen." Die naiven Dichter ſind die Kinder der Natur, die ſen-

Digitized by Google

timentaliſchen ihre Liebhaber. Beide bejahen und lieben die Natur, aber in ganz verſchiedener Weiſe. Die naiven Dichter lieben ſie kindlich und einfach, die ſentimentaliſchen lieben ſie mit Begeiſterung und Schwärmerei. Dort iſt die Liebe einfache und natürliche, hier dagegen phantaſirende Empfindung. Gerade die leidenſchaftliche Liebe zur Natur iſt ſentimentaliſcher Art; die naive Liebe iſt zu geſund, um zu ſchwärmen, und in ſich viel zu befriedigt, um leidenſchaftlich zu werden. (Fortſetzung folgt.)

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

X.

Wir finden den Baron Caſſian und ſeinen Begleiter am nächſten Morgen im Schloſſe Sindekow, deſſen Schornſteine eine dichte Rauchwolke nach der andern emporſpieen, um die winterlich kalten Hallen der Zimmer und namentlich der Bibliothek, woſelbſt ſich das Archiv befand, zu durchwärmen.

Während der Staatsanwalt die Strapatzen des vorigen Tages noch im Bette verträumte, wartete der Baron in dem Familienzimmer ſchon ungeduldig der Meldung, daß die Bibliothek endlich durchheizt ſei. Seine Gefühle waren eine wunderliche Miſchung von Hoffnung, Zufriedenheit und Unbehagen, als er allein in dem Raume auf und ab ſchritt, in welchem er bisher ſeinen Vater als Alleinherrſcher walten zu ſehen gewohnt war. Er fand ſich jetzt auf dem Platze, den er im Stillen oft mit ſehnſüchtiger Ehrfurcht betrachtet hatte, allein er fühlte ſich nicht ſicher auf demſelben. Es ſtand ſehr in Frage, ob er, trotz aller juriſtiſchen Feinheiten, die der Staatsanwalt auf dem langen Wege der Herreiſe entwickelt hatte, ehrenhaft ſeine Stellung behaupten könne. Das war die Sorge, welche ſeine Stirn beſchattete, obwohl ihn die launigen Combinationen des Staatsanwaltes tröſtlich umgaukelten. Dieſer hatte logiſch von dem phantaſtiſch ſeltſamen Namen „Chateau Millefleurs“ auf die Abkunft der unbekannten Roſa von Sindekow geſchloſſen, ſie als eine Gärtnerstochter bezeichnet und ſeiner Behauptung durch die Bemerkung eine gewiſſe Haltbarkeit gegeben, daß Mademoiſelle Babet nicht gezögert haben würde, mit der fleckenloſen Herkunft ihrer Pflegetochter herauszutreten, wenn ſie der Familie Sindekow ebenbürtig wäre. Hieran hing ſich der Hoffnungsanker des jungen Barons. Er erinnerte ſich dunkel, daß die Ebenbürtigkeit bei der Verheirathung des Reichsbarons unerläßlich ſei.

Unruhig ſchritt er auf und ab, mit dem Geſchicke hadernd, das ihn in die Folter der Erwartung geſpannt, das ihn mit dem furchtbaren Verluſt ſeiner irdiſchen Glückſeligkeit bedrohete.

Warum fand ich meinen Bruder nicht, als ich noch harmlos ins Leben sah? murmelte er und stellte sich seufzend vor das Bild seines Vaters, der ihn ernst, streng und doch liebevoll anzusehen schien. Warum mußte mein Vater sterben? Warum führte mich der Zufall auf den Gipfel des Glückes, um mich dann rettungslos in eine finstere Tiefe zu stürzen! Ich war zufrieden mit meinem Loose und hätte mich emporgearbeitet; jetzt aber liegt eine Höllenqual in dem Gedanken, von Stufe zu Stufe klimmen zu müssen, um zur Ehre und zum Ruhme zu gelangen, wenn das Haar grau und der Körper siech geworden ist. Ich kann nicht weichen von dieser Stelle — ich werde nicht weichen!

Der Eintritt des Staatsanwaltes unterbrach seine unerquicklichen Meditationen. Lachend schlug dieser ihm auf die Schulter: Es ist eine Gärtnerstochter, mon cher, wahrhaftig eine Gärtnerstochter, sonst hätte man sie nicht Rose von Chateau Millefleurs genannt; und ich hoffe, mit ihren mille fleurs schließen wir ihr die Hallen von Sindekow vor der Nase zu. Lassen Sie uns frühstücken und dann ans Werk gehen.

Es geschah also.

In der erhöhten Stimmung, die ein solennes Frühstück herbeizuführen vermag, schritten sie alsdann der Bibliothek zu. Mit einem achtungsvollen Blicke durchmaß der bürgerliche Jurist die weiten Hallen dieses Gemaches, das in seiner ganzen Erscheinung die Feierlichkeit des Alterthums darstellte. Der ungeheure Kamin, in dessen Schooße ein halber Wald loderte, um Behaglichkeit und Wärme zu verbreiten, das massive Getäfel, worauf das Wappen des Stammes prangte, die kostbaren Schnitzarbeiten und gemalten Fensterscheiben, die mächtigen Schränke von Eichenholz, die an den Wänden entlang liefen, und die einzelnen, prachtvoll und bequem zugleich eingerichteten Lesepulte mit den hochlehnigen Sesseln, Alles dies zusammen gab dem Zimmer eine stumme Bedeutsamkeit und lenkte den Geist des Eintretenden unwillkürlich zu jener Zeit zurück, wo die Gründer und Erbauer dieses Schlosses mit heiligem Eifer für ihre Nachkommenschaft Sorge trugen.

Schweigend betrat der Staatsanwalt die Bibliothek und schweigend schritt Baron Cassian, der einzige noch lebende Sprößling der alten Familie, auf den Wandschrank zu, der, jedem profanen Auge verborgen, die Familienpapiere in sich verbarg. Fieberhaft hastig, mit bangem Herzen durchwühlten beide Männer die Urkunden, und endlich verkündete ein Triumphschrei des Staatsanwaltes, daß er gefunden habe, was er brauche.

Hören Sie, Baron! schrie er, die ehrerbietige Scheu vergessend, die ihn bis dahin gefangen gehalten hatte; hören Sie: Paragraph sechs. Heimliche Trauungen werden als ungültig betrachtet, und sind diejenigen Söhne der Familie Sindekow, welche vermittelst derselben Heirathen schließen, von der

Digitized by Google

Erbfolge auszuſchließen, ſo wie ebenfalls deren Nachkommen als nicht berechtigt angeſehen werden ſollen.

Baron Caſſian wollte eine Bemerkung einſchieben, der Staatsanwalt wies ihn pantomimiſch zur Ruhe und fuhr fort:

Paragraph ſieben. Der zeitige Reichsbaron hat das Recht, ſeinen Erſtgeborenen der Erbfolge zu berauben, wenn derſelbige ſich durch Fehltritte und Laſter oder durch Mesalliance der Erbfolge unwürdig gemacht hat. Er muß ihn dann mit zwölfhundert Thalern Renten apanagiren.

Paragraph acht. Hat der Erſtgeborene zur Zeit der Ausſtoßung ſchon Kinder aus ebenbürtiger Ehe, ſo wird ſein älteſter Sohn Reichsbaron.

Paragraph neun. Schließt der Ausgeſtoßene nachher eine Ehe, ob ebenbürtig oder nicht, ſo haben ſeine Kinder kein Recht an das Stammerbe und auch keinen Anſpruch auf die väterliche Apanage. Dieſe erliſcht mit des Ausgeſtoßenen Tode. —

Merken Sie doch das gefälligſt, unterbrach der Staatsanwalt ſich ſelbſt, indem er ſeine Blicke einen Moment von den uralten Pergamenten erhob, deren altdeutſche Schrift nur mühſam von ihm entziffert und verdeutſcht wurde.

Paragraph zehn. Iſt dem Ausgeſtoßenen zur Zeit noch kein Sohn in ebenbürtiger Ehe geboren, ſo haben die Agnaten des Hauſes Sindekow, ſowohl Schwert- als Spillmagen, einen Convent zu bilden, um dem noch zu erwartenden Sohne des Ausgeſtoßenen ſeine Rechte zu bewahren, und erſt, wenn der Tod ſeine zeitig beſtehende Ehe löſet, verfällt das Recht ſeiner Nachkommenſchaft, weil eine Ehe nach der Ausſtoßung ihm keine Rechte geben kann.

Paragraph elf. Sämmtliche Agnaten des Hauſes Sindekow werden zu Vormündern ernannt, wenn ein erbfolgefähiger Sohn des Ausgeſtoßenen vorhanden iſt. Sie haben das Vermögen zu verwalten und ſeine Erziehung zu leiten bis zu ſeiner Mündigkeit, die mit dem zweiundzwanzigſten Jahre beginnt.

Ich dächte, wir wüßten nun genug, um unſere Hoffnungen auf Null reducirt zu ſehen, unterbrach der Baron den eifrig weiter ſtudirenden Juriſten.

Nicht doch. Jetzt kommt das Beſte, antwortete dieſer und las mit verſtärkter Stimme:

Paragraph zwölf. Der zeitige Reichsbaron hat ſtreng darauf zu halten, daß ſein Stammerbe ſich mit einer Jungfrau aus altadligem Stamme vermählt. Thut dieſer des Vaters Willen nicht, ſo verfällt ſein Recht von ſelbſt und ſein Sohn wird nicht als Stammerbe angeſehen und angenommen.

Paragraph dreizehn. In dieſem Falle hat der zeitige Reichsbaron ſeinen Erben zu beſtimmen und iſt dieſe einmal feſtgemachte Beſtimmung von Niemanden auf der Welt, ſei es geiſtlich oder weltlich Gericht, umzuſtoßen.

So, nun wiſſen wir, was wir brauchen, junger Freund, ſprach der Staatsanwalt, behaglich ſeine Hände über den Pergamenten haltend. Aber es wird mir nützlich und angenehm ſein, dieſe Urkunden heute Abend vor

Digitized by Google

dem Schlafengehen nochmals gründlich zu prüfen, ob nicht späterhin Moderationen und Conventionen eingetreten ſind, die der Sache eine Converſion geben.

Sie haben alſo beim Stande der Dinge noch Hoffnungen? fragte der Baron erſtaunt.

Große Hoffnungen! erwiederte der Juriſt pathetiſch.

Worauf ſtützen Sie dieſe?

Auf des Gärtners Tochter!

Der Baron lachte bitter und hell auf. Er befand ſich augenſcheinlich in ſo verzweiflungsvoller Stimmung, daß der Scherz des Staatsanwaltes ſeine Gereiztheit noch mehr anfachte.

Glauben Sie wirklich noch an eine Mesalliance meines Bruders? Ich habe ſchon beim „Paragraphen ſechs" die ganze Tragödie durchſchaut. Erinnern Sie ſich der öffentlichen Trauung im Städtchen unter dem Zulauf der neugierigen Einwohnerſchaft, wie Mademoiſelle Babet ſchreibt —

Zufall, nichts als Zufall! Sie wollen ſchwarz ſehen, fiel der Staatsanwalt ein. Ich parire auf eine Gärtnerstochter im Chateau Millefleurs!

Der Baron ſchüttelte abwehrend mit dem Kopfe. Fällt Ihnen der Name nicht ein, womit Mademoiſelle Babet die Familie ihrer Pflegetochter bezeichnete? fragte er ſinnend.

Chalet — Chalet, lieber Freund! Chalet, die Käſehütte! Ein gloriöſer Name, Roſa Chalet! — Er legte ſich laut lachend in den Armſtuhl zurück. Wächſt Ihnen der Muth noch nicht bei der Käſehütte?

Der Baron lächelte zufrieden und ſagte: Meine Furcht brachte einen gewiſſen Zuſammenhang in dieſe öffentliche Trauhandlung und in die beſchleunigte Heirath meines Bruders vor ſeiner Entſagung; allein, wenn er mit Ueberlegung gehandelt hätte, ſo würde er auch den Statuten unſerer Familienſtiftung gemäß eine altadelige Dame geheirathet haben. Der Name Chalet klingt jedoch zu plebejiſch, um meine Vorausſetzungen zu rechtfertigen.

Ich täuſche mich nie, mein Freund, ſprach der Staatsanwalt mit der Würde ſeines Amtes. Ich täuſche mich nie und ich habe auf den erſten Blick das Complott der Mademoiſelle Babet mit ihrer ſogenannten Schwägerin Roſa durchſchaut. Die Damen wollen Geld erobern! Wer weiß denn, ob Ihr Bruder todt iſt?

Ueberraſcht ſah Baron Caſſian auf. Das glaube ich doch! Er iſt der Lüge unfähig —

O, wenn es gilt, ein verlorenes Gut von ſo bedeutendem Werthe wieder zu erlangen, warf der Juriſt lächelnd ein; mir ſcheint die Geſchichte immer mehr und mehr den Charakter einer Poſſe anzunehmen, worin Sie geprellt werden ſollen.

Was iſt zu thun, um diejenigen zu entlarven, die ſich ſolch ein Spiel

Digitized by Google

mit mir zu treiben erkühnen? fragte der Baron, mit dem beſten Willen ſich überzeugen zu laſſen.

Gar nichts weiter, als wir verlangen Beweiſe, entgegnete der Staatsanwalt. Man beweiſe uns den Tod des Baron Walter, man beweiſe uns ſeine vorher eingegangene Ehe, man beweiſe uns die Rechte ſeines Sohnes —

Und wenn die Trauſcheine alle Zweifel löſen und alle Beweiſe erledigen?

Dann ſoll uns dies — er ſchlug hart auf das Pergamentheft — noch Mittel und Wege geben, einen Prozeß einzufädeln, der den Geduldsfaden der Damen auf Chateau Millefleurs zerreißen wird. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort; es ſoll Sie kein Teufel, und hieße er Babet Mauvillon, aus den Hallen Ihrer Väter vertreiben. Wir haben nicht umſonſt dies Archiv durchſtöbert, um uns zu informiren, und das müßte ein ſchlechter Juriſt ſein, der nicht Alles angreifen, Alles verdrehen und wenden könnte, um auf hundert Jahre einen Prozeß unſicher zu machen.

Der Baron fand dieſe Erklärungen zwar nicht ſeinem ritterlichen Sinne gemäß, beruhigte ſich aber für den Augenblick doch daran. Die kalte Zuverſicht ſeines Rathgebers erſtickte ſeine Zweifel nicht, aber ſie zeigte ihm einen Ausweg, ohne große Gewiſſensbiſſe ſo lange in ſeiner uſurpirten Stellung zu verharren, bis des Geſetzes Kraft reif geworden war.

Mittags dinirten die beiden Herren auf Schloß Warrheim, machten dann einen kleinen Jagdausflug und benutzten die ſpäten Abendſtunden zu nochmaliger Durchſicht der betreffenden Familienpapiere. Der Staatsanwalt erklärte ſich vollkommen gefattelt für dieſen Rechtsfall, als ſie am nächſten Tage nach der Reſidenz zurückzukehren Anſtalt trafen. Er erſchien ernſter als ſonſt, indem er den Wagen beſtieg und ſeine Blicke vom Schloſſe Sindekow nach der Gegend hinüber ſendete, wo kaum bemerkbar am Horizonte die Thürmchen des Schloſſes Warrheim im Morgenlichte leuchteten.

Ihr ſeid beneidenswerth, Ihr Edelleute des Reichs, ſagte er, ſich behaglich in Fußſack und Mantel einhüllend. Sicher wie in Abrahams Schooß, reſidirt Ihr auf Euren Beſitzungen, mit allem Comfort umgeben und von friedlichen Gefühlen beherrſcht. Meine Lebensanſichten haben durch dieſe kleine Reiſe eine bedeutende Veränderung erlitten — der Ruhm und die Ehre ſind im Preiſe bei mir geſunken und die Richtung meines Strebens wird fortan Beſitzthum und Adelserwerbung ſein.

Baron Caſſian lächelte etwas ſarkaſtiſch. Was ſollte Ihnen unmöglich erſcheinen, lieber Freund? rief er muntern Tones. Sehen Sie dort, unweit Warrheim — da liegt Schenkendorf. Es iſt ähnlich gebaut wie Warrheim, und ſein Beſitzer muß es Schulden halber verkaufen. Erwerben Sie ſich das Gut, Meier von Schenkendorf klingt ſo übel nicht, wenn auch etwas komiſch.

Der Staatsanwalt neigte mit majeſtätiſcher Billigung ſein weiſes Haupt und ſie fuhren davon.

XI.

Die erſte Frage, die Baron Caſſian ſeinem Bedienten zuherrſchte, als der Wagen hielt, betraf die Ankunft der Trauſcheine von Straßburg. Sie waren nicht angelangt. Mit dieſer Nachricht erweiterte ſich das Feld ſeiner Hoffnungen mächtig. Des jungen Reichsbarons Blick ſtrahlte in Jubel und ſein Lächeln war voller Triumph.

Ich werde der Stimme meines Gewiſſens folgen, ſprach er abſchiednehmend zum Staatsanwalt, und dem Kinde, das man mir als meinen Neffen octroyiren will, eine väterliche Berückſichtigung angedeihen laſſen.

Laſſen Sie die Stimme Ihres Gewiſſens raiſonniren, ſo viel ſie will, rief Dieſer dagegen, und thun Sie nichts ohne meinen Rath.

Mit neuen hoffnungsvollen Gefühlen warf ſich der Baron nun wieder dem Vergnügen in die Arme. Die Sonne des Glückes ſchien ihm nach einem Augenblick der Verfinſterung bezaubernder als ſonſt. Er eilte von Feſt zu Feſt. Er ließ ſich von Schmeichelei und Thorheit umgarnen, und der Miniſter bereitete im Stillen ein grandioſes Verlobungsfeſt vor.

Die Tage flohen — die Trauſcheine blieben aus. Der Staatsanwalt operirte während der Zeit tüchtig für ſeine perſönlichen Vortheile.

Als der Carneval nahete, ließ der Miniſter ſeinen Vertrauten zu ſich entbieten. Der Staatsanwalt hatte ſchon darauf gewartet und trat mit dem vollen Bewußtſein der Unentbehrlichkeit bei ſeinem Gönner ein, der ihn ſogleich in ſein Kabinet führte. Wie zwei Schlangen, die ſich mit diplomatiſchen Wendungen zu bekämpfen trachten, ſtanden die Männer einander gegenüber. Sie wollten Beide als Sieger aus dieſem Geiſteskampfe hervorgehen. Der Staatsanwalt war im Vortheile, denn dem Miniſter gebührte das erſte Wort.

Excellenz haben befohlen — leitete er das Rendezvous ein und ſchwieg dann eben ſo ehrerbietig als ſchlau.

Der Miniſter nahm die Miene eines ehrlichen Freundes an. — Haben Sie Luſt, mein Freund, Ihre Stellung aufzugeben und das Präſidium des Polizeiweſens zu übernehmen? fragte er, leutſelig ſeine Hand auf Meiers Schultern legend.

Nein, Excellenz, erwiederte dieſer entſchloſſen, denn er wußte, daß dieſe Stelle ſo gut wie beſetzt war. Es würde mir Mißgunſt und Neid zuziehen, wollte ich eine ſo ergiebige Stellung für mich zu acquiriren ſuchen, während Familienväter ſich kümmerlich behelfen müſſen. Der Staatsrath von Werder-Hagen hegt Hoffnung darauf — ſeine Einkünfte ſind gering, Vermögen beſitzt er nicht, er iſt hinlänglich qualificirt dazu — lauter Gründe für unſern gnädigen Landesherrn, dieſen Mann zum Polizeipräſidenten zu machen.

Sehr edel gedacht, ſehr edel! rief der Miniſter beifällig. Mein Wort darauf, daß Sie Ihr Opfer nicht vergebens gebracht haben ſollen. Der

Staatsrath von Werder-Hagen wird Präſident werden, wenn ich es beim Herzoge befürworte. Ihnen jedoch ſoll er ſeinen Dank dafür ſagen.

Der Staatsanwalt verbeugte ſich reſpectsvoll. Was Excellenz befürworten, wird immer ausgeführt werden, meinte er verbindlich lächelnd; in Rückſicht und in Hoffnung auf dieſe Macht bitte ich deßhalb Excellenz um die vacante Stelle im Staatsrathe.

Der Miniſter trat frappirt zurück. Er glich dem Menſchen, der ſich in ſeiner eigenen Falle gefangen ſieht.

So weit wird meine Macht nicht reichen, beſter Meier! rief er. — Im Staatsrathe — — er hielt etwas verlegen inne und der Staatsanwalt ſchloß ſeinen begonnenen Satz mit leichtem Lächeln:

Im Staatsrathe ſitzen nur Adlige — ich weiß das. Es gehört jedoch kein alter Adel dazu, wie uns die Staatsräthe von Langer, von Müller und von Schlickmann beweiſen. Mein Bruder, der Banquier, hat ſchon ſeit ſeiner Verheirathung gewünſcht, den Adelsrang zu erwerben, bis jetzt bin ich ihm nicht beigetreten, weil ich meinte, die Ariſtokratie des Geldes vermittle den Standesunterſchied. Habe ich jedoch die Hoffnung, von Excellenz berückſichtigt zu werden, ſo fallen meine Intereſſen mit denen meines Bruders zuſammen und es würde mein erſtes Geſchäft ſein in einer Audienz, die mir Se. Hoheit, unſer gnädiger Landesherr, zu andern Verhandlungen ſchon bewilligt hat, die Wünſche des Hauſes Meier demſelben vorzutragen. Es läßt ſich erwarten, daß wir keine Fehlbitte thun werden, fügte er mit Bedeutſamkeit hinzu.

Der Miniſter kniff, innerlich ergrimmt, die Lippen ein und ſuchte ein wohlwollend nachdenkliches Geſicht zu erheucheln. Wir könnten nur gewinnen, nur gewinnen, wenn Sie ſtatt Werder-Hagens einträten, murmelte er verbindlich — aber — es ſtehen Berge und Felſen zwiſchen Ihrem Wunſch und ſeiner Realiſation.

Berge und Felſen laſſen ſich abtragen und zerſprengen — warf Meier launig ein.

Der Miniſter richtete ſeine kleine, elegant coſtümirte Geſtalt plötzlich ſo hoch auf, wie es nur ging, und trat ſchnell auf den eben ſo kleinen und eben ſo elegant coſtümirten Staatsanwalt zu.

Mein Herr — Auge um Auge — Zahn um Zahn — Hand um Hand! Heut über acht Tage iſt der erſte Ball en masque in meinem Hauſe — ich wünſchte damit eine Verlobungsfeierlichkeit zu verbinden. Können Sie mir das verſprechen? Gut — heute über acht Tage ſind Sie der Staatsrath Meier und meine Tochter iſt die Braut des Reichsbaron von Sindekow. Ihre Hand darauf!

Der Staatsanwalt, ſich am Ziele ſehend, das er nur verſuchsweiſe aufgeſtellt, verlor vor Freude beinahe die Haltung. Er machte eine Bewegung,

Digitized by Google

als wolle er die Hand küſſen, die Excellenz ihm darbot, kam aber frühzeitig genug wieder zur Beſinnung und erhob ſeinen Kopf raſch.

Jetzt gehen Sie, mein Freund, begann der Miniſter von Neuem. Bahnen Sie das Geſuch um eine Adelsverleihung an — ich werde Se. Hoheit zu überzeugen ſuchen, daß es ſein Vortheil erheiſcht, Männer, wie die Gebrüder Meier, durch ſolche Gnadenacte an ſeine Reſidenz zu feſſeln. Adieu!

Der Staatsanwalt ging — nein, er flog die Treppen des Miniſterhauſes hinab, und er ruhete nicht, bis er in ſeinem einſamen Zimmer ſich befand. Hier ſchaute er um ſich und fragte ſich, ob er träume. Das Reſultat, das er errungen, übertraf die Kühnheit aller ſeiner Pläne. Die Bilder der Vergangenheit traten faſt hohnlächelnd vor ſeine Seele, ſein Ehrgeiz in kleinlichen Verhältniſſen, ſein Haſchen nach Ruf, ſein ſehnſüchtiges Verlangen nach höhern Würden, ſeine knabenhafte Hoffnung, dereinſt eine Stellung im Staatsdienſte zu erringen, die ihn dem hoffärthigen Adel des Landes gleich zu machen im Stande ſein könne — und jetzt ſeine feenhaft ſchnell bewirkte Erhebung, die ihn aus dem Schatten der Allgemeinheit in das prunkhafte Licht der Auszeichnung ſetzte! Nur wer einſt einer ähnlichen Gemüthsſtimmung im Leben überantwortet geweſen iſt, kann ſich eine Idee der an Wahnſinn grenzenden Freudigkeit machen, womit der Staatsanwalt ſeine glanzſtrahlende Zukunft überſah. Nur wer ſich ſelbſt von der Stufe ruhiger Geſchäftsthätigkeit plötzlich zur Macht der Herrſchergewalt erhoben geſehen hat, würde ſich einen Begriff von den Seifenblaſen machen können, die aus der Seele dieſes Mannes aufflogen, um ihn mit ihren ſchillernden Farben zu blenden.

Nach einigen Stunden raſtloſen Träumens, einer Miſchung von aufſtrebenden Gedanken und zufriedener Behaglichkeit, hatte er ſeine gewöhnliche Ruhe wieder gefunden und begann über die Bedingungen nachzudenken, die er eingegangen war. Er belächelte in ſeiner ſteigenden Größe die Begierde des Miniſters, ſeine Exiſtenz durch den Reichthum und Rang des jungen Reichsbarons ſtützen zu wollen, und er bedachte zum erſten Male die Wankelmüthigkeit des Geſchickes, welche die Entwürfe des allesvermögenden Mannes garſtig durchkreuzen könnte. Es überlief ihn eine Art Gewiſſensſcrupel. Aber wie bald wälzte er denſelben von ſich und übergab die Verantwortlichkeit derjenigen Macht im menſchlichen Daſein, die man Zufall zu nennen beliebt. Was kann ich dafür, dachte er, ſpottbereit die Folgen überſchauend, die aus dem Reichsbaron von Sindekow wieder einen Referendar des herzoglichen Kammergerichtes zu erſchaffen im Stande wären. Was kann ich dafür, wenn der Miniſter ſeines Schwiegerſohnes Carriere befördern muß, wenn Fräulein Alma ſtatt eines Goldvogels einen Gimpel gefangen hat. Sehet zu, ihr Vogelſteller der vornehmen Welt, welcher wir nur geduldet angehören, ſehet zu, daß ihr eure Netze nicht an unwürdige Gegenſtände verſchwendet. Fräulein Alma iſt ein prächtiger Lockvogel — wer ſie zum Staat ſeines

Digitized by Google

Lebens machen will, kann gar kein prunkhafteres Exemplar finden, allein ich fürchte, Baron Caſſian wird ſie lieben wollen. Das iſt aber die ungeheuerſte Dummheit eines Mannes, ſolche Weltdamen mit Liebe zu behelligen. Gebt ihnen Gold, Silber, Equipagen, ſeidene Kleider, Diamanten, Rang und Stand, aber um Gotteswillen gebt ihnen nicht ein menſchliches Herz, was noch fühlen kann. Vier Wochen nach der Hochzeit fragt ein Mädchen wie Fräulein Alma nicht mehr nach dem Herzen ihres Mannes, ſondern nach der neueſten Mode. Wenn Baron Caſſian das nicht einzuſehen vermag, muß er durch Schaden klug werden.

Mit dieſer herzloſen Reſolution beſchloß der Staatsanwalt, ſeinen jungen Freund dem Geſchicke zu überlaſſen, das ſich entweder väterlich ſeiner erbarmen oder mit eiſerner Strenge die Vervollkommnung ſeines Charakters übernehmen könne.

Ueberhaupt neigte ſich von dieſer Stunde an des Staatsanwalts religiöſe Anſchauung mehr dem Türkenglauben zu, der ein Fatum annimmt, und es war ſeiner Selbſtſucht ſehr bequem, ſeine Erlebniſſe unter dem Schutze dieſes Glaubens zu betrachten, denn es lenkte einen großen Theil von Dankbarkeit von ſeinen irdiſchen Gönnern ab und jener höhern Macht zu, welcher der Menſch keine Verbindlichkeiten und Gegengefälligkeiten ſchuldig zu ſein glaubt.

(Fortſetzung folgt.)

Aphorismen über die menſchlichen Sinne.

Von Profeſſor Julius Schaller in Halle.

(Fortſetzung.)

Die Sinne des Geſchmacks und Geruchs haben ſogleich das Eigenthümliche, daß beide in unmittelbarer Beziehung zu dem Prozeſſe der Aſſimilation ſtehen, das Schmecken mit dem Eſſen, das Riechen mit dem Athmen. Bekanntlich können wir nur Flüſſiges ſchmecken und Luftartiges athmen. Dieſe Einſicht verdanken wir aber nicht einfach der Geſchmacks- und Geruchsempfindung ſelbſt. Allerdings wird der zur Vorſtellung und zum Bewußtſein fortſchreitende Menſch auch die Empfindungen des Schmeckens und Riechens auf äußere Affectionen beziehen; allein innerhalb dieſer Sinne ſelbſt erſcheint das Afficirende wie ein ganz unbeſtimmtes und erhält erſt durch die Combination mit andern ſinnlichen Erfahrungen die Bedeutung, ein räumlich ausgedehnter Körper zu ſein. Daß nun vollends das Schmeckbare immer ein flüſſiges ſein muß und das Riechbare immer ein luftartiges, dieſe Einſicht gehört gar nicht mehr der ſinnlichen Wahrnehmung, ſondern der denkenden, wiſſenſchaftlichen Beobachtung an.

Mit der Geſchmacks- und Geruchsempfindung verbindet ſich ferner ſogleich

Digitized by Google

das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen; wenigſtens iſt es ſehr zweifelhaft, ob wir eine beſtimmte Geſchmacks- oder Geruchsempfindung haben können, welche ſich gegen dieſes Gefühl ganz gleichgültig verhält. Die Empfindung eines ekelhaften Geſchmacks und Geruchs pflegen wir nicht als Schmerz zu bezeichnen; vielmehr bedeutet dieſes Wort nur das Gefühl des Unangenehmen, wie es ſich an Gefühlsempfindungen anknüpfen kann. Ohne Zweifel erhält das Gefühl des Unangenehmen durch die ſpecifiſche Sinnesempfindung, mit der es ſich verbindet, ſeine eigenthümliche Färbung. Den Schmerz aber neben der Taſt- und Wärmeempfindung als eine beſondere Form des Gefühlsſinns aufzuführen, iſt jedenfalls falſch. Es iſt eben das Gefühl des Unangenehmen, in welches die Taſt- und Wärmeempfindung unter beſtimmten Bedingungen übergeht. Der Geſtank iſt daher im Grunde nichts Anderes als der Schmerz innerhalb des Geruchsſinns.

Die beiden hervorgehobenen Momente — Geſchmack und Geruch hängen unmittelbar mit dem Aſſimilationsprozeſſe zuſammen und erwecken zugleich das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen — ſind für die weitere Bedeutung dieſer Sinne vor Allem von entſcheidender Wichtigkeit. Obwohl aber beide Vieles mit einander gemein haben, ſo ſpielen ſie doch im menſchlichen Leben eine ſehr verſchiedene Rolle.

Was zunächſt den Geſchmack anbetrifft, ſo können wir, wenn wir es darauf anlegen, das Schmecken vom Eſſen trennen. Das Experiment iſt aber ſchwierig und umſtändlich. Gerade in dem Momente, wo wir einen Biſſen hinterſchlucken, haben wir den intenſivſten Geſchmack. Im gewöhnlichen Leben denken wir nun gar nicht an eine ſolche Trennung. Was wir ſchmecken wollen, verſchlucken wir auch. Mit dem Eſſen und Trinken verbinden ſich aber beſondere Empfindungen, die von dem Geſchmack wohl zu unterſcheiden ſind. Das Gefühl des Hungers und das Luſtgefühl, welches die Stillung deſſelben begleitet, ſind keine Geſchmacksempfindungen. Allein da der Hunger ſich durch das Eſſen ſtillt, welches zugleich Geſchmacksempfindungen erregt, ſo kommt das Gefühl des Hungers auch der Geſchmacksempfindung zu Gute. Selbſt eine Lieblingsſpeiſe gewinnt an Geſchmack, wenn wir ſie recht hungrig zu uns nehmen. Sie will uns aber nicht mehr ſchmecken, ſobald wir ſatt ſind. Hunger iſt der beſte Koch. Sind wir recht ausgehungert, ſo überwiegt das Luſtgefühl, den Hunger zu ſtillen, ſo ſehr, daß wir keine weiteren Geſchmacksbedürfniſſe fühlen. Dieſe melden ſich aber ſogleich mit der beginnenden Sättigung. Und iſt dieſe vollſtändig erreicht, ſo mögen wir immerhin die Fähigkeit zu ſchmecken nicht verloren haben; — da wir den Geſchmack nur durch das Eſſen erlangen können, wird er uns durch die Sättigung, durch den Widerwillen noch mehr zu eſſen, verleidet. Dieſe Beziehung dehnt ſich noch weiter aus. Iſt unſere Verdauung geſtört, ſo haben wir auch keinen reinen Geſchmack, weil das Schmecken immer ſchon der Anfang der Aſſimilation iſt.

Digitized by Google

Ja bei einer ſtarken Indigeſtion erregt uns ſchon die Vorſtellung des Eſſens Ekel, und zwar am meiſten die Vorſtellung unſeres Lieblingsgerichts. Dies nämlich macht die meiſten Anſprüche auf unſere Eſſensluſt und erregt eben darum in uns auch die größte Reaction.

Das Gefühl des Hungers und ſeiner Befriedigung hat im Grunde nur graduelle Unterſchiede; die Geſchmacksempfindung iſt dagegen der mannigfachſten ſpecifiſchen Modificationen fähig. Auch iſt der Geſchmacksſinn des Menſchen nicht wie der thieriſche inſtinctartig beſchränkt, ſondern vermag Alles zu ſchmecken, was überhaupt nur ſchmeckbar iſt. Der Menſch begnügt ſich auch nicht damit, nur die Natur zu durchſuchen, was ſie ihm Eß- und Schmeckbares unmittelbar biete, ſondern er bereitet ſich die Speiſe erſt künſtlich zu, macht immer neue Combinationen, um das Reich des Schmeckbaren zu erweitern, iſt unermüdlich, Alles auszuexperimentiren, um dem Geſchmacksſinne alle möglichen Empfindungen zuzuführen. Wie daher das Gefühl des Hungers der Geſchmacksempfindung zu Gute kommt, ſo übt dieſe nun auch einen Gegendienſt aus. Das einfache Luſtgefühl, durch das Eſſen den Hunger zu ſtillen, participirt an dem ganzen unbegrenzten Reichthum der Geſchmacksempfindungen. Die Bildung, Kultur des Geſchmacks iſt zugleich eine Kultur des Eſſens.

Die Bedeutung, welche der Geſchmacksſinn im menſchlichen Leben einnimmt, können wir im Allgemeinen ſo ausſprechen: der Geſchmacksſinn vermenſchlicht durch ſeine Bildung das Eſſen und nimmt damit eben ſo ſehr an der Form Theil, durch welche der Menſch noch von einer andern Seite her dem natürlichen Acte des Eſſens eine menſchliche, geiſtige Geſtalt gibt.

Die rechte Freiheit iſt Vergeiſtigung der Natur; auch das natürliche Bedürfniß des Eſſens in dieſe Vergeiſtigung hineinzuziehen und der Befriedigung deſſelben eine ſpecifiſch menſchliche, geiſtige Geſtalt zu geben, iſt ein durchaus weſentliches Moment in der Verwirklichung der menſchlichen Freiheit.

Die Gemeinſchaft vor Allem iſt es, durch welche das Eſſen eine menſchliche Form erhält. Das Familieneſſen iſt die erſte und zugleich bedeutſamſte Geſtalt. Wir thun Unrecht, wenn wir den Werth und die Würde deſſelben gering anſchlagen. Der Familientiſch verſammelt regelmäßig alle Glieder der Familie, die oft genug während der übrigen Tageszeit, ihre beſondere Arbeit verfolgend, wenig Notiz von einander nehmen. Daß die Familie ihr tägliches Brod habe, iſt in der ſittlichen Geſtaltung derſelben ein unentbehrliches Moment. Es iſt ein falſcher, überſpannter Idealismus, wenn man die Bitte: unſer tägliches Brod gib uns heute, für eine des Menſchen unwürdige anſieht. Und iſt nicht die Gemüthlichkeit des gemeinſchaftlichen Mahles ein Zeichen der gemüthlichen Einigkeit der Familie überhaupt? Kommen nicht die verſchiedenen Störungen derſelben hier ſogleich zur Erſcheinung? wie nicht minder die glücklichen Erlebniſſe? Die Freude, mit welcher wir die Geburt

Digitized by Google

eines Kindes begrüßen, wird in nicht geringer Weise aufgefrischt, wenn dieses zum ersten Mal am Familientisch in Reihe und Glied einrückt. Und habt Ihr es nicht erfahren, welche Lust in den Augen Aller strahlt, wenn ein Kranker, der Wochen hindurch in seiner einsamen Kammer zubrachte, wieder beim gemeinschaftlichen Mahle erscheint und seinen gewohnten Platz einnimmt?

An das einfache Familienessen knüpft sich zunächst das feierliche Essen bei Taufen, Hochzeiten u. s. w. an. Hier treten schon verschiedene Familien zusammen. In dem geselligen Essen erweitert sich dieser Kreis noch mehr, bis zuletzt die verschiedensten Ereignisse, sobald sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, zu einem gemeinsamen Essen Veranlassung geben. Ohne Zweifel bleibt hierbei das Familienessen die allgemeine sittliche Basis. Die zusammen Essenden gehören annähernd zu einer Familie. Daß noch ganz andere Motive ins Spiel kommen können, versteht sich von selbst. Gleichviel aber, aus welchen besonderen Gründen man ein Essen veranstaltet, es wäre ganz sinnlos, gemeinschaftlich zu essen, wenn Alle nur darauf bedacht, ihren Hunger zu stillen und ihren Gaumen zu kitzeln, sich gar nicht weiter um einander kümmerten. Das Essen hindert uns nicht am Reden, und so sehr auch ernsthafte, gründliche Untersuchungen sich mit dem Essen und Schmecken nicht vertragen, eine so intensive, ausschließliche Aufmerksamkeit nimmt dies Geschäft doch nicht in Anspruch, daß wir nicht dem Spiele der geselligen Unterhaltung offen blieben. Das Essen ist ein sehr passendes Mittel, wichtige, bedeutsame Fragen bei Seite zu schieben und schroffe Meinungsdifferenzen vorläufig ruhen zu lassen. Wer beim gemeinschaftlichen Essen sich auf ernsthafte Disputionen einläßt, hat in zweifachem Sinne keinen gebildeten Geschmack. Die Combination von Essen und geselliger Unterhaltung ist also eine sehr glückliche Erfindung. Dem Essen wird so viel Ehre erwiesen als ihm gebührt; ihm aber zugleich durch einen geistigen Zusatz eine menschliche, gebildete Gestalt gegeben. Der Geschmackssinn erhöht nicht bloß die Lust am Essen, sondern gibt durch seine Kulturfähigkeit zugleich einen eigenthümlichen Beitrag zur Vermenschlichung desselben. Soweit reicht aber diese Vermenschlichung doch nicht, daß der Geschmackssinn des geistigen Zusatzes der geselligen Unterhaltung entbehren könnte. Wenn wir auch aus allen Regionen der Erde die Produkte zusammen suchen und diese auf das Pikanteste combinirten und zubereiteten, der Geschmack tritt durch diese Kultur doch für sich nicht aus der Region der sinnlichen Lust heraus.

Kochkunst und Eßkunst werden wir nicht mit der Baukunst, Malerei, Musik u. s. w. auf denselben Boden stellen, obwohl man im vollen Ernste behauptet hat, daß der Geschmack sich doch einmal bis zur schönen Kunst veredeln könne. Welches wäre dann nun die eigentliche Geschmackskunst? die Kochkunst oder die Eßkunst? Die Kochkunst könnte sich zur Eßkunst verhalten, wie etwa in der Musik die Composition zur Ausführung derselben. Der

Digitized by Google

Koch wäre — wenigſtens wenn er nicht mit ißt — der Componiſt, die Eſſenden die ausführenden Künſtler. Die Kochkunſt ſcheint ſchon darum edler, idealer als die Eßkunſt, weil ſie nur das Eſſen zubereitet, ohne den ſinnlichen Genuß davon zu haben. Auch könnten wir fordern, daß der eigentliche Kochkünſtler ganz darauf reſignire, die Speiſen ſelbſt zuzubereiten, was ja ohnehin kein recht reinliches, elegantes Geſchäft iſt, und daß er nur Recepte erfinde und zuſammenſtelle. Aehnlich könnten wir die Partitur, wie ſie der Componiſt ſchreibt, als ein Recept für eine Symphonie betrachten. Freilich wird der Componiſt auch das Bedürfniß haben, ſeine Compoſition zu hören. Ebenſo können wir es auch dem Koch nicht verdenken, wenn er ſeine Ideen ſelbſt eſſen und ſchmecken will. Zur Kunſt gehört weſentlich das ſinnliche Element, und ohne wirkliches Eſſen und Schmecken gibt es auch keine Eß- und Geſchmackskunſt, der eigentliche Geſchmackskünſtler würde alſo Koch und Eſſer zugleich ſein; für die nicht produktiven Genies bliebe das Eſſen und Schmecken allein übrig. Ob in einem Koch, der ſeine eigene Compoſitionen ſchmeckt, noch beſondere Gemüthsbewegungen vorgehen mögen, können wir aus eigenen Erfahrungen nicht entſcheiden. Wir, die wir uns mit dem Eſſen und Schmecken begnügen, werden wohl darin übereinſtimmen, daß auch die mannigfachſten Geſchmackscombinationen, die wir zu genießen Gelegenheit gehabt, immer nur eine ſinnliche Befriedigung hervorrufen, aber keine idealen Gemüthsſtimmungen erwecken, welche dem ſinnlichen Genuß einen künſtlichen Werth geben könnten. (Fortſetzung folgt.)

Stimmen über die Herzogin von Orleans.

Die Herzogin von Orleans wird nach ihrem Tode von den Journalen jeder Richtung in Nekrologen geprieſen, die theils von reiner Anhänglichkeit, theils von politiſchem und ſittlichem Takt eingegeben ſind. Aber in keinem franzöſiſchen Liede wird ſie, die Freundin der Dichtung, gefeiert.*) Die Zeiten ſind nicht darnach angethan, und der Einzige, der ſie würdig zu beſingen vermöchte, wie er vordem die Geburt ihres Sohnes, den Tod ihres Gemahles beſang, lebt nicht mehr. Alfred de Muſſet's klangvoller Liedermund iſt geſchloſſen; er allein hat nicht als Höfling, ſondern als Freund ſeine Lieder dem Haus Orleans geweiht. Der Tod der edlen Fürſtin hat, gleich dem des Herzogs von Orleans im Jahr 1842, in allen Ländern Europa's Viele zu naher, gemüthlicher Theilnahme geſtimmt. Schon deßhalb erinnern wir gern an einige Stellen aus den beiden oben erwähnten Gedichten. Beim Geburtsfeſte des Grafen von Paris (24. Auguſt 1838) pries Alfred de Muſſet den damaligen Zuſtand Frankreichs und ſeine Ausſichten auf eine frohe Zukunft in den Worten:

Wann ſah man Hände fleißiger ſich regen?
Wann die Gedanken freier ſich bewegen?
Kanonen donnern unſre Stadt entlang —
Zum Streite nicht, ſie rufen zum Verſöhnen;

*) Daß die allbeliebte lyriſche Sammlung Blüthen und Perlen von der verſtorbenen Herzogin ausgewählt iſt, haben wir in dieſen Blättern ſchon früher bemerkt.

Digitized by Google

Es hört Europa den bekannten Klang
Für eines Kindes Wiegenfeſt ertönen.

Sein Ahn, vom Volk zum König einſt begehrt,
Lenkt ſeit acht Jahren unſres Reiches Wagen
Auf ſichern Wegen, ohne Zorn und Zagen.
Sein Vater ſchützt den Thron mit reinem Schwert,
Und ſeiner Mutter iſt das Unglück werth;
Von ihr weiß jeder Leidende zu ſagen.

Dem Trauergedicht auf den 13. Juli 1843 (den Jahrestag nach dem unglücklichen Falle des Herzogs) entnehmen wir die, auch für unſere Zeit bedeutungsvolle Strophe:

Car la France, hier encor la maîtresse du monde,
A reçu, quoi qu'on dise, une atteinte profonde;
Et comme Juliette au fond des noirs arceaux,
A demi reveillée, à demi moribonde,
Trébuchant dans les plis de sa pourpre en lambeaux,
Elle marche au hasard, errant sur des tombeaux.

Frankreich, das geſtern noch geherrſcht im Erdenrunde,
Empfing, was man auch ſagt, hier eine tiefe Wunde;
Und wie einſt Julia in ſchwarzer Gruft gethan:
So wankt es wiederum, halb ſterbend und halb lebend,
Scheu in den Falten des zerriſſ'nen Purpurs bebend,
Vom Zufall nur geführt, auf Gräbern ſeine Bahn.

Die Herzogin war eine Enkelin des trefflichen Karl Auguſt von Weimar, eine Tochter jener Herzogin Luiſe, von der Napoleon der Erſte ſelbſt ſagte, daß ſeine Kanonen ſie nicht erſchrecken könnten. Das Ausſehen der Verſtorbenen war eben ſo ſanft und einnehmend, als ihre Sinnesart heroiſch. Wer ſie anſah, — bemerkt ein Berichterſtatter im „Athenäum", — konnte kaum glauben, daß ſie dieſelbe Frau war, die an jenem furchtbaren Februartag in der Deputirtenkammer erſchien, um das Recht ihres zehnjährigen Sohnes zu vertheidigen, und deren blaſſes Antlitz nicht zuckte, als man die Muskete gegen ſie anſchlug. Auch in der Verbannung gedachte ſie Frankreichs nur mit Liebe und mit Wünſchen für ſein Wohl. Als bald nach der Verlobung des jetzigen Kaiſers, in ihrer Gegenwart, das Geſpräch auf dies Ereigniß kam, erzählte ein Anweſender eine der vielen Anekdoten, die man damals zum Nachtheil der Fräulein Eugenie Montigo in Umlauf brachte. Die Herzogin brach jedoch ſogleich die Unterhaltung ab und bemerkte, es ſolle in ihrer Gegenwart nie Etwas zur Herabſetzung dieſer Dame geſagt werden. Napoleon III. ſelbſt benahm ſich nicht mit gleicher Zartheit. In der officiellen Rede, durch welche er ſeine Verbindung bekannt machte, gedachte er zwar der Herzogin von Orleans als einer Frau von vorzüglichen Eigenſchaften, jedoch nicht ohne darauf hinzudeuten, daß ſie einem Regentenhauſe zweiten Ranges entſtamme und Proteſtantin ſei. Den letzteren Umſtand hatte man in Frankreich wenig beachtet; die Erwähnung des erſtgenannten zeugte ſogar von einer auffallenden Verkennung fürſtlicher Vermählungsverhältniſſe. Weit ältere Dynaſtien als die bonaparte'ſche haben ſich mit Mecklenburg, ja mit Fürſten weit kleinerer Länder verſchwägert ohne die geringſte Einbuße an ihrem Anſehen. Billigdenkende Leute fragten ſich demnach, ob es nöthig geweſen, dies hervorzuheben; und ob es überhaupt gerade bei ſolcher Veranlaſſung tactvoll war, die edle, verbannte fürſtliche Wittwe zur Vergleichung heranzuziehen? Das vae victis iſt empfindlicher, wenn es in anſcheinender Höflichkeit, als wenn es in Verbindung mit dem geworfenen Schwert ausgerufen wird.

Einige Blätter geben an, die Prinzeſſin Helene habe ſich einſt nur mit innerem Widerſtreben entſchloſſen, die Braut des Herzogs von Orleans zu werden. Dies iſt völlig unrich-

Digitized by Google

tig; doch weiß man allgemein, daß ihr Halbbruder, der damals regierende Herzog von Mecklenburg, jener Vermählung entſchieden abgeneigt war; ebenſo ihr Oheim, der verſtorbene Großherzog von Weimar. Unſer Gewährsmann im Athenäum (er zeichnet ſich S. A.) erzählt von dem Letzteren: „Der Großherzog hatte Thränen in den Augen, als er mir ſeine Befürchtungen über das Schickſal ſeiner Nichte, die er ungemein liebte, ausſprach.“

Die hochbejahrte Königin Amalie ſcheint dazu beſtimmt, wie einſt Lätitia Bonaparte, ihre liebſten Angehörigen zu überleben. Auch hat ſich die ſtets ſchlagfertige deutſche Lyrik dieſe Vergleichung bereits nicht minder angeeignet, als die ebenfalls nicht ſehr fern liegende mit der griechiſchen Niobe.

Unterhaltungen.

— **Redwitz' Amaranth auf der Bühne.** — Dr. Adolf Steppes in Darmſtadt hat die vielgeleſene Dichtung des frommen Sängers, deſſen Saitenſpiel am Kreuze hängt, als Drama bearbeitet. Der vollſtändige Titel deſſelben lautet: „Amaranth und Ghismonda oder die Brautfahrt, großes romantiſches Schauſpiel in ſechs Aufzügen“; es iſt, wie ein Zuſatz auf dem zweiten Titelblatt angibt, auf der großherzoglichen Hofbühne zu Darmſtadt zum erſten Mal aufgeführt. Das Beſtreben des Verfaſſers ging dahin, den gegebenen Stoff in ſeinem poetiſchen Gehalt abzurunden, vor Allem durch eine zuſammenhängende Motivirung; auch wollte er das Tendenziöſe ausſcheiden, das dem Epos erſt ſo viele Beliebtheit und ſpäter noch mehr Anfeindung zu Wege gebracht hat. Wie Amaranth als unſchuldige, eben wach geküßte Mädchenblüthe geſchildert wird, mag der Schluß des zweiten Aktes bezeugen. Sie ſpricht:

Nun iſt es Zeit! Huſch, ſonder Raſt
Zum Vater und zum lieben Gaſt!
Ich muß ja doch ihr Mundſchenk ſein,
Sonſt mundet ihnen nicht der Wein.
Ein froh Geſicht würzt Trank und Eſſen.
(Sie eilt nach der Thüre, kehrt aber langſam wieder zurück.)
Bald hätt' ich mein Gebet vergeſſen.
(Sie kniet nieder, faltet zum Himmel die Hände und betet.)
O Gott! Ich beug' vor Dir das Knie;
Ich fleh' für ihn, — ich fleh für ſie
Um eine friedensvolle Nacht;
Du Herr der Liebe, halte Wacht.
(Der Vorhang fällt langſam.)

Die Entwickelung der Begebenheit wird in einem Schlußtableau dargeſtellt, zu welchem der Dichter des Drama's folgende Vorſchrift gibt: „Otto und Jutta ſegnen Amaranth und Walther. Der Page hat den Myrtenkranz auf einem Sammtkiſſen beigebracht; Jutta ſetzt ihn auf's Haupt der Amaranth. Alle bleiben in andächtiger Stellung. Die Orgel mahnt zum Aufbruch nach der Kapelle und zur Trauung. Die untergehende Sonne wirft einen magiſchen Schein auf die Gruppen.“ — Wir fügen hinzu, daß man bei der Aufführung dieſen magiſchen Schein durch farbige Gläſer hervorbringen kann, wenn man es nicht etwa vorzieht, ein roſenrothes bengaliſches Feuer anzuzünden.

— **Gottfried von Straßburg.** Herr J. M. Watterich hat vor Kurzem eine Schrift über den Dichter des Triſtan herausgegeben, in welcher aus vereinzelten Andeutungen der Lebensgang Gottfrieds mit Geiſt und Kühnheit conſtruirt wird. Aus dieſem Lebensgang wollte der Verfaſſer darthun, wie Gottfried, nachdem er die weltliche, frivole Liebe unvergleichlich beſungen, zu einem Sänger der Gottesminne geworden ſei. Dieſe Schrift erregte

um ſo mehr Intereſſe, da ſie einen wahrhaft großen Dichter betraf, den einzigen von den Epikern des deutſchen Mittelalters, der uns auch ohne gelehrte Vorausſetzungen durch den Inhalt anzieht und durch ein virtuoſes, faſt übermüthiges Spiel mit der anmuthigen Form zu feſſeln weiß. In Nr. 11 dieſer Blätter hat Herr Dr. Steitz die Aufſtellungen Watterich's durch innere, wie durch geſchichtliche Beweisgründe widerlegt. Er hat gezeigt, daß man ſowohl die Frivolität, die im Triſtan liegen ſoll, als die Aſceſe, die den Dichter der dort angeführten frommen Lieder beſeelt hat, viel zu ſchroff aufgefaßt und hierbei auf die Vielſeitigkeit und das innere Leben eines Dichtergemüthes zu wenig Rückſicht genommen hat. Franz Pfeiffer in Wien ſpricht ſich nun über dieſelbe Frage aus. Er erkennt das Anziehende, ja Hinreißende der Darſtellung Watterich's an, ſucht jedoch aus kritiſchen, vorzugsweiſe ſprachlichen Gründen nachzuweiſen, daß das Marienlied und jenes von der Armuth nicht Werke Gottfrieds ſind und daß man das Zeugniß Konrads von Würzburg mißverſtanden habe. Wir können nicht in Abrede ſtellen, daß er mit großer Sorgfalt und muſterhafter Kenntniß der Formen darthut, wie wenig die kleineren Dichtungen an Correctheit und Formvollendung dem Hauptwerke des Meiſters zu vergleichen ſind. Wir ehren ſeinen Fleiß und beugen uns vor ſeinen Kenntniſſen. Aber es fehlt keineswegs an Ketzern, die meinen, daß die gelehrte Einzel-Unterſuchung oft mehr beweiſt als recht iſt. Wir machen uns anheiſchig, mit Gründen, die den Pfeiffer'ſchen an Ueberzeugungskraft nicht nachſtehen, ſonnenklar darzuthun, daß z. B. die drollige Ballade „Schneiderburg", in welcher wir, ihr und hier gereimt wird, nicht von Platen herrühren kann, und daß er niemals den Vers gedichtet hat: „Ich brachte durch die Reime, die mir die Muſe lieh, des Patrioten Träume vor deine Phantaſie." Nicht ſchwerer ſollte uns z. B. der Nachweis werden, daß die Ballade „Graf Eberhard von Würtemberg" unmöglich ein Werk Schillers ſein könne, ſondern daß hier eine Verwechſelung mit Schubart ſtattfinde.

— **Die Sabinerinnen.** Dieſes Trauerſpiel iſt aus der Maſſe von Einſendungen zur Münchener Preisbewerbung auserſehen worden, zuerſt auf der Bühne zu erſcheinen. Die Aufführung hat vor wenigen Tagen ſtattgefunden und zwar unter großem Zudrang, obwohl der freie Eintritt aufgehoben war. Das Drama gehört der regelrechten Gattung an; die Einheiten des Ortes und der Zeit ſind darin ziemlich treu beobachtet, indem der Verlauf der Fabel nur wenige Tage dauert und die Decoration ſich niemals ändert. Die letztere erinnert an die Scene der alten Griechen: in der Mitte ein Altar, zur Rechten geht es in den königlichen Palaſt, zur Linken durch ein Thor in's freie Feld. Die Einheit der Handlung iſt inſofern gewahrt, als man den Ueberblick und den Zuſammenhang nie verliert; ja gerade hierin ſoll ein Hauptverdienſt des Stückes liegen. Im Uebrigen aber trägt ſich in den fünf Akten außerordentlich Vieles zu, ja dieſelben bieten eine Muſterkarte der verſchiedenartigſten tragiſchen und heroiſchen Situationen. Die Motive der claſſiſchen Tragödie, Conflict der Leidenſchaften, Aufopferung, Fluch und Segen, ſind ſämmtlich herbeigezogen und die Verſöhnung am Schluſſe ſoll um ſo wirkſamer ſein, als ihr eine erſchütternde That, die Ermordung des jungen Ancus durch die geraubte ſabiniſche Fürſtentochter Tullia, vorangeht. Ancus iſt derjenige Römer, der dem Romulus an Anſehen zunächſt ſteht; außer den Genannten ſind Herſilia, Tullia's Schweſter, und der alte Sabinerkönig Tatius die Hauptcharaktere. Das hiſtoriſch-charakteriſtiſche Element ſoll ſchwach ſein; wenn es auch zu loben iſt, daß der Verfaſſer das wohlfeile Prophezeien der römiſchen Zukunft verſchmäht hat. Mehr wird das Pſychologiſche und die Kraft des anonymen Dichters im Ausdruck der Leidenſchaften gerühmt. Spätere Aufführungen müſſen zeigen, ob der geſpendete Beifall mehr war als ein Beweis der Achtung oder der Dankbarkeit für die edle Abſicht des Königs Max, der mit ſeinem Vater König Ludwig der Darſtellung vom Anfang bis zum Ende beiwohnte. Das zweite Stück, das die Ehre hat mit den Sabinerinnen um den Preis zu concurriren, iſt dem griechiſchen Alterthum entnommen: „Das Weib des Agis."

Digitized by Google

— **Ein Sohn Alexanders von Humboldt** oder der Indianer von Mayapures. — Dies iſt der Titel der erſten von zwei Novellen, die ein Herr Eugen Hermann herausgegeben hat: die zweite heißt „Adel und Geſellſchaft“. Die Speculation auf das Intereſſe der Leſewelt geht wirklich weit, wenn ein Unberufener ſich unterfängt, den greiſen erſten Würdenträger der deutſchen Geiſtesbildung noch bei ſeinen Lebzeiten in eine alberne Erdichtung zu verwickeln. Indeſſen wird ſelbſt die Scandalſucht kaum ihre Rechnung bei der Lecture finden. Es wird nicht etwa ein Liebesabenteuer des großen Reiſenden am Orinoko geſchildert, ſondern der Held der Geſchichte iſt der Sohn einer Indianerin Tibeima und eines Packträgers der Bonpland'ſchen Reiſegeſellſchaft; er führt den Namen Humbug und kommt nach Berlin, weil er irrthümlich meint in dem weltberühmten Manne ſeinen Vater zu finden. Bekanntlich hat Herr Hermann ſein Bändchen an Humboldt mit einem Brief geſchickt, worin er den Anſpruch machte, ihm eine Ueberraſchung zu bereiten. Das Antwortſchreiben Humboldts geht jetzt durch alle Blätter; es enthält eine treffliche Bemerkung über die „Unzartheit deutſcher literariſcher Gewohnheiten.“ Man möchte beinahe fragen: Wer dieſe beſchämende Antwort in das Publikum gebracht hat, und ob nicht auch ſie etwa benutzt worden iſt, um die Aufmerkſamkeit Derer, die das Gemeine ſuchen, auf das „unzarte“ Machwerk zu lenken? Uebrigens ſcheint beſagter „Humbug“ nicht minder auf Amerika als auf Deutſchland berechnet zu ſein; er erſchien, wie das Titelblatt beſagt, in Leipzig bei Kollmann und in Philadelphia bei John Weik.

— **Handbuch des Rationalismus.** (Le rationalisme, par A. Franchi; Brüſſel und Leipzig 1858.) Die religiöſe und philoſophiſche Bewegung in Frankreich ſchreitet voran, und die Ideen, die in Deutſchland den Mittelſtand umbilden halfen, dringen jetzt erſt bei unſeren Nachbarn ein. Die Aufklärungstendenzen von heutzutag unterſcheiden ſich jedoch von denjenigen, die Frankreich im achtzehnten Jahrhundert entwickelte, durch ein weſentliches Merkmal. Damals kannten Voltaire und die Encyclopädiſten aus dem Gebiete des Fanatismus nur den Ausweg zum Zweifel und zum Spotte; wer die bibliſchen Wunder nicht buchſtäblich aufzufaſſen geneigt war, verwarf mit entſchiedener Unpoeſie auch den ſittlichen und geiſtigen Gehalt des ehrwürdigſten aller Bücher. Gegenwärtig erheben ſich in Frankreich wie in Deutſchland einzelne Geiſter, die bei dem Ankampf gegen kirchliche Satzungen doch eine warme religiöſe Ueberzeugung, eine fromme und ideale Stimmung in Anſpruch nehmen. Unter dieſen Umſtänden wird das Werk des Italieners Auſonio Franchi „il rationalismo“, das von D. Bancel (in Brüſſel) franzöſiſch bearbeitet wurde, ſeinen Eindruck nicht verfehlen, obwohl der Ueberſetzer, der es als ein Handbuch des Rationalismus bezeichnet, es zunächſt für ſein Vaterland Belgien beſtimmt zu haben ſcheint. Viele Stellen haben durchaus einen deutſchen, wenn die Gegner wollen einen jungdeutſchen Styl; ſo der Ausſpruch Bancels in der Einleitung: „Wir müſſen nicht wie die Hebräer eine Offenbarung erwarten; der Meſſias iſt in uns ſelbſt; er verklärt jeden Neugebornen. Das iſt das erſte Licht, das unſere Kindheit umſpielen, das letzte, das über unſerer Scheideſtunde wachen ſollte: die unſterbliche Vernunft.“

— **Voltaire in Frankfurt.** Das letzte Heft der Zeitſchrift „Minerva“ bringt dankenswerthe Notizen über die Gefangennehmung des großen Schriftſtellers, die auf Requiſition des preußiſchen Reſidenten Freitag in Frankfurt erfolgte. Ueber dieſem merkwürdigen Hergang ruht indeſſen noch immer ein auffallendes Dunkel. In Frankfurt ſelbſt ſcheint derſelbe in einem für Voltaire günſtigen Sinn angeſehen worden zu ſein; außer anderen Zeugniſſen ſpricht auch eine bekannte Aeußerung von Goethe's Vater dafür, deren der Sohn „in Wahrheit und Dichtung“ Erwähnung thut. Von preußiſchen Schriftſtellern beſpricht faſt nur Stenzel dieſen Punkt mit Ruhe und Unpartheilichkeit; der Einzige, der die Urkunden näher gekannt hat, ſcheint Varnhagen von Enſe geweſen zu ſein; vergl. den „Berliner Kalender“ vom Jahre 1845. Der Artikel der „Minerva“ irrt ſich nur in Bezug auf einen Nebenum-

ſtand; Voltaire wohnte, da er gefangen genommen wurde, allerdings in einem der „großen Gaſthäuſer auf der Fahrgaſſe", von denen noch Goethe ſpricht, aber nicht im goldenen Löwen (jetzt Würtemberger Hof), ſondern im „Bockshorn."

— **Neue Dramen aus der antiken Welt.** „Der Verbannte am Pontus Euxinus", eine Tragödie von Dr. E. Buchholz, behandelt den Ausgang des Dichters Ovid zu Tomi in fünffüßigen Jamben. Der Verfaſſer des kürzlich erwähnten Trauerſpiels „die Tarquinier", Georg Wecker, hat für ſein Werk die Proſaform gewählt. Sein Stück zeigt an vielen Stellen von einer erfreulichen Kraft, von Lebenswahrheit und dramatiſchem Schwung; wer nur einen Blick in daſſelbe wirft, wird bald erkennen, daß am wenigſten Protection es war, die ihm in kurzer Friſt den Eingang bei unſerer Bühnenverwaltung eröffnete. Weckers Behandlungsart erinnert an Georg Büchner, an den früh verſtorbenen Frankfurter Dramatiker Freſenius und an Andere, welche die Einführung der Shakſpeare'ſchen Geſchichtsmuſe auf deutſchem Boden erſtrebten. Daß die Kraft mitunter zur Derbheit wird, läßt ſich hierbei kaum vermeiden, wenn auch die Anderen nicht ſo weit gehen wie Grabbe, deſſen Ankampf gegen Shakſpeare nicht viel mehr als ein Ausbruch übler Laune war.

— **Albert Bitzius** (Jeremias Gotthelf), ſein Leben und ſeine Schriften, dargeſtellt von Dr. C. Manuel. Berlin, 1858. — Dieſe Biographie des berühmten Erzählers bildet den 24. und letzten Band der Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke; derſelbe enthält außerdem noch ein Wörterbuch der berneriſchen Ausdrücke, die in J. Gotthelfs Schriften vorkommen. Der Familiennamen Bitzius iſt urſprünglich eine Abkürzung des Taufnamens Sulpicius. Vater und Großvater unſeres Schriftſtellers waren Pfarrer; er ſelbſt, 1797 in Murten geboren, trat früh in Pfarrämter ein und blieb in dieſem Beruf bis an ſeinen Tod (1854). Er ſtand in ſeinem vierzigſten Jahr, da er ſein erſtes Buch, den „Bauernſpiegel", herausgab.

— **Graf Orloff Davidoff** gibt in einer ruſſiſchen Zeitſchrift eine intereſſante Charakteriſtik Lord Macaulay's, des Geſchichtſchreibers. Folgender Satz iſt etwas orientaliſch blühend: „Wenn Ritter der Michel Angelo der Geographie heißen kann, ſo wagen wir Macaulay den Rembrandt der Biographie und den Ruysdael der Statiſtik zu nennen." So entſchieden übrigens der Ruſſe den Meiſter des Eſſay anerkennt, mißbilligt er doch deſſen Freude am Tadeln und die Wolluſt, mit der Macaulay berühmte Perſönlichkeiten zerlege, um ſie in ihrer Schwäche zu zeigen.

— **Enfantin**, der St. Simoniſtiſche Religionsſtifter und Erwecker der „freien Frau", ſodann Ingenieur in Aegypten, jetzt Angeſtellter bei der Nordbahn, hat wieder ein Lebenszeichen gegeben; in einer Brochure vertheidigt er die Lehren ſeines Meiſters und ſeine eigenen gegen den Pater Felix, der dieſelbe in ſeinen „conférences de Notre-Dame" heftig angegriffen. Pater oder Vater Enfantin iſt jetzt 62 Jahre alt; ob er ſich als Eiſenbahnbeamter noch mit der bekannten braunen Kutte, dem langen Bart und dem breiten Hute ſchmückt, wiſſen wir nicht anzugeben.

— **Francesco dall' Ongaro.** — Dieſer achtungswerthe italieniſche Dichter und Patriot, deſſen Verweiſung aus Frankreich großes Aufſehen macht und der wahrſcheinlich nach Amerika überſiedeln wird, iſt in Deutſchland nicht nach Verdienſt bekannt. Die einzige genügende Charakteriſtik deſſelben, zu welcher dall' Ongaro ſelbſt eine kurze Biographie geliefert hat, gab Ida von Düringsfeld im Frankfurter Muſeum (Jahrg. II., Nr. 46; oder 1856, 15. Nov.)

— **Eine zweiſylbige Charade** (vielleicht auch gegen uns mit gerichtet?) iſt eingeſandt worden:

Wahrlich, das zweite, das erſte ſogar hält weniger Waſſer,
Als mein Ganzes bewirkt in den Journalen der Stadt.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 23. **Frankfurt a/M.,** den 5. Juni 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Aphorismen über die menschlichen Sinne.** Von Julius Schaller in Halle (Forts.). — **Schiller als Philosoph,** Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer. (Forts.). — **Die ältesten Spuren Shakspeare's in Deutschland.** — **Unterhaltungen.** Aus Darmstadt; amerikanische Ausgabe von Heine's Werken; eine nothwendige Revision des Repräsentativsystems in Deutschland; C. Schneider; der zoologische Garten; durchlauchtige Musik; George Sand.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Staatsanwalt sich ruhig genug fühlte, die nothwendigen Operationen zur Erfüllung seiner Verpflichtung zu beginnen, machte er sich auf den Weg zu dem Baron. Er fand ihn umgeben von den nichtigsten Tändeleien, die ein bevorstehender Maskenball um ein leichtsinniges Jugendherz zu häufen vermag, und ganz unwillkürlich drängte sich dem weit ältern Meier der Vergleich der verschiedenen Lebensansprüche auf. Hier ein Jüngling, der es für die höchste Ehre hielt, der Schönste und Hervorragendste im Gewühle eines Maskenfestes zu sein, dort der Mann, welcher bereit war seine Ehre aufs Spiel zu setzen, um Ansehen in der Welt zu erlangen. Sein Gewissen verhärtete sich in dieser Erkenntniß.

Wir wollen Beide etwas vorstellen, murmelte er, als Cassian ihn bat, seinen Rath zu geben. Der Baron benutzt dazu Flicken von Sammt und Seide, und ich —

Sehen Sie dieses Modell, unterbrach der Baron sein Gedankenspiel, ist

Digitized by Google

es nicht klassisch romantisch — ächt ritterlich? Werde ich nicht, mit der Devise unsers Stammes auf dem Schilde, meinen eigenen Ahnherrn prachtvoll repräsentiren?

Der Staatsanwalt vertiefte sich mit ihm in die Anordnungen zum Feste und seinen eingestreuten Bemerkungen gelang es wirklich, den jungen unerfahrenen Mann für die Idee zu erwärmen, die glänzende Versammlung im Ministerhause durch eine Schlußscene zu überraschen, die ihn als den Verlobten Alma's erklärte. Die Thorheit und der Leichtsinn Cassians hatten ihm dies Geschäft sehr erleichtert und die Wahl des Costüms merkwürdig für seine Pläne mitgearbeitet. Es soll so sein, dachte der Staatsanwalt; er entgeht seiner Bestimmung nicht!

Als er ihn verlassen wollte und zwar im vollen Vertrauen auf unfehlbares Gelingen seiner Intrigue, die er Hand in Hand mit dem Minister spielte, rief ihm der Baron nach: Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Staatsanwalt. Mein Diener ist zur Post, um einen Brief einzulösen, dessen Inhalt mir die längsterwarteten Trauscheine zu sein scheinen. Es würde mir lieb sein, wollten Sie nach Einsicht derselben unsern schönen Gegnerinnen kurz und bündig die Verordnungen meiner Vorfahren definiren, damit dieselben sehen, daß es nicht leicht ist, die Reichsbaronie Sindekow zu erobern.

Der Staatsanwalt kehrte wieder um, nahm eine Cigarre und lagerte sich aufs Kanapee. Sein Auge blitzte schlau zu seinem jungen Freunde hinüber, in dessen Mittheilung er ganz den frivol abweisenden Ton fand, den er zuerst unter den Einflüsterungen eines zartern Gewissens verschmäht hatte.

Weßhalb sind diese Trauscheine nicht an mich, den mit Vollmacht versehenen Geschäftsträger Ew. Hochgeboren gesendet? fragte er in geflissentlich trägem und spöttischem Tone. Der Baron stutzte.

Was weiß ich? antwortete er. Der Brief ist mit großer Sorgfalt behandelt und mit der Signatur „Wichtige Familien-Documente" versehen.

Die Dame Mauvillon scheint mich gewaltsam aus dem Wege stoßen zu wollen, wie ich nach dieser Maßregel vermuthe, warf Meier hochmüthig ein. Sie werden genöthigt sein, mich als einen ebenbürtigen Freund den Damen auf Chateau Millefleurs zu präsentiren, damit sie meine Eingaben besser respectiren.

Ein Blick voller Verwunderung traf ihn. Cassian fand den Ausdruck „ebenbürtigen Freund" sehr gewagt, von seinem Standpunkte als Edelmann aus betrachtet. So sehr geneigt er im Allgemeinen war, dem geistig befähigten Bürgerlichen eine Rolle der Unentbehrlichkeit zu übertragen, eben so sehr geneigt war er jedoch, die Ebenbürtigkeit desselben in Zweifel zu ziehen. Bevor er dieser Ansicht Worte geben konnte, trat der Diener ein und legte den Brief unter respectvoller Verbeugung vor seinem jungen Herrn nieder.

Digitized by Google

XII.

Baron Caſſian nahm den Brief und betrachtete ihn von allen Seiten. Die Unſchlüſſigkeit malte dabei Licht und Schatten auf ſeine ſchönen Züge und zeigte die Schwächlichkeit ſeines Charakters in jeder Linie. Er fürchtete ſich augenſcheinlich, ein Siegel zu löſen, das hinter ſeinen Hieroglyphen — ein Lamm unter dem Schutze eines Engels mit dem Kreuze — den Frieden der Kirche ahnen ließ.

Oeffnen Sie doch! ſchrie der Staatsanwalt ungeduldig und mit einigem Herrſcherübermuthe. Caſſian fühlte ſich, ſo nahe der Entſcheidung, von einem unbeſchreiblich bangen Gefühle erfaßt. Für den unverdorbenen Menſchen beſitzt das Zeugniß der Kirche eine heiligende Kraft, die den weltlichen Widerſpruch zu beugen verſteht. Sein Zögern war nur allzu natürlich, da er trotz dem Wogen und Rauſchen der Weltfreuden die Erinnerung an gewiſſe Verhältniſſe nicht aus ſeinen Gedanken verloren hatte. Dazu kam, daß er ſich überzeugt hatte, nicht Chalet, ſondern Chatelet ſei der Familienname ſeiner Schwägerin. Obwohl nun in dieſer kleinen Veränderung, die die angenommene „Käſehütte" in ein „Schlößchen" zu verwandeln fähig war, noch kein Grund zu Befürchtungen verborgen lag, ſo tauchte doch jetzt, in dem verhängnißvollen Momente der Aufklärung, die troſtloſe Möglichkeit eines alten Adels vor ihm auf.

Er brach das Siegel mit der Reſignation eines Sünders.

Zwei Papiere fielen heraus. Er entfaltete das eine, der Staatsanwalt das andere.

Das Taufzeugniß des Sohnes! ſprach der Letztere ſogleich und legte es wieder hin, ohne es einer nähern Aufmerkſamkeit zu würdigen.

Caſſian hingegen ſenkte ſeinen Blick widerſtrebend auf das Papier. Leichenblaß fuhr er zurück, um eben ſo ſchnell ſein Auge wieder auf die Schriftzüge zu richten, die ihm ſein irdiſches Daſein vergifteten.

Verloren — Alles — Alles verloren! ſtammelte er faſſungslos.

Der Staatsanwalt griff haſtig und mit allen Zeichen großer Ungeduld nach dem Documente.

Rosa Madelaine de Chatelet, la fille unique de Monsieur le Vicomte Honoré de Chatelet — las er mit ſtockendem Athem, und der Schreck verzerrte ſein Geſicht bis zur Unkenntlichkeit. Sein glückſeliger Traum, der ganze Staatsrath von Meier mit allen Ehren, Würden und Auszeichnungen ſcheiterte an dieſem verwünſchten Vicomte von Chatelet, der hiſtoriſch zu dem älteſten Adel Frankreichs zählte.

Aber ein Mann wie der Staatsanwalt Meier verzweifelt nur einen Augenblick an ſeiner Rettung. Sein Ingenium verläßt ihn nicht auf lange. Sein Auge irrte über das Papier hin:

Mein Gott — verlieren Sie doch den Kopf nicht gleich, Baron! Was

Digitized by Google

ſoll uns denn dieſer Trauſchein? Das iſt ja Ihr Bruder nicht, dem hier atteſtirt wird mit Roſa Madelaine von Chatelet getraut zu ſein! Leſen Sie doch: Monsieur le Baron Gauthier de Saintequieu — Wer iſt der Baron Saintequieu? Kennen Sie einen Baron Gauthier de Saintequieu?

Baron Caſſian raffte ſich aus ſeinem düſtern Brüten auf.

Es würde Thorheit ſein, entgegnete er mit krankhaft ſchwachem Lächeln, wollte ich nicht meinen Bruder unter dieſem franzöſirten Namen anerkennen.

Sie erkennen ihn alſo? Sie erkennen ihn? rief Meier mit ſtarker Stimme. Ich erkenne ihn nicht, erkenne ihn durchaus nicht an und werde mir erlauben, dies der Dame Mauvillon ſogleich mitzutheilen. Dieſer Pfarrer Maurice Pernier, dieſe Mademoiſelle Babet Mauvillon und dieſe Roſa Madelaine de Chatelet ſollen mir erſt die Identität des Baron Walter von Sindekow mit dem Baron Gauthier de Saintequieu beweiſen, und das wird ihnen ſchwer werden, da der Baron Walter todt iſt und gottlob in der Gegend von Straßburg keine Bekannten gehabt hat.

Ich bin aber feſt davon überzeugt, wendete der Baron Caſſian kleinlaut ein.

Was geht das mich an? fuhr der Staatsanwalt fort. Er zitterte innerlich vor Beſorgniß, daß Caſſian ſofort Lärm ſchlagen und im Eifer ſeines jäh erwachten Gerechtigkeitsſinnes öffentlich zurücktreten werde. Das durfte nicht geſchehen! Was würde ſonſt aus dem Staatsrath von Meier?

Es iſt eine harte Prüfung des Schickſals, unterbrach ihn Caſſian entſchloſſener, aber ich vermag meiner Ehre wegen nicht weiter zu zweifeln. — Der Knoten iſt nur zu löſen durch meinen Rücktritt.

Bah — den Knoten wollen wir erſt weiter ſchürzen, ehe wir ihn löſen. Geben Sie ſich zufrieden — bewältigen Sie Ihr Zartgefühl. Ihre Ehre als Reichsbaron erfordert gerades Weges, daß Sie den Platz nicht räumen, bevor Sie nicht überzeugt ſind von der Aechtheit des Stammerben. Wir fordern ganz einfach den Beweis von Ihrer Frau Schwägerin, daß der im Trauſchein benannte Gauthier de Saintequieu identiſch mit Baron Walter von Sindekow iſt — dabei ſetzen Sie Ihre Ehre doch keineswegs aufs Spiel?

Nach meinen Grundſätzen, ja! Meine Ehre als Edelmann erforderte es jetzt, einer Dame, die ſich mir als rechtmäßige Erbin von Gütern vorſtellt, welche ich unrechtmäßig in Beſitz genommen habe, zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Der Staatsanwalt lachte laut auf: Das ſcheinen mir ſonderbare Grundſätze zu ſein! Ein wildfremde Frau mit ihrem kleinen unverſtändigen Jungen ohne weitere Prüfung als die Mutter eines künftigen Reichsbarons anzuerkennen — es gehört Ihre Unſchuld und Ihre Unerfahrenheit dazu, um dies als eine Ehrenſache zu betrachten. Ich behaupte kühn: Sie werden be-

Digitized by Google

trogen! Es wäre lächerlich, himmelschreiend lächerlich von Ihnen, ohne Prozeß zurückzutreten!

Baron Caſſian ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab.

Es gilt wenigſtens einen Verſuch, dieſe kecken Betrügerinnen einzuſchüchtern, begann Meier von Neuem. Seine Ueberredungskunſt fing an Früchte zu tragen, das bemerkte er. Der Baron blieb ſtehen und blickte ihn durchdringend ernſt an.

Sie betrachten Babet Mauvillon wirklich als eine Betrügerin? fragte er.

Als eine Betrügerin erſter Größe, bekräftigte Meier ohne Zögern. Iſt es nicht von durchgreifender Bedeutung, daß mir die Dame Babet auf meinen letzten Brief, den ich unmittelbar nach unſerer Sindekower Reiſe an ſie geſchrieben habe, worin ich ihr deutlich zu machen geſucht, daß Alles bewieſen werden müßte, gar nicht geantwortet hat?

Der Baron zog ſeinen ernſten Blick von Meier zurück und begann ſeinen unruhigen Spaziergang von Neuem. Sein Rathgeber ergab ſich in Geduld und erwartete den Niederſchlag der Gemüthsgährung. Er kannte ſeinen jungen Freund.

Es währte aber diesmal länger als ſonſt, ehe der Entſchluß Caſſians zur Reife kam. Als er endlich ſtehen blieb, hob ſich ſeine Bruſt unter ſchweren Athemzügen und um den Mund lagerte ein herber Schmerz.

Ich gebe Ihren Rathſchlägen nach, mein Herr, ſagte er fremd und höflich. Ich ordne mich Ihrer Meinung unter und werfe die Folgen meines Handelns auf Ihre Schultern —

Eine chriſtliche Handlung, die ſich mit Ihrer Freundſchaft zu mir wohl vereinen läßt, fiel Meier lachend ein. Ich nehme jedoch das Kreuz auf mich —

Ich thue Unrecht, fuhr Caſſian bewegt fort. Ich thue Unrecht — aber ich bin ſo ſchwach den Grashalm zu ergreifen, der mir im Strome, darin ich verſinken ſoll, geboten wird. Beantworten Sie den Brief. Geben Sie den Damen auf, durch Briefe von meinem Bruder — oder was es ſonſt ſei — ſeine Identität mit dem benannten Saintequieu feſtzuſtellen; fügen Sie hinzu, daß ich nur dann mit Denjenigen in unmittelbare Verbindung zu treten geneigt ſei, die Anſprüche auf das Erblehn Sindekow erhoben haben, wenn ich die vollſtändige Ueberzeugung gewinnen könnte, daß dieſe Anſprüche gerecht wären.

Und bis dahin ſchweigen wir wie das Grab über den ganzen Handel! ſetzte der Staatsanwalt hinzu; wir gehen wohlgemuth auf die Maskerade, erwerben uns wohlgemuth eine ſchöne Braut, deren Vater im ſchlimmſten Falle unſere Carriere beſorgen kann —

Das wäre mehr als leichtſinnig, mein Freund, unterbrach ihn Caſſian. Fräulein Alma würde der alterthümlichen Pracht des Schloſſes Sindekow zur Zierde gereichen, aber ſchwerlich einem einfachen Haushalte.

Digitized by Google

Sehr weiſe geurtheilt! Aber die Liebe lehrt Manches.

Glauben Sie Alma der Belehrung durch Liebe fähig? fragte Caſſian frappirt.

Wenn ſie ſo glücklich iſt Ihre Liebe zu erringen, ganz gewiß, erklärte Meier.

Eine helle Glut überlief das Geſicht des jungen Edelmanns. Sein Herz war noch ſo jungfräulich geſtimmt, daß er Liebe für ein Heiligthum des Herzens hielt und der unwillkürliche Verrath von Alma's Gefühlen ihn mehr beſchämte als beglückte.

Hat Fräulein Alma Ihnen dieſe Geſtändniſſe gemacht? fragte er pikirt.

Dem weltgewandten Manne brauchen nie Geſtändniſſe gemacht zu werden, entgegnete Meier hochfahrend; er verbindet ſtets ſeine Amüſements mit Charakterſtudien.

Nun, ſo enthüllen Sie mir gefälligſt den Erfolg Ihrer Studien in Hinſicht auf Alma's Charakter und nicht auf ihr Herz, warf Caſſian ſchnell ein.

Es genüge Ihnen, mein junger Freund, antwortete Meier ausweichend, daß ich Sie beneide. Könnte ich der jungen Dame bieten, was Sie ihr zu bieten vermögen, Rang, Stand und ein glänzendes Auskommen, ich würde meine ganze Klugheit aufs Spiel ſetzen, um ſie zu erwerben.

Spotten Sie nicht! rief der Baron wehmüthig. Sie wiſſen am beſten, wie entſetzlich unſicher die irdiſchen Glücksgüter als mein Eigenthum ſind. Und mit dieſer Qual im Herzen ſoll ich um das ſchöne Mädchen werben?

Das habe ich nicht geſagt, fiel der Staatsanwalt eifrig ein. Sie ſollen nur das heranrückende Unglück ſo lange mit Sophismen von ſich fern zu halten ſuchen, bis Ihre Lebensſtellung wirklich angegriffen wird. Sie laufen keine Gefahr dabei und verſchulden dann auch keines Menſchen Leiden. Bewährt ſich die Liebe Alma's in dieſem Falle, ſo iſt Ihre Zukunft durch den Schutz ihres Vaters geſichert; — zeigt ſich das Herz des Mädchens weltlich verkältet, ſo verlieren Sie nichts an demſelben. Ich halte dieſe Prüfung für eine Schickung Gottes!

Der Baron ſchwieg nach dieſer Vorleſung voller Lebensphiloſophie. Ueberzeugt war er nicht, aber beſtochen, hingeriſſen von der Weltanſchauung eines Mannes, der den Ruf der Klugheit genoß. Er, als Edelmann, hatte andere Begriffe von der Fleckenloſigkeit eines Lebenswandels; er verachtete im Grunde die ſogenannten Schleichwege der Ehre, die links und rechts Auswege boten, um das äußere Anſehen zu retten; aber es verhieß ihm weſentliche Vortheile, nach den Lehren zu handeln, die ihm ertheilt wurden. Welche Pein für ſein ſchwaches und eitles Gemüth, plötzlich aller weltlichen Vorzüge entkleidet vor den Augen Derer dazuſtehen, die ihn — er verblendete ſich darüber nicht — gerade dieſer Vorzüge wegen auszeichneten. War es denn unmöglich, daß Alma ihn nicht nur ſeiner bevorzugten Lebensverhältniſſe wegen, ſondern auch wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften liebte? Ihr Bild in ſeiner ganzen Hold-

Digitized by Google

ſeligkeit, in der kindlichen Hingebung, womit ſie in vertraulichen Augenblicken ihn beglückt hatte, in dem Glanze ihrer äußern Erſcheinung und in der Wahrheit ihrer Neigung, die immerfort hervorzubrechen drohete, ſtand zauberhaft hell vor ſeiner Seele, als er aufathmend dem Staatsanwalt die Hand reichte und ihm das Verſprechen leiſtete, ganz ſeinen Anordnungen gemäß zu leben.

Meier hatte während der kurzen Träumerei des Barons die eingelaufenen Documente nochmals prüfend durchgeſehen und in dem ebenfalls franzöſiſchen Taufſcheine des muthmaßlichen Reichsbarons einen Paſſus aufgefunden, der ſeinen mühſam errungenen Sieg problematiſch machte. Der Knabe war Kolomann Walter getauft. Dieſer ſeltene, dem Stammälteſten zukommende Name war ſchon hinreichend, die Identität feſtzuſtellen, die man gefliſſentlich in Zweifel zu ziehen ſuchte. Meier ſteckte raſch das Zeugniß zu ſich mit dem heuchleriſchen Verſprechen, die Sache zu beſchleunigen, damit der Baron dem wachſenden Zwieſpalte entriſſen werde. Im Stillen ſchwor er ſich aber zu, nicht eher eine Feder zur Erledigung der unzweifelhaft unglücklich endenden Geſchichte zu thun, bis er der Staatsrath von Meier ſei.

Er überſah in der Stille ſeines einſamen Zimmers das Feld ſeiner Thätigkeit bei dieſer Kataſtrophe, und er erkannte mit der Genugthuung eines ehrgeizigen Herzens, daß er die Zufälligkeiten dieſes Vorganges auf eine brillante Art zu ſeinem Nutzen ausgebeutet hatte. Der Menſch muß es verſtehen ſich ſelbſt zu pouſſiren, murmelte er, ſich vergnügt die Hände reibend. Was bringt es meinem Barone für Schaden, wenn ich ihn zum Hebebaum benutze? Im Anfange leitete mich ein gewiſſes Mitleid, ſeine Intereſſen wahrzunehmen; jetzt betrachte ich ihn freilich nur als Leiter zum ſichern Erklimmen einer Höhe, die mir noch vor Kurzem als unerreichbar erſchien. Es iſt ſonnenklar, daß der ſelige Baron Walter hier eine hübſche Intrigue eingefädelt hat, um ſich und ſeinen Nachkommen die Reichsbaronſchaft zu ſichern; es iſt ſonnenklar, daß er die Franzöſirung ſeines Namens entweder ſelbſt herbeigeführt oder wenigſtens nicht gelöſet hat, um unentdeckt zu bleiben. Dafür ſpricht der deutſche Name „Kolomann Walter" mit dem Zuſatze: Sohn des Baron Gauthier de Saintequieu — Baron Walter ſcheint ein ſchlauer Geſelle geweſen zu ſein. Es thut mir leid um den Baron Caſſian — aber ihm iſt nicht zu helfen. Gut für mich, daß er ſo unerfahren und ſo ſorglos iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Aphorismen über die menſchlichen Sinne.

Von Profeſſor Julius Schaller in Halle.

(Fortſetzung.)

Der Geruch ſpielt im menſchlichen Leben eine ganz andere Rolle als der Geſchmack. Vor Allem hängt dies mit dem Unterſchiede zwiſchen Eſſen

und Athmen zuſammen. Das Athmen iſt ein Prozeß, welchen wir allerdings durch unſere Willkür unterbrechen können, welcher aber vor ſich geht, ohne daß wir nöthig haben, unſere bewußte Abſicht darauf hinzuwenden. Das Bedürfniß zu athmen und die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes markiren ſich nicht ausdrücklich in unſerer Empfindung. Vielmehr gehört es ſehr weſentlich zum Gefühl der Geſundheit, daß die Perioden des Athmens unſere Aufmerkſamkeit gar nicht in Anſpruch nehmen. Jede Störung des Athmens iſt ſogleich eine ſehr unbehagliche Empfindung, und es fällt uns gar nicht ein, etwa das Athmen abſichtlich eine Zeit lang zu unterbrechen, um durch die Stillung des erhöhten Bedürfniſſes zu athmen uns einen Genuß zu verſchaffen. Durch die Geſchmacksempfindung wurde das Hungergefühl unterſtützt; bei dem Geruch fällt eine analoge Unterſtützung durch das Athmen fort. Mit dem Bedürfniß zu eſſen verbindet ſich gewöhnlich das Bedürfniß nach einer beſtimmten, wenigſtens wohlſchmeckenden Speiſe. Halten wir den Athem an, ſo entſteht nur das Bedürfniß nach einem freien Athemzug, aber nicht etwa nach Wohlgeruch. Das Eßbare iſt für den Menſchen ein höchſt mannigfaches; auch gibt es, wenigſtens für den erwachſenen Menſchen, keine einfache Nor-

peiſe, vielmehr muß er verſchiedene Nahrung zu ſich nehmen, um einer kräftigen Geſundheit ſicher zu ſein. Zum Athmen taugt nur *eine* Luftart, und dieſe findet ſich in dem Maße, wie ſie der Menſch bedarf, in der Atmoſphäre. Und zwar verbindet ſich mit dem Einathmen dieſer Luftart keine Geruchsempfindung, während das Eſſen der verſchiedenen Speiſen eine verſchiedene Geſchmacksempfindung hervorruft. Eine Speiſe, welche gar keinen beſtimmten Geſchmack hat, welche fade ſchmeckt, verabſcheuen wir. In Bezug auf den Geruch gibt es ein Sprichwort: am beſten riecht, was gar nicht riecht. Das freie, ungeſtörte Athmen iſt für ſich ſchon von ſolcher Wichtigkeit, daß wir eines ſpecifiſchen Zuſatzes gar nicht bedürfen.

Jemehr uns nun aber ſchon ein geruchloſes Athmen befriedigt, deſto widerwärtiger iſt uns von der andern Seite ein übler Hauch — ein Geſtank. Für einen gebildeten Menſchen iſt ein Geſtank ſo unerträglich, daß ſchon das Wort: Geſtank in der gebildeten Geſellſchaft zu den verpönten zu rechnen iſt. Aller Comfort einer feinen Geſellſchaft, alle Eleganz der Einrichtung iſt ſogleich getrübt, iſt verdächtig, anrüchig, die ganze Illuſion iſt verſchwunden, ſobald es in den auch noch ſo fein ausgeſtatteten Zimmern — ſtinkt. Sehr oft räuchert man auch nur um vor dieſer Calamität ganz ſicher zu ſein, nicht aus beſonderem Wohlgefallen am Wohlgeruch. Ein zu ſtarkes Parfüm behält darum auch immer etwas Verdächtiges; ein gemäßigtes, zartes, durch welches ein übler Geruch doch hindurch dringen würde, erweckt dagegen um ſo mehr das Gefühl, daß wir uns in einer anſtändigen Geſellſchaft befinden, je mehr die Gleichgültigkeit gegen Geſtank oft eine unglaubliche Höhe erreicht bei Menſchen, die der feinen Sitte fremd ſind. Schon daß der Wohlgeruch etwas

Digitized by Google

Ueberflüſſiges iſt, daß er entbehrt werden kann, empfiehlt ihn als einen Luxus der feinen Sitte.

Trotzdem werden wir immer nur Wenige finden, die den Wohlgeruch mit Leidenſchaft lieben; wenigſtens mit dem Geſchmack kann der Geruch nicht im Entfernteſten concurriren. Wenn wir unſere Freunde zum Eſſen einladen, ſo können wir ſicher ſein, daß ſie ganz zufrieden damit ſind, wenn wir ihnen eine anſtändige Reihe wohlſchmeckender Gerichte vorſetzen; wir würden aber wenig Beifall finden, wenn wir unſere Freunde auf bloße Wohlgerüche einladen wollten, wären dieſe auch noch ſo fein, noch ſo koſtbar, noch ſo ausgeſucht und von allen Gegenden der Erde herbeigeholt. Die leidenſchaftlichen Eſſer nennen wir, wenn ſie es gar zu arg treiben, bekanntlich Freſſer; dieſe haben nicht etwa bloß die Begierde, ungeheuer viel zu eſſen, ſondern dies Viele ſoll auch wohlſchmeckend in allen möglichen Wendungen ſein. Dem Freſſer ſtünde etwa — der Schnüffler gegenüber, und wir könnten dabei an die unzähligen leidenſchaftlichen Schnupfer denken. Die Parallele hinkt aber ſehr. Der Schnupfer intereſſirt ſich meiſt nur für den Geruch ſeines gewohnten Tabaks und einiger ähnlich riechender Sorten. Auch iſt beim Schnupfer das Riechen ſicherlich nicht die Hauptſache, ſondern der belebende Reiz, die Aufmunterung der Lebensgeiſter. Daß viele Gerüche dieſen Nebendienſt leiſten, iſt bei dem Intereſſe für Wohlgeruch nicht zu überſehen. Die Aufregung, die beſtimmte Gerüche bewirken, kann auch mannigfache geiſtige Stimmungen in uns erwecken oder wenigſtens dieſe unterſtützen. Die Wirkung der riechenden Subſtanzen hat überhaupt etwas Unheimliches, indem ſie ſich weit hin durch die Atmoſphäre verbreitet und uns überfällt, ohne daß wir — wie beim Schmecken — abſichtlich dieſen Genuß herbeigeführt. Das Betäubende dieſer Gerüche ſtimmt zu dieſem Unheimlichen.

Geſicht und Gehör pflegt man als die idealen, auch wohl als die theoretiſchen Sinne zu bezeichnen. Zunächſt darum weil ſie nicht wie Geſchmack und Geruch in unmittelbarem Zuſammenhange mit dem Prozeſſe der Aſſimilation ſtehen. Indem wir hören und ſehen, ſorgen wir nicht zugleich für unſere leibliche Ernährung. Auch verbindet ſich mit den Empfindungen des Hörens und Sehens nicht ſo unmittelbar das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen. Da das Schmecken und Riechen zugleich ein Aſſimiliren iſt, ſo laſſen wir die Dinge, welche den Geſchmack und Geruch bewirken, nicht ſelbſtſtändig außer uns beſtehen, ſondern greifen ſie an, nehmen ihnen ihre objective Exiſtenz, löſen ſie in uns auf. Die Gegenſtände dagegen, welche wir ſehen und hören, laſſen wir auf uns wirken, ohne ihrer objectiven Selbſtſtändigkeit irgendwie nahe zu treten. Auch das Gefühl greift die Gegenſtände an, und wenn es ſie auch nicht auflöſt, verzehrt, ſo wirkt es doch mechaniſch auf ſie ein, es gibt den Druck, die Wärme zurück, die es von ihnen em-

Digitized by Google

pfängt. Der leuchtende oder das Licht reflectirende und ebenso der tönende Gegenstand bleibt dagegen in der Ferne, und schickt mir nur Wirkungen zu, ohne daß es mir möglich wäre, durch Auge und Ohr auf ihn zurückzuwirken. In der Theorie kommt es nun allerdings eben darauf an, daß wir unsre ganze subjective Thätigkeit darauf verwenden, die objective Welt in uns aufzunehmen wie sie ist, ohne durch praktische Eingriffe sie umzuändern. Insofern hat es einen richtigen Sinn, wenn man Gesicht und Gehör als theoretische Sinne bezeichnet. Unpassend ist diese Bezeichnung, weil sie den Schein erweckt, als wäre das Sehen und Hören an und für sich schon ein wirkliches Erkennen, und als gäben die andern Sinne zu diesem nicht auch ihren Beitrag. Außerdem spielen Sehen und Hören, wenn auch nicht unmittelbar durch sie selbst gehandelt wird, doch im menschlichen Handeln eine unendlich wichtige Rolle. Durch Auge und Ohr verkehren die Menschen mit einander. Wer nicht sieht und hört, ist aus diesem Verkehr ausgeschlossen, wenigstens ist jede Mittheilung an ihn unendlich erschwert. Zugleich ist dies es, was den Verlust dieser Sinne zu einer so schweren Pein macht. Unsere Vorstellungen und Gedanken theilen wir uns zunächst und vor Allem durch die Sprache, dann durch mancherlei Zeichen, besonders durch die Schrift mit. An das Auge und an das Ohr also wenden wir uns. Wer das Wort nicht hört, das Zeichen nicht sieht, tritt aus der Gemeinschaft der geistigen Wesen heraus, steht isolirt, verlassen da. Daß die Aeußerungen, Symbole, Zeichen unserer Gefühle und Vorstellungen nicht gerochen, geschmeckt, gefühlt, sondern gesehen und gehört werden, dies ist ohne Zweifel vor Allem bedeutsam für die Stellung, welche Gesicht und Gehör unter den Sinnen einnehmen. Es zeigt sich hierin auf das Unverkennbarste ihr vorwiegender geistiger Charakter. Am prägnantesten drückt sich dieser aber darin aus, daß diese Sinne allein die Medien künstlerischer Darstellung sind. In der Kunst treten Ideen, ein Inhalt von allgemein geistiger Bedeutung in die sinnliche Erscheinung; er wird gesehen, gehört, aber nicht getastet, geschmeckt, gerochen. Nur für den sehenden und hörenden Menschen, nicht für den tastenden, schmeckenden, riechenden gibt es eine Kunst.

Bei dieser gemeinschaftlichen Bedeutung haben nun aber Gesicht und Gehör auch ihren eigenthümlichen Charakter.

Wir fragen hier wieder nicht, was ursprünglich oder eigentlich durch das Organ des Auges empfunden wird, und wie durch weitere Erfahrungen, durch die hinzutretende Hülfe anderer Sinne, durch das sich entwickelnde Vorstellen und Denken der Mensch sehen lernt und das Gesehene erkennen und beurtheilen; wir stellen uns sogleich auf den Standpunkt des gebildeten Sehens.

Die Vorstellung des gebildeten Menschen von der objectiven Welt ist vorzugsweise auf den Gesichtssinn gegründet. Mögen wir auch zunächst die Vorstellung des raumerfüllten Körpers durch das Gefühl erhalten; haben wir

Digitized by Google

dieſe Vorſtellung einmal gewonnen, ſo iſt es das Sehen, welches ſie fortführt und zur Vorſtellung der objectiven Welt ausbildet. Die objective Welt iſt ein Complex von ſichtbaren Geſtalten. Eben die Geſtalt, wie ſie ſich dem Auge darſtellt, iſt der Stamm, der die andern Eigenſchaften trägt, gilt als die weſentliche, die innere Natur der Dinge offenbarende Erſcheinung. Auch durch das Taſten können wir uns allenfalls die Geſtalt eines Körpers zur Anſchauung bringen. Wir würden aber nicht weit kommen, wollten wir die Vorſtellung der äußern Welt auf das Betaſten gründen. Nicht minder würden uns die andern Sinne bald genug im Stich laſſen. So weit wie das Auge reicht kein Sinn. Von den himmliſchen Geſtalten dringt kein Ton zu uns, kein Gefühl, kein Geſchmack oder Geruch. Das Auge allein gibt uns Kunde von ihnen. Erſt durch dieſe Kunde aber kommt unſere Vorſtellung der objectiven Welt zum Abſchluß.

Wer im Beſitze dieſer Vorſtellung das Auge aufthut, iſt im Moment über ſeine äußere Umgebung orientirt. Hierauf beruht die praktiſche Wichtigkeit des Sehens. Wir haben vorher die weſentliche Bedeutung des Taſtſinnes darin gefunden, daß er den praktiſchen mechaniſchen Eingriff in die äußere Welt begleitet und unterſtützt. Die Berührung bleibt ſicherlich die letzte Bedingung, von welcher ein mechaniſches Wirken auf die Dinge ausgeht. Allein die Intentionen unſeres Handelns beſchränken ſich nicht auf die uns berührenden Gegenſtände, ſondern reichen in die Ferne. Wir wundern uns oft über die mechaniſche Geſchicklichkeit des Blinden, mit welcher Sicherheit er ſich zurecht findet und ſein gewohntes Thun vollbringt. Allein wenn er auch alle ſeine Sinne zuſammen nimmt und zu beſonderer Feinheit ausbildet, die Unmöglichkeit, in jedem Moment die ihn umgebenden Dinge nach ihrer Entfernung, ihrer Größe, ihrer Lage zu einander zu bemerken, bleibt für ſein Thun eine unüberſteigliche Schranke. Nicht Blinde, ſondern Sehende haben gebaut, gepflanzt, den Boden geebnet, Wege gezogen, haben für den Verkehr und alle Bequemlichkeit des Lebens geſorgt; auf den Blinden hat man dabei nicht Rückſicht genommen, er iſt in der Welt der Sehenden, trotz ſeines feinen Gehörs, Gefühls, Geruchs, Geſchmacks ſchließlich doch ein Fremdling.

Daß mit dem Sehen ſich nicht ſo unmittelbar wie mit dem Schmecken und Riechen das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen verbindet, haben wir ſchon vorher hervorgehoben. Der dem Sehen charakteriſtiſche ſinnliche Schmerz entſteht durch ein zu helles, blendendes Licht. Auch empfinden wir, wenn wir in das Dunkle ſehen, ſehr bald das Bedürfniß nach Licht. Ein zum Sehen fähiges Auge hat auch Luſt am Sehen. Ohne Zweifel aber erweckt der Anblick einer unreinen ſchmutzigen Farbe nicht in dem Maße ein ſinnliches Mißbehagen, als ein ſchlechter Geſchmack oder Hauch. Das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen nimmt beim Sehen ſogleich eine

Digitized by Google

andere, idealere Wendung. Man hat vielfach den Eindruck zu bestimmen gesucht, welchen die verschiedenen Farben auf das Gemüth des Menschen machen. Daß die Farben verschieden auf das Gemüth wirken, ist im Allgemeinen wohl nicht zu leugnen; allein es ist sehr schwer, diesen Eindruck mit Bestimmtheit sich zum Bewußtsein zu bringen. Auch weichen die verschiedenen Angaben hierüber sehr von einander ab. Unsern Lesern werden wohl die Spiele bekannt sein, in welchen die Farben in der mannigfachsten Weise combinirt werden, in schnellerer oder langsamerer Bewegung wechseln, und arabeskenartig sich zu den verschiedensten Bildern aneinander reihen. Eine Zeit lang können wir an diesen Bildern unsere Freude haben; wir fühlen auch entgegengesetzte Stimmungen in uns angeregt; die ganze Erscheinung behält aber etwas höchst Unbefriedigendes, ja Unheimliches. Wir verlangen mehr als was uns hier geboten wird. Wir verlangen zugleich nach einer bedeutsamen Gestalt, und als solche gilt uns nicht der Kreis, das Fünfeck, Achteck u. s. w. und all die symmetrischen Combinationen, welche diese Spiele unsern Augen zuführen. Die Gestalt ist für das gebildete Sehen nicht bloß eben so viel werth als die Farbe, sondern sie ist ein Höheres, Wichtigeres als diese. Die Farben zeigen sich als vielfach wechselnde, während die Gestalt unverändert dieselbe bleibt. Auch werden bei einer schwächeren Beleuchtung die Farben unklar, unbestimmt, während die Umrisse der Gestalt noch sehr wohl zu erkennen sind.

Nehmen wir die Gestalten, wie sie uns die Wirklichkeit bietet, so haben wir zu diesen sogleich ein anderes Verhältniß als zu den Figuren jener Farbenspiele. Indem wir diese Gestalten als Pflanzen, Thiere, Menschen bezeichnen, so haben sie für uns eine anderweitige Bedeutung, und eben diese ist es, welche beim Sehen der Gestalt unser Interesse in Anspruch nimmt. Am offenbarsten tritt dies hervor bei der menschlichen Gestalt. Das menschliche Individuum, welches wir sehen, kennen wir auch seiner geistigen Beschaffenheit nach; es sei uns ein befreundetes; wir lieben es, achten an ihm die Tüchtigkeit der Gesinnung, seine Fröhlichkeit, seine eigenthümlichen Talente u. s. w. Dies sein innerliches geistiges Wesen und seine äußere sichtbare Erscheinung durchdringen sich in unserer Vorstellung zu einem unzertrennlichen Ganzen. Eben die Gestalt, welche wir mit Augen sehen, ist der Mensch, welchen wir lieben. Die Gestalt ist das äußere Bild seiner innern Natur. Sogleich hiermit befinden wir uns mitten in der ästhetischen Anschauung. Diese ist im menschlichen Sehen dem Keime nach von Anfang an enthalten, wirkt in der Ausbildung desselben als ein wesentlicher Factor immer mit, und gibt ihm von vorn herein eben die ideale Wendung, welche zuletzt in der bildenden Kunst zu ihrer freien, vollen Wirklichkeit kommt.

(Schluß folgt.)

Schiller als Philoſoph.

Vortrag, gehalten in der Roſe zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fiſcher.

(Fortſetzung.)

2.

Sentimentaliſch iſt nicht ſentimental. Jenes iſt eine wahre Empfindungsweiſe, dieſes iſt Empfindelei, die immer gemacht und unwahr iſt. Das Sentimentale iſt eine unächte Abart des Sentimentaliſchen. Wie Schiller die ſentimentaliſche Empfindungs- und Dichtungsweiſe begriffen hat, ſo kann ſie dem menſchlichen Geiſte nach dem nothwendigen Gange ſeiner Entwickelung nicht erſpart werden. Was nothwendig und wahr in ſich iſt, macht ſich fühlbar. Daß wir uns der Natur entfremden im Fortſchritte der Bildung und in eben dem Maße an Urſprünglichkeit einbüßen, iſt nothwendig; es iſt eben ſo nothwendig, daß wir dieſen Verluſt ergänzen durch die ideale Natur, welche die Phantaſie dichtet, daß wir den Contraſt dieſes Ideals mit unſerer Wirklichkeit empfinden, und dieſe Empfindung macht den ſentimentaliſchen Dichter. So empfand Rouſſeau, ſo Schiller. Indem Schiller die ſentimentaliſche Dichtung begreift, ſo begreift er ſeinen eigenen poetiſchen Genius. Wenn die Briefe zwiſchen Julius und Raphael ſeine philoſophiſchen Selbſtbekenntniſſe waren, (ſelbſt ſentimentaliſcher Art,) ſo iſt dieſe Abhandlung über naive und äſthetiſche ſentimentaliſche Dichtung, die letzte dieſer Reihe, Schillers Selbſterkenntniß. Und wir werden ſehen, daß er ſich ſelbſt hier genau ſo beurtheilt, wie wir ihn vorher beurtheilt haben.

Die naive Empfindungsweiſe ſetzt einen Gemüths- und Bildungszuſtand voraus, in welchem der moraliſche Menſch mit dem ſinnlichen, der geiſtige mit dem natürlichen noch auf einfache Weiſe übereinſtimmt. Die ſentimentaliſche ſetzt voraus, daß es zum Bruch zwiſchen beiden gekommen und der menſchliche Geiſt jenſeits der Wirklichkeit in einer überſinnlichen Welt, d. h. in ſeinem eigenen Innern die Befriedigung ſucht, die ihm Natur und Außenwelt nicht gewähren. So bedingt und begünſtigt die natürlich-ſittliche Bildung des claſſiſchen Alterthums die naive, die ſpiritualiſtiſche Bildung der chriſtlichen Welt dagegen die ſentimentaliſche Empfindungsweiſe. Die Alten empfanden naiv, die Neuern ſentimentaliſch. Von hier aus eröffnet ſich Schiller eine Ausſicht in den Unterſchied des Antiken und Modernen, und dieſer Unterſchied begreift den des Claſſiſchen und Romantiſchen in ſich. Das Naive iſt ein weſentliches Merkmal des Claſſiſchen, das Sentimentaliſche ein weſentliches des Romantiſchen. Schiller hat an dieſer Stelle das große und anerkannte Verdienſt, die Merkmale pſychologiſch erklärt und gewürdigt zu haben, welche die innere Unterſcheidung des Claſſiſchen und Romantiſchen begründen, die bekanntlich die leitenden Geſichtspunkte für die

Digitized by Google

kunſtgeſchichtliche Entwickelung der Menſchheit bilden. Als dieſe geſchichtliche Charaktere treten die Unterſchiede des Naiven und Sentimentaliſchen bei Schiller nicht hervor; ſie werden als allgemein-menſchliche Standpunkte aufgefaßt. Das Claſſiſche, welches Schiller dem Naiven gleichſetzt, iſt nicht blos das Antike. Shakespeare gilt ihm in dieſem Sinne mit Recht als ein claſſiſcher Dichter ſo gut als Homer.

3.

Man muß ſich ja hüten, das Sentimentaliſche mit dem Naiven zu verwechſeln, wenn beide ſcheinbar in demſelben Objecte zuſammenſtimmen. Es gibt eine ſentimentaliſche Empfindung, die in ihrer leidenſchaftlichen Sehnſucht nach der Natur vor Allem das Naive bewundert. Eine ſolche Empfindung iſt weit davon entfernt, ſelbſt naiv zu ſein. Das Naive bewundert ſich nicht ſelbſt. Sobald das Naive anfängt Gegenſtand zu werden, hört es auf Empfindung zu ſein. Man muß die Empfindung für das Naive nicht verwechſeln mit der naiven Empfindung, es hieße das Gefühl der Alten verwechſeln mit dem, welches wir für die Alten haben. „Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirten den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werther bewegte, da er nach einer luſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las.“ Oder um Schillers eigenes Beiſpiel zu nehmen: die Götter Griechenlands waren ganz anders empfunden in der Phantaſie der Griechen als in der Phantaſie Schillers.

Hieraus erklärt ſich der Unterſchied zwiſchen dem naiven Dichter und dem ſentimentaliſchen. Dem naiven Dichter iſt in der Natur, die er abbildet, ſein Gegenſtand gegeben. Dieſen Gegenſtand darzuſtellen ſo treu und vollſtändig und lebendig als möglich, iſt ſeine ganze Aufgabe. Dem ſentimentaliſchen Dichter dagegen iſt der Gegenſtand nicht gegeben, er muß ihn dichten, er ſtellt nicht die Natur als ſolche, ſondern ein Ideal dar, das ſich in dem widerſtandloſen Elemente der Phantaſie zu einer unendlichen oder abſoluten Größe erweitert. Die naive Dichtung will abſolute Darſtellung (einer endlichen Größe) ſein, die ſentimentaliſche dagegen Darſtellung des Abſoluten. Darum iſt die Aufgabe des naiven Dichters lösbar im abſoluten Sinn, nicht die des ſentitimentaliſchen, denn die endliche Größe läßt ſich vollkommen darſtellen, nicht die unendliche. Die naive Empfindungsweiſe kann vollendete Kunſtwerke ſchaffen, die der Natur ſelbſt gleichen. Objectiv, wie ſeine Empfindungsweiſe, iſt der naive Dichter. Seine Empfindung geht in ſeinem Gegenſtande auf, enthält nicht mehr und weniger als dieſer, und ſeine Dichtung iſt blos deſſen lebendige und treue Darſtellung. „Das Object beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht wie ſchlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, ſondern will wie das Gold in der Tiefe geſucht ſein. Wie die Gottheit hinter dem Weltge-

Digitized by Google

bäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werke; er iſt das Werk und das Werk iſt er; man muß des erſtern ſchon nicht werth oder nicht mächtig oder ſchon ſatt ſein, um nach ihm nur zu fragen." Solche Dichter ſind Homer und Shakespeare. Sie geben uns die Natur aus erſter Hand. Und aus dieſer Hand kann ſie auch nur die naive Empfindung, nicht die ſentimentaliſche empfangen. Dieſe lebt nicht von der Natur, ſondern von ihrer Phantaſie. Der ſentimentaliſche Dichter gibt aus erſter Hand ſich ſelbſt. Seine Dichtungen ſind zunächſt Selbſtbekenntniſſe. Je mehr die Dichtungen Anderer Selbſtbekenntniſſe ſind, um ſo näher ſind ſie ihm verwandt und um ſo verſtändlicher. Die wahrhaft naiven Dichtungen haben zunächſt für die ſentimentaliſche Empfindungsweiſe etwas Zurückweiſendes und Unheimliches. Es gab für Schiller eine Zeit, wo ihm Rouſſeau näher ſtand als Shakespeare. Er bekennt es uns an dieſer Stelle ſelbſt, wo er ſich in der ſentimentaliſchen Empfindungsweiſe den Grundton ſeiner Jugendpoeſie klar macht. „Als ich Shakespeare zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte im höchſten Pathos zu ſcherzen, — die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflectiren, kurz, das Object in dem Subject anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier nirgends faſſen ließ und mir nirgends Rede ſtehen wollte." — „Daſſelbe iſt mir mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch ſpätern Periode kennen lernte." Hier haben wir in Schillers eigener Erklärung, welches Verhältniß er zunächſt zu den naiven Dichtern einnimmt: daß er als ein ſentimentaliſcher Dichter empfand, daß ſeine eigenen erſten Dichtungen nichts anderes ſein konnten als Selbſtbekenntniſſe. *)

4.

Die ſentimentaliſche Dichtung beruht auf dem Contraſt von Ideal und Wirklichkeit. Die Empfindung dieſes Contraſtes iſt eine doppelte: poſitiv rückſichtlich des Ideals, negativ rückſichtlich der Wirklichkeit. Jenem gegenüber iſt die Empfindung Zuneigung, dieſer gegenüber iſt ſie Abneigung. In dem Grundton der ſentimentaliſchen Dichtung kann die eine oder die andere der beiden Empfindungen überwiegen. Bildet dieſen Grundton die Abneigung gegen die Wirklichkeit, ſo wird die Dichtung ſatyriſch. Ueberwiegt in der Grundſtimmung des Dichters die Sehnſucht nach dem Ideal, ſo wird ſeine Dichtung elegiſch im weiteſten Sinne des Wortes.

*) Vergl. des Verf. früheren Vortrag: Die Selbſtbekenntniſſe Schillers. S. 8—10.

Alle Poeſie iſt entweder naiv oder ſentimentaliſch. Alle ſentimentaliſche Poeſie iſt entweder ſatyriſch oder elegiſch.

Die ſatyriſche Poeſie hat offenbar den Zweck, die gegebene Welt dem Ideale gegenüber darzuſtellen als das Nichtige, als das Nichtſeinſollende, als das zu Vernichtende. Dem Ideale gegenüber, das heißt den Forderungen gegenüber, welche der Dichter erhebt. Statt Ideal und Wirklichkeit können wir deßhalb auch ſagen: Dichter und Welt. Denn die Welt, welche ſein ſoll, findet ſich zunächſt nur in der Phantaſie und im Glauben des Dichters. Es gibt nun eine doppelte Art der Vernichtung, die davon abhängig iſt, wie uns das zu Vernichtende erſcheint, in welcher Weiſe wir daſſelbe empfinden. Es kann uns als eine Macht gegenübertreten, der wir nicht umhin können eine Wichtigkeit beizulegen, ſo ſehr wir derſelben widerſtreben. Je mächtiger uns erſcheint, was wir vernichtet ſehen wollen, um ſo ernſthafter und leidenſchaftlicher wird ſich unſere widerſtrebende Kraft anſpannen, und ihr poetiſcher Ausdruck iſt in dieſem Falle die *ernſthafte* oder *pathetiſche Satyre*. Setzen wir den andern Fall: der Gegenſtand, den wir bekämpfen oder vernichten wollen, erſcheine uns ohnmächtig, ſo ſehr, daß es eines ernſten Kampfes von unſerer Seite, einer heftigen und begeiſterten Widerſtandskraft gar nicht bedarf, ſo werden wir ihn *ſpielend* vernichten, nicht ernſthaft bekämpfen, ſondern verſpotten, und es entſteht, wenn dieſe Empfindungsweiſe ſich poetiſch äußert, die *ſcherzhafte Satyre*.

Es kommt ganz darauf an, wie der Dichter dem Objecte gegenüber, das ihn ſatyriſch ſtimmt, *ſich* empfindet, ob er innerhalb dieſer ſatyriſchen Stimmung *ſich* oder dem *Objecte* die größere Macht und Wichtigkeit beilegt. In jedem Falle fühlt der Dichter auf ſeiner Seite die Macht des Ideals, die ihm natürlich als die höchſte und allein wahre gilt. Dieſes Bewußtſein macht den ſatyriſchen Dichter. Aber innerhalb dieſes Contraſtes, der zwiſchen dem Subject des Dichters und der gegebenen Wirklichkeit beſteht, kann die letztere mehr oder weniger wichtig erſcheinen, ſie wird den Dichter im erſten Falle pathetiſch, im andern heiter ſtimmen. Der Contraſt, welcher aller ſatyriſchen Poeſie zu Grunde liegt, wird mithin nach der Wichtigkeit des Objects entweder *tragiſch* oder *komiſch* ausfallen. Und in dieſen Punkt ſetzte Schiller den Unterſchied der Tragödie und Komödie. Jene erfordert das wichtigere Object, dieſe das wichtigere Subject: dort geſchieht ſehr viel durch den Gegenſtand, hier geſchieht Alles durch den Dichter. Das Gewicht der Tragödie liegt zum großen Theil im Stoff, das Gewicht der Komödie liegt allein im Dichter und in ſeiner Darſtellung. Die dichteriſche, alſo auch die äſthetiſche Gemüthsfreiheit, iſt offenbar in der Komödie größer als in der Tragödie. „Der tragiſche Dichter iſt nur ruckweiſe und mit Anſtrengung frei, der komiſche iſt es mit Leichtigkeit und immer."

Wenn nun Schiller ſchon in ſeinen Briefen die äſthetiſche Freiheit als

Digitized by Google

den Urſprung und Zweck der Kunſt erklärt hatte, wenn er den Werth des Kunſtwerks darnach abſchätzen wollte, welchen Grad der äſthetiſchen Freiheit wir von ihm empfangen, ſo wird er folgerichtig der komiſchen Kunſt einen höhern äſthetiſchen Werth beilegen als der tragiſchen, denn das Ziel der erſtern iſt die vollkommene äſthetiſche Gemüthsfreiheit. „Wenn die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Komödie einem wichtigern Ziele entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit dem höchſten, wonach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaften zu ſein, immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen."

Ich hatte oben behauptet, daß Schillers Weltanſchauung in ihrer moraliſchen Grundlage das Schickſal, in ihrer äſthetiſchen Entwickelung die Tragödie hinter ſich zurücklaſſe: dieſe Behauptung iſt hier mit ſeinen eigenen Worten gerechtfertigt. *)

5.

Satyriſch in tragiſcher oder komiſcher Weiſe wird die ſentimentaliſche Dichtung, wenn ihr Grundton negativ gegen die nicht ideale Wirklichkeit geſtimmt iſt. Er kann auch poſitiv geſtimmt ſein als die Bejahung des Idealen. Dieſe Stimmung macht die ſentimentaliſche Dichtung elegiſch. In der ſatyriſchen Poeſie bildet den Vordergrund die Wirklichkeit, betrachtet im Lichte des Ideals; in der elegiſchen bilden den Vordergrund das Ideal im Contraſt mit der gegebenen Welt, die gleichſam den dunkeln Hintergrund ausmacht und auf doppelte Weiſe dem Ideal widerſpricht: als falſche Bildung der wahren Natur und als gemeine Wirklichkeit der idealen Phantaſie. Aber die ideale Welt ſelbſt kann auf doppelte Weiſe vorgeſtellt und empfunden werden: entweder als eine blos ideale, die nicht wirklich iſt, ſei es daß ſie es nicht mehr iſt, ſei es daß ſie es überhaupt nicht ſein kann, — oder ſie wird zugleich als eine glückliche Wirklichkeit vorgeſtellt, ſei es daß ſie es einmal war oder dereinſt ſein wird. Für den Dichter iſt die Vergangenheit ſowohl als die Zukunft, in der ſich die ideale Welt als vorhanden darſtellt, eine glückliche Gegenwart, die ihm die wirkliche erſetzt. In dem erſten Falle wird die poetiſche Betrachtung wehmüthig auf dem Ideale verweilen, das nur Phantaſie und nicht Wirklichkeit iſt; in dem andern wird ſie freudig das glücklich erfüllte Ideal vor ſich erblicken. Jene wehmüthig und ſchmerzlich bewegte Stimmung macht die Dichtung elegiſch im engern Sinne, dieſe freudige macht ſie idylliſch.

*) Vergl. oben VII. 5. (Schluß).

Digitized by Google

Alle ſentimentaliſche Poeſie war entweder ſatyriſch oder elegiſch. Die ſatyriſche war entweder tragiſch oder komiſch. Die elegiſche iſt entweder elegiſch (im engern Sinne) oder idylliſch. Das Idylliſche iſt mehr dem Komiſchen, das Elegiſche mehr dem Tragiſchen verwandt, und innerhalb der ſentimentaliſchen Dichtung — ſo wollen wir uns zunächſt ausdrücken — iſt das Idylliſche mehr naiv, das Elegiſche mehr ſentimentaliſch.

In der elegiſchen Stimmung wird die ſchöne und ideale Natur ſentimentaliſch empfunden. Das größte Beiſpiel dieſer Empfindungsweiſe iſt Rouſſeau. Sein Gemüth bewegt ſich in allen Tönen der elegiſchen Rührung, und auch die benachbarten Stimmungen diesſeits und jenſeits der elegiſchen ſind ihm vertraut, ſowohl die pathetiſch-ſatyriſche als die glücklich-idylliſche. Es iſt vielleicht zum letztenmale hier, daß ſich Rouſſeau's Bild unſerem Dichter vorſtellt, und ſeine jetzige Auffaſſung unterſcheidet ſich in einem Punkte ſehr bemerkbar von der früheren. Er anerkennt in Rouſſeau den Dichter, aber er vermißt in ihm den Künſtler. Er vermißt in ſeinem Gemüth die äſthetiſche Freiheit. Und wie Rouſſeau ſelbſt ſie entbehrt, ſo entbehren wir ſie in ſeinen Werken: er kann ſie uns nicht mittheilen, weil er ſie ſelbſt nicht hat. „Sein ernſter Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabſinken, aber erlaubt ihm auch nicht, ſich bis zum poetiſchen Spiele zu erheben. Bald durch Leidenſchaft, bald durch Abſtraction angeſpannt, bringt er es ſelten oder nie zu der äſthetiſchen Freiheit, welche der Dichter ſeinem Stoff gegenüber behaupten, ſeinem Leſer mittheilen muß. — Seine leidenſchaftliche Empfindlichkeit iſt ſchuld, daß er die Menſchheit, nur um des Streits mit derſelben recht bald los zu werden, lieber zu der geiſtloſen Einförmigkeit des erſten Standes zurückgeführt, als jeden Streit in der geiſtreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt ſehen, daß er die Kunſt lieber gar nicht anfangen laſſen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger ſteckt und das Ideal herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur deſto ſicherer zu erreichen." — Ein elegiſches Gedicht, das von der Satyre im tragiſchen Styl herkommt, iſt Schillers Reſignation. Ein elegiſches Gedicht, das auf das Idylliſche im höchſten Sinn zuſtrebt, ſind ſeine Götter Griechenlands. Eine reine Elegie iſt ſeine „Nänie." (Fortſetzung folgt.)

Die älteſten Spuren Shakſpeare's in Deutſchland.

In den erſten Jahrhunderten der Neuzeit ſtanden die Länder Europa's in Hinſicht auf innere Bewegung und auf nationale Literatur weiter auseinander als im Mittelalter. Dieſer anſcheinend paradoxe Satz entwickelt ſich Jedem, der ſich mit der vergleichenden Geſchichte der Geiſtesbildung beſchäftigt,

Digitized by Google

als eine Grundwahrheit. Die Gemeinſamkeit, welche die alte Kirche und der Feudalgeiſt bewirkt hatten, war gelöſt; die Poeſie und Literatur der einzelnen Völker begann ſich in ihre Eigenthümlichkeit zu vertiefen. Fünfzig Jahre nach Dante's Tod konnte der berühmte Chaucer einer engliſchen Bürgersfrau die Verſicherung in den Mund legen, daß jeder Anweſende den Dichter der göttlichen Komödie kenne. Schwerlich hätte um ebenſo viele Zeit nach Shakſpeare eine Italienerin über Dieſen ein Gleiches ſagen können. Shakſpeare und Cervantes ſtarben an einem und demſelben Tage (den 23. April 1616), und vielleicht hat nie der Eine auch nur den Namen des Andern gehört. Kannten doch noch weit ſpäter, in einer Epoche heftiger literariſcher Meinungskämpfe, die meiſten deutſchen Gelehrten den Briten „Saſpar" nur vom Hörenſagen!

Die Forſchung nach den erſten Spuren vom Wirken des Shakſpeare'ſchen Geiſtes in Deutſchland iſt von großem Reiz. Vor fünfzehn Jahren hat Adolf Stahr den Gegenſtand in einem beſonderen Aufſatz dargeſtellt, der jedoch noch Vieles zu wünſchen ließ. Nun iſt der Stoff durch Koberſtein weit gründlicher und umfaſſender behandelt worden *); doch läßt ſich, wie leicht zu denken, auch an ſeiner trefflichen Arbeit Einiges ergänzen und berichtigen.

Gegen den Schluß des ſechzehnten Jahrhunderts begannen die ſogenannten engliſchen Komödianten in Deutſchland umherzuziehen und an Fürſtenhöfen wie in großen Städten Theaterſtücke von einer bis dahin unbekannten Art aufzuführen. Man glaubte früher jene Bezeichnung nicht ſtrenger auffaſſen zu dürfen, als die noch übliche der engliſchen Reiter. Das mag in gewiſſem Sinne richtig ſein, doch iſt erwieſen, daß die erſten Wanderer dieſer Art wirklich Engländer waren, wie auch die Sprache ihrer Aufführungen die engliſche.

Die Stücke der engliſchen Komödianten waren meiſt von jenem Charakter, der in allen neuen Literaturen eine Zeitlang der herrſchende blieb und den man mit dem Namen: große Tragödie, Staatsaction oder Spektakelſtück bezeichnen kann. Die Dichter entnahmen ihren Stoff aus der Geſchichte, aber nicht aus denjenigen Perioden, die reich an innerem Leben und von Bedeutung für die Entwickelung der Menſchheit ſind; ein Themiſtokles oder Marius, ein heiliger Ludwig oder ein Hohenſtaufe wären für ſie keine Helden geweſen. Sie wählten vielmehr die Zeiten und Länder, in welchen eine Fülle von Ereigniſſen ohne geiſtiges Princip hervortritt, wo namentlich Thronwechſel, Bruderzwiſte, Gräuelthaten ſich zu drängen pflegen; wo Grauſamkeit und Wolluſt der unterdrückten Tugend im grellſten Contraſt entgegenſtehen; alſo am liebſten den Orient mit ſeinen Ibrahims und Tamerlans, auch das ſo-

*) Vermiſchte Aufſätze zur Literaturgeſchichte und Aeſthetik. Von Dr. Auguſt Koberſtein, Profeſſor in Pforte. VI. Shakſpeare's allmäliges Bekanntwerden in Deutſchland.

genannte das empire, das ſpätere römiſche wie das byzantiniſche Kaiſerthum. Solche Motive beherrſchten das deutſche Drama von Ayrer bis auf Andreas Gryphius, der ſich ihrem Banne nur langſam entwand; auch die Hauptleiſtungen der Vorgänger Shakſpeare's, ja ſelbſt ſeine eigenen Erſtlingsarbeiten gehören dieſem Kreis an.

Die engliſchen Komödianten ſcheinen über die Niederlande nach Norddeutſchland gekommen zu ſein. Die Zeit war günſtig, denn ihre erſte Wirkſamkeit fällt gerade in die Periode der äußerſten Dürre und Unfruchtbarkeit der deutſchen Poeſie, 1590—1610; es gibt ganze Jahre in dieſem Zeitraum, in welchen kaum vier bis fünf deutſche Dichterwerke gedruckt wurden. *) Ein Engländer, Dr. William Bell, hat darthun wollen, daß Shakſpeare ſelbſt Mitglied einer ſolchen Schauſpielertruppe geweſen ſei und daß er ihr faſt drei Jahre angehört habe. Den Beweis iſt er jedoch ſchuldig geblieben, und aus den Werken des Dichters ließe ſich keine Stelle nachweiſen, die ihn einigermaßen unterſtützte. Es iſt mehrfach bemerkt worden, daß Shakſpeare die landſchaftliche Stimmung Italiens wie auch den Geſellſchaftston des Landes unnachahmlich zu zeichnen wußte. Ein Gleiches hat er in Bezug auf Deutſchland weder erſtrebt noch geleiſtet. Das Wintermärchen ſpielt in Böhmen, zum Theil ſogar am Strande des böhmiſchen Meeres; in „Maß für Maß" trägt ſich die Begebenheit unter durchaus phantaſtiſchen Verhältniſſen in Wien zu; deutſches Weſen iſt in beiden Stücken nicht geſchildert. Der Erzherzog von Oeſterreich im König Johann trägt die Züge eines bombaſtiſch prahlenden Orientalen. Graf Warwick in „Heinrich VI." ſchildert Eduard von Yorks Armee als zuſammengeſetzt aus plumpen Holländern und „haſtigen Deutſchen"; eine Bezeichnung übrigens, die unſeren Landsleuten im Mittelalter, vor ihrer Hamletiſirung, oft zu Theil wurde. Hamlet ſelbſt iſt durch die tiefſinnige Auffaſſung germaniſcher Züge bewundernswerth, doch bedurfte Shakſpeare hierzu einer Kenntniß des Landes nicht. Außerdem iſt von Deutſchland nur noch im „Kaufmann von Venedig" die Rede, indem Shylock den Ring für ſeine Lea in Frankfurt gekauft hat und unter den Freiern der Portia ein trefflich geſchilderter fürſtlicher Trunkenbold, „des Herzogs von Sachſen Neffe", die deutſche Nation vertreten muß.

War auch Shakſpeare nicht ſelbſt in Deutſchland, ſo kann es doch auch ohne directen Beweis für ausgemacht gelten, daß ſeine Werke ſchon bei ſeinen Lebzeiten vielen Deutſchen bekannt wurden, freilich nur in derſelben für die literariſche Beurtheilung mangelhaften Weiſe wie ſeinen eigenen Landsleuten. Deutſche Gelehrte und Staatsmänner, auch wohl Kaufleute, die während Jacobs des Erſten Regierung in London waren, haben ſchwerlich verſäumt, den dortigen Theatervorſtellungen beizuwohnen, die zum Theil mit beſonderer

*) Vergl. den Folioband von Schweiſchke: Codex nundinarius bisecularis.

Digitized by Google

königlicher Begünſtigung ſtattfanden. In einer Zeit da Fiſcharts Schriften noch in friſcher Wirkung lebten, war einem gebildeten Deutſchen, wenn er nur Engliſch verſtand, wohl auch Shakſpeare's Humor nicht zu kühn. Um das Jahr 1614 befand ſich ein junger Züricher, Johann Rudolf Heß (der ſpäter Mitglied des Großen Rathes wurde), in England; er brachte von ſeiner Reiſe unter andern Büchern auch Exemplare von Ben Jonſons Volpone und von Shakſpeare's Hamlet und Romeo mit nach Hauſe, die noch jetzt auf der Züricher Bibliothek zu finden ſind. *) Auch das einzige vollſtändige Exemplar der Erzählung „Perikles", von Georg Wilkins, die uns manche Stelle einer von Shakſpeare herrührenden Bearbeitung des gleichnamigen Stückes gerettet hat, verdanken wir dieſem Reiſenden.

Das Luſtſpiel des Andreas Gryphius „Absurda comica, oder Herr Peter Squenz" iſt eine Nachahmung, zum Theil eine Bearbeitung des Zwiſchenſpiels aus dem Sommernachtstraum. Die deutſche Dichtung hat das heitere Spiel aus dem Romantiſchen ins Spießbürgerliche gezogen und die Handlung von der atheniſchen Herzogsburg nach dem Lande Rumpelskirchen verſetzt, deſſen ehrliche, unbeholfene Einwohner ihren Fürſten auf ſeiner Durchreiſe mit der Aufführung des Stückes begrüßen und ihn eben durch ihre Tölpelei vortrefflich unterhalten. Gryphius hatte bei ſeiner Bearbeitung der Handwerkerkomödie eine frühere vor ſich, die Daniel Schwenter aus Altorf für ein deutſches Theater angefertigt hatte. Tieck behauptet jedoch, Schwenter habe nicht den Sommernachtstraum ſelbſt, ſondern nur eine von dem Ganzen des Stücks getrennte Behandlung der komiſchen Epiſode gekannt, deren Autor der Schauſpieler Cox geweſen. Da der Zweifel nun einmal im Zug iſt, meint Koberſtein, die Pyramus-Poſſe ſei vielleicht urſprünglich nicht von Shakſpeare verfaßt, ſondern ſchon vor ihm bekannt geweſen und nur, ſo weit es ihm eben gutgeſchienen, in den Sommernachtstraum verwandt worden. Die Aufſtellung dieſer Anſicht iſt inſofern nützlich, als dadurch ein ſpäterer Kritiker wieder zu thun bekommt, indem er zu beweiſen hat, daß auch das Zwiſchenſpiel von Shakſpeare herrühre.

Im Jahr 1670 erſchien in drei Theilen eine „Schaubühne engliſcher und franzöſiſcher Komödianten", welche die neuerdings theils von ausländiſchen, theils von deutſchen Truppen geſpielten Stücke enthielt. In dieſer Sammlung befindet ſich zwar kein Shakſpeare'ſches Drama; doch läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß auch Hamlet und Romeo, und mit Wahrſcheinlichkeit, daß der Kaufmann von Venedig im ſiebzehnten Jahrhundert von deutſchen Komödianten aufgeführt wurden. Eduard Devrient hat eine Action „Romio und Julieta" aufgefunden und einzelne Scenen daraus drucken laſſen. Im Nachlaß des berühmten Eckhof befand ſich eine aus dem Jahr

*) Pericles, Prince of Tyre, edited by Tycho Mommsen, p. III.

1710 ſtammende deutſche Bearbeitung des Hamlet, die den Titel führt: „Tragödie: der beſtrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dänemark." Dieſes Werk beginnt mit einem Prolog, in welchem die Göttin der Nacht die Furien auffordert, Alle die den Tod des Königs verſchuldet, ſo zu verſtricken, daß ſie ihre Strafe erhalten. Die Königin Gertrud heißt hier Sigrin; Laertes wird Leonardus und Polonius Corambus genannt. Der letztere Umſtand iſt von Intereſſe; denn auch in der wichtigen Ausgabe des engliſchen Hamlet vom Jahr 1603 heißt derſelbe Name Corambis ſtatt Polonius.

Daniel Georg Morhof lehrt im Jahr 1682 in ſeinem „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie" Folgendes: „John Dryden hat gar wohl von der dramatica Poesi geſchrieben. Die Engelländer, die er hierinnen anführet, ſind Shakeſpeare, Fletcher, Beaumont, von welchen ich nichts geſehen habe." Ben Jonſon, der den Ruhm eines gelehrten Poeten genoß, war ihm ſchon bekannter.

Oft beſprochen iſt die Bemerkung des Licentiaten Barthold Feind, der in ſeinen 1708 erſchienenen „Gedanken von der Opera" ſagt: „Mr. le chevalier Temple in ſeinem mehrmals angeführten Essai de la Poésie erzählet p. 374, daß etliche, wenn ſie des renommierten engliſchen Tragici Shakſpeare Trauerſpiele vorleſen hören, oft lautes Halſes an zu ſchreien gefangen und häufige Thränen vergoſſen."

Koberſtein bemerkt, er habe in Büchern aus den nächſten drei Jahrzehnten vergeblich dem Namen Shakſpeare nachgeſpürt. Er citirt ſodann den von unſerem Dichter handelnden Artikel aus dem 37. Bande des „Univerſal-Lexicons", der im Jahr 1743 gedruckt iſt. Derſelbe iſt jedoch im Weſentlichen ſchon in dem Buche „Compendiöſes Gelehrten-Lexicon" zu finden, das im Jahr 1715 in Leipzig erſchien. Hier lautet er alſo: „Shakespear (Wilh.), ein Engl. Dramaticus, geb. zu Stratford 1564, war ſchlecht auferzogen und verſtund kein Latein. Jedoch brachte ers in der Poeſie ſehr hoch. Er hatte ein ſchertzhafftes Gemüthe, kunte aber doch auch ſehr ernſthafft ſeyn und excellirte in Tragödien. Er hatte viel ſinnreiche und ſubtile Streitigkeiten mit Ben-Johnson, wiewohl keiner von beyden viel damit gewann. Er ſt. zu Stratford 1616. 23. Apr. im 53. Jahre. Seine Schau- und Trauer-Spiele, deren er ſehr viel geſchrieben, ſind in VI Theilen 1709 zu London zuſammengedruckt, und werden ſehr hoch gehalten." Aber ſelbſt dieſer Artikel iſt nicht der älteſte, ſondern nach Art ſolcher Handbücher zuſammengeſtellt aus Buddei Allgemeinem Hiſtoriſchem Lexicon und aus Menckens Collectaneis Manuscriptis, die dem Verfaſſer zur Benutzung vorlagen. Es iſt zu bedauern, daß die letzteren nicht mehr vorhanden ſind; es müßte recht vergnüglich ſein, über Shakſpeare ein in ächtem Perücken-Latein abgefaßtes Urtheil zu vernehmen.

Aus der Abfaſſung auch dieſes Artikels ſcheint hervorzugehen, daß der Name Ben Jonſons den Literatoren jener Zeit geläufiger war als der ſeines großen Freundes. Der erſtere heißt in unſerem Lexicon ein gelehrter Poet von unvergleichlichen Gemüthsgaben; es wird berichtet, daß er Horatium de arte poetica ins Engliſche und Baconis consilia politica ins Lateiniſche überſetzt habe; am Schluſſe des Artikels heißt es: „Ben Jonſon ſoll vom König 100 Pfund, von der Stadt London und den größten vom Adel gleichfalls eine große Pension gehabt haben, theils aus Gewogenheit, theils damit er ſie in ſeinen Comödien menagiren möchte." (Schluß folgt.)

Unterhaltungen.

— **Aus Darmſtadt.** Ein Theaterjahr iſt wie eine Finanzperiode; wie in dieſer die Ziffern, ſprechen in jenem die Vorſtellungen: ihre Auswahl, das Wieoft der Wiederholungen, der Raum, den die verſchiedenen Kunſtbranchen einnehmen — das alles iſt für den Kenner ſelbſtredend und wirft ein Licht auf die Art der Führung und zum Theil auch auf den Geſchmack des Publikums, abgeſehen davon, daß es zu Vergleichen mit der Thätigkeit anderer Bühnen herausfordert. Wir geben daher den Ueberblick unſeres jüngſt geſchloſſenen Theaterjahres ohne alle weiteren Bemerkungen. Die letzte Saiſon des Großherzogl. Hoftheaters umfaßt den Zeitraum vom 1. September 1857 bis 21. Mai 1858, alſo 263 Tage, in welchem an 148 Abenden 128 Abonnements- und 20 Suspendu-Vorſtellungen gegeben wurden. Dem muſikaliſchen Genre fielen hiervon zu: 34 verſchiedene Opern in 70 Aufführungen, 4 Concerte, 15 größere Ballet-Vorſtellungen und 20 Vaudevilles und Geſangspoſſen. Die Wiederholungen der Opern — unter welchen eine Neuigkeit, „Rigoletto" von Verdi, gebracht wurde — ſtellen ſich folgend: 6 mal gegeben die ſicilianiſche Vesper; 4 mal Don Juan; 3 mal Stumme, Ernani, Martha, Robert, Norma, Puritaner, Nebucadnezar, Troubadour, Rigoletto; 2 mal Lucia, Tell, Hugenotten, Jüdin, Joſeph und ſeine Brüder, Beliſar, Nordſtern, Nachtlager, Indra, Zigeunerin; 1 mal Freiſchütz, Montecchi, Favoritin, Prophet, Schweizerfamilie, Barbier, Lucretia, Stradella, Zauberflöte, Waſſerträger, Tannhäuſer, Guſtav. Das Schauſpiel brachte 31 Aufführungen großer Stücke und an 2 Abenden Scenen aus ſolchen; von dieſen waren neu: die Grille, Roſe und Röschen, beide von Ch. Birch-Pfeiffer, Shakeſpeare's Othello nach Voß, und Prinz Lieschen von Heydrich. Ferner 46 Aufführungen kleinerer Pieces, worunter neu: des Friſeurs letztes Stündlein, eine kleine Erzählung ohne Namen, Perſonalakten, man ſucht einen Erzieher, Müller und Miller, über's Meer, zwei Häuſer voll Eiferſucht, Weihnachten, mit den Wölfen muß man heulen, die Unglücklichen, Doctor Peſchke, Buch III. Cap. 1, Plauderſtunden. An vorübergehenden Gäſten traten in der Oper auf: Hr. Steger von Wien, Hr. Dettmer und Hr. Schneider von Frankfurt, Hr Humbſer von Hamburg, Frau Mampe-Babnigg von Köln, Frau Palm-Spatzer vom Hamburg, Frau Berndt von New-York, Fräul. Bamberg von Caſſel, Fräul. Rohn von Mannheim, Fräul. Hartmann von Wiesbaden, Fräul. Schramm von Braunſchweig. In Concerten: die Pianiſten Pauer von London und Dreiſchock von Prag. Im Schauſpiel: Hr Emil Devrient, Hr. Haſſel und Hr. Haaſe von Frankfurt, Hr. Günther von Magdeburg, Hr. Weilenbeck von Prag und Fräul. Marie Seebach. W.

— **Amerikaniſche Ausgabe von Heine's Werken.** Es iſt auffallend, daß der bei John Weik in Philadelphia erſchienene Nachdruck von Heine's ſämmtlichen Schriften in deutſchen Blättern ohne allen Rückhalt in größtem Druck angezeigt wird, mit dem Beiſatz, daß man

Exemplare durch Kälin in St. Gallen beziehen kann. Ein Nachdruck ist nie empfehlenswerth; der vorliegende verdankt jedoch die Verbreitung, die er bereits gewinnt, den Fehlern der rechtmäßigen Verlagshandlung. Heine's verschiedene Werke, die bei Hoffmann und Campe herauskamen, sind nur um einen unbilligen Preis, und selbst um diesen kaum zu haben: die Reisebilder allein kosten mehr Geld als im Weik'schen Nachdruck die sämmtlichen Schriften. Außerdem scheint sich die Hamburger Gesammtausgabe in's Unbestimmte zu vertagen, und der Verleger hat noch nicht bekannt werden lassen, ob sie eine vollständige sein wird. In den sechs Bänden aus Philadelphia dagegen findet man jede Zeile, die Heine hat drucken lassen; von selten gewordenen Sachen nennen wir die schöne Biographie des jüdischen Gelehrten Ludwig Marcus, die Gedichte zu Ehren König Ludwigs und einige kleine Aufsätze aus Zeitschriften. Möge das kecke Hervortreten der Nachdrucker wenigstens die Herren Hoffmann und Campe veranlassen, sich über ihre Absichten in Bezug auf Heine's Werke deutlich zu erklären.

— **„Eine nothwendige Revision** des Repräsentativsystems in Deutschland." Ein Aufsatz der Allgemeinen Zeitung, der unter dieser Aufschrift erschien, gibt seit längerer Zeit wieder die erste Andeutung, daß Fragen von wesentlich deutschem Interesse einem Ausschuß der verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt werden sollten. Der Verfasser bezieht sich zwar zunächst auf die „Rübenzuckersteuerfrage", doch gilt sein Vorschlag als ein besonnener Wink, wie eine Gesammtvertretung deutscher Interessen auf dem einzig praktischen Weg anzubahnen wäre, und wird daher den zahlreichen Gutgesinnten in Deutschland, die an dieser Idee der Gesammtvertretung trotz alledem und alledem festhalten, sehr willkommen sein. Dieselben haben jetzt weniger sanguinische Hoffnung, aber mehr Einsicht und Erfahrung als vor zwölf Jahren, da Bassermann zuerst von einem deutschen Parlamente sprach.

— **C. Schneider.** — Das sehr streng urtheilende Londoner Athenäum spricht sich über den genannten Sänger bei Gelegenheit des Kölner Musikfestes äußerst günstig aus. Herr Schneider, der jetzt unserer Bühne angehört, sang in Hiller's Oratorium „Saul" den David. „Vor sechs Jahren, sagt das Athenäum, prophezeiten wir ihm eine Zukunft; damals wurde er als zweiter Tenor in Leipzig nicht nach Verdienst beachtet, weil Andere lauter schrieen, als er. Seine Stimme, die immer sehr einnehmend war, hat an Umfang gewonnen, ohne das Einnehmende zu verlieren. Sein Ausdruck ist gut und frei von dem kränklichen Wesen, das andere Tenorsänger unter seinen Landsleuten für Gefühl ausgeben. Er ist in Deutschland der ansprechendste Künstler seines Faches, den wir kennen, und eben so fest in der Musik, als ansprechend."

— **Der zoologische Garten**, den Frankfurt erhalten soll, ist kürzlich von Dr. Rüppell im Voraus als eine Bierwirthschaft mit verkümmerten Thiergestalten, als eine Ansammlung von Gänsestallungen und Affenkasten bezeichnet worden. Diejenigen, die wissen wollen, was ein Thiergarten (das ausländische Wort scheint uns überflüssig und mißlautend) sein kann, verweisen wir auf den trefflichen Bernardin de St. Pierre, der gerade diesem Gegenstand eine seiner schwungvollsten Schriften gewidmet hat. Wäre aber selbst das Unternehmen nur ein „kindisches Spiel", so doch jedenfalls ein solches, an das ein „hoher Sinn" sich anzuknüpfen vermag.

— **Durchlauchtige Musik.** — Herr Th. Formes gab in Berlin ein Concert, dessen Programm Stücke enthielt: von Friedrich dem Großen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, Prinz Louis Ferdinand, vom König von Hannover, dem Herzog von Gotha, dem Prinzen Albert und der Erbprinzessin von Württemberg. Es fehlte nur noch die Königin Hortense.

— **George Sand** ist nach vieljähriger Pause wieder Mitarbeiterin an der Revue des deux Mondes geworden; das neueste Heft bringt den Anfang ihrer neuen Erzählung „der Schneemann."

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 24. **Frankfurt a/M., den 12. Juni 1858.** **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Schiller als Philosoph**, Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer. (Forts.). — **Aphorismen über die menschlichen Sinne.** Von Julius Schaller in Halle. (Schluß.) — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Die ältesten Spuren Shakspeare's in Deutschland.** (Schluß.) — **Unterhaltungen.** Götz von Berlichingen; französische Briefe Jean Pauls; Festlichkeiten für die süddeutschen Forstwirthe; Munchener Preistragödien; seltene Vielseitigkeit; Dräxler-Manfred; Friedrich Overbeck.

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

6.

Wir bemerken, daß die beiden poetischen Charaktere des Naiven und Sentimentalischen, entgegengesetzt in ihrer Grundstimmung, sich einander nähern und gegenseitig anziehen. Die schöne Natur, der eigentliche Charakter des Naiven, wird in der elegischen Dichtung sentimentalisch behandelt. Die Frage liegt nahe, und Schiller hatte noch einen andern Grund, sie aufzuwerfen: ob nicht auch das umgekehrte Verhältniß möglich sein sollte? Sollte nicht ein sentimentalischer Gegenstand naiv dargestellt werden können? Ein sentimentalischer Stoff (der natürlich nichts anderes sein kann als ein menschlicher Charakter) und ein naiver Dichtergeist? Die alten Poeten waren naiv, aber es fehlten damals die sentimentalischen Charaktere. Bei uns fehlen die letzteren nicht, wohl aber die naiven Dichter. Wenn sich beide zusammenfinden, so wäre dies eine in ihrer Art neue und einzige Erscheinung. Und diese

Aufgabe iſt auf eine bewunderungswürdig glückliche Weiſe gelöſt worden. Dieſe neue, in ihrer Art einzige und unvergleichliche, Erſcheinung iſt der Welt aufgegangen in Goethe. Sein Werther, Taſſo, Wilhelm Meiſter, Fauſt ſind, jeder in ſeiner Weiſe, ſentimentaliſche Charaktere. Dagegen ihre Darſtellung, ihre poetiſche Behandlung iſt vollkommen naiv und hat jenen Grad der Vollendung, den nur naive Dichtungen haben können. „Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinct alles, was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung gibt, in Werther zuſammengedrängt iſt: ſchwärmeriſche, unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühl, philoſophiſcher Contemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja, wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von Außen her Alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. Dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter den modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt. In dem Taſſo des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Charakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjective Vorſtellungsweiſe der objectiven — aber mit welcher Verſchiedenheit! — entgegen; ſogar im Fauſt treffen wir den nämlichen Gegenſatz wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſo ſpecificirten Charakters zu verſuchen."

Die Verbindung des Naiven und Sentimentaliſchen erlaubt zwei mögliche Combinationen, die entgegengeſetzte Dichtercharaktere bilden, und dieſer bedeutungsvolle und lehrreiche Gegenſatz liegt der Unterſuchung zu nahe, als daß ihn Schiller nicht hätte ergreifen und aufſtellen ſollen. Der ſentimentaliſche Gegenſtand im naiven Dichter und der naive im ſentimentaliſchen! Jener wird ſeiner Natur gemäß den ſentimentaliſchen Gegenſtand vollkommen verſinnlichen, dieſer wird den natürlichen Stoff vollkommen vergeiſtigen und gleichſam ſeiner körperlichen Natur entkleiden. Unter den Händen des einen wird aus dem idealiſchen Objecte Natur, unter den Händen des anderen aus dem natürlichen und ſinnlichen Material Idee. War Goethe das einzige Beiſpiel des erſten poetiſchen Charakters, ſo hatte der zweite vor Goethe ſein größtes Beiſpiel in Klopſtock gefunden. Und hier iſt die merkwürdige Stelle, wo Schiller von der Höhe ſeiner eigenen poetiſchen Selbſterkenntniß auf Goethe hinblickt, dem er ſich ſchon nahe fühlt, und auf Klopſtock zurück-

Digitized by Google

ſieht, mit voller Bewunderung für ſeine Größe und mit der ſicherſten Einſicht in die Schranken ſeiner Dichternatur. Es kann dem Dichter der Meſſiade kein gerechteres Denkmal geſetzt werden, als dieſes Urtheil im Munde Schillers: „Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles Geiſtige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den ſeine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiß, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die Alles charakteriſiren, was aus ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter dürfte ſich weniger zum Liebling und Begleiter durchs Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken. Keuſch, überirdiſch, unkörperlich, heilig, wie ſeine Religion, iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewunderung geſtehen, daß er, wiewohl zuweilen in dieſen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang iſt, der wirklich und ohne Affectation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann. Nur in gewiſſen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden, deßwegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu eng findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich Vieles, ſehr Vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo außerordentlichen Genius, einem ſo ſehr veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt. Ich nannte dieſen Dichter vorzugsweiſe in der elegiſchen Gattung groß, und kaum wird es nöthig ſein, dieſes Urtheil noch beſonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meiſter auf dem ganzen Felde ſentimentaliſcher Dichtung, kann er uns bald durch das höchſte Pathos erſchüttern, bald in himmliſch ſüße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geiſtreichen Wehmuth neigt ſich doch überwiegend ſein Herz; und wie erhaben auch ſeine Harfe, ſeine Lyra tönt, ſo werden die ſchmelzenden Töne ſeiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein-

Digitized by Google

gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt."

7.

Die sentimentalische Dichtung lebt von dem empfundenen Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit. Wie aber das Gefühl des Mangels zugleich der Wunsch nach Befriedigung ist, so erzeugt die schmerzliche Empfindung jenes Contrastes unmittelbar das poetische Streben, den Contrast in Harmonie aufzulösen. Die sentimentalische Dichtung strebt nach der Harmonie von Ideal und Wirklichkeit, und sie befriedigt sich wahrhaft nur in der Anschauung einer idealen Welt, die zugleich eine glückliche Wirklichkeit ist. Diese glückliche Welt dichtet sie im Idyll. Das Idyll ist also die Vollendung, weil die Befriedigung der sentimentalischen Poesie. Darin liegt zugleich, daß es die Grenze der sentimentalischen Dichtung überschreitet. Diese nämlich hört auf, sobald die Disharmonie von Ideal und Wirklichkeit ausklingt oder sich in Harmonie auflöst. In der Empfindung dieser Harmonie bestand die naive Dichtung. Und die sentimentalische verwandelt sich in die naive, wenn sie den Einklang des Idealen und Wirklichen ergreift und dadurch in den Vollgenuß ästhetischer Freiheit einkehrt. Das Idyll ist demnach mehr als nur eine Art der sentimentalischen Poesie, es ist eine poetische Gattung, welche die sentimentalische und naive Dichtung vereinigt, oder, genauer ausgedrückt welche die sentimentalische Dichtung in die naive zurückführt. So erklärt sich, warum Schiller die höchste Aufgabe der Poesie in dem Idyll gelöst sieht. Die Neigung zum Idyllischen lag tief in seiner poetischen Natur begründet, und wir werden sehen, daß sich Schiller an dieser Stelle philosophisch vorstellt und aus letzten Gründen rechtfertigt, was ihn früher als das höchste Ziel der Poesie bewegt hatte, nämlich ein Idyll, in dem sich das Heroische vollendet: ein idyllisches Heroenthum, ein glücklicher Lebenszustand, der erfüllt ist mit einem großen Inhalt. Was sollte auch menschliche Vollkommenheit sein, wenn es diese Vereinigung von Glück und Größe nicht ist? *)

Der Zweck aller idyllischen Poesie ist der Entwurf und die lebendige Vorstellung der glücklichen Welt, in der jene Harmonie des Idealen und

*) Vergl. die Selbsterkenntnisse Schillers N° IX. S. 76. 77.

Digitized by Google

Wirklichen ſich erfüllt, welche die ſentimentaliſche Dichtung nur anſtrebt. Aber wie ſie den harmoniſchen Menſchen ſich vorſtellt, in welcher Form ſie die glückliche Welt entwirft: das gibt der idylliſchen Poeſie ihren eigenthümlichen Charakter und theilt dieſelbe in zwei verſchiedene Arten. Der ſentimentaliſch-elegiſchen Empfindung liegt es nahe, die glückliche Welt und die harmoniſch-friedliche Menſchheit im Gegenſatz zu der künſtlichen Bildung in den einfachen, kindlichen, elementaren Lebenszuſtänden aufzuſuchen, die aller Cultur vorangehen, und den vollkommenen Menſchen in der beſchränkten Form des Naturmenſchen vorzuſtellen. So entſteht die Hirten- oder Schäferidylle. Sie iſt in ihrer Grundempfindung ſentimentaliſch, ſie will in ihrem Ausdrucke, wie in ihrem Stoffe naiv ſein; ſie empfindet die Welt, welche ſie darſtellt, im Contraſte zur wirklichen, als eine ideale; ſie ſtellte dieſe ſo empfundene Welt dar, als ob ſie im tiefſten Frieden mit ſich, in der einfachſten, noch nie geſtörten Ruhe und Harmonie eines unſchuldigen, kindlichen Daſeins lebte. Was der Dichter darſtellt, und wie er es empfindet, das ſind hier die beiden ungleichen Factoren, die kein reines äſthetiſches Product geben. Die Empfindung gehört dem ſentimentaliſchen Dichter, die Gegenſtände ſind dem naiven abgeborgt. Und dieſe Ungleichheit macht ſich in doppelter Weiſe fühlbar. Wenn dieſe idylliſchen Dichter eine ideale Menſchenwelt darzuſtellen im Sinne haben, ſo erſchöpft ſich dieſe gewiß nicht in dem engen Kreiſe des Hirtenlebens, ſie vergreifen ſich in dem Inhalte, den ſie ihrer idealen Welt geben, denn der vollkommene Menſch geht nicht auf in dem beſchränkten Naturmenſchen. Oder wenn ſie im Ernſte eine Hirtenwelt darſtellen wollen, ſo vergreifen ſie ſich in der Form, indem ſie dieſelbe in das Reich des Idealen erheben. „Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch die individuelle Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuell, daß der idealiſche Gehalt darunter leidet."

Mit einem Worte: der Zweck, den die idylliſche Poeſie hat und die Mittel, die das Hirtenidyll dafür aufwendet, ſtehen nicht in äſthetiſchem Einklang. Der Zweck iſt die Darſtellung des glücklichen Ideals, eine Menſchheit, die ideal und glücklich zugleich iſt, die Mittel werden in einer Lebensform gefunden, die höchſtens glücklich, keineswegs zugleich ideal iſt. Dieſen Widerſpruch zu löſen und ihren Zweck in Wahrheit zu erfüllen, muß die idylliſche Poeſie eine ganz andere Richtung nehmen. Sie darf die vollkommen und wahrhaft harmoniſche Lebensform nicht dort aufſuchen, wo die Bildung noch nicht die Hand an den Menſchen gelegt, ſondern wo ſie ihr Meiſterſtück glücklich vollendet hat. Die harmoniſche Menſchheit, die ſie dichtet, ſoll erſcheinen als die glückliche Löſung aller Widerſprüche des Lebens, in dem Zuſtande äſthe-

tiſcher Freiheit, nicht diesſeits der menſchlichen Bildung, ſondern auf deren Gipfel. Das iſt die höchſte Aufgabe der idylliſchen Poeſie und der Poeſie überhaupt. „Treibt den Poeten der ſentimentaliſche Dichtungstrieb zum Ideale, ſo verfolge er auch dieſes ganz in völliger Reinheit, und ſtehe nicht eher als bei dem Höchſten ſtill, ohne hinter ſich zu ſchauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſere Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unſerer Geiſteskräfte, ſondern führe uns vorwärts zu unſerer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er machte ſich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunſchuld auch in Subjecten der Cultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten, feurigſten Lebens, des ausgebreitetſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort den Menſchen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elyſium führt. — Der Begriff dieſer Idylle iſt der Begriff eines völlig aufgelöſten Kampfes, ſowohl in dem einzelnen Menſchen, als in der Geſellſchaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Geſetze, einer zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein anderer, als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter beſteht alſo darin, daß aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der ſatyriſchen und elegiſchen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben ſei, und mit demſelben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre.“ *)

Hier ſtimmt die Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung vollkommen überein mit dem, was die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen zuletzt ausgemacht hatten. Die höchſte Aufgabe des Dichters iſt die Darſtellung des äſthetiſchen Ideals, das in ſeiner Vollendung idylliſch wird. Und daß Schiller dieſe Aufgabe als die höchſte der poetiſchen Kunſt begreift, erhellt aus ſeinem eigenen Dichtergeiſte, der von Natur eben dieſe Vereinigung des Poetiſchen und Idylliſchen ſuchte und aus der ſentimentaliſchen Empfindungsweiſe heraus dem Naiven zuſtrebte. Seine Götter Griechenlands waren der Ausdruck einer heroiſch-idylliſchen Welt, die, weil ſie nicht mehr iſt, den Dichter elegiſch ſtimmt. Und als er zum Abſchiede von der Philoſophie das äſthetiſche Ideal, wie er es begriffen hatte, poetiſch aus-

*) Vgl. Schillers Selbſtbekenntniſſe S. 77.

Digitized by Google

ſprach, ſo war die letzte Harmonie, in der es ſich vollendet, gleichſam das Vorſpiel zu einem Idyll im Elyſium: die Vermählung des Hercules mit der Hebe. An dieſem Gegenſtande wollte Schiller die Aufgabe jener Idylle löſen, die er ſelbſt als die höchſte Aufgabe dem Dichter geſtellt hatte. *) Unwillkürlich löſt ſich jetzt in ſeinem Geiſt die elegiſche Stimmung in die idylliſche auf, und ich will als claſſiſche Beiſpiele dafür zwei Gedichte aus eben dieſer Zeit erwähnen, die das elegiſche Motiv in ein idylliſches verwandeln und zwar im höchſten Sinne des Dichters: „das Mädchen aus der Fremde“ und „die Theilung der Erde.“ In dem Thal bei armen Hirten erſcheint die Poeſie, aber nicht zu einem gewöhnlichen Hirtenidyll, ſondern um die Armen im Thal äſthetiſch zu erheben und zu beglücken:

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam;
Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
So bald das Mädchen Abſchied nahm.

Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

8.

Wenn ſich das Elegiſche in das Idylliſche verwandelt, ſo iſt aus dem Sentimentaliſchen das Naive hervorgegangen. Und dieſe beiden Charaktere müſſen ſich ergänzen und innig verbinden, um die ſchöne Menſchheit zu erzeugen. Wenn beide übereinkommen, um das wahre Ideal in der vollendeten, darum glücklichen und gleichſam zur zweiten Natur gewordenen Bildung zu ſuchen, ſo iſt ihr Gegenſtand die Menſchheit in ihrer Entwicklung, ſo bildet die Geſchichte, poetiſch begriffen, das wahre und ewige Thema der Dichtung.

Für ſich genommen und abgeſondert von der andern, iſt jede der beiden Dichtungsarten in Gefahr, einſeitig und entſtellt zu werden. Die naive Dichtung iſt angewieſen auf die Natur, ſie bedarf eine formenreiche Natur, eine naive Menſchheit, eine poetiſche Welt; wenn ihr dieſe Bedingungen fehlen, und die naive Dichtung die gewöhnliche Natur geben will, wie ſie iſt, ſo hört ſie auf, naiv zu ſein, ſie wird gemein. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt angewieſen auf das Ideal, das ſich in Widerſpruch befindet mit der Wirklichkeit, aber nicht mit der Möglichkeit der Erfahrung. Dieſe Grenze hat der ſentimentaliſche Dichter wohl zu beachten. Die Gefahr liegt nahe, daß er ſie überſchreitet. Es iſt ihm erlaubt, über die Wirklichkeit hinaus die idealen Objecte zu geſtalten, aber die Bedingungen der Möglichkeit muß er

*) Vgl. unten X. 8.

Digitized by Google

festhalten. Er darf idealisiren, aber nicht schwärmen. Wenn das Ideal diese Bedingungen überschreitet und auch über die denkbar mögliche Kraft hinausgeht, so hört es auf ideal zu sein, es wird überspannt; es widerspricht sich selbst, indem es mit der ästhetischen Natur streitet, es wird ungereimt und unsinnig.

Wenn wir von dem Naiven und Sentimentalischen absondern, was beide Poetisches haben, also die beiden Dichtungsarten in prosaische Denkweisen verwandeln, so wird aus der ersten der äußere Beobachtungsgeist und die feste Anhänglichkeit an die sinnliche Wahrnehmung, aus der andern eine unruhige Speculation und ein moralischer Rigorismus. Die erste Denkweise bezeichnet den Realisten, die zweite den Idealisten. Die Verzerrung der naiven Empfindung war die gemeine, die der sentimentalischen war die schwärmerische. Es gibt ähnliche Verzerrungen auch in den verwandten Denkweisen, einen gemeinen Realismus und einen schwärmenden Idealismus: die Carrikatur des Realisten ist der sinnliche Materialist, die des Idealisten ist der Phantast.

Hier schließen Schillers speculativ-ästhetische Untersuchungen mit einer weiten und vielversprechenden Aussicht auch in das philosophische Gebiet. Die Forderung nämlich, die er dem Dichter gestellt hat, wird er dem Philosophen nicht erlassen. Soll sich die naive und sentimentalische Dichtung innig verbinden zur Darstellung der schönen Menschheit, so werden sich die beiden entsprechenden Denkweisen, Idealismus und Realismus, ebenfalls ergänzen und durchdringen müssen zu einem wahren Begreifen der Dinge. Der realistische Sinn wird dem idealistischen Streben eine wohlthätige und maßvolle Grenze setzen. „Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen, und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist." Idealistisch zu streben und realistisch zu handeln, darin besteht der echte menschliche Wille: „an dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen, doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf!" In dem engen Kreise bestimmter Lebensverhältnisse und männlicher Arbeit tröstet und befriedigt sich der Dichter, indem er auf die unerfüllten Ideale der Jugend zurückblickt; er ist glücklich in der Freundschaft und in der

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

(Schluß folgt.)

Aphorismen über die menſchlichen Sinne.

Von Profeſſor Julius Schaller in Halle.

(Schluß.)

In der äſthetiſchen Anſchauung beziehen wir die äußere Geſtalt direkt auf den innern idealen Gehalt; jene iſt ein Bild von dieſem. Die Geſtalt iſt ſchön, wenn ſie in ihrer ganzen Erſcheinung uns einen idealen, an und für ſich bedeutſamen Inhalt zur ſichtbaren Anſchauung bringt. Zunächſt ſieht der Menſch freilich nur ein Quantum Farbe in verſchiedenen Abſchnitten und Umgrenzungen. Allein er lernt Berge, das Meer, den Himmel, den Wald u. ſ. w. ſehen. Dies lernt das Thier nie. Wie dieſes das Geſehene nie mit Worten bezeichnet, ſo hat es auch nicht die Vorſtellungen, Gedanken, Gefühle, welche der Menſch mit den Worten: Meer, Wald u. ſ. w. verbindet. Auch erweckt beim Menſchen der ſinnliche Eindruck nicht ſogleich den Trieb, das Geſehene zu verzehren, ſondern vielmehr den Trieb des Vorſtellens, den Trieb, das Geſehene zu allgemeinen Bildern zu erweitern, ihm in der objectiven Welt eine Stelle anzuweiſen, über die innere Natur deſſelben ſich aufzuklären. Der ſehende Menſch iſt zugleich der geiſtige Menſch. Wie ihn der Anblick eines Menſchen gemüthlich berührt, ſo hat er auch zu den andern Geſtalten der objectiven Welt eine mehr oder weniger beſtimmte gemüthliche Beziehung. Er ſetzt ſie zu ſeinen geiſtigen Intereſſen, ſeinen Wünſchen, Hoffnungen, ſeinem praktiſchen Streben in Verhältniß. So verwandelt ſich ſein Sehen in Anſchauen. Was er mit den Augen ſieht, hat zugleich einen allgemeinen Werth, eine innere geiſtige Bedeutung.

Das Fühlen des Menſchen nahm eine menſchliche, geiſtige Geſtalt an, indem es ſich dem menſchlichen Handeln unterordnete. Der ſinnliche Genuß des Schmeckens und Eſſens verband ſich mit ſittlichen geſelligen Intereſſen. Das Geſehene tritt uns als ein ſelbſtſtändiges Object gegenüber. Die Geſtalten der objectiven Welt werden uns zu bedeutſamen Bildern, zu Erſcheinungen, Offenbarungen eines innern Weſens.

In der bildenden Kunſt iſt dies dem menſchlichen Sehen immanente ideale Element in die volle Wirklichkeit getreten, inſofern das Kunſtwerk keine andere Bedeutung, keinen andern Zweck hat als eben dieſen: das entſprechende Bild eines idealen, geiſtigen Inhalts zu ſein. Der Geiſt ſelbſt hat es mit dieſer bewußten Abſicht aus ſeiner Phantaſie producirt. Allerdings kann ein Gemälde auch ſinnliche Triebe erwecken. Stellt uns ein Maler das Bild einer mit Speiſen reich beſetzten Tafel dar, ſo iſt es uns nicht zu verargen, wenn beim Anblick derſelben unſer Appetit rege wird. Dieſer Gegenſtand entſpricht aber auch nicht der Idee der Kunſt. Auch zeigt ſich nicht darin der ſpecifiſche Charakter des Sehens, daß daſſelbe eine ſinnliche Begierde rege machen kann; vielmehr die mögliche Loslöſung von dieſer charakteriſirt das menſchliche

Digitized by Google

Sehen. Wenn ich ein Gemälde von künſtleriſchem Werth anſchaue und ſeine innere geiſtige Bedeutung mir aneigne, ſo iſt mitten in die ſinnliche Empfindung des Sehens der freie geiſtige Prozeß eingetreten. Ich empfinde die Farbe, ſehe die Geſtalt vor mir. Allein eben dies Bild, welches ſich in meinem Auge ſpiegelt, führt meine Phantaſie über die Region der endlichen, äußerlichen, individuellen Intereſſen hinaus. Gedanken, Ideen werden in mir rege. Nicht bloß ein ſinnlicher Reiz feſſelt mich, nicht ſinnliche Bedürfniſſe ſind es, die ich befriedige, ſondern freien geiſtigen Regungen gebe ich mich hin. Und trotzdem iſt dieſer ganze innerliche geiſtige Prozeß zugleich ein ſinnliches Sehen. Dies iſt nicht verſchwunden, auch nicht abgeſtumpft, ſondern nur gereinigt und erhoben zu einer geiſtigen Anſchauung.

Wir würden in unſerer Betrachtung ein ſehr weſentliches Moment überſehen, wollten wir nicht ſchließlich hervorheben, daß für die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Natur kein Sinn eine ſo große Bedeutung hat, als der Geſichtsſinn. Allerdings ſetzen wir alle Sinne in Thätigkeit, um die Natur zu erkennen; allein ſo weit es irgend angeht, geben wir den Erſcheinungen eine ſichtbare Form. Die Schwere des Körpers empfinden wir zunächſt durch das Gefühl; an der Wage meſſen wir ſie mit den Augen. Ebenſo fühlen wir die Wärme; allein wie trügeriſch bleibt die Beſtimmung über den Grad derſelben, wenn wir nur unſerem Gefühle folgen. An dem Thermometer leſen wir den Grad derſelben mit den Augen ab. Eben ſo wenig verläßt ſich der Chemiker auf den Geruch und Geſchmack. Vielmehr führt er die Erſcheinungen des chemiſchen Prozeſſes dem Auge vor; die Wage iſt auch hier das unentbehrlichſte Inſtrument, und nur durch ſie iſt es gelungen, die Geſetze des chemiſchen Prozeſſes mit mathematiſcher Beſtimmtheit aufzufinden. Auch die Erkenntniß der Schallgeſetze verdanken wir nicht dem Gehör, ſondern dem Sehen. Nur das Auge vermag das Verhältniß der Töne zu einander mit Genauigkeit zu meſſen. Wir brauchen nur an das Teleskop und Mikroskop zu denken, um uns die überwiegende Wichtigkeit des Sehens für die Erkenntniß der Natur zur lebendigſten Anſchauung zu bringen.

Einmal ſtützt ſich dieſe Wichtigkeit des Sehens einfach auf die Bedeutung, welche überhaupt die Geſtalt in den Erſcheinungen der Natur hat. Hierzu kommt ferner, daß die quantitativen Verhältniſſe und Unterſchiede, welche in allen Naturerſcheinungen ein weſentliches Moment ſind, als ſichtbare räumlich neben einander treten, und ſo als ſolche zur ausdrücklichen Erſcheinung kommen. Es handelt ſich hier vorzugsweiſe um das Verſetzen der intenſiven Größe in die extenſive. Steigt die Wärme des Waſſers von drei Grad auf vier Grad, ſo hat dieſer vierte Grad die vorangehende in ſich; er verſchluckt ſie, ſo zu ſagen, läßt ſie nicht neben ſich beſtehen. Vergleiche ich dagegen die verſchiedene Ausdehnung, welche das Waſſer bei den verſchiedenen Graden der Wärme annimmt, ſo bilden die drei Grad einen Theil, ein Stück in

Digitized by Google

den vier Graden. Die Unterſchiede ſind als ſolche zu gleicher Zeit da. Die im Grade enthaltene Kraft hat ſich äußerlich auseinander gelegt. Das Verhältniß, welches ich finden will, iſt nicht mehr verſchloſſen, ſondern auf die Oberfläche herausgetreten und präſentirt ſich mir als ſolches, im Unterſchiede der in ihm enthaltenen Momente.

Das Sehen treibt den Menſchen zur Vorſtellung einer objectiven Welt. Das Geſehene iſt ein räumlich Ausgedehntes, außer ihm Exiſtirendes. Auch die Empfindung des Schalls, des Tons bezieht der vorſtellende denkende Menſch auf einen den Ton hervorbringenden Körper. Allein der Ton als ſolcher erhält dadurch in keiner Weiſe eine räumliche Form. Die einzelnen Theile deſſelben treten ſo wenig räumlich neben einander wie die verſchiedenen Töne irgend eine räumliche Figur bilden. Dagegen iſt von der Vorſtellung des Tones die Form des Nacheinander, der zeitlichen Folge unabtrennbar. Der Ton füllt die Zeit aus. Er hat nicht eine verſchiedene Größe, Geſtalt im Raume, ſondern eine verſchiedene Dauer in der Zeit. Im Acte des Hörens iſt die äußere, ſich vor uns ausdehnende, vielfach geſtaltete objective Welt verſchwunden. Sie iſt auf einen Punkt zuſammengedrängt, und alle Unterſchiede des Tons, die verſchiedenen Combinationen der aufeinander folgenden oder zugleich hörbaren Töne wecken in uns kein anſchauliches Bild, treten uns nicht äußerlich gegenüber, ſondern füllen die zeitliche Bewegung unſerer Empfindung in verſchiedener Weiſe aus, bald in langſamen, bald in raſcheren Pauſen, bald ſtärker bald ſchwächer, bald aufregend bald beſänftigend.

Daß das Geſehene ſich im Raume ausdehnt, das Gehörte nur die Zeit ausfüllt, iſt für den Unterſchied zwiſchen Hören und Sehen die allgemeine Baſis. Wir verfolgen dieſen Unterſchied nicht ins Einzelne, ſondern faſſen wieder den Punkt, auf den es uns vor Allem ankommt, ins Auge.

Zunächſt wäre wieder die praktiſche Wichtigkeit des Hörens zu erwähnen. Von der Sprache ſehen wir noch ab. Auch durch das Gehör orientiren wir uns über die Zuſtände und Veränderungen in der uns umgebenden Welt. Das noch ſo aufmerkſame Sehen kann uns das fehlende Gehör nicht erſetzen. Nicht jeder Ton wird unmittelbar durch eine ſichtbare Erſcheinung begleitet. Auch können wir die Augen nicht nach allen Seiten zugleich hinrichten; das Ohr braucht gar nicht nach dem tönenden Körper ſich hinzuwenden, es hört — wenn auch nicht gleich ſcharf — nach allen Richtungen hin. Dafür können wir aber durch das Gehör allein auch ſehr unſicher entſcheiden, von welcher Richtung aus der Ton uns trifft. In ſo weite Ferne als das Auge reicht das Ohr nicht; allein der Ton dringt auch durch die undurchſichtigen Körper. Daß er auf ſeinem Wege nur in ſehr beſchränkter Weiſe aufzuhalten, zur Ruhe zu bringen iſt, dies iſt für den praktiſchen Werth des Hörens eben ſo wichtig als es von der andern Seite — zumal da wir das Ohr

nicht wie die Augen beliebig verſchließen können — eine Menge von höchſt ärgerlichen Störungen für den Hörenden herbeiführt.

Durch die Beziehung der Erde zur immer leuchtenden Sonne entſteht der periodiſche Wechſel von Tag und Nacht, welcher in die ganze Thätigkeit des ſehenden Menſchen auf das Tiefſte eingreift. Für das Ohr gibt es keinen ſolchen periodiſchen Wechſel. Der Ton entſteht durch mannigfache äußere Bedingungen bald hier bald dort, er begleitet verſchiedene Prozeſſe der Natur; allein in ſo ſelbſtſtändiger Geſtalt wie das Licht, als eine allgemeine, in ſich nothwendige Form der Natur tritt er uns nicht entgegen. Erſt in der höheren Thierwelt erſcheint der Ton als eine nothwendige Erſcheinung. Daß die Thiere nicht bloß hören, ſondern eine Stimme haben, werden wir unzweifelhaft zu ihrem Weſen rechnen müſſen. Die Stimme der verſchiedenen Thiergattungen mit ihrer ganzen Natur und beſonders mit ihrer pſychiſchen Eigenthümlichkeit in Zuſammenhang zu ſetzen, wäre eine Unterſuchung von nicht geringem Intereſſe. Im Menſchen bildet ſich die Stimme zur Sprache aus. Dieſe iſt von ſeinem geiſtigen Weſen ſchlechthin unabtrennbar. Darüber kann kein Zweifel ſein, daß die weſentliche Bedeutung des Gehörſinns für den Menſchen ſich darin concentrirt, die Sprache zu hören. Die geiſtige Bedeutung der Sprache, ihr immer unendlicher Werth geht unmittelbar auf das Hören über und gibt dieſem unter den menſchlichen Sinnen ſeine eigenthümliche Stellung.

Der eigentlichen Sprache geht das Bedürfniß des Menſchen voran, die Empfindungen des Schmerzes, der Luſt, der Freude, der Angſt u. ſ. w. durch unarticulirte Töne auszudrücken; die Abſicht, ſich Andern mitzutheilen, braucht ſich hiermit nicht zu verbinden. Ueber die Bedeutung dieſer Töne, des Weinens, Lachens, Jauchzens u. ſ. w. ſind wir nicht weiter im Zweifel. Allein es iſt nicht ſo leicht zu entſcheiden, ob wir dieſelben ſchon dadurch verſtehen, daß ſie unwillkürlich eben die Empfindungen, deren Ausdruck ſie ſind, in uns hervorrufen, oder ob wir in dieſem Verſtändniß nicht durch die Erfahrung, die wir an uns ſelbſt bereits gemacht haben, unterſtützt werden. Auch bei der Entſtehung der Sprache, bei der erſten Produktion der Wörter iſt das Bedürfniß, den Klang der Wörter ſymboliſch ihrer Bedeutung anzupaſſen, ohne Zweifel ein wichtiges Moment. In wie weit aber dieſe natürliche Symbolik des Lautes in der Sprache reicht, iſt wieder ein ſehr zweifelhafter Punkt. In der weiteren Entwickelung der Sprache und dem Verſtändniß der ſchon exiſtirenden ausgebildeten tritt dies Moment entſchieden in den Hintergrund. Wir können, wenn wir von dem Onomatopoetiſchen abſehen, nur wenigen Wörtern anhören, was ſie etwa bedeuten könnten. Die Sprache ſetzt die Empfindungen und Gefühle in Vorſtellungen um, und eben dieſe ſprechen wir aus. Wir dürfen aber nicht überſehen, daß der urſprüngliche Ausdruck der Empfindung immer ein wichtiges Moment in dem Sprechen

by Google

ſelbſt bleibt. Man kann dies Moment mit Recht als die Muſik der Sprache bezeichnen; denn die Muſik gibt demſelben eine ſelbſtſtändige Geſtalt. Die Sprache der verſchiedenen Individuen hat nicht bloß — wie die einzelnen Inſtrumente der Muſik — einen eigenthümlichen Klang (timbre), ſondern wir ſprechen auch in verſchiedenem Takt, erheben unſere Stimme und laſſen ſie ſinken, moduliren ſie auf das Mannigfachſte, wie zu verſchiedenen Melodien. Der Eindruck des lebendigen Wortes auf das Gemüth iſt hiervon vor Allem abhängig; im geſchriebenen Wort fällt dieſe Muſik der Sprache vollſtändig fort. Auch wenn in einer fremden Sprache zu uns geſprochen wird, können wir den Sinn des Geſprochenen oft durch den Ton errathen, in welchem die Rede ſich bewegt.

Man hat behauptet, daß der Menſch die Sprache producire und rede, auch wenn er allein wäre. Ohne Zweifel; allein er iſt nicht allein. Das Bedürfniß, ſeine Empfindungen, Gefühle, Vorſtellungen mitzutheilen, iſt ein durchaus weſentliches Moment ſeiner geiſtigen Natur. Es iſt das Fundament aller weitern geiſtigen Gemeinſchaft. Die Vorſtellung, welche das Wort bezeichnet, iſt an und für ſich ſchon allgemeiner Natur. Ich gehe im Vorſtellen über meine individuellen Empfindungen, Gefühle, Triebe hinaus, ſtelle mich auf allgemeinen Boden; damit habe ich aber auch das Intereſſe eines weitern gemeinſchaftlichen Lebens.

Indem das articulirte Wort zu einem Zeichen wird, dem ich die Bedeutung nicht anhören kann, ſo ſpielt das Gedächtniß im Sprechen eine ſehr weſentliche Rolle. Dies hält die producirten Wörter in ihrer eigenthümlichen Bedeutung feſt, macht die Einheit des Zeichens und ſeiner Bedeutung zu einer conſtanten, ſanctionirt die erſte Production und gibt ihr einen allgemeinen objectiven Werth. Immer aber bleibt das geſprochene, hörbare Wort die entſprechendſte Weiſe, meinen Vorſtellungen eine äußere Exiſtenz zu geben. Es legt ſich in ſeinem zeitlichen Entſtehen und Vergehen dem innern Verlauf meiner Vorſtellungen am nachgiebigſten an, verſchwindet, ohne daß ich nöthig hätte Hand anzulegen, von ſelbſt aus der äußern Welt und macht einem andern bereitwillig Platz. Es hat als hörbar eine von mir gekannte objective Exiſtenz; es gehört nicht mir, ſondern der äußern, gemeinſchaftlichen Welt an. Und doch erweckt es in demjenigen, der es verſteht, keine ſtörende, nicht zur Sache gehörige Nebenempfindung; nicht die Empfindung des Widerſtandes, der Farbe, des Geſchmacks; es geht ganz in ſeine Bedeutung auf, nur daß mich der eigenthümliche Klang daran erinnert, daß ich es beim Hören des Worts nicht bloß mit einem vorſtellenden, denkenden, ſondern zugleich lebendigen, fühlenden Weſen zu thun habe.

Die Muſik ſpricht nicht Vorſtellungen aus, ſondern ſtellt Gefühle, Stimmungen des Gemüths in ihren verſchiedenen möglichen Wendungen dar. Sie iſt der ſinnlichen Anſchauung wie der Vorſtellung gegenüber unbeſtimmt. Der

Digitized by Google

Verſuch, im muſikaliſchen Ausdruck die Beſtimmtheit zu erreichen, welche die Malerei und Poeſie ihren Darſtellungen gibt, iſt eine vergebliche Mühe. Dabei kann aber die Muſik in ihrer eignen Sphäre ſehr beſtimmt ſein; und ſie muß dies ſein, ſoll ſie einen wahrhaft künſtleriſchen Werth haben. Sie muß die innerlichen Stimmungen des Gemüths auf das eindringlichſte, unzweideutigſte, verſtändlichſte hörbar machen, muß alſo in ihrer Weiſe eine klare, beſtimmte Sprache reden, — ſonſt thut ſie nicht, was die Kunſt überhaupt bezweckt, ſie bringt das Ideale nicht zur äußern ſinnlich taſtbaren Erſcheinung. Gerade darin beſteht das eigenthümliche Weſen der Muſik, daß ſie den Menſchen aus der Beſtimmtheit der ſinnlichen Anſchauung wie der Vorſtellung herausreißt und in die allgemeinen Bewegungen des Gemüths hineinverſetzt. Dieſe haben als ſolche in dieſer ihrer Unbeſtimmtheit ihr weſentliches geiſtiges Recht, die Erhebung zu ihnen iſt ein weſentliches Moment in dem Idealismus der geiſtigen Freiheit. Auch wenn ſich die Muſik mit der Sprache und Poeſie verbindet, ſo darf ſie nicht zu Malereien greifen, die ihrer eigenthümlichen Sphäre fremd ſind. Sie wird durch dieſe Verbindung mit den Worten verſtändlicher; allein verſteht es die Muſik nicht, in ihrer eigenthümlichen Weiſe den Sinn der Worte klar zu machen und ins Gemüth zu legen; können wir alſo immer nur aus den Worten entnehmen, was die Muſik bedeuten ſoll: ſo ſpielt in dieſer Verbindung mit der Poeſie die Muſik nicht blos eine untergeordnete Rolle, ſondern die Compoſition iſt eben wegen ihrer Unklarheit an und für ſich auch unbedeutend.

Durch welche Mittel die Muſik den Ton zur künſtleriſchen Darſtellung geſtaltet, können wir hier nicht weiter in Unterſuchung ziehen. Die Sache iſt nicht ſo einfach, daß einige aphoriſtiſche Bemerkungen darüber von Werth ſein könnten. Die Möglichkeit der Muſik aber beruht darauf, daß das menſchliche Hören ſich eben ſo ſehr frei machen kann von dem bloß ſinnlichen Genuß als dem endlichen praktiſchen Zweck. Daß das Gehör dies vermag, davon gibt eben die ideale Bewegung, welche Muſik in uns hervorruft, den thatſächlichen Beweis.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

XIII.

Während die beiden Herren, mit ihrer Angelegenheit beſchäftigt, ihre Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich darauf verwendeten, beobachtete Frau Meier ſtill und ſchlau das Terrain, worauf ſie ſich bewegten. Ihrem Scharfblicke entging es nicht, daß ihr Schwager, dem ſie nicht in dem Maße ein ehren-

volles Zutrauen ſchenkte wie das Publikum, ganz beſondere Pläne mit ſich herumtrug, die er unter dem Schleier des Geheimniſſes zu realiſiren ſuchte.

Zuerſt glaubte ſie ihn nur mit der Heirathsgeſchichte Caſſians beſchäftigt, die das Augenmerk der ganzen vornehmen Welt war. Man trug ſich allgemein mit Anekdoten herum, welche die Wünſche des Miniſters hierüber in ein grelles, faſt lächerliches Licht ſtellten.

Der erfahrenen Frau konnte es nicht entgehen, daß Caſſian durchaus fern von den Gefühlen für das ſchöne Mädchen war, welche den Grund einer tiefen, flammenden und überwältigenden Neigung zu bilden pflegen. Sie ſah deßhalb ruhig dem diplomatiſchen Spiele Sr. Excellenz zu, als er ſich bemühete, den Goldadler in ſeine Netze zu ſcheuchen. Sie blieb auch ruhig bei den kleinen Machinationen ihres Schwagers, denn der kühle äußerliche Enthuſiasmus, womit Baron Caſſian das Fräulein als einen Glanzſtern der Societät pries, ſchien ihr nicht gefährlich. Sie kannte Caſſian ſeit ſeinen Kinderjahren und ſie wußte, daß er ſich zu bindenden Verſprechungen in ſolchen Verhältniſſen nur durch die Glut ſeines Innern verleiten laſſen würde.

Die Reiſe nach Sindekow vereitelte, wie wir wiſſen, eine angelegte Mine, die vielleicht eine übereilte Exploſion zu Wege zu bringen im Stande geweſen wäre. Die Gefahr war vorüber gegangen und des Miniſters ſichtliche Protection des jungen Fürſten Steffano Damano unmittelbar nachher entlockte der Dame Meier ein faſt hämiſch ſarkaſtiſches Lächeln.

Sie beurtheilte dieſen jungen Orientalen noch immerfort nach ihren ſchon früher vorgefaßten Meinungen und ſie glaubte in allen ſeinen Handlungen eine tief verſteckte Ueberlegung zu entdecken. Ihren feinen Forſchungen war es bis dahin noch nicht gelungen, ſeinem Auftreten und der Rolle, die er augenſcheinlich ſpielte, auf den Grund zu kommen; aber ſo viel hielt ſie ſchon für gewiß, daß eines Tages die Hülle fallen und daraus ein ganz beſonderer Eclat entſtehen würde.

Nach dieſen Vorausſetzungen richtete ſie auch ſeine Stellung in ihren Zirkeln ein. Der junge Mann ſchien den Druck unangenehm zu fühlen, den der freundlich ſpöttiſche Humor der Frau Meier auf ſein perſönliches Handeln legte; aber deſſen ungeachtet ſah man ihn in allen Geſellſchaften eifrig danach ſtreben, ſich ihr ganz beſonders gefällig zu zeigen. Ob aus Furcht, ob aus Achtung? das iſt unerklärt geblieben. Frau Meier kümmerte ſich nicht darum. Sie ging nur darauf aus, nicht zu dem Troſſe gezählt zu werden, der dieſer abenteuerlichen Erſcheinung am Himmel der beau monde wie ein Kometenſchweif anhing. Sie ließ das Schickſal walten, und dies war denn endlich ſo gefällig, ihr den Faden der Entwickelung richtig in die Hand zu ſpielen.

Der Zufall wollte, daß ſie an demſelben Tage, den wir eben beſchrieben haben, einen Brief von dem Profeſſor von Eckleben erhielt, der mehrere Jahre

Digitized by Google

in Griechenland als Natur- und Sprachforscher verlebt hatte. Er meldete ihr seine Zurückkunft und schloß daran die Benachrichtigung seiner Verheirathung mit einer edlen Montenegrinerin, die ihm gern und willig in seine Heimath gefolgt sei. Herr von Eckleben gehörte zu den Freunden der Familie Warrheim, die sich fast brüderlich nahe zu ihr gestellt hatten, und es war voraus zu sehen, daß er es nicht versäumen werde, seine fremdländische Gattin den Jugendfreunden zu präsentiren. Man kann denken, mit welchem Jubel dieser Zufall von Frau Meier begrüßt wurde, da er ihr die Gelegenheit darbot, den Prinzen Steffano recognosciren zu lassen.

Sie war eben im Begriffe sich zu einer jener Soireen anzukleiden, wo von geistvollen Männern Vorlesungen über Dichterwerke gehalten werden, um das Licht ihres Geistes neben den großen Dichtern der Vergangenheit zur Geltung zu bringen, wo aber neben dieser Geistes-Coquetterie noch einige andere amüsante Coquetterien Platz finden.

Frau Meier besuchte gern diese Soireen, allein weniger um die schwülstig unverständlichen Commentare zu den Dichterwerken, die sie in ihrer einsamen Stube weit besser begriff und genoß, anzuhören, als um dort ganz incognito Charakterstudien zu machen.

Prinz Steffano mußte wohl gleicher Zwecke wegen diese Vorlesungen besuchen, denn seine Sprachbegriffe im Deutschen schienen nicht ausreichend, um die Hälfte von dem zu verstehen was vorgetragen wurde. Dessenungeachtet fehlte er niemals. Sein Platz war unveränderlich vorn neben den ersten Reihen, die vom Hofpersonal und den höchsten Würdenträgern des kleinen Staates eingenommen wurden, und er machte sich den vornehmen Damen ganz unentbehrlich durch seine unerschöpfliche huldigende Aufmerksamkeit.

Frau Meier zog es seit ihrer bürgerlichen Heirath vor, sich zum allgemeinen Publikum zu halten, nahm deßhalb ihren Platz weiter zurück, wußte es jedoch an diesem Abende dahin zu bringen, daß der Prinz Steffano sich ihr näherte.

Nach einigen gleichgültigen Worten, die von Seiten der Frau Meier mit der nothwendigen Bedächtigkeit und Langsamkeit gesprochen und vom Prinzen in seinem selbstfabricirten Deutsch beantwortet wurden, machte die Dame mit der Miene freundschaftlichen Vertrauens die Bemerkung, daß sie ihm die angenehme Aussicht eröffnen könne, ihm in kürzester Zeit eine Dame aus seiner Heimath, vielleicht sogar eine Verwandte oder Jugendgespielin zu präsentiren.

Während der ganzen Mittheilung verharrte der Prinz in jener respectvollen Schweigsamkeit, die er angenommen hatte, um den Schein aufrecht zu halten, als verstände er die deutsche Sprache noch nicht ganz, Frau Meier dagegen fixirte ihn dabei mit ihrem vielsagenden Lächeln. Sie las eine kleine Bestürzung auf seinem glatten, gelbweißen Gesichte, die aber sogleich wieder in der geschmeidigen Artigkeit unterging, welche sein Wesen charakterisirte.

Digitized by Google

Als er zögerte zu antworten, fügte ſie mit ſchärferer Betonung hinzu: Es muß Ihnen eine wahre Erquickung gewähren, mein Prinz, endlich das Schloß des Schweigens ablegen zu können und einer mitfühlenden Bruſt in Ihrer Mutterſprache alle die Entzückungen auszudrücken, die Sie uns nur pantomimiſch anzudeuten vermögen.

Prinz Steffano brach ſein Schweigen noch immer nicht, aber ſein Mienenſpiel drückte keine Freude über dieſe Eröffnung aus. Lähmte der Schreck ſeine Zunge?

Ein höhniſches Lächeln flog über Frau Meiers Züge, verſchwand jedoch augenblicklich wieder. Indem ſie die Wahrheit ihrer längſt gefaßten Vorurtheile durch dies beharrliche Schweigen beſtätigt fand, regte ſich das ariſtokratiſche Blut in ihr, welches jede Gemeinſchaft mit einem Menſchen von zweifelhaftem Herkommen verabſcheuete. Sie war nicht einen Moment unſicher über die Wirkung, die es hervorbringen würde, wenn ſie, einer plötzlichen Regung von Verachtung folgend, den jungen Orientalen, den ſie nun als einen Eindringling in Kreiſe, zu denen er nicht gehörte, anzuſehen befugt ſchien, mit beleidigender Nachläſſigkeit behandelte.

Nun, mein Herr, fragte ſie ziemlich hörbar, wollen Sie mir nicht antworten?

Und zu ihrem grenzenloſen Erſtaunen erwiederte der Prinz mit unveränderter Unterwürfigkeit: Haben — Sie nicht verſtanden, Steffano!

So blieb ihr nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen, dem ſie den Schwur anreihete, die Verpuppung des Prinzen zu durchbrechen, es möge koſten was es wolle. Sie verabſchiedete denſelben und er trat mit äußerer Ruhe an ſeinen gewöhnlichen Platz zurück.

Frau Meier beobachtete ihn ſcharf. Mit geheimer Schadenfreude ſah ſie die ſichtliche Aengſtlichkeit, womit er ihren Blicken auswich, die Zerſtreutheit, welche ſeine ſonſt zur Schau getragene Langſamkeit bis zur Beweglichkeit entwickelte, und die Beklommenheit, mit der er ſich umſchaute, als fürchte er einem geſpenſtiſchen Etwas zu begegnen. Es waren Ausgeburten eines böſen Gewiſſens, die ſeine errungene Stellung in dieſen Zirkeln zu gefährden ſchienen. Es war die Furcht, ſich öffentlich blamirt zu ſehen, bevor er Zeit zu einem heimlichen Rückzuge fände.

Der Abend verging dem jungen Manne ſichtlich unter dem qualvollen Kampfe, ein Spiel, das er ſich erlaubt hatte, entweder augenblicklich aufzugeben oder eine noch gewagtere Intrigue zu beginnen. Wahrſcheinlich kam er zeitig genug zu der Ueberzeugung, daß ſeine geiſtige Kraft nicht ausreichen würde. Seine Blicke wurden trauriger. Sie irrten wie abſchiednehmend über die ſchmetterlingsbunte Verſammlung der ſchönen Damen, die ihn mit ihrer Huld überſchüttet hatten. Er mußte dieſen Himmel aufgeben, um wieder in ſein glanzloſes Daſein zurückzukehren, mußte dieſe heitere Sphäre

Digitized by Google

mit der öden Tiefe einer untergeordneten Stellung vertauschen, worin er geboren und erzogen war, und er mußte sich beeilen, damit die Auflösung seines räthselhaften Daseins nicht tragisch ende.

Ungefähr so lauteten die Auslegungen seines Benehmens, womit sich Frau Meier lebhafter beschäftigte, als mit den Erläuterungen zu Goethe's Faust, die von den beredsamen Lippen des vortragenden Literaten flossen. Als dieser endlich seine Vorlesung endete und die Dame ihre boshaft beobachtenden Augen eine Minute von ihrem Opfer wendete, da verlor sich der Prinz schnell in dem Gewühle, das sich entwickelte.

Mit dieser fluchtähnlichen Entfernung sah Frau Meier zu ihrem größten Verdrusse das Vergnügen schwinden, welches sie sich von ihrer inquisitorischen Quälerei versprochen hatte. Sie verschob ihre Pläne. — Die wenigen Worte, die sie hatte fallen lassen, waren hinreichend gewesen, dem klugen Orientalen einen brennenden Boden unter seinen Füßen zu zeigen, und daß er es vorzog, lieber im Dunkel der Nacht zu verschwinden, als das Gefühl der Beschämung zu tragen, war wohl natürlich. (Fortsetzung folgt.)

Die ältesten Spuren Shakspeare's in Deutschland. *)

(Schluß.)

Bodmer nennt zu wiederholten Malen den „engelländischen Sasper", auch Saspar, mit lebhafter Anerkennung als einen Dichter, an dem seine Nation ihren Geschmack schärfen könne, und der Kraft in poetischen Gemälden besitze. Koberstein entwickelt scharfsinnig, daß der Schweizer Kunstrichter den Shakspeare anfangs nur durch Citate und zwar aus Werken kannte, in denen sein Name abgekürzt vorkam. Fast gleichzeitig mit Bodmers hierher gehörigen Schriften (1741) erschien in Berlin ein in Alexandrinern abgefaßter „Versuch einer gebundenen Uebersetzung des Trauerspiels von dem Tode des Julius Cäsar, aus dem englischen Werke des Shakspeare"; der Uebersetzer war ein preußischer Edelmann, von Borck, der als Gesandter in London gelebt hatte. Koberstein theilt als Probe den Monolog des Antonius nach seiner Besprechung mit den Verschworenen mit, dem wir die vier Anfangszeilen entnehmen:

Vergib mir! ach vergib, du blutend Stückchen Erde,
Daß ich so mild und sanft mit deinen Mördern werde.
Du bist der Ueberrest vom allergrößten Held,
Vom allerwürdigsten und edelsten der Welt.

*) In den ersten Nummern dieser Blätter, Jahrg. I. Nr. 3 und 4, haben wir einige das obige Thema berührende Notizen gegeben, die hier im Zusammenhang wieder vorkommen.

Digitized by

Bei Schlegel heißt die Stelle:

O du, verzeih' mir, blutend Stückchen Erde,
Daß ich mit diesen Schlächtern freundlich that.
Du bist der Rest des edelsten der Männer,
Der je gelebt im Wechsellauf der Zeit.

In Gottscheds „Beiträgen" wurde die Borck'sche Arbeit als ein schlimmes Zeugniß für die einreißende Uebersetzungssucht sehr ungünstig angezeigt und bemerkt, „die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Komödianten sei kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft, als dieses Stück Shakspeare's." Doch brachte dieselbe Zeitschrift bald darauf eine „Vergleichung Shakspeare's und Andreas Gryph's" von dem Dramatiker Elias Schlegel (dem Oheim der berühmten Brüder), die zwar nach unsern Begriffen noch äußerst befangen ist, für jene Zeit aber offenbar einen Fortschritt bekundet.

Diesen Fortschritt läßt Koberstein nicht unbemerkt; jedoch dasjenige Ereigniß, das für die Würdigung Shakspeare's in den dreißiger Jahren entscheidend wurde, ignorirt er ebenso wie die meisten früheren Behandler des Gegenstandes.

Voltaire ist es, der mehr als irgend Jemand für das Bekanntwerden Shakspeare's in Frankreich und mittelbar in Deutschland gewirkt hat. Gewöhnlich berichten die Literatoren zwar das Gegentheil, doch nur aus Unwissenheit. Es ist richtig, daß Voltaire den großen Briten nicht in seinem tiefsten Wesen erfaßt hat; ja es finden sich bei ihm lächerlich kecke Aeußerungen über Shakspeare, und einmal hat er denselben sogar einen Narren genannt. Da nun solche Dinge pikant sind, hat man sie häufig wiederholt und sie sind zu Gemeinplätzen geworden. Man vergißt dabei, daß Voltaire sechsundsechzig Jahre lang Schriftsteller war und daß ein weit kürzerer Zeitraum auch bei einem weniger beweglichen Geiste manche Widersprüche umschließen kann. Platen z. B., sonst gewiß ein ernster, nicht eben wandelbarer Charakter, war in seinen Erstlingswerken Shakspeare-Enthusiast, und sprach fünfzehn Jahre später Worte des Tadels gegen sein früheres Idol aus, die im Verhältniß zur neueren Aesthetik ärger sind als irgend einer von Voltaire's Einfällen. Heutzutage gehört wenig Selbstdenken dazu, in ungemessene Begeisterung für Shakspeare auszubrechen; Voltaire zeigte ein weit größeres Maß von Geist, Muth und Einsicht, als er sich für einen Dichter verwandte, der jede Zeile von Boileau's art poétique zu nichte macht. Uebrigens erleidet selbst jener Ausspruch vom „Narren" im Original eine bedeutende Einschränkung; sie heißt nämlich: „Shakspeare, le Corneille de Londres, grand fou d'ailleurs; mais il a des morceaux admirables." Voltaire befand sich in den Jahren 1726 bis 1729 in England. Alles was er dort sah, betrachtete er in dem Licht des beschämenden Gegensatzes der individuellen und geistigen

Freiheit Britanniens zu der ſclaviſchen Beſchränkung, die in ſeinem Vaterland herrſchte. Auch das britiſche Drama, vor Allem aber den Shakſpeare, faßte er in dieſem Sinne auf. Villemain weiſt mit großem Nachdruck darauf hin, wie Voltaire von dieſem neuen Vorbilde das Beſtreben entnommen habe, geſchichtliches Leben und eine freiere Charakteriſtik in ſeine Schauſpiele zu bringen.

Zwei Motive in Shakſpeare waren es vorzugsweiſe, welche die Aufmerkſamkeit des Franzoſen feſſelten: die Darſtellung hiſtoriſcher Thatſachen, und die poetiſche Verwendung von Erſcheinungen, für die man im Leben bereits den Glauben verloren hatte, alſo das Auftreten von Geiſtern und anderen Weſen, die in das Reich des Aberglaubens gehörten. Beide Motive finden ſich in anderen Stücken mehr getrennt, im Julius Cäſar zufällig nahe beiſammen vor.

Voltaire ſah den Brutus des Shakſpeare auf der engliſchen Bühne mit Entzücken. „Avec ravissement" ſind ſeine eigenen Worte. Er wetteiferte in ſeinem „Tod des Cäſar" mit dem Unerreichbaren. Er that noch mehr: er überſetzte den engliſchen Julius Cäſar vollſtändig in Blankverſen (reimloſen Alexandrinern) und begleitete ihn mit Anmerkungen. In dieſen widmet er freilich ſeine unbedingte Anerkennung nur den rein pathetiſchen Scenen, der Unterredung des Brutus und des Caſſius während der Spiele, dem Geſpräch mit Portia, der nächtlichen Verſchwörung. Ueber die Volksſcenen und die komiſchen Einſtreuungen ſpricht er in ähnlichem Sinne, nur ſpöttiſcher als der achtbare Elias Schlegel, der „die Eröffnung durch einen Haufen Pöbel und die gemeinen und niedrigen Scherzreden" nicht verdauen kann.

Wie aus Koberſtein zu erſehen, ſchließen ſich auch die nächſten deutſchen Urtheile über Shakſpeare gern an den Julius Cäſar an. Vielleicht ſollte ſchon der Zuſatz auf dem Titel von Borck's Ueberſetzung „aus dem engliſchen Werke des Shakſpeare" darauf hindeuten, daß Viele nur Voltaire's Bearbeitung kannten.

Auch in Bezug auf Geiſtererſcheinungen wagte Voltaire ſich neben Shakſpeare zu ſtellen, nämlich mit dem Geſpenſte, das er in der „Semiramis" auftreten läßt. Ueber dies Wagniß hat ſich Leſſing (jedoch erſt 1768) ſchlagend ausgeſprochen und zugleich den Gegenſatz der germaniſchen, lebenswahren Poeſie zu dem conventionellen Scheinweſen romaniſcher Völker mit wunderbarer Geiſteskraft entwickelt. Jeder Satz in dieſer Kritik iſt gewichtig und kernhaft.

Im Jahr 1753 brachte die in Frankfurt und Leipzig verlegte Zeitſchrift „Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens" einen Aufſatz unter dem Titel „Merkwürdige Lebensbeſchreibung des Herrn Will. Shakſpeare's." Der Verfaſſer meint: So ſehr es zu bedauern ſei, daß dieſer Dichter die Alten nicht gekannt habe, da er, ſogar des Lateiniſchen unkundig, in allen ſeinen Schriften nicht einen einzigen Zug einer Nachahmung derſelben blicken

Digitized by Google

laſſe, ſo ſei ſein Geſchmack doch fein und zärtlich geweſen; ja es könnte auch wohl darüber geſtritten werden, ob ihm dieſe Unwiſſenheit Vortheil oder Schaden gebracht habe. Denn „vielleicht wenn er den Alten zu regelmäßig hätte folgen wollen, ſo hätte eine ängſtliche Vorſicht ſeinem Feuer, ſeinem liebenswürdigen Ungeſtüm und der Schönheit ſeiner Ausſchweifung Schranken geſetzt." Ferner: „Shakſpeare muß auch nicht gar zu unwiſſend geweſen ſein. — Er kannte die Italiener und faſt alle engliſchen Schriftſteller. — Wenn wir ihn auch noch ſo ſehr verachten, ſo kann man ihn doch als eine reiche Zeugung der Natur anſehen." (S. Koberſtein 188 ff.)

Im Jahr 1755 erſchien Leſſings „Miß Sara Sampſon"; drei Jahre ſpäter traten raſch nach einander der Meiſter ſelbſt, ſodann Nicolai und Moſes Mendelſohn für Shakſpeare in die Schranken.

Gottſched war indeß ſchwer einzuſchüchtern. Noch im Jahr 1760 enthielt ſein „Handlexicon der ſchönen Wiſſenſchaften" einen Artikel, den wir hier ſtatt Koberſteins eingehender Entwickelung der Gottſched'ſchen Anſichten wiedergeben. Er lautet: „Shakeſpear (William), ein engländiſcher Dichter. Die Engländer machen viel Weſens aus ſeinen theatraliſchen Gedichten, die an der Zahl ſehr groß ſind. Doch hat ſich in neueren Zeiten eine gewiſſe Frau Lenox gefunden, die vielen ſeiner berühmteſten Stücke die Fehler gewieſen hat. Man hat noch andere Gedichte von ihm, als: Venus und Adonis, ein Werk, welches zu ſeiner Zeit ſehr bewundert worden. 2) Tarquin und Lucretia. 3) Mars und Venus. 4) Verliebtes Schreiben des Paris an die Helena. 5) Eben dergleichen von Helenen an den Paris. 6) Erzählung vom Cephalus und der Procris. 7) Achillens Verbergung ſeines Geſchlechtes an dem Hofe des Lycomedes u. ſ. w. Unter ſeinen verliebten Gedichten ſind verſchiedene ſehr glücklich gerathene Sinngedichte."

Indeß die Zeit war nahe, da dieſe Sache für Deutſchland zum Austrag kommen ſollte. Schon 1762 erſchien der erſte Band von Wielands Ueberſetzung der „theatraliſchen Werke" Shakſpeare's, die bald zu acht Bänden anwuchs und die Leſſing in der Hamburger Dramaturgie mit Nachdruck empfahl. Koberſtein erkennt wohl das bedeutende Verdienſt dieſer Arbeit an, doch weiſt er mit Feinheit nach, „daß Wieland dem Shakſpeare in allen andern Beziehungen eher Gerechtigkeit widerfahren ließ, als in ſeinem eigentlichen dichteriſchen Charakter."

Ein halbes Jahrhundert lang, von Pope bis auf Johnſon, ſteigerte ſich fortwährend Shakſpeares Einfluß in ſeiner Heimath. Dies konnte auch auf dem Feſtlande, von welchem aus man nach England und ſeiner Literatur mit Achtung und Vorliebe blickte, nicht ohne Wirkung bleiben. Vor Allem war es ein von Koberſtein nicht berührter Umſtand, der auch in Deutſchland mächtig anregte und dem Geiſte Shakſpeare's den Weg bahnen half: das Auftreten des berühmten Garrick.

Digitized by Google

Shakſpeare wurde nämlich in Deutſchland noch immer als ein räthſelhaftes Ungeheuer geſchildert, deſſen Werke nur einem rohen Geſchmacke zuſagen könnten. Nun waren es aber, nach Maßgabe der damaligen deutſchen Zuſtände, gerade nur feine, vornehme Geiſter, auch unter den Schriftſtellern, die das Glück haben konnten, in England zu leben und in Drury Lane gleichſam die perſönliche Bekanntſchaft Hamlets, Richards und Macbeths zu machen. Dies gab ihren Berichten über das engliſche Theater, in welchen Shakſpeare als ein Name von geſicherter Unſterblichkeit vorkam, ein eigenthümliches Anſehen. Lichtenberg machte aus der Beobachtung von Garricks Spiel, namentlich im Hamlet, ein beſonderes Studium. Der klare, für ſeine Zeit auch elegante Helfrich Peter Sturz ſtattete dem großen Schauſpieler im Auguſt 1768 einen Beſuch ab und berichtet über denſelben Folgendes: „Garricks Haus iſt ein kleiner Palaſt. Es liegt am Ufer der Themſe, die ſich hier durch eine reichbewohnte und geſchmückte Gegend windet. Unten am Waſſer ſteht Shakſpeare's Tempel, ein Heiligthum für jeden Briten, im eigentlichſten Verſtande. Das Bild des Unſterblichen iſt von weißem Marmor, in natürlicher Größe, zur Verehrung aufgeſtellt, und der Künſtler hat ihm einen Blick der Entzückung gegeben, als wenn er in den Welten ſeiner eigenen Schöpfung herumirrte und auf die Geſänge Ariels lauſchte."

Im Beginn der mächtig gährenden ſiebziger Jahre fand ſich an der Grenze von Frankreich, in Straßburg, eine junge deutſche Schaar zuſammen, die den Namen Shakſpeare auf ihre Fahne ſchrieb, um unter dieſem Zeichen für die Sache der Natur, der Freiheit und der Poeſie gegen den altgewordenen franzöſiſchen Geſchmack zu kämpfen. Freilich war der Cultus, den Herder, Lenz und Goethe ausbreiteten, nicht frei von Mißverſtand; Shakſpeare ſollte vorzugsweiſe als der Mann der regelloſen Begeiſterung, des ſelbſtherrlichen Genies auf den Schild gehoben werden. Aber wenn auch ſein Herrſcherthum unter Sturm und Drang verkündigt wurde, ſo hat es ſich doch auf die Dauer bewährt. Der erhabene Gaſt fand bei uns eine zweite Heimat. Als Coleridge von ſeiner deutſchen Reiſe zurückgekehrt war, theilte er ſeinen Landsleuten Dasjenige über Shakſpeare mit, was er ſelbſt von Tieck und Schlegel gelernt hatte, und brachte eine neue Anregung in das Studium des Dichters. Und heutzutage iſt Shakſpeare's Einfluß bei uns ſo weit gediehen, daß unter allen Geiſteswerken, die außerhalb Deutſchlands entſtanden ſind, eines nur an Geltung und Würde den Rang vor ihm behauptet, nämlich die Bibel, und eines allenfalls neben ihm ſteht: die homeriſchen Gedichte.

Unterhaltungen.

— **Götz von Berlichingen.** Die Selbſtbiographie des Ritters mit der eiſernen Hand iſt in einer neuen, wohlfeilen Ausgabe (für 36 Kreuzer) erſchienen. Der Herausgeber,

Digitized by Google

Pfarrer Schönhuth zu Edelfingen, iſt derſelbe, der die Laßberg'ſche Handſchrift des Nibelungenliedes zum Druck befördert hat. Neben dem Titelblatt ſieht man das kraftvolle, kahle, ſtumpfnäſige Haupt des geharniſchten Altvaters. Schönhuth berichtet in der Vorrede, daß der Freiherr Friedrich von Berlichingen, öſterreichiſcher Rittmeiſter in Mannheim, eine illuſtrirte Prachtausgabe der Selbſtbiographie vorbereitet. Für die vorliegende Volksausgabe iſt die Stuttgarter Handſchrift wegen ihrer alterthümlichen Schreibweiſe zu Grunde gelegt worden. Von beſonderem Intereſſe iſt eines der letzten Kapitel: „Berlichingens entſchuldigung von wegen der Bawren auffruhr." Als Probe von Götzens Schreibart wählen wir eine Stelle, die zugleich den Leſern zeigen kann, wie ſtark die großen Dichter ihre Quellen zu benutzen verſtanden, ohne daß man ihnen darum Originalität abſprechen wird. In dem Abſchnitt: „Die viert Nürnbergiſch Vhed (Fehde)" berichtet Götz Folgendes: „Die kauffleuth lieffen zum Keyſer gen Augſpurg vnnd fielen Jrer Kay. May. zu Fuß vnnd verclagten mich auff das höchſt, wie daß ſie verdorben Leüth weren vnnd ein vnnüberwindlichen ſchaden, den ſie, ire kind vnd nachkommen, nicht vberwinden könden, empfangen hetten. Darauf Jnen der frum Keyſer Maximilian geanttwortet vnd geſagt: heyliger Gott, heyliger Gott, was iſt das, der ein hat ein hand, ſo hat der ander ein bain, wenn ſie dann erſt zwo hend vnd zwey bain hetten, wie wollt ir denn thun? das war nun auff mich vnd Hanſen von Selbitz geredt gweſt, Vnnd hett auch der Kayſer wie ich berichtet wirt, darbey geſagt: wie gehts zu, wenn ein kauffmann ein Pfefferſackh verleüret, ſo ſolle man das gantz Reich auffmanen, vnnd wenn hendel vorhanden ſeind, daß Kön. May. vnnd dem gantzen Reich viel daran gelegen, das Königreich, Fürſtenthumb, Hertzogthumb vnd anderſt antrifft, ſo kann euch Niemand naher bringen."

— **Franzöſiſche Briefe Jean Pauls.** Unter den „Briefen Jean Pauls an eine Jugendfreundin", die der Muſiker und Gymnaſiallehrer Täglichsbeck herausgegeben hat, (Brandenburg 1858) befinden ſich auch einige, die in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſind. Sie ſtammen aus der Zeit, da Jean Paul als Kandidat mit ſeiner Mutter in Hof wohnte und Privatunterricht ertheilte. Die Jugendfreundin war Renata Wirth, ſpäter verehelicht mit Chriſtoph Otto, einem Bruder von des Dichters intimſtem Freunde. Die franzöſiſchen Briefchen des geiſtvollen Kandidaten wurden von einem jüngeren Schweſterchen an Renata beſtellt. Wir laſſen eine Probe folgen: „A Mademoiselle Renata Wirth. (En hâte la plus grande). La langue française est le lac d'Espagne. Le ciel promet aujourd'hui tant de plaisirs, que je Vous prie, m'amie, de l'imiter en les augmentant et partageant. Je vous demande: 1) de vous promener, 2) de m'écrire le lieu et le temps. — S'il ne m'est pas possible de Vous accompagner, il me l'est pourtant de vous suivre. — Les nuages de la vie s'enfuient avec celles du ciel — l'homme partage la sérénité du jour — et on est heureux quand il fait si beau temps et quand attend un billet d'une chère amie et quand on est Votre ami Jean Paul". — Wenn Bouterwek dieſe Zeilen geleſen hätte, würde er nicht gemeint haben, Jean Paul allein könnte ſeine eigenen Schriften in's Franzöſiſche übertragen.

— **Gervinus Geſchichte** des neunzehnten Jahrhunderts. Der dritte Band behandelt die liberalen Bewegungen in den romaniſchen Ländern des ſüdlichen Europa zu Anfang der zwanziger Jahre. Der Verfaſſer ſendet eine Ueberſicht der Geſchichte des ſpaniſchen Amerika voraus. Dieſer Abſchnitt wird ſeinen Freunden wie Gegnern die beſte Veranlaſſung geben, ſeine Leiſtungen als Geſchichtsforſcher im ſtrengeren Styl zu prüfen. Auf dieſem Feld iſt mit einer Doctrin, mit literariſchen Bezügen Nichts gethan; es handelt ſich rein um Bethätigung des hiſtoriſchen und politiſchen Sinnes. Gervinus ſchildert jene Länder, wo der Menſch ſein Brod „zwar im Schweiße des Angeſichts, aber ohne Arbeit" genießt. Wie die Alten Reden einflochten, ſo gibt er zu Anfang eine im Sinne der Spanier gehaltene Apologie ihres Verfahrens in den Colonien, namentlich auch was die Sclavereifrage angeht. Ihre Herrſchaft in Amerika charakteriſirt er ſehr anſchaulich nach drei Perioden, die er als

Digitized by Google

das militäriſche, das hierarchiſche und das mercantiliſche Jahrhundert bezeichnet. An dieſes knüpft ſich der Faden der Erzählung, der bis zur Unterdrückung der ſpaniſchen Revolution fortgeführt wird.

— **Zu Ehren der hier tagenden ſüddeutſchen Forſtwirthe** wurden dieſer Tage die Jäger von Iffland aufgeführt. Die Wahl des Stückes war eine ſehr glückliche; es gibt im Deutſchen wenige Dramen, die ein ſo friſches und getreues Spiegelbild heimiſchen Lebens zu geben vermöchten. Es iſt eigen, daß der deutſche Genius, wie er vom Waldhauche berührt wird, neue Kraft und neues Leben gewinnt. Iffland ſchrieb ſein Meiſterſtück in dem Jägerthal bei Dürkheim in der Pfalz, ganz vom Wald- und Jagdleben umringt. Wenn die Xenienbichter ſagen, daß Keiner außer Iffland den Förſter ſchildern dürfe, ſo ſollte ihn unter den heutigen Schauſpielern Keiner außer Meck noch ſpielen; Schade nur, daß kein Förſter unter dem Publikum war. — Einige Tage vorher war den Forſtwirthen im hieſigen Stadtwald ein Nachtfeſt bereitet, das in manchem Betracht unvergleichlich war. Keiner von den Tauſenden, die den erleuchteten Platz und die von bengaliſchem Glanz erhellten Waldestiefen geſehn, wird dieſen Eindruck vergeſſen. Es war der verkörperte Traum einer Mittſommernacht, in welcher ſich der Wald zur Begrüßung ſeiner Pfleger ſchmückte. M.

— **Münchener Preistragödien.** Der von König Max ausgeſetzte Preis iſt dem Verfaſſer der „Sabinerinnen" zu Theil geworden, als welchen der entſiegelte Zettel den von Manchem bereits vermutheten Paul Heyſe nachwies. Die Tragödie „Die Wittwe des Agis", welche in der Bewerbung zunächſt ſtand, iſt — was Niemand vermuthete — von Wilhelm Jordan gedichtet, dem nun wohl auch ſeine Gegner einen ſeltenen Vorrath von geiſtigen Hülfsmitteln und eine ungewöhnliche Arbeitskraft zugeſtehen müſſen. Nach dem Urtheil tüchtiger Kenner wäre übrigens ſein Werk in Bezug auf Gedankenreichthum und dramatiſche Effekte das vorzüglichere, während „die Sabinerinnen" in der Anordnung und im künſtleriſchen Zuſammenhang voranſtehn. Wenn beide Stücke gedruckt vorliegen, wird ſich erkennen laſſen, ob ſie aus dem Charakter der bloßen Studie heraustreten, der bisher faſt alle neueren, dem Alterthum entnommenen Dichtungen bezeichnete. Der Entſchluß des Königs, bei einer etwaigen zweiten Concurrenz die Stücke antiken Inhaltes nicht zuzulaſſen, iſt in jedem Falle wohl begründet.

— **Seltene Vielſeitigkeit.** Kürzlich iſt in dieſen Blättern eine von dem rheiniſchen Dichter und Sagenforſcher Nikolaus Hocker herausgegebene Sammlung von deutſchen Gedichten rühmend angezeigt worden. Faſt gleichzeitig übt derſelbe ſeinen wähleriſchen Geſchmack auf einem ganz anderen Gebiet, indem er den Kölner Dom und den Lurleifels mit der Börſe, das Rolandsbanner mit dem Courszettel vertauſcht. Seine neueſte Blüthenleſe heißt: „Sammlung der Statuten aller Actien- und Commanditgeſellſchaften Deutſchlands mit ſtatiſtiſchen Nachweiſen und Tabellen" (Köln 1858); der erſte Band behandelt „die Banken", und das Werk wird von Geſchäftsmännern als ſehr praktiſch gerühmt.

— **Dräxler-Manfred.** Im Gegenſatze zu anderen Lyrikern, die ihrer Schöpferkraft allzu ſehr nachgeben, veröffentlicht der genannte Dichter ſeit zwanzig Jahren zum erſten Mal wieder eine Sammlung (bei Rümpler in Hannover). In derſelben darf man daher eine poetiſche Lebensſumme von Werth und Bedeutung erwarten, da Dräxler an Gefälligkeit der Form und an Vielſeitigkeit den beſten Zeitgenoſſen gleichſteht.

— **Friedrich Overbeck** befindet ſich jetzt ſeiner Geſundheit wegen in Porto d'Anzo, dem Antium der Alten. Hier iſt er vom Pabſt mit einer ihm, dem Künſtler zu Ehren geprägten Goldmünze überraſcht worden. Overbeck ſteht im 69. Lebensjahr; leider zweifeln ſeine Freunde, ob er das ſiebenzigſte noch erreichen werde.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 25. Frankfurt a/M., den 19. Juni 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Schiller als Philosoph**, Vortrag, gehalten zu Jena den 10. März 1858, von Kuno Fischer. (Schluß). — **Mozarts Leben.** W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Besprochen von Schnyder von Wartensee. — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.). — **Der Johannistag als Fest der Sommersonnenwende.** — **Unterhaltungen.** Dr. Eduard Rüppells Rede; die Ruthe in der Schule; Emanuel Osmund; die Hamburger große Kunstausstellung; Theater.

Schiller als Philosoph.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena den 10. März 1858,
von Kuno Fischer.

(Schluß.)

X.

Der ganze Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung ist nur die durchgeführte Anwendung jener Theorie des ästhetischen Ideals, welche Schiller in den Briefen entwickelt hatte, auf die Dichtung. Aber die eigentliche Rückkehr aus der Philosophie zur Poesie macht Schiller in einem Gedicht, welches das ästhetische Ideal selbst zum Gegenstand hat. Hier dichtet er sich aus der Philosophie heraus, wie er sich vorher in den Künstlern aus der Poesie herausphilosophirte. Wie sich die Künstler zu den philosophischen Briefen, so verhält sich dieses Gedicht zu den Briefen über ästhetische Erziehung, nur daß hier der Ideengang nicht, wie dort, fortgesetzt, sondern vollendet wie er ist, in poetischer Form wiederholt wird. Doch ist dieses Gedicht keineswegs eine in Verse gebrachte Metaphysik des Schönen, sondern es ist in der That poetisch empfunden, was freilich in dieser Stärke und feurigen Lebhaftigkeit nur

Digitized by Google

Schillers Phantaſie möglich war. Aber die philoſophiſche Betrachtung des äſthetiſchen Ideals hatte ihn ſo erfüllt, daß eine begeiſterte Anſchauung unwillkürlich daraus hervorging. Was der ewige Gegenſtand aller Kunſt und Poeſie ſein ſoll, erſchien hier als der Gegenſtand eines einzelnen Gedichts. Das Gedicht will philoſophiſch erklärt und verſtanden ſein und die Briefe über äſthetiſche Erziehung geben den Schlüſſel zu dieſem Verſtändniß. Das iſt der Grund, warum wir das Gedicht als den Schlußaccord von Schillers philoſophiſchen Betrachtungen in die gegenwärtige Darſtellung aufnehmen. Freilich mußte der abſtracte und ſchwierige Inhalt an manchen Stellen der poetiſchen Durchſichtigkeit und damit der künſtleriſchen Form des Gedichts Eintrag thun. Aber es iſt bewunderungswürdig, mit welcher Phantaſie Schiller dieſe Ideen unmittelbar lebendig und bildlich zu machen wußte, welche Zauber der Sprache dem philoſophirenden Dichter zu Gebote ſtanden. Ein Kenner der Sprache und ihrer Kunſt, wie Wilhelm von Humboldt, war von dem Gedichte entzückt, und Schiller ſelbſt erklärte es für ſein liebſtes. *)

Das äſthetiſche Leben beſteht in der Auflöſung und Harmonie aller der Gegenſätze, an denen das wirkliche oder empiriſche Leben leidet. Darum iſt es das höchſte menſchliche Ideal, das glückliche Ziel, nach dem wir ringen, und das wir nur in der äſthetiſchen Vollendung erreichen. In dem Leben nur die Gegenſätze und der Kampf; in dem Ideale deren Harmonie und Verſöhnung! Der Contraſt und ſeine glückliche Auflöſung bildet in ſeinen verſchiedenen Formen das durchgehende Thema des Gedichtes, das Schiller ebendeßhalb „Ideal und Leben" genannt hat. **)

1.

In den Künſtlern hatte er das moraliſche Ideal dem menſchlichen Leben entgegengeſetzt, als das Ziel eines ewigen Strebens, jetzt hält er ihm das äſthetiſche vor, als den Spiegel ſeiner Vollendung. Dort hatte er das Urbild in einer überſinnlichen Welt jenſeits der unſrigen geſucht, hier findet er es auf der Höhe des ſinnlichen Daſeins, nicht in der reinen Geiſterwelt, ſondern in der olympiſchen Welt der Schönheit:

Ewig klar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben

*) Vgl. Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. v. Humboldt. Briefe aus dem Auguſt 1795. Schiller ſchreibt, als er ſein Gedicht an Humboldt ſchickt: „Hätte ich nicht den ſauren Weg durch meine Aeſthetik geendet, ſo würde dieſes Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer ſo difficilen Materie gelangt ſein, die es wirklich hat." Humboldt antwortet: „Das Gedicht trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchſte Reife und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens."

**) Ideal und Leben. Horen 1795. Die älteſte Ueberſchrift hieß: „das Reich der Schatten." In der erſten Ausgabe der Gedichte hieß es „das Reich der Formen."

Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

2

Die Gottheit lebt in dem Zustande ästhetischer Freiheit. Und der Mensch kann dem göttlichen Dasein gleichen, wenn er sich aus dem empirischen und sinnlich eingeschränkten Zustande in den ästhetischen versetzt, wenn er sich zu der Welt und den Dingen nicht sinnlich genießend, sondern rein betrachtend verhält, statt des Stoffes der Dinge nur deren Form empfängt, mit seiner Phantasie in der Gestalt und dem Schein der Dinge, worin die Schönheit besteht, anschauend ausruht. Die ästhetische Weltbetrachtung ist die erste Bedingung zum ästhetischen Leben.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orcus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich.

3.

Der sinnliche und empirische Mensch leidet unter dem Drucke der Welt, unter der Macht der dunklen Verhängnisse, er lebt, um mit den Alten zu reden, an dem Orte des Wechsels, der Vergänglichkeit und der Uebel. In dem ästhetischen Zustande ist der leidende aufgehoben, wir sind frei und gleichsam dem Schicksal und den Parcen entronnen:

Digitized by Google

Und vor jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewiſſen Grab.*)
Opfert freudig auf was ihr beſeſſen,
Was ihr einſt geweſen, was ihr ſeid,
Und in einem ſeligen Vergeſſen
Schwinde die Vergangenheit.
Keine Schmerzerinnerung entweihe
Dieſe Freiſtatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgeſprochen ſind von allen Pflichten,
Die in dieſes Heiligthum ſich flüchten,
Allen Schulden ſterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Feſſeln glücklich unbewußt;
Selbſt die rächende Erinne ſchlafe
Friedlich in des Sünders Bruſt.

4.

Die äſthetiſche Freiheit iſt die Beſtimmungsfreiheit, die auf der einen Seite das Schickſal und den Druck des Lebens aufhebt, auf der andern Seite eben dadurch die menſchliche Natur in ihrer reinen Urſprünglichkeit wiederherſtellt. Plato dachte ſich dieſen urſprünglichen Zuſtand als den urbildlichen, in welchem die freie Seele jenſeits der ſublunaren Welt rein und ungemiſcht lebte, ehe ſie in die Gefangenſchaft des Körpers herabſtieg, ehe ſie ſich, wie der Meergott Glaukon, in das Gehäuſe der Muſcheln und Tangen einſchloß. Dieſe platoniſche Anſchauung ergriff Schiller, um auszudrücken, daß in dem äſthetiſchen Zuſtande ſich die urſprüngliche (beſtimmungsfreie) Menſchheit wiederherſtellt.

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen,
Schwebe hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtyg'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unſterbliche herniederſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.

*) Genau denſelben Gedanken enthält das Xenion „Ausgang aus dem Leben“:

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andere zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeiten noch frei auf den erſten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf den andern entführt!

Digitized by Google

5.

Das ſchickſalsvolle Leben iſt ein ernſter und beſtändiger Kampf der Kräfte. In dieſem Kampfe muß ſich immer wieder jener Zuſtand der Unvollkommenheit erzeugen, der den empiriſchen Menſchen bezeichnet, es muß die Energie wie die Uebereinſtimmung der Kräfte leiden: jene wird erſchöpft, während dieſe geſtört wird durch die einſeitige Anſpannung der Kräfte. Der äſthetiſche Zuſtand oder die Betrachtung der Schönheit hebt dieſen Mangel in beiderlei Geſtalt auf. Die erſchlaffte Kraft wird wieder belebt durch die „energiſche Schönheit", die angeſpannte wieder beruhigt durch die „ſchmelzende."

Nicht vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranke peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf beſtäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Malt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelöſt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe
Und verſchwunden iſt der Feind.

6.

Alle Widerſprüche und alle Wünſche, die das menſchliche Daſein ſchmerzlich bewegen, ſind harmoniſch aufgelöſt in dem äſthetiſchen Menſchen. Hier werden die beiden Naturen und die beiden Triebe zugleich befriedigt, die ſich

ſonſt nur im gegenſeitigen Kampfe bethätigen. Der Formtrieb bethätigt ſich im Kampfe mit dem Stoff. Er bethätigt ſich im Formgeben, und das Formgeben iſt in allen Fällen eine Arbeit, entweder die theoretiſche des Denkers, oder die poetiſche des Künſtlers, oder die praktiſche des moraliſchen Willens; dieſe Arbeit beſteht in der Löſung einer wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen oder ſittlichen Aufgabe. Der Denker kämpft mit der widerſtrebenden Naturmacht, der Künſtler mit dem widerſtrebenden Stoff, der ſittliche Wille mit der widerſtrebenden Neigung. Aber ſetzen wir, daß die Aufgabe glücklich gelöſt und der Zuſtand äſthetiſcher Freiheit hergeſtellt iſt, ſo ſind die Qualen der Arbeit und des Kampfes verſchwunden im Genuſſe der entdeckten Wahrheit, des gelungenen Kunſtwerks, der ſittlichen Harmonie.

1. Wenn, das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born.
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

2. Wenn ihr in der Menſchheit traur'ger Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht:
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beſchämte That.
Kein Erſchaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entfloh'n,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sclavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät. *)

7.

Der höchste oder schwierigste Widerstand, den die menschliche Natur der ästhetischen Freiheit entgegensetzt, ist der Schmerz und das sinnliche Leiden, ob wir es selbst erfahren oder Andere dulden sehen. Die Schönheit befreit uns, das Leiden macht uns unfrei und mitleidend. Entweder also stößt hier die ästhetische Freiheit auf ein unüberwindliches Hinderniß, oder es muß ein Mitleiden geben, das selbst eine ästhetische Befriedigung in sich schließt und durch die höchste Erregung uns in den Zustand ästhetischer Freiheit versetzt. Das war das tragische Mitleid, das zu erklären Schillers erste philosophische Aufgabe im ästhetischen Gebiete gewesen war. Das tragische Mitleid ist die Wirkung, welche das tragische Leiden hervorbringt. Und das tragische Leiden ist das Opfer, in dem sich die menschliche Geistesfreiheit erhaben zeigt über die sinnliche Natur und groß bleibt selbst in furchtbarem Schmerze. Jenes Hinderniß, welches die leidende Natur der ästhetischen Freiheit entgegengesetzt, wird aufgehoben durch die Darstellung der tragischen Kunst, durch den erhabenen Anblick, den hier das Leiden gewährt. Und hier tritt vor die Seele des Dichters dasselbe erhebende und ergreifende Bild, das er schon früher zum Zeugen genommen hatte:

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege
Und der Menschheit Wange werde bleich
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!
Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,

*) Fichte hat diese Strophe mißverstanden, indem er sie zum Zeugniß seines moralischen Standpunktes nahm. Allerdings sind Schillers Ausdrücke diesem Mißverständniß ausgesetzt, nicht sein Sinn. „Die Freiheit der Gedanken" bedeutet hier die freie, d. h. die ästhetische Betrachtung, nicht die philosophische. Auch zeigt der Schluß der Strophe deutlich, daß es dem Dichter blos um die Harmonie der Pflicht und Neigung, Moralität und Sinnlichkeit zu thun ist. Aber darin unterscheidet er sich sehr bezeichnend von Kant und Fichte.

Digitized by Google

Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden —
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau
Schimmert durch der Wehmuth düſtern Schleier
Hier der Ruhe heit'res Blau. *)

8.

So erklärt und vollendet ſich das ganze menſchliche Leben in der Schönheit; ſie iſt die Harmonie, in welche alle Kämpfe und Leiden des irdiſchen Daſeins ſich auflöſen; ſie gleicht dem olympiſchen Leben, das ſich der Menſch erringen muß im Kampfe mit dem Schickſal und dem Uebel, das als Begierde die Reinheit des Willens und als Leiden deſſen Größe bedroht. Aber einmal und für immer errungen, iſt der Zuſtand der äſthetiſchen Freiheit ein göttliches Idyll: er iſt die Vollendung des menſchlichen Daſeins und ſollte die höchſte Aufgabe der Poeſie ſein. Und hier tritt unwillkürlich vor die Seele des Dichters die Heldengeſtalt der alten Sage, die aus den Kämpfen und Leiden, die das Schickſal verhängt hatte, emporſteigt unter die Götter des Olymp und in der Vermählung mit der ewigen Jugend das heroiſche Leben in das idylliſche auflöſt.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging im ewigen Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Kämpft mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —
Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal. **)

---

*) Vergl. Aufſ. über das Pathetiſche. Oben V. 3. Ueber den Grund unſeres Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden V. 1.

**) Vergl. oben Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung (Schluß.) IX. 7.

Digitized by Google

XI.

Das äſthetiſche Ideal als das höchſte zu begreifen und in ſeiner Nothwendigkeit deutlich darzuſtellen, war die Aufgabe des Philoſophen. Sie iſt gelöſt. Dieſes Ideal zu dichten, wird die Aufgabe des Künſtlers, die nicht unter unſern gegenwärtigen Geſichtspunkt gehört. Schiller hat dieſe Aufgabe mit wiſſenſchaftlicher Ueberzeugung und feurigem Enthuſiasmus übernommen, und in den claſſiſchen Schöpfungen der folgenden Zeit hat er ſie ſtets vor Augen gehabt und gelöſt. Was er von jetzt an ſucht, iſt die Vollendung der Form im Geiſte der Schönheit, während er vorher nur die Naturwahrheit, wie ſie eben in ſeiner Empfindung vorhanden war, ſo natürlich als möglich wiedergeben wollte. Und in der vollendeten Form will er von jetzt an nichts Anderes darſtellen, als das urſprünglich und rein Menſchliche, gleichſam den Typus der Menſchennatur: das iſt der Zug, der ihn den Kunſtformen des claſſiſchen Alterthums zuführt. Von dem Ideale der ewigen Schönheit und nur von dieſem erfüllt, läßt er die weltſtürmende Leidenſchaft und die weltbürgerliche Schwärmerei weit hinter ſich; er empfindet jetzt ſelbſt etwas in ſich von olympiſcher Hoheit, die ihn hinweghebt über das getheilte und eingeſchränkte Menſchenleben. Mit dieſem hoch aufgerichteten Selbſtgefühl kehrt er zurück zur Poeſie, als der Dichter, der ſeine wahre Beſtimmung erkannt hat:

„Wo warſt du denn, als man die Welt getheilet?"
„Ich war, ſprach der Poet, bei dir!
Mein Auge hing an deinem Angeſichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiſte, der von deinem Lichte
Berauſcht das Irdiſche verlor!"
„Was thun? ſpricht Zeus — die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein —
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein."

Mozarts Leben.

W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Dritter Theil. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1858.
Beſprochen von Schnyder von Wartenſee.

Nach einer ziemlich langen, durch das Unwohlſein des Verfaſſers veranlaßten Verzögerung erſchien endlich der dritte Theil dieſes klaſſiſchen Werkes, der das vierte Buch und die Periode von 1781 bis 1791 enthält, und alſo bis in Mozarts Todesjahr führt. Eine reiche, an Leiden, Freuden, Kämpfen und nicht erfüllten Hoffnungen inhaltſchwere Zeit tritt vor unſere Anſchauung.

Durch die Berufung nach Wien ſah Mozart freilich einen lange gehegten

ſehnlichen Wunſch befriedigt, aber das Verhältniß zum Erzbiſchof, in deſſen Gefolge er ſich dort aufhalten mußte, war nur zu ſehr geeignet, ihm den Aufenthalt gänzlich zu verleiden. Dieſer geiſtliche Fürſt, deſſen Eitelkeit ſich über Alles geſchmeichelt fühlte, einen ſo außerordentlichen Virtuoſen und Componiſten in ſeinen Dienſten zu haben, behandelte ihn doch nur wie einen gemeinen Diener, und ſo oft Mozart eine vortheilhafte Gelegenheit fand, ſich ſelbſtſtändig hören zu laſſen, ward ihm die Erlaubniß dazu verweigert.

Je öfter Mozart in Wien öffentlich gehört wurde, deſto mehr erkannte und ehrte man in ihm, ſowohl als Virtuoſen als auch als Componiſten einen Fürſten der Tonkunſt, allein deſto ſchmerzlicher empfand er auch ſeine Sclaverei und die unwürdige Behandlung von Seiten ſeines ſtolzen und harten Herrn. Er ſchrieb darüber Klagebriefe an den Papa in Salzburg, der, deßwegen ängſtlich, vergeblich ſeinen Sohn zu beſchwichtigen ſuchte. Das Mißverhältniß ſtieg von Tag zu Tag, und Klagen und Jammerberichte drängten ſich nach der Heimath. Die von Jahn mitgetheilten wohlgewählten Briefauszüge erzeugen gewiß bei allen Leſern den größten Unwillen gegen den Erzbiſchof, z. B.: „Ich habe das letztemal, da Alles (die Accademie) aus war, „eine ganze Stunde noch Variationen, dazu mir der Erzbiſchof das Thema „gab, geſpielt, und da war ſo ein allgemeiner Beifall, daß wenn der Erz„biſchof nur ein wenig ein menſchliches Herz hat, er gewiß hat Freude füh„len müſſen; und anſtatt mir wenigſtens ſeine Zufriedenheit und Wohlge„fallen — oder meinetwegen gar nichts zu zeigen, macht er mich aus wie „einen Gaſſenbuben, ſagt mir ins Geſicht, ich ſoll mich weiter ſcheeren, er „bekäme hundert, die ihn beſſer bedienten als ich.“ Ferner: „Ich bin noch „ganz voll der Galle..... Schon zweimal hat mir der — ich weiß gar „nicht wie ich ihn nennen ſoll — die größten Sottiſen und Impertinenzen „ins Geſicht geſagt, die ich Ihnen um Sie zu ſchonen nicht habe ſchreiben „wollen..... Er nannte mich einen Buben, einen lüderlichen Kerl, ſagte „mir ich ſollte weiter gehen — und ich litte Alles, empfand daß nicht allein „meine Ehre, ſondern auch die Ihrige dadurch angegriffen wurde, allein, „Sie wollten es ſo haben — ich ſchwieg.“ Den heftigen Zuſammenſtoß, wo endlich der zu ſtark geſpannte Bogen brach, beſchreibt Mozart ſeinem Vater alſo: „Als ich zu ihm hineinkam, war das Erſte: Erzb. Nun, wann „geht er denn, Burſch?“ — (Mozart ſollte mit dem Gefolge des Erzbiſchofs wieder nach Salzburg reiſen.) „Ich: ich habe wollen heute Nacht gehen, „allein der Platz war ſchon verſtellt. — Dann gings in einem Odem fort, „ich ſeye der lüderlichſte Burſch, den er kenne; kein Menſch bediene ihn ſo „ſchlecht wie ich; er rathe mir heute noch wegzugehen, ſonſt ſchreibt er nach „Haus, daß die Beſoldung eingezogen wird, — man konnte nicht zu reden „kommen, das ging fort wie ein Feuer. Ich hörte alles gelaſſen an; er „lügte mir ins Geſicht, ich hätte 500 fl. Beſoldung; hieß mich einen

Digitized by Google

„Lump, Lausbub, Fex — o, ich möchte Ihnen nicht alles ſchreiben. End„lich da mein Geblüt zu ſtark in Wallung gebracht wurde, ſo ſagte ich: Sind „alſo Ew. H. F. Gnaden nicht zufrieden mit mir? — Was? er will mir „drohen? er Fex! o er Fex! Dort iſt die Thür! ich will mit einem ſolchen „elenden Buben nichts mehr zu thun haben! — Endlich ſagte ich: Und „ich mit Ihnen auch nichts mehr. — Alſo geh' er!" — Dieſes war der Riß, der glücklicher Weiſe endlich dem unwürdigen Verhältniß ein Ende machte. Man ſieht, Seine Hochfürſtliche Gnaden, der Erzbiſchof, war im Schimpfen und in der Brutalität ein ſo großer Virtuoſe wie ſein Concertmeiſter und Hof- und Dom-Organiſt in der Muſik. — Wahrlich das Blut ſiedet Einem vor Unwillen in den Adern, wenn man lieſt, was Mozart von einem ſolchen Menſchen leiden mußte, und ich bedauere ſehr, daß es mit der Kunſt des Tiſchklopfens nichts iſt, denn ſonſt wollte ich den geiſtlichen Fürſten alle Tage in meinen Schreibtiſch citiren und zur wohlverdienten Strafe tüchtig klopfen laſſen.

Dieſe Trennung erſchreckte ſehr den ſchüchternen Papa in Salzburg. Er wollte vermitteln und die Sache ausgeglichen haben; allein das tödtlich verletzte Ehrgefühl ſeines Sohnes war nicht mehr zu beſchwichtigen. „Ich will nichts mehr von Salzburg wiſſen, ich haſſe den Erzbiſchof bis zur Raſerei" u. ſ. w., ſchrieb er an ſeinen Vater, der in dem Aufgeben der feſten Anſtellung den erſten Schritt zu des Sohnes Verkommen ſah. Auch der Erzbiſchof hoffte, Mozart werde ſich eines Beſſern beſinnen, und war nicht wenig ungehalten über die Feſtigkeit, womit dieſer in ſeinem Entſchluß beharrte. Auf das eingereichte Entlaſſungsgeſuch erhielt er keine Antwort, ſo daß er ſich entſchloß, dem Erzbiſchof vor ſeiner Abreiſe noch einmal eigenhändig das Geſuch zu überreichen, und als er damit im Wohnzimmer des geiſtlichen Fürſten ſich einfand und um eine Audienz bat, ſetzte Graf Arco den frühern Brutalitäten die Krone auf. Nachdem er ihn mit Flegel, Burſch und ähnlichen Ausdrücken traktirt hatte, — warf er ihn mit einem Fußtritt zur Thür hinaus!

Dieſe Diſſonanz brannte lang unaufgelöſt in Mozarts Gemüth, wie folgende Stellen aus ſeinen Briefen zeugen. „Ich werde nächſter Tage dem „Hrn. Grafen ſchreiben, was er ſich zuverläſſig von mir zu gewarten hat, „ſobald das Glück will daß ich ihn treffe, es mag ſeyn wo es will, nur an „keinem Ort, wo ich Reſpekt haben muß." Und: „Mein handgreiflicher Dis„cours bleibt dem hungrigen Eſel nicht aus und ſollte es in zwanzig Jahren „ſeyn — denn ihn ſehen und mein Fuß in ſeinem — iſt gewiß eins, ich „müßte nur das Unglück haben ihn zuerſt an einem heiligen Ort zu ſehen." Ferner: „Das Herz adelt den Menſchen, und wenn ich ſchon kein Graf bin, „ſo habe ich vielleicht mehr Ehre im Leibe als mancher Graf; und Haus„knecht oder Graf, ſobald er mich beſchimpft, iſt er ein Hundsfut. Ich

Digitized by Google

„werde ihm den Anfang ganz vernünftig vorstellen, wie schlecht und übel er „seine Sache gemacht habe; zum Schlusse aber muß ich ihm doch schriftlich „versichern, daß er gewiß von mir einen Fuß im — und ein Paar Ohrfeigen „zu erwarten hat." Nur mit Mühe ließ er sich endlich, weil sein Vater es durchaus zu seiner Beruhigung haben wollte, von seinem Vorhaben abbringen, dem Grafen Arco jenen Drohbrief zu schreiben.

Jetzt war Mozart unabhängig in dem großen, reichen, musikliebenden Wien. Konnte es ihm bei seiner Liebenswürdigkeit, bei seinem ungeheueren Talent anders als gut gehen? Ja, wenn er noch die Gabe gehabt hätte, ein Charlatan zu sein! Allein dann wäre er nicht — Mozart gewesen.

Jahn bringt uns jetzt ein deutliches und erschöpfendes Bild der Musik- und Bühnenzustände von Wien vor die Anschauung. Wir sehen Mozart in diesem Meere schwimmen und kämpfen. Er wollte nun auch eine deutsche Oper von sich auf die Bühne bringen und wählte dazu seine Operette Zaire; aber an dem Textbuch scheiterte die Sache und er sah sich nach einem andern um. Den 1. August 1781 schrieb er seinem Vater: „Nun hat mir vorge„stern der junge Stephanie ein Buch zu schreiben gegeben. — Das Buch ist „ganz gut; das Sujet ist türkisch und heißt Belmont und Constanze, „oder die Verführung aus dem Serail. Die Sinfonie, den Chor im „ersten Akt und den Schlußchor werde ich mit türkischer Musik machen."

Nach mannigfachen Hindernissen, Verzögerungen und üblem Willen bedurfte es des bestimmten Befehls des Kaisers Joseph, damit die Oper am 12. Juli 1782 wirklich gegeben wurde. Der Erfolg war ein ungeheuerer; das Haus war gedrängt voll, Beifall und Dacaporufen nahmen kein Ende und wiederholte Aufführungen folgten rasch auf einander.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

XIV.

Der Banquier Meier war, wir schon wissen, ein sehr reicher Mann. Die Grundlage seines Reichthums gehörte freilich dem elterlichen Nachlasse an; allein es war ihm geglückt, durch kluge Speculationen denselben ins Unendliche, ins Unerfaßliche zu erhöhen. Er gehörte zu jenen Männern, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens setzen, nach gethaner Arbeit gründlich ruhen und genießen zu wollen, und er entwickelte in der praktischen Ausführung dieses Vorsatzes ganz bedeutende Fähigkeiten.

Aus welchen Gründen er sich erst in spätern Jahren eine hochadlige Dame zur Gattin erwählt hatte, haben wir schon früher angedeutet. Sie selbst war

Digitized by Google

durch ſeine Wahl unangenehmer Abhängigkeit entriſſen und hielt es für einen ſchuldigen Tribut der Dankbarkeit, ihres Gatten Wohl auf jede Weiſe zu fördern.

Kinder erwarteten beide Gatten bei ihren vorgerückten Lebensjahren nicht mehr, ja ſie wünſchten ſie eigentlich bis dahin nicht einmal, weil ſie nicht in den Ideenkreis von glücklicher Selbſtzufriedenheit hineingepaßt hätten, der dieſe beiden weltlich geſinnten Menſchen umſchloß. Sie hatten Alles, was ſie zum Lebensgenuß rechneten, um ſich verſammelt, und Frau Meier war ſo geſcheidt geweſen, trotz ihrer vornehmen Stattlichkeit, mit freundlicher Anmuth eine behagliche Häuslichkeit herzuſtellen, wozu, nach des Banquiers Meinungen, eine völlige Ungebundenheit ſeines Thuns und Laſſens gehörte. Danach fand ſie es zum Beiſpiel ſehr rathſam, unmittelbar nach dem Mittagsmahle, mit der Nachgiebigkeit einer deutſchen Bürgerfrau, das Rauchen von Cigarren zu geſtatten, während der Herr Gemahl in möglichſt engliſcher Nachläſſigkeit auf dem Divan lagerte und die Tagesblätter las.

An dem Mittage, welcher dem eben geſchilderten Abende folgte, da Frau Meier die Niederlage erlitten hatte, von der Schlangenſchlauheit des Prinzen Steffano überliſtet worden zu ſein, war der Staatsanwalt der Gaſt ſeines Bruders geweſen. Eine Ehre, die dieſem ſelten zu Theil wurde, weil der Juriſt es vorzog, an Table d'hote im Kreiſe der vornehmſten jungen Männer, die unverheirathet in der Reſidenz lebten, zu ſpeiſen.

Mit einiger Verwunderung hatte Frau Meier ihren Schwager begrüßt, als er in Begleitung ihres Gatten eintrat und ſich als Gaſt anmeldete. Sie errieth die Bedeutſamkeit dieſes Vorganges und waffnete ſich. Allein das Mittagsmahl war vorüber gegangen ohne Erklärungen und ohne Angriffe, was bei dem kriegeriſchen Standpunkte dieſer beiden Menſchen ganz auffallend war. Man verfügte ſich, in heitere Plaudereien vertieft, vom Speiſezimmer in das Wohnzimmer, wo unter den Händen des Geſellſchaftsfräuleins der Duft des Mocca ſich zu erwickeln begann. Herr Meier machte unverzüglich von ſeinen Rechten Gebrauch, zündete eine Cigarre an und warf ſich der Länge nach auf den Divan, während ſeine Gattin an ihrem Nähtiſchchen in der Fenſterwölbung Platz nahm und der Staatsanwalt ſich ihr gegenüber ſetzte.

So lange das Geſellſchaftsfräulein gegenwärtig war, blieb das Geſpräch in den Grenzen des einmal angeſchlagenen Tones; allein kaum hatte dieſe ihre Functionen beendigt, die Herrſchaften mit Kaffee bedient und ſich dann beſcheiden zurückgezogen, ſo trat eine Veränderung ein.

Der Staatsanwalt ließ die Hand mit der Zeitung, woraus er ſeiner Schwägerin allerlei Curioſa vorgeleſen hatte, ſinken, obwohl er eben laut auflachend einen Artikel als höchſt komiſch bezeichnete und ſich angeſchickt hatte ihn vorzutragen. Er fixirte mit mehr aufrichtigem Wohlwollen als ſonſt die Geſichtszüge der Dame und fragte dann ohne Vorbereitung:

Digitized by Google

Wie würde es Ihnen gefallen, meine gnädige Frau Schweſter, wenn Sie künftig als Frau von Meier auf Schenkendorf ſich der Welt vorſtellen könnten?

Ein Strahl von Freude brach aus den ſtill kalten Augen der Frau Meier, aber ſie dämpfte ſogleich dieſe innerliche Regung wieder und entgegnete mit ihrer gewöhnlichen ſpöttiſchen Ruhe:

Sind das Ihre Träume der letztverfloſſenen Nacht, Herr Schwager?

Dann wären es nur Wiederholungen erlebter Ereigniſſe, meine Gnädige, verſetzte der Staatsanwalt lachend.

Frau Meier wollte ſich keine Blöße geben, deßhalb richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit affectirt auf ihre Stickerei und wartete der weitern Eröffnungen. Es war ein ſtiller Wunſch ihres Herzens, daß ihr Gatte ſich einen Grundbeſitz erringen und darauf um Verleihung des Adels nachſuchen ſolle. Sie hatte auch behutſam verſucht, dergleichen Gedanken in ſeiner Bruſt zu wecken, aber ſie hatte gefunden, daß der Einfluß des Staatsanwaltes auf ſeinen Bruder noch zu mächtig war, um gegen ihn operiren zu können, und dieſer hochmüthige Juriſt hatte ſich entſchieden gegen einen derartigen Lebensplan ausgeſprochen. Vielleicht geſchah dies nur aus Oppoſitionsluſt, vielleicht hielt ihn aber ein gewiſſer Stolz ab, der die Demüthigung einer abſchlägigen Antwort fürchtet.

Genug, Frau Meier hatte bis auf günſtigere Zeiten ihre Wünſche fallen laſſen und gerade in der gegenwärtigen Zeit gar nicht daran gedacht.

Die Berechnungen des Staatsanwaltes, die wir kennen, waren ihr gänzlich unbekannt geblieben, und ſie würde erſtaunt geweſen ſein, wenn ſie die Rieſenſchritte in der Phantaſie dieſes Mannes hätte belauſchen können, zu deren Realiſirung die reichen Mittel ſeines Bruders dienen ſollten.

Sein Plan, Schenkendorf als ein Stammgut für die Familie Meier zu erſtehen, war ſchon auf der Rückreiſe von Schloß Sindekow entſtanden und durch die ſchnell auf einander folgenden Ereigniſſe zur Reife gelangt. Es koſtete ihn nur wenig Ueberredung, ſeinen Bruder für dieſen Ankauf zu ſtimmen und ihn zum Miteigenthümer der ſchönen, reichen Beſitzung zu machen. Das elterliche Vermögen des Staatsanwalts hätte nicht hingereicht, deßhalb mußte er ſich einen zahlungsfähigen Compagnon erwerben; ſonſt würde er es vorgezogen haben, ſich allein in einen Beſitz zu ſetzen, der ſeiner flammend erweckten Ehrſucht als Grundlage zu den Stufen der höchſten Ehren und Würden dienen ſollte.

Der Kauf war mit ungewöhnlicher Eile am Morgen dieſes Tages abgeſchloſſen und der Staatsanwalt hatte es ſich erbeten, ſeines Bruders Gemahlin davon in Kenntniß ſetzen zu dürfen. Freilich fehlte die landesherrliche Beſtätigung des Adels noch, allein darüber waltete jetzt, nachdem ſich der Miniſter dafür zu intereſſiren gezwungen war, gar kein Zweifel mehr ob.

Digitized by Google

Der Staatsanwalt wußte, weßhalb ſeine Schwägerin ſchwieg, deßhalb ſchwieg er ebenfalls und nahm, heimlich gekitzelt, das Zeitungsblatt wieder auf. Sein Blick fiel abermals auf die Annonce, die ſchon vorhin ſeine Lachluſt rege gemacht hatte. Nein, das iſt doch koloſſal! rief er wieder luſtig herausbrechend. Hören Sie nur dieſen väterlich jüdiſchen Unſinn. Wenn man doch dies Jüngelchen fände und den Finderlohn von ſechs Louisd'or preußiſch beanſpruchen könnte. — Hören Sie, Frau Schwägerin, hören Sie!

Frau Meier machte eine widerwillige Geberde. Sie hätte viel lieber eine Erklärung über ſeinen ſonderbaren Einfall gehört, als eine abgeſchmackte Zeitungsannonce. Ihr Schwager kehrte ſich nicht an die Zeichen ihres Mißfallens und begann unter den Wolken der Erbitterung, die ſich wieder urplötzlich auf der geglätteten Stirn der Dame bildeten, mit lauter Stimme zu leſen:

„Aufruf an alle Menſchenfreunde im Allgemeinen und im Speciellen, ſowie Bitte eines zwiefach heimgeſuchten Vaters.

Ein geſchlagener Mann und Vater richtet jetzt ſeine einzige Hoffnung nur noch auf die Menſchenliebe der Bewohner Deutſchlands im Allgemeinen und im Speciellen, die ihm verhelfen kann zu ſeiner Beruhigung, zu ſeinem Gelde und zu ſeinem Sohne, welcher auf meinen Befehl gereiſt iſt im vorigen Sommer im Auguſt nach Trieſt, allwo er in Empfang hatte zu nehmen eine große Summe Geldes. In Trieſt iſt er angekommen, iſt er geſehen worden, hat das Geld ausbezahlt bekommen, alles in ſeinem Rechte, und dann iſt er wieder abgereiſet, aber nicht angekommen hier zu Haus, noch auch ſonſt irgendwo. Mein Sohn iſt ſein Lebenlang geweſen ein braver Sohn, ein guter Sohn, und er würde das ſchöne Geld, das er geholt für ſeinen Vater, ganz gewiß geliefert haben in ſeines Vaters Kaſſe. Es iſt anzunehmen alſo, daß er gemordet iſt von ſchlechten Leuten, die da gewußt, daß er viel Geld bei ſich hatte, und ich, der zwiefach unglückliche Vater des verloren gegangenen Sohnes, der ſich nennt Jacob Baruch und iſt ein hübſcher Menſch von zweiundzwanzig Jahren mit ſchwarzen Haaren und ſchwarzen Augen, ich bitte nun alle Menſchenfreunde im Allgemeinen und im Speciellen, wenn ſie ſollten Auskunft geben können über dieſen meinen Sohn Jacob Baruch, und wenn ſie wollten verdienen ſechs Louisd'or preußiſch, ſo ſollten ſie nur an mich, den alten Iſaak Baruch in Großkelten an der preußiſchen Grenze nach Schleſien, die Nachricht kommen laſſen; und wer meinen Sohn Jacob als Leiche nachweiſen kann, ſoll auch die ſechs Louisd'or preußiſch haben, weil er ſie verdient."

Der Staatsanwalt ſchloß unter ausbrechendem Gelächter, in welches der Bruder auf dem Divan einſtimmte, dieſe Vorleſung. Er hatte während derſelben die Pantomimen der Frau Meier, welche zuerſt Langeweile und Mißmuth, dann erwachendes Intereſſe und zuletzt einen wunderlichen Anfall von

Digitized by Google

übermüthiger Laune ausdrückten, nicht beobachten können, deßhalb war er um ſo mehr überraſcht, als ſie lebhaft aufſprang, ihm das Zeitungsblatt entriß und immerfort ausrief:

Vortrefflich! Ich kenne dieſen Jacob Baruch — ich kenne dies brave Söhnchen!

Sie? — Sie kennen ihn? fragte der Staatsanwalt aufs Höchſte verwundert.

Die Dame nickte triumphirend. Ich kenne ihn! bekräftigte ſie.

Der Staatsanwalt ſtellte ein lebendiges Bild der Neugier vor, als er forſchend zu ſeiner Schwägerin hinüber ſah, die ſtill vor ſich hin lachend das Blatt mit der Annonce zuſammenfaltete und in ihren Nähtiſch einſchloß.

Bitte, Frau Schwägerin, begann er endlich, bitte, theilen Sie mit, was Sie über dieſe Geſchichte wiſſen.

Sie richtete ihre Augen kühl und groß auf ihn: Ich weiß nicht mehr als Sie, Herr Schwager.

Dann wiſſen Sie freilich wenig, denn ich weiß nichts.

Doch! doch! Sie wiſſen eben ſo viel wie ich, ſcherzte ſie.

Geben Sie mir Räthſel auf?

Ja! Und ich werde mich freuen, wenn Sie es eben ſo wenig zu errathen vermögen, als ich das Ihrige, das Sie mir vorhin aufgaben.

Ah ſo! Ich bitte um Entſchuldigung! bat der Staatsanwalt mit verſtellter Demuth. Löſung um Löſung? fügte er fragend hinzu.

Wenn mir Ihre Räthſellöſung gefällt, ſo erhalten Sie die meinige.

Der Staatsanwalt ſtützte ſein Kinn in die Rechte und ſchaute feſt in das Geſicht der Dame: Sie wünſchen zu wiſſen, ob mein Scherz von vorhin Ernſt werden könne?

Ja! entgegnete ſie einfach, indem ſie den prüfenden Blick des jungen Mannes erwiederte.

Mein Scherz war ein Ernſt! Schenkendorf iſt ſeit heute Morgen um zehn Uhr das Eigenthum der Gebrüder Meier.

Frau Meier fuhr freudig auf: Iſt das wahr, lieber Mann? fragte ſie, ihren phlegmatiſch rauchenden Gatten mit den Armen umſchlingend.

Ja, mein Engel, ja! Bruder Edmund trieb es mit Dampf! antwortete der Banquier heiter; iſt dir's recht, liebes Kind?

Ihre tiefe Bewegung hinderte ſie zu ſprechen. Sie ſchwieg und drückte ihres Gatten Hand herzlich zwiſchen ihren weichen Fingern. Dann ſetzte ſie ſich, ruhiger geworden, wieder an ihren Platz.

Lachen Sie über das kindiſche Gebahren einer vernünftigen Frau, die ſo ſehr an ihren frühern Gewohnheiten hängt, daß ſie mit Entzücken zu der Stellung zurückblickt, wo ſie ſich nicht ſo glücklich zu fühlen im Stande war wie jetzt. Ich habe ſehnlich gewünſcht, meine letzten Lebenstage unter den

Digitized by Google

beſchwichtigenden Einflüſſen der milden Natur verleben zu können. Jetzt habe ich die Hoffnung meine Wünſche erfüllt zu ſehen. Lachen und ſpotten Sie immerhin, wenn Sie es nicht laſſen können, lachen Sie nur!

Mein Räthſel iſt noch nicht vollſtändig gelöſt! rief der Staatsanwalt allerdings fröhlich lachend. Es lag jedoch nichts Verletzendes in ſeinem Gelächter, denn er war unter ſeinen Plänen dahin gelangt, Frau Meiers Gefühle in Rückſicht auf ihren aufgegebenen Adel bedeutend nachſichtiger zu beurtheilen.

Beichten Sie weiter, Herr Schwager, befahl die Dame. Den Adelsſitz haben Sie mit Hülfe Ihres Bruders herbeigeſchafft, mit welchen Mitteln werden Sie die Standeserhöhung möglich gemacht haben? fügte ſie ſpöttelnd hinzu.

Durch die Verdienſte meines Geiſtes, erwiederte der Staatsanwalt großartig.

Frau Meier wechſelte die Farbe und ihr Blick drückte Beſorgniß aus. Sie errieth den Zuſammenhang. Den leiſen Schmerz, der ſie dabei durchzuckte, ſelbſtſüchtig bekämpfend und den glänzenden Vortheil ins Auge faſſend, welcher ihr ebenfalls daraus erwuchs, ſagte ſie nachdenklich:

Sie ſind der Protection des Miniſters ſicher, weil er Sie gebraucht.

Der Staatsanwalt lächelte ſchlau: Eigentlich rechnete ich bei der Verleihung des Adels mehr auf Ihre Protection, als auf die des Miniſters. Sie hängen mit dem Hofe enger zuſammen, als dieſer, und möchten eine beſſere Vermittlerin meines Geſuches abgeben.

Da irren Sie, unterbrach ihn die Dame ſchneidend. Ich gehöre zu denen, die ſich ſcheuen der Erreichung ihrer Zwecke die Ruhe ihres Gewiſſens zu opfern, und ich bin mein ganzes Leben hindurch bemüht geweſen, als den wirkſamſten Feind gegen den Hochmuth den Stolz und gegen den Ehrgeiz die Ehre aufzuſtellen. Von mir erwarten Sie keinen Beiſtand in dieſer Angelegenheit!

Der Banquier hatte ſich ſchon bei der erſten Frage ſeiner Gattin etwas aus der bequemen Lage, die er ſo ſehr liebte, aufgerichtet und die Sprechenden lebhaft beobachtet, jetzt klatſchte er beifällig in die Hände und rief: Bravo, liebe Frau, bravo! Siehſt Du, Herr Bruder, daß ich Recht hatte, als ich ſagte: meine Frau thut keinen Schritt dazu. Mögt Ihr ſprechen was Ihr wollt, ich bleibe dabei, daß es viel beſſer iſt eine Frau zu haben, die vornehm iſt, als eine, die vornehm ſcheinen will. Bravo, meine liebe Frau — und jetzt nimm meine Hand darauf, daß Du ohne Dein Zuthun und ohne meines Bruders Hülfe in Kurzem als Frau von Meier auftreten ſollſt. Ich weiß, daß es Deine Glückſeligkeit nicht bedingt, aber ich fühle, daß es Dich freuen wird. Es koſtet mich nur ein Wort bei Seiner Hoheit —

Nun, ſo ſprich dies eine Wort! rief der Staatsanwalt ärgerlich. Mir iſt es ganz gleich wer handelt, wenn ich nur zum Ziele komme.

Digitized by Google

Ob Se. Hoheit einwilligen wird den Adel auch auf Dich zu übertragen, steht in Frage, warf der Banquier ein. Es bietet sich keine hervorstechende Veranlassung dazu, obwohl wir Beide in Gemeinschaft den Gutsbesitz angetreten haben.

Meine Wahl zum Staatsrath wird dies Bedenken lösen, fuhr der Staatsanwalt unbedachtsam heraus. Sein Bruder stutzte. Frau Meier maß ihn mit einem bittern Lächeln.

Ist das der Kaufpreis für Cassian? fragte sie, alle Vorsicht vergessend.

Es war das erste Mal, daß sie sich hinreißen ließ, ihrem Verdachte Worte zu geben; und sie verlor mit dieser Unvorsichtigkeit die Macht, ihren Schützling zu überwachen.

Unangenehm überrascht zögerte der Staatsanwalt mit der Antwort. Was wußte seine Schwägerin von diesen Verhältnissen und wie war sie zur Kenntniß derselben gekommen? Sollte die Ministerin geplaudert haben? Während er blitzschnell diese Fragen überdachte, hatte sein Bruder seine Zufriedenheit geäußert und ein Adelsgesuch Behufs dieser Rangerhöhung ganz passend gefunden. Durch seine Bemerkungen darüber überhob er ihn einer Antwort auf Frau Meiers malitiöse Frage. Die beiden Herren vertieften sich dann in ein Gespräch über die Nothwendigkeit, „schnell in einander greifend diese Familienangelegenheiten zu ordnen", und bevor sie darüber ganz einig waren, hatte die Dame das Zimmer verlassen.

Erst nach ihrer Entfernung fiel es dem Staatsanwalt ein, daß er von derselben noch eine Räthsellösung zu fordern habe. (Fortsetzung folgt.)

Der Johannistag (24. Juni) als Fest der Sommersonnenwende.

In einem Programme des Gymnasiums zu Eisenach hat Dr. August Witzschel den Johannistag in seiner alten Feier und Bedeutung dargestellt, wie sich in ihm eine uralte Naturfeier aus deutscher Heidenzeit kundgibt, und wie die Kirche, duldsam und weise, ihm eine christliche Beziehung beizulegen wußte. Die kleine Abhandlung bringt eine Fülle von anziehenden Einzelheiten, die den Grundgedanken deutlich hervortreten lassen. Die Sagen- und Sittenforschung, wie sie von den Brüdern Grimm begründet wurde, erfrischt fortwährend die Wissenschaft, indem sie das Leben selbst zum Gegenstande derselben macht. Von unseren Waldfahrten am Pfingsten bis zu den Besprechungsreimen, die in der Kinderstube heimisch sind, erhält jeder Zug des Volkslebens unter dem Lichte dieser Forschung Werth und Zusammenhang. Indem wir die Kenner auf die Schrift selbst verweisen, in welcher der Verfasser sich auf Quellenkunde stützt, theilen wir den nichtgelehrten Lesern aus derselben einiges Faßliche über den Tag mit, dessen Wiederkehr in dieser Woche bevorsteht.

Digitized by Google

Die Zeit der beiden Sonnenwenden war dem Heidenthume eine feſtliche, hochheilige Zeit. Die Feier der Winterſonnenwende ging nach Einführung des Chriſtenthums theils in das Weihnachtsfeſt über, theils erſcheint ſie noch immer in Bräuchen und Volksglauben, welche an den bedeutungsvollen zwölf Tagen und Nächten zwiſchen Weihnachten und dem hohen Neujahre, den ſogenannten „Zwölften" haften. Das alte Feſt der Sommerſonnenwende aber iſt noch vorhanden und geborgen in Ueberreſten von uralten Sitten, Gewohnheiten und Aberglauben, welche am Johannistage theils noch immer lebendig fortbeſtehen, theils im Andenken des Volkes und deſſen Traditionen erhalten ſind und ohne Zuſammenhang mit kirchlichen Einrichtungen ihre Wurzeln in dem Heidenthume haben.

Als einen ſolchen uralten Brauch nennt Hr. Witzſchel die vormals übliche Sitte, in der Nacht vor Johannistag oder auch in der folgenden Nacht in Flüſſen und Quellen zu baden oder aus heilkräftigen Brunnen zu trinken. Offenbar lag dieſer Sitte der Glaube zu Grunde, daß in dieſer Zeit dem Waſſer eine beſonders heilſame und reinigende Kraft inwohne. Ein ſolches Johannisbad, alljährlich am Vorabende des Feſtes in Köln von Frauen vorgenommen, beſchreibt der Dichter Petrarca in einem Briefe an den Cardinal Colonna im Jahre 1330 in folgender Weiſe: „Bei meiner Ankunft in Köln am Vorabende des Johannisfeſtes wurde ich von meinen Freunden an den Rhein geführt, um ein merkwürdiges Schauſpiel mit anzuſehen. Das ganze Ufer war mit einer Schaar von Frauen bedeckt. Ich ſtieg auf einen Hügel, um den Vorgang beſſer ſehen zu können. Unglaublich war der Zuſammenlauf. Ein Theil der Frauen war mit wohlriechenden Kräuterranken gegürtet; mit zurückgeſchobenem Gewande fingen ſie an ihre weißen Hände und Arme in den Fluß zu tauchen und abzuwaſchen. Dabei murmelten ſie in einer mir fremden Sprache einige unverſtändliche Worte unter einander. Auf meine Frage, was dies zu bedeuten habe, erhielt ich zur Antwort, daß dieſes ein uralter Gebrauch unter der Bevölkerung Kölns, namentlich der weiblichen ſei, welche die Ueberzeugung hege, daß alles in dem ganzen Jahre drohende Elend und Unglück durch die an dieſem Tage übliche Abwaſchung im Fluſſe hinweggeſpült werde und Freude und Glück dann nachfolge. Es ſei alſo ein jährliches Reinigungsfeſt, welches mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit begangen werde." Ein einziges Bad in der Johannisnacht, ſagt man noch heute im würtembergiſchen Amte Tetnang, wirkt ſo viel als neun Bäder in einer anderen Zeit genommen. Daher badeten früher die Leute in dieſer Nacht im Mineralbade zu Leimnau; auch anderwärts in Würtemberg waren Johannisbäder und zwar bis in die neuere Zeit herab ſehr gewöhnlich. Aehnliche Wallfahrten nach benachbarten Quellen in der Mitſommernacht werden auch aus Dänemark und Schweden gemeldet. In Frankreich meint das Landvolk, daß der erſte Eimer Waſſer am Abend vor Johannistag geſchöpft das Fieber

Digitized by Google

heile, daß der Thau, in dieſer geſegneten Nacht geſammelt, gut gegen Ausſchläge und Geſchwüre ſei, ſowie er anderwärts Blumen und Kräuter heilkräftig macht, und in einer Quelle bei Nogent baden in derſelben Zeit Männer und Frauen.

Den wichtigſten Theil des Feſtes bilden jedoch die ſogenannten Johannis- oder Sonnenwendfeuer. Von ihnen kommen zwei verſchiedene Formen vor: Feuerräder und Scheiterhaufen. Die erſteren ſcheinen aber bei weitem nicht ſo allgemeine Verbreitung gehabt zu haben, wie die Feuer, welche von Holzſtößen und Scheiterhaufen in Städten und Dörfern, auf Bergen und in Ebenen, auf vielbeſuchten Wegen und Straßen, an heiligen Seen, Quellen und Brunnen am Johannisabende emporloderten und bis auf die jüngſte Zeit herab zumal in Oberdeutſchland noch gebräuchlich ſind. Außer Süddeutſchland iſt ihr jetziges und vormaliges Beſtehen hinlänglich bezeugt in Thüringen, in der Umgegend von Fulda, am Harze und in den Marken; in Niederdeutſchland dagegen waren die Oſterfeuer üblicher und verbreiteter.

Daß dieſe Feuer aus dem Geiſte der chriſtlichen Gottesverehrung und Religion nicht hervorgegangen ſind, bedarf kaum noch eines Beweiſes. Die Kirche hatte zwar, wie dies überhaupt ihre Weiſe war, den Brauch ſchon frühe ſich anzueignen geſucht und auf Johannes den Täufer bezogen und gedeutet, auch einigen Antheil an der Feier ſelbſt genommen, allein nirgends und nie ſehen wir die Sitte ganz in die Hände der Geiſtlichkeit übergehen, vielmehr wurde ſie von der weltlichen Obrigkeit und vom Volke geleitet und geübt. So auch in Gernsheim am Rheine. Dort wurde das angezündete Feuer vom Pfarrer geſegnet und ſo lange es brannte, vom Volke geſungen und gebetet. Erloſch die Flamme, ſo ſprangen die Kinder, früher auch die Erwachſenen über die Kohlen.

An den Sprung über das Feuer iſt noch beſonders das Wachsthum und Gedeihen des Flachſes geknüpft. „So hoch der Sprung, ſo hoch der Flachs!“ iſt gleichfalls ein allgemeines Wort in Bayern und Schwaben und wird als ein Wunſch beim Sprunge ausgerufen, den die Burſchen und Mädchen meiſt paarweiſe zuſammen machen. Je höher einer ſpringt, deſto mehr gereicht es ihm zur Ehre, und die Alten umſtehen das Feuer und ermuntern recht hoch zu ſpringen. An vielen Orten nimmt man auch angebrannte Holzſcheite aus dem Feuer und ſteckt ſie auf den Acker in die Leinſaat, denn das befördert ihr Gedeihen, und noch heute meint man in der Oberpfalz, daß für deſſen Haus kein Flachs wachſe, der über das Johannisfeuer zu ſpringen verſäumt, oder daß er mißrathe, wenn die Mädchen nicht über das Feuer ſpringen können. Traurig kehrt das Mädchen heim, welches keinen Burſchen zum Sprunge fand; ſie darf ſich auf den heurigen Flachsbau nicht freuen, während jene, welche mit ihren Burſchen hoch über das Feuer ſetzten, freudige Hoffnung auf langen Flachs nach Hauſe bringen. Zum Lohne

Digitized by Google

für das Springen erhält der Bursche ein „Köychl" vom Mädchen und dieser führt sie dann hinwieder zum Methe.

„Sant Iohans sunewenden tac" war nach altem Glauben die wundersame, zaubervolle Zeit, in welcher die ganze Fülle und Kraft der Erde sich aufthut, des Sommers höchste Pracht und Herrlichkeit sich entfaltet, die Geisterwelt geöffnet und alles Unsichtbare sichtbar wird. Längst versunkene Schätze kommen wieder empor und blühen und sonnen sich oder der Zugang zu ihrer Verborgenheit in Bergestiefen ist geöffnet. Aus Felsen und Höhlen, aus verfallenen Burgen und altem Gemäuer treten gebannte Geister, besonders weiße Frauen mit dem Schlüsselbunde an der Seite und ihr Goldhaar strählend, hervor, suchen Erlösung, winken der Unschuld zum Entzauberungswerk und stellen reichen Lohn der muthigen, unerschrockenen That in Aussicht. Auch der alte Kaiser, der in den Kyffhäuser gegangen und dort am Steintische seinen Zauberschlaf hält, gestattet den Zutritt zu seiner Verborgenheit und unterirdischen Herrlichkeit, oder geht auch selbst in der Nacht mit seinen Helden und Knappen hervor, um oben auf dem Berge Kegel zu schieben. Aus Seen, Teichen und Flüssen steigen in der Mittagsstunde Glocken empor und am Abend unbekannte Jungfrauen, welche Theil nehmen an der Freude der Menschen, sich unter die tanzende Jugend mischen, dabei aber die bestimmte Stunde versäumen und in ihr Wellenreich zurückgekehrt die Verspätigung mit ihrem Blute bezahlen müssen. Auch läßt die Sage den wilden Jäger in der Johannisnacht wie in der Weihnachtszeit durch die Lüfte ziehen, und Hexen halten ihre Ausflüge und Versammlungen und treiben vielfachen Zauberspuk und Unfug. Alle Pflanzen und Kräuter duften herrlicher als je und entwickeln ihre heilsamen, wunderbaren Zauberkräfte: der Sonnenwendgürtel oder Beifuß, das Farrenkraut mit seinem wunderthätigen Samen, das Johannisblut und die Johannishand, die Königskerze, der Attich, Teufelsabbiß und viele andere Kräuter und Wurzeln von hohen Gaben und Gnaden werden in der Mittagsstunde oder in der Mitternacht vorher fleißig und stillschweigend gesammelt, als heilkräftig für Menschen und Vieh aufbewahrt oder sogleich zu allerlei Zauber und Divination verwendet. Die Wünschelruthe wird gleichfalls in der Johannisnacht geschnitten und ein Stück Eschenholz, vor Sonnenaufgang aufwärts am Stamm gehauen oder geschnitten, stillt das Blut und heilt jede Wunde, weil an diesem Tage die Sonne still steht. In einzelnen Gegenden von Sachsen und Thüringen umbindet man in der Johannisnacht die Bäume mit Strohseilen in der Meinung, daß das Obst, welches sie tragen, nicht unreif abfallen könne. In Schwaben bekommt der Wein einen angenehmen Geruch und Bodengeschmack (Bodengefährt), wenn man am Johannistage die Weinstöcke schüttelt. Ein Schuß bei der Sonnenwende um Mittag in die Sonne gethan, wobei drei Blutstropfen herabfallen, die gefangen und aufbewahrt werden müssen, läßt jeden

Digitized by Google

weitern Schuß gelingen. In derselben Zeit zwischen 12 und 1 Uhr kann man im Walde einen Kobold einfangen, dann wächst auch an manchen Orten eine Johannishand aus der Erde, deren Bestreichen gegen Flüsse und andere Uebel hilft. Auch schwarze Kohlen werden aus der Erde gegraben, nach Hause getragen und auf den Fruchtboden gelegt, denn sie schützen das Korn vor Würmern und das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes. Messer in derselben Tagesstunde gefertigt, leisten gute Dienste bei der Entzauberung der Hausthiere. — —

Was die im Ausland vorkommenden Johannisfestbräuche anbetrifft, so erlauben wir uns den Verfasser auf einen der wichtigsten aufmerksam zu machen, den er außer Acht gelassen hat. Derselbe ist offenbar angelsächsischen Ursprungs, und kommt in Berkshire in England (im verkleinerten Maßstab auch in Wiltshire) alljährlich vor. Dort ist in ein ausgedehntes, abhängiges Feld von weißem Kalkboden die Figur eines Pferdes durch vertiefte, eingehauene Furchen in so ungeheurem Umriß gezeichnet, daß man „the white horse" meilenweit sehen kann. Alljährlich am 24. Juni versammelt sich das Landvolk der Umgegend, besonders die Jugend, zu einem fröhlichen Fest: es wird alsdann das Gras oder Moos, das sich in den Vertiefungen angesetzt hat, ausgerauft und so das Lichtpferd in seiner ursprünglichen Weiße hergestellt. Man nennt diese merkwürdige Johannisfeier, die sich der Ueberlieferung nach an einen Sieg Alfreds des Großen anknüpft und die mit allerlei Spielen verbunden ist, in der Umgegend „scouring the horse."

Herr Witzschel läßt die Verbote der Johannisfeuer von Seiten einer hohen Polizei nicht unerwähnt. Auch für ernstere Zwecke kann es nur von Nutzen sein, wenn Goethe's Spruch beherzigt wird:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nimmer verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Unterhaltungen.

— Dr. **Eduard Rüppell's** „Rede, abgelesen am Jahresfeste der Stiftung der Dr. Senckenberg'schen naturforschenden Gesellschaft, am 30. Mai 1858", ist nun im Druck erschienen. Auch das Mißbilligungs-Votum, das kurz nach der Feier in einer Sitzung der Gesellschaft gegen den Redner ausgesprochen wurde, ist in der Form eines Protokoll-Auszugs beigefügt. Hr. Rüppell hatte bereits vor 21 Jahren das Geschick oder Ungeschick, durch eine Rede das Mißfallen der Gesellschaft zu erregen; ja es wurde (1837) ein ganz besonders auf ihn gemünzter Beschluß gefaßt, daß die zu haltenden Reden vor der Ablesung der Direction vorzulegen seien. Indeß bezogen sich damals seine Aeußerungen rein auf Angelegenheiten der Gesellschaft; sie erwiesen sich in der Hauptsache als gerechtfertigt, und es mochte wohl die

Digitized by Google

Ausdrucksweiſe geweſen ſein, die jene Mißbilligung veranlaßte. Seitdem iſt Dr. Rüppell ganz derſelbe geblieben, ſeine Abſichten ſind die reinſten und er ſcheut keine Opfer zur Durchführung derſelben. Er muthet Anderen jene lebhafte Theilnahme an den von ihm vertretenen Intereſſen zu, die er ſelbſt an den Tag legt. Dies wird von allen Seiten anerkannt, und nicht minder iſt ſich die Achtung für die allbekannten Verdienſte Rüppells, des Reiſenden und Naturforſchers, völlig gleich geblieben. In Erwägung deſſen würde man dem Redner einige Derbheit im Ausſprechen gerechter Rügen zu Gute halten und bedenken, daß das Unwirſche des Ausdrucks mit dem edlen Kern in ihm nur allzu eng verwachſen iſt. Anders ſtellt ſich die Frage, wenn Herr Rüppell Angelegenheiten berührt, zu deren Beurtheilung ihm nicht nur der Ton und Takt, ſondern die Vorausſetzungen fehlen. Dies iſt der Fall unter Anderen bei den S. 16 und 17 abgedruckten Ausfällen. Hat er doch ſchon früher, und zwar in einer Abhandlung über Frankfurter Münzen, die Gelegenheit bei den Haaren erwiſcht, das Andenken eines Gegners, der ſeit Jahrzehenden im Grabe ruht, zu verunglimpfen! Wahrlich der oben zugeſtandene gute Kern umgibt ſich hier mit einer Hülle, die ihn faſt unkenntlich macht. Und doch hätte Rüppell damals beſſer gethan, ſtatt ſolcher Einſchaltungen den Text ſeiner Abhandlung genauer durchzuſehen und dieſelbe von manchen Verſehen zu ſäubern; denn bekanntlich reicht ſeine geſchichtliche und literariſche Auffaſſung für ſolche Arbeiten, die eine mikrologiſche Feinheit des Studiums verlangen, nicht überall aus. Wenn wir ihn als unabhängig geſinnten, patriotiſchen Bürger, als opferfähigen Freund der Wahrheit und der Wiſſenſchaft hoch halten: ſo ſoll gerade deßhalb auch ihm die Wahrheit nicht verſchwiegen werden.

— **Die Ruthe in der Schule.** Dr. Heppe gibt in ſeiner „Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens“ (Gotha, 1858) folgende Notizen: „Es waren uralte Gebräuche heimiſch, welche beweiſen, daß die Ruthe für die Schule ganz dieſelbe Bedeutung hatte, wie die Fahne für das Kriegsvolk. Straffällig gewordene Schüler mußten die Ruthe halten, auch wohl die Finger an dieſelbe legen oder ſie küſſen. Auch wurde der Präceptor durch Ueberreichung der Ruthe im Angeſicht der verſammelten Schuljugend feierlich inveſtirt.“ Heppe führt nach Jacob Grimm's Vorgang eine altdeutſche Autorität an, nämlich den berühmten Straßburger Kanzelredner Geiler von Kaiſersberg, der bemerkt: „Wenn man ein kind howt, so muoss es dann die ruoten küssen und sprechen:

liebe ruot, trute ruot,
werestu nicht, ich thet niemer guot.

Si küssent die ruot und springen darüber, jo sie hupfen darüber.“ Dies heißt auf neudeutſch: „Wenn man ein Kind haut, ſo muß es die Ruthe küſſen und ſprechen: liebe Ruth', traute Ruth', wäreſt du nicht, ich thäte nimmer gut. Sie küſſen die Ruthe und ſpringen darüber, ja ſie hüpfen darüber.“ Das iſt freilich ein Spruch aus guter alter Zeit; doch könnte man demſelben einen anderen aus noch weit älterer (demnach auch beſſerer) Zeit entgegenſtellen. Walther von der Vogelweide ſagt nämlich in einem ſeiner kunſtvollſten Lieder:

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen.
Wo noch Ehre wirken mag,
Da gilt Wort ſo viel als Schlag.
Da gilt Wort ſo viel als Schlag,
Wo noch Ehre wirken mag;
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

— **Emanuel Osmund.** Allen Leſern Jean Paul's iſt der verſtändige, gemüthvolle Freund des Dichters lieb geworden, jener Emanuel, in dem eine ſeltene Geiſteskraft ſich mit edler Beſcheidenheit und ächter Humanität vereinte. In den kürzlich erwähnten Briefen Jean

Digitized by Google

Paul's an seine Jugendfreundin Renata Otto (herausgegeben von Täglichsbeck, Brandenburg 1858), gehören daher jene Stellen, in denen Emanuel Osmund erwähnt wird, zu den anziehendsten. Im September 1793 schrieb der Dichter von Bayreuth aus an Renata: „Gestern ging ich unter Finsterniß, Regen und Musik der Vogelschützen-Armee zum guten, guten Mandel — diese schöne Seele sollte nichts feil haben als — Wahrheiten. Erst diesesmal zog ich die Blätter auseinander, die diese für ein besseres Leben reife Frucht umhüllen. Wir disputirten fast blos — ich konnte gar nicht weg — ein alter Jude mit einem Bart so lang wie ein Kometenschwanz kam dazu und sprach dazu und recht gut. Seine edle Wärme für Sie ist so groß, daß ich nicht weiß, welches schöner ist: diese Wärme so zu empfinden wie er, oder so zu verdienen wie Sie." Ueberhaupt gereichte es dem Dichter zur besonderen Genugthuung, das Band, das ihn an Osmund knüpfte, auch um andere Freunde zu schlingen; und so finden wir in einem Brief, den Herder an das Otto'sche Ehepaar schrieb, freundliche Grüße an Emanuel. Um so wehmüthiger stimmt es uns, daß ein solches Band sich lösen und daß der alternde, halb erblindete Dichter im October 1824 an Renata schreiben konnte: „Seit anderthalb Jahren ist — Emanuel von mir geschieden — ohne meine Schuld. Nur zuweilen besucht ihn meine Tochter. Trennung — eigentlich Verschiebung der Freundschaft durch den Tod ist weniger schmerzlich." — Der anspruchlose Bayreuther Kaufmann überlebte den berühmten Freund um viele Jahre; er beschloß sein einfaches, aber inhaltreiches Leben, hochbejahrt und von Allen geehrt, im vorigen Jahrzehend. Sein Schwiegersohn ist ein geachteter jüdischer Geistlicher, der Rabbiner Aub in Mainz.

— **Die Hamburger große Kunstausstellung**, die in der letzten Woche geschlossen wurde, gab zwar in Anbetracht der Zahl ausgestellter Kunstgegenstände ein reiches Bild, ein geringeres aber, wenn man den Werth derselben ins Auge faßt. Unter den bessern Bildern finden wir Düsseldorf durch J. Wallraven, A. Becker, H. Herzog, J. Maurer, A. Neumann, F. W. von Winterfeldt; Amsterdam durch Moritz Calisch, A. Eversen, C. Springer; Hamburg durch F. A. Hornemann, C. M. Laeiß, Hermann Kaufmann, A. Wiebeking; München durch Carl Ebert, Eibner und Langko vertreten. Julius Hintz in Paris, F. Bilders im Haag, H. Brücke in Berlin, G. Cornicelius in Hanau und P. L. J. Kluyver in Amersfort lieferten ebenfalls schöne und beachtenswerthe Kunstwerke. Erfreulich und charakteristisch für das Streben der Frankfurter Künstler ist der Umstand, daß unter der Zahl der in Hamburg ausgestellten Gegenstände — der Katalog zählt 1029 Nummern — die Bilder der hiesigen Maler Karl Hausmann, W. Lindenschmit, Adolph Schreyer, Philipp Rumpf und A. Hoeffler eine hervorragende Stellung einnahmen und trotz der schlechten Placirung in einem den Bildern eben nicht sehr günstigen Raume sehr vortheilhaft hervortraten. —e—

— **Theater.** Bei der drückendsten Temperatur behält unser Publikum noch hinlängliche Theilnahme an der Bühne, um sich für das Auftreten des Charakterdarstellers Herrn Weilenbek aus Prag zu interessiren. Derselbe erwirbt sich außer sonstiger Anerkennung noch das in unseren Tagen seltene Lob, ein wünschenswerther Repertoir-Spieler zu sein. Zu einem solchen aber gehören gediegenere Eigenschaften, als zu der für die Kunst verderblichen brillanten Gastrollen-Reiterei, die sich am Ende doch überbieten und von ihrem Höhenpunkte herabsteigen muß.

Zur Notiz. Sämmtliche Artikel des Frankfurter Museums, mit Einschluß der „Unterhaltungen" (früher „Feuilleton"), die keine besondere Bezeichnung haben, sind vom Herausgeber verfaßt.

Expedition des Frankfurter Museums. Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 26. **Frankfurt a/M.,** den 26. Juni 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland** im zehnten Jahrhundert. Von Franz Löher. — **Mozart's Leben.** Von O. Jahn. Besprochen von Schnyder von Wartensee (Forts.) — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.) — **Bogumil Golz.** Geschildert von A. von E. — **Unterhaltungen.** Kepler und Humboldt; Drei Jahre von Dreißigen; Richard der Dritte; Ary Scheffer; Erzählungen; Konrad von Wurzburg u. s. w.

Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Von Franz Löher in München.

Der Anfang des zehnten Jahrhunderts ist die Zeit, in welcher unsere Geschichte die festen Kernpunkte empfängt, an welche sich die Fortentwickelung des deutschen Reiches und seiner eigenthümlichen Verfassung ansetzt und angliedert. Alles war damals in den politischen Zuständen flüssig und erst im Werden begriffen. In die Regierungszeit Konrads I. fällt der Wendepunkt in der Gestaltung der öffentlichen Dinge, welcher auf lange Zeiten hin entscheidend war.

Die Karolinger hatten damals völlig ausgespielt. Den einzigen Arnulf ausgenommen, war Hochmuth und Schwäche ihr Erbtheil gewesen, ein Hochmuth, der das Erhabenste als sein natürliches Zubehör ansah, dem aber außer der Kühnheit fast Alles abging, was zum Erringen und Festhalten eines großen Besitzthums gehört, vor allem ausharrende Klugheit und Energie. Sie waren wie schwache Gefäße, welche zerbrechen unter der metallenen Wucht ihres Inhaltes. Diese Prinzen wurden von zarter Jugend an erfüllt mit

Digitized by Google

römiſchen Weltherrſcherideen, ſie waren davon ſo ſehr beherrſcht, daß ſie ihren höchſt erlauchten Adel ſtets beleidigt wähnten und faſt willenlos auf alles zugriffen, was ihn zu verwirklichen ſchien. Niemals hörten deßhalb ihre Ränke und Fehden unter einander auf. Im Hinblick auf die hohen kaiſerlichen Vorfahren und deren Erbe war der Sohn und Bruder ſtets auf dem Anſtande, um argen Einflüſterungen ſein Ohr zu leihen, Anhänger zu werben und bei dem erſten Anlaſſe ſich wider Vater und Bruder zu empören.

Das war die Zeit, wo ſchlaue und gewaltthätige Männer Macht und Güter an ſich reißen konnten. Man ließ die hochmüthigen Prinzen ſich ſtreiten, nahm ihnen was ſie freiwillig gaben, und nahm ihnen was ſie nicht ſahen erfüllt von ihren weltweiten Plänen.

Erſt galt es, Grafſchaften und Stücke davon zu gewinnen und ſich darin recht feſtzuſetzen mit Burgen und Dienſtmannen und abhängigen Klöſtern. Zugleich ſuchte man durch Schließung von Heirathen Erbverbrüderungen und Fehdegenoſſenſchaften ſich die übrigen mächtigen Familien der Nachbarſchaft zu verbinden, um als deren Haupt und Mittelpunkt hervorzutreten. Nicht leicht gelang das neuen Familien, meiſt waren es ſolche, welche mit uraltem Adel im Lande angeſeſſen und begütert waren.

Der nächſte Schritt zur ferneren Erhebung war dann die Erlangung eines höhern Befehlshaberamtes als karolingiſcher Herzog, Markgraf oder Miſſus, und die Heirath mit einer Fürſtin aus dem königlichen Hauſe. Beides war nicht ſchwer mehr zu erreichen, ſeit die leicht bethörten Prinzen ſich als Spielwerk der Großen gebrauchen ließen. Die Karolinger ſuchten ſich gegenſeitig die Vaſallen zu entreißen, und in der Haſt und Leidenſchaft, mit welcher ſie gegen einander eiferten, ſchenkten ſie mit vollen Händen königliche Güter, Aemter und Ehren weg, um nur raſch und zahlreich Anhänger zu erkaufen. Sie verſprachen ihnen, ihre Treue und Hülfe zu verdienen und geſtanden den Vaſallen förmlich das Recht zu, ſich zu verbünden und zu widerſetzen, wenn der König ihre Güter und Rechte bedrohe. Hinwieder ſuchten ſie durch kunſtreiche Eidesformeln die Ränke dieſer guten Freunde abzuſchneiden. Das Königthum, der imperatoriſchen Macht wieder beraubt, kämpfte von Neuem um ſein Daſein und ſuchte nach neuen Einrichtungen, um ſich im Lande feſt zu gründen.

Das waren die politiſchen Zuſtände im neunten Jahrhundert. Als nun den letzten Schwächlingen des königlichen Geſchlechts auf allen Punkten des Reiches die Zügel entfielen, war in jedem Reichslande eine durch erlauchten Adel, durch weitverzweigte Blutsfreundſchaft, durch Güter und Einkünfte, Burgen und Dienſtmannen mächtige Familie bereit, die oberſte Gewalt wieder zu ergreifen. Die Königskrone war das letzte Ziel ihres Ehrgeizes. Leidenſchaftlich ſtrebten ſie danach, nicht ſo ſehr um ein größeres Gebiet oder mehr Selbſtſtändigkeit zu erlangen, ſondern ſie wollten auch des leuchtenden

Digitized by

Siegels ihrer Unabhängigkeit und der höchſten Ehren unter den Menſchen theilhaft werden.

Gegen Ausgang des neunten Jahrhunderts erhebt ſich daher in den romaniſchen Landen ein Schwarm von Königen, ein Ereigniß, welches auf Jahrhunderte lang die Geſchichte dieſer Länder beherrſcht hat.

In Deutſchland konnte ſich Aehnliches zutragen. Zwei Urſachen hinderten es.

Es beſtand unter den Deutſchen mehr Langſamkeit in der Staatsbildung, und es fand ſich dort weniger Verwegenheit und Raubſucht unter den Großen, als in den romaniſchen Ländern. Noch war bei den Deutſchen das gewaltige Königthum, das feſtgewurzelt an ihrem Rheinſtrom alle deutſchen Stämme verknüpfte und die romaniſchen Lande eroberte, im Andenken der Menſchen nicht untergegangen.

Bei aller Stammesverſchiedenheit waren die Deutſchen dennoch einander von Natur gleichartiger und verwandter, als die Volksbeſtandtheile in Frankreich, Italien und Spanien, welche ſich nicht als gleichſprachige Stämme einer Volksfamilie, ſondern als Völker verſchiedener Art und Abſtammung neben einander gruppirten. Leichter daher als in jenen Ländern konnten ſich in Deutſchland diejenigen über die Stammesſcheiden hinweg die Hand reichen, welche die Größe und Ehre und den Schutz und Schirm, die ein einiges machtvolles Reich gewährt, dem Selbſtgefühl vorzogen, das die volle Selbſtherrlichkeit des Stammes ſeinen Angehörigen bereitet.

Gleichwohl war auch in Deutſchland unter den letzten Karolingern der Sonderungstrieb zu einer gefährlichen Stärke gediehen.

Während der langen Zeit voll Drangſale durch äußere Feinde, voll Schwäche und Zerrüttung im Königshauſe, hatten ſich die Volksherzoge zu einer faſt königlichen Macht erhoben. Wider die Feinde waren ſie die ſtändigen Heerführer, im Lande ſelbſt die Verwalter des Rechts und Friedens und die Bändiger landſchädlicher Fehden. Ihre Macht wurzelte eben ſo ſehr in dem lebendigen Selbſtgefühl des Stammes, der ſich an ſeinem Herzog kräftigte und erfreute, als in den Reſten karolingiſcher Einrichtungen. Es war das uralte Herzogsamt, welches wieder aufgelebt war, aber geſtützt und geſtärkt durch eine geordnetere und dauerndere Gewalt, ſeitdem durch das franzöſiſche Staatsweſen die Völker an eine ſtändige Regierung in Krieg und Frieden gewöhnt waren.

Man hat verſucht, die Entſtehung der Volksherzoge lediglich aus dem karolingiſchen Dukat, oder aus der Stellung der Markgrafen, oder aus der ſtändig gewordenen Miſſalgewalt herzuleiten. Ein Hiſtoriker hat gar an eine Abfindung der nachgebornen Prinzen des Königshauſes, oder endlich an einen zur Zeit Ludwig des Kindes vom Erzbiſchof Hatto durchgeführten Reichsverfaſſungsplan gedacht. Jedoch keine dieſer Urſachen reicht genug in die Tiefe

Digitized by Google

und Breite, um daraus allein eine so weit und fest gewurzelte Institution, wie das Volksherzogthum es war, hervorgehen zu lassen. Es hatte vielmehr die mächtigste Familie im Lande sich dort auch das angesehenste Amt von den Königen zu verschaffen gewußt, zugleich mit dem Rechte, die königlichen Güter zu verwalten und die königlichen Dienstmannen anzuführen. Jenes Amt mochte anfänglich entweder allein im Heerbefehl oder blos in der Markgrafschaft, in der Pfalzgrafschaft oder in den Rechten eines Missus oder eines Kammerboten (Verwalters der Kammergüter) bestehen, — immer kam mit der Zeit Mehreres von diesen Aemtern und Rechten in der einen angesehensten Familie des Landes zusammen.

Das geschah theils durch ausdrückliche Verleihung der Könige, theils durch eigenmächtige Besitzergreifung und langjährige Uebung unter Zustimmung des Volkes. Jene Satzung im bayerischen Volksgesetze: — daß Herzog sei, welchen der König dem Lande vorsetze oder welchen das Volk sich erwähle — bezeichnete nichts anders als was für alle deutsche Stämme in dieser Beziehung Herkommen war. In geordneten Reichszuständen ernannte der König den Statthalter, der ihm und dem Volke genehm war; in friedlosen und verworrenen Zeiten hob das Volk selbst sich den Führer auf den Schild.

Als das ungeheure Reich Karl des Großen zerging, weil kein genialer und kraftvoller Herrscher die einander widerstrebenden Völker mehr zusammenband, da mußte jeder Stamm wieder für sich selbst einstehen. Wenn der Normanne oder Däne, der Slave oder Ungar feindlich herandrängte und der Kriegsruf durchs Land ging, dann zogen die Grundherren mit ihren Leuten dem Mächtigsten und Angesehensten unter ihnen zu, der das vornehmste Amt im Lande von den Königen hergebracht hatte, der den stärksten und bestgerüsteten Kriegshaufen ins Feld stellte. Ihm als dem Mittelpunkte des Heeres schlossen sich auch die gemeinen freien Hofbesitzer an, welche zu Fuß oder zu Pferde herbeikamen, ihr Land zu vertheidigen; er wurde der allgemeine Heerführer, der Herzog.

Dauernd verbreitete sich nun sein Ruhm und Ansehen auch nachdem der Heerbann wieder auseinander gegangen war. Ihn rief an, wer sich eines Unterdrückers nicht erwehren konnte, sein Wort galt als Richterspruch in der Fehde und als Schlußwort in den Volksversammlungen. Vorzüglich hingen die Gemeinfreien und die niedern Geistlichen dem Herzoge an; beide fanden in ihm den Helfer wider die Räubereien und Anfechtungen, welche sie von benachbarten Adligen zu erleiden hatten. Der Herzog wurde angegangen, Landesversammlungen zu berufen, wenn die öffentlichen Verhältnisse eine Ordnung dringend erforderten. Er blieb der natürliche Schirmherr der Kirche und aller derer, welche sich selbst nicht wehren konnten.

Leichter als für Andere war es daher auch für den Herzog, — durch Güterankauf, durch Eroberungen an den Grenzen, durch Anlage von Burgen,

Digitized by Google

Klöſtern und Anſiedlungen, welche unter ſeiner Vogtei blieben, durch Aufnahme von freien Leuten unter ſeine Lehnsleute, Dienſtmannen und Hörigen, kurz durch viele ſolche und andere Mittel ſeinen Reichthum wie ſeinen Anhang zu vermehren. Mit dieſem Beſtande an Gütern, Lehns- und Dienſtleuten und Vogteien erbte ſich auch die Herzogswürde in der Familie fort.

Am erſten befeſtigte ſich das Herzogthum in einer Familie, welche die Marken wider die äußern Feinde zu vertheidigen hatte. Der beſtändige Belagerungszuſtand, welcher in den Marken herrſchte, gab den Markgrafen mit der Gewohnheit des Herrſchens in allen Dingen auch die Mittel dafür. Denn ſeine ſtets bereite und wohlgeübte Kriegsmannſchaft erhielt ihm ein Anſehen und Uebergewicht, mit welchem ſich kein Anderer meſſen konnte. Auf den Vertheidiger ſeines Landes ſchaute das ganze Volk, es war gewohnt, ſich bei Kriegsnoth unter ſeinen Befehl zu ſtellen, und betrachtete ihn daher auch als den Vorſteher und Ordner ſeiner andern öffentlichen Angelegenheiten. Deshalb entſtanden bei den Sachſen und Bayern am erſten wieder dauernd gebietende Herzogsgeſchlechter. Die Inhaber der Marklande im Nordoſten und im Südoſten haben ja noch öfter in der deutſchen Geſchichte den Ton angegeben!

Wo kein Grenzherzog über den ganzen Stamm mächtig wurde, wie bei den Franken und Schwaben, da ſchloß ſich auch das Volk nicht zuſammen. In beiden Stämmen blieb die herzogliche Gewalt getheilt und ſchwächer, ſie wechſelte häufiger unter den Familien, welche um den Vorrang kämpften. Auch für Lothringen hatte König Arnulfs Sohn, obwohl er zu dem Zwecke von ſeinem Vater eingeſetzt war, kein feſtes Herzogsgebiet bilden oder behaupten können.

Es gab deshalb zu keiner Zeit in Deutſchland durchaus geſchloſſene Stammesherzogthümer, eben ſo wenig als jemals die Rechte der Herzoge überall beſtimmt und gleichartig waren. Wohl aber ging auch durch die Stämme der Franken, Schwaben und Lothringer eine unaufhörliche Bewegung, in welcher ſich jeder Stamm um ſeinen beſondern Mittelpunkt zu gruppiren beſtrebte. In der Aufrichtung ihres Herzogsſtuhls wollten die Völker ihre nationale Selbſtherrlichkeit aufrichten. Es kam nur darauf an, daß es einem der vornehmen Geſchlechter im Lande gelang, andere mächtige Häuſer entweder durch Gewalt ſich zu unterwerfen oder durch gewährte Vortheile ſich zu verbünden: aus der Maſſe des Volkes tönte immer freudiger Zuruf dem kühnen und reichen Manne entgegen, welcher die Herzogswürde anſtrebte.

Dieſen Sonderungstrieb der Stämme zu bewältigen, ſie zu einem Reiche zu verſchmelzen, blieb daher eine ſchwierige Aufgabe des Königthums.

Der König war ja ſelbſt nur der Fürſt und Herzog eines Stammes geweſen, nur durch das Recht der Eroberung waren die andern Stämme ſeinem Reiche einverleibt. Was die Gewalt geſchaffen hatte, dem ſollte eine

Digitized by Google

höhere Weihe und eine dauernde Organisation verliehen werden durch Aufnahme dessen, was das römische Reich und was das kirchliche Reich zur Stärkung der Herrschermacht darbot. Aus den drei Elementen — dem germanischen Herzogthum, der römischen Imperatorenmacht und der kirchlichen Hierarchie — hatte sich das karolingische Königthum gebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Mozarts Leben.

W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Dritter Theil. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1858.
Besprochen von Schnyder von Wartensee.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenzeit war Mozart als Componist und Virtuose ungemein thätig und hatte vielerlei Begegnisse mit berühmten Männern, wie z. B. Gluck, Clementi u. s. w. Mit dem Letztern mußte sich Mozart bei einem Hofconcerte auf Befehl des Kaisers Joseph in einen musikalischen Wettkampf einlassen, bei dem er natürlich sehr ehrenhaft bestand. Clementi spielte da eine jetzt sehr bekannte Sonate in B dur, deren Thema sonderbarer Weise dasjenige der viel später componirten Ouvertüre der Zauberflöte ist. Das Urtheil Mozarts über Clementi ist streng und scharf. „Der Clementi ist ein „braver Cembalist, damit ist auch Alles gesagt. Er spielt gut, wenn es auf „die Execution der rechten Hand ankommt; seine Forcen sind die Terzenpas„sagen. Uebrigens hat er um keinen Kreuzer Gefühl oder Geschmack, — „mit einem Wort ein bloßer Mechanicus." In einem Brief an seine Schwester in Salzburg sagt er in Beziehung auf Clementi's Sonaten: „Daß die „Composition davon nichts heißt, wird Jeder, der sie spielt oder hört, selbst „empfinden." „Clementi ist ein Ciarlattano, wie alle Welsche! Er schreibt „auf eine Sonate Presto, auch wohl Prestissimo und alla breve, und spielt „sie Allegro im 4/4 Takt. Ich weiß es, denn ich habe ihn gehört! Was „er recht gut macht, sind seine Terzenpassagen; er hat aber in London Tag „und Nacht darüber geschwitzt. Außer diesen hat er aber nichts — gar „nichts — nicht den geringsten Geschmack, viel weniger Empfindung." Diese Urtheile mögen heut zu Tage, wo man den Clementi als Klaviercomponisten in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit kennt, sehr befremden; allein sie sind in Beziehung auf den damaligen Clementi nicht ungerecht. Seine Klaviercompositionen bis dahin waren allerdings steif, vielleicht — ledern. Die Toccata, welche er vor dem Kaiser und Mozart bei dem berühmten Wettkampf-Concert vortrug, ist nichts anders als eine ziemlich hölzerne Etude und auf Terzen-, Quarten- und Sextengänge für die rechte Hand berechnet, in deren Prestissimo-Vortrage Clementi so excellirte, und einer solchen Composition konnte Mozart allerdings keinen Geschmack abgewinnen. Aber dieser

Digitized by Google

zeigte in ſeinem harten Urtheil, daß er gänzlich das große ſchöpferiſche Talent in Clementi verkannte und keine Ahnung davon hatte, daß Dieſer als Klavier-Componiſt im Fache der Solo-Sonaten einſt größer in der Kunſtgeſchichte daſtehen werde, als er ſelbſt. Clementi war ein reicher Erfinder, ein durch und durch correkter Componiſt und ein ausgezeichneter Contrapunktiſt. Er führte verſchiedene Spielweiſen zuerſt auf dem Klavier ein, wie z. B. die Octavengänge der rechten Hand, wovon uns eine ſeiner alten, übrigens ſteifen Sonaten in C dur ein Zeugniß gibt. Seine neuern Sonaten ſind voll Geiſt, Feuer und ſchöner Melodien, beſonders die verſchiedenen in G moll, die in H, Fis und F moll. Eine Eigenthümlichkeit bei ihm iſt, daß ſeine Mollſtücke viel intereſſanter ſind, als die in Dur. Seine Vorzüglichkeit beſchränkt ſich aber nur auf Solo-Sonaten. Wenn er mehrſtimmig ſchreibt, ſo wird er immer ärmer. Seine Sonaten mit Violinbegleitung ſtehen tief unter ſeinen Solo-Sonaten, und noch dürftiger ſind ſeine Klaviertrios.

Bei Mozart iſt es gerade umgekehrt; je mehr Stimmen er anwendet, deſto reicher wird er, wie die Vergleichung ſeiner Solo-Sonaten mit ſeinen Klaviertrios und Quartetten leicht zeigt. Eine andere ſchwache Seite Clementi's ſind ſeine Adagios, die in der Regel ſehr unbedeutend ſind und keinen Vergleich mit den Mozart'ſchen aushalten. Vokalſachen hat Clementi keine componirt, wohl aber ein Paar ſehr unbedeutende Symphonien.

An Feinden und Neidern fehlte es Mozart auch in Wien nicht, und der für ihn gefährlichſte, wegen deſſen hoher Stellung, war wohl der k. k. Hofcomponiſt und Hofkapellmeiſter Salieri, der unter vier Monarchen dem Hauſe Oeſterreich 58 Jahre lang Dienſte leiſtete. Ein Mißverhältniß fand in dem perſönlichen Verkehr zwiſchen Mozart und Salieri nicht ſtatt; dazu war Erſterer zu gutmüthig und letzterer zu klug. Aber unzweideutige Spuren zeigen, wie Salieri nicht allein durch herabwürdigende Urtheile am geeigneten Ort, ſondern auch durch manche kleine Intriguen ſeinem ihn ſehr überragenden Nebenbuhler zu ſchaden ſuchte. Jahn ſagt, er habe von glaubwürdigen Zeugen in Wien gehört, daß Salieri noch im hohen Alter, wenn er im vertrauten Kreiſe zu ſein glaubte, mit einer für die Zuhörer peinlichen Leidenſchaftlichkeit die ungerechteſten Urtheile über Mozarts Compoſitionen ausſprach. Ich füge hier noch eine nicht unwichtige Anekdote bei. Ein zu ſeiner Zeit berühmter Klavierſpieler und gründlicher Muſiker, Herr Zeuner, welchen Clementi, wie früher Field, als Schüler aufnahm und zu ſeinem Reiſegefährten machte, ließ ſich ſpäter in Petersburg nieder, wo es ihm durch ſeine Geſchicklichkeit gelang, ziemlich bald ein Vermögen zu erwerben, das ihn zum Mitgliede der beneidenswerthen Zunft der Rentiers machte. Er kam dann nach Deutſchland, lebte einige Monate in Frankfurt a. M., wo ich mit ihm eng befreundet wurde, und in ihm nicht nur den tüchtigen Muſiker, ſondern auch überhaupt einen Mann von vielſeitiger Bildung und von ſtrenger, Zutrauen

Digitized by Google

erweckender Wahrheitsliebe erkannte. Aus seinem reichen Kunstleben erzählte er mir viele höchst interessante Einzelnheiten, und so vernahm ich auch, daß er sich zur Zeit in Wien befand, wo Mozart nach seinem Sclavenleben bei dem Erzbischof sich schon einige Jahre als unabhängiger Künstler frei bewegen konnte. Er war mit diesem sehr gut bekannt, wußte mir viel Liebenswürdiges von ihm zu erzählen, und da fragte ich ihn auch, welche Bewandtniß es denn gehabt habe in Beziehung des Neides von Salieri gegen Mozart. Statt Manchem will ich Ihnen nur Eines erzählen, was ich selbst erlebt habe, antwortete er mir, und dieses wird genügen. Ich war eines Tages bei dem Fürsten (den Namen habe ich vergessen) zu Tisch eingeladen, nebst Salieri und noch vielen andern Künstlern verschiedener Art. Das Gespräch kam auch auf Mozart, und über ihn hörte man hier so wie auch in der Stadt die widersprechendsten Urtheile. Man konnte sich nicht einigen, ob Etwas oder Nichts an Mozart sei. Da sagt der Fürst: diesen Zweifel kann uns Niemand besser lösen, als Sie, Herr Hofkapellmeister Salieri. Sagen Sie uns, was ist denn an Mozart? Diese Frage kann ich nicht besser beantworten, ließ sich jetzt Salieri mit spitziger, widerlicher Stimme hören, als wenn ich Ihnen sage, daß Mozart, wenn er die Gefühle der Liebe ausdrücken will, gerade diejenigen Töne und Melodien gebraucht, die wir Italiener anwenden würden, wenn wir die Gefühle der Kolik oder des Zahnwehs musikalisch wiedergeben wollten — ha! ha! ha! ha! — In das Gelächter stimmte Niemand ein, und dieser Witz brachte eine lange dauernde Stille der Entrüstung hervor. — Salieri erschrack, wollte die Sache wieder gut machen, es war aber zu spät; er hatte sein Inneres enthüllt.

In dem dritten Paragraphen gibt Jahn eine Schilderung des Zustandes der deutschen Oper sowohl in Wien als überhaupt in Deutschland; eine Schilderung der alles Frühere, was in dem Fach geleistet wurde, verdunkelnden Wirkung der Entführung, wo sie nur auf die Bühne kam, und eine ausführliche ästhetische Schilderung derselben in gleicher Weise, mit derselben Einsicht und Meisterhaftigkeit, wie Jahn schon frühere bedeutende Werke Mozarts besprochen hat.

Die Geschichte Mozarts schreitet in den folgenden Paragraphen wieder weiter und viele Auszüge aus Briefen, von ihm an seinen Vater und an seine Schwester geschrieben, geben uns die herrlichsten Blicke in seine damaligen Verhältnisse, und besonders in die merkwürdigen Umstände seiner endlichen Verheirathung mit der Constanze Weber, die er gegen den Willen seines Vaters durchsetzte. Eine Heirath ohne ein gesichertes anständiges Auskommen, die Perspective, in einer Stube voll nothleidender Kinder auf einem Strohsack zu sterben, und nun gar die Webersche Familie — das alles erfüllte diesen mit den trübsten Bildern einer unglücklichen Zukunft; allein alle Vorstellungen, alle Bitten an seinen Sohn, von dieser Heirath abzusehn,

Digitized by Google

halfen nichts. Es hieß auch jetzt nicht mehr: nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa. Die Baronin Waldstädten hatte indeſſen (was iſt den Frauen nicht alles möglich, wenn ſie ernſtlich wollen!) die verſchiedenen Schwierigkeiten, welche der Heirath noch entgegenſtanden, zu beſeitigen gewußt, ſo daß die Hochzeit am 4. Auguſt 1782 gefeiert wurde, ehe noch die förmliche Zuſtimmung des Vaters, auf welche er zwei Poſttage gewartet hatte, eingetroffen war. Am Tage nach der Hochzeit kamen die erſehnten Briefe des Vaters und der Schweſter an. Mozart nannte ſeine Verheirathung ſcherzweiſe die Entführung aus dem „Auge Gottes", denn ſo hieß das Haus, in welchem Madame Weber wohnte.

Die Ehe Mozarts war durch die gegenſeitige Liebe eine ſehr glückliche, denn er erwarb ſich eine liebevolle, ſorgende Gattin, und Jahn erzählt uns viele rührende Züge aus ihrem Familienleben. Nichts fehlte ihnen zu dem höchſten Glücke, als eine geſicherte beſſere Einnahme, denn ihre Dürftigkeit erzeugte ihnen oft ſchwere Stunden.

Mit ganz genügenden Gründen widerlegt Jahn die gemeinen Gerüchte von Mozarts leichtſinnigem Lebenswandel oder ſogar Lüderlichkeit. Seine edle Natur verleugnete ſich nie.

Ein einziges wohlverbürgtes Verhältniß läßt eine kleine Liebelei oder Untreue Mozarts argwöhnen; Jahn erzählt es mit folgenden Worten: „Mozart „gab einer jungen hübſchen Frau H.... Unterricht und der Mann derſel„ben glaubte ein Verhältniß zwiſchen ihnen wahrzunehmen, das ſeine Eifer„ſucht erregte. Wie weit ſein Argwohn berechtig war, kann man ſchwerlich „mit Sicherheit ſagen; genug, er glaubte ſich betrogen und entehrt, und in „einem Anfall von raſender Eiferſucht verſetzte er ſeiner Frau mit einem Ra„ſirmeſſer mehrere gefährliche Wunden am Hals und entleibte darauf, in der „Meinung ſie getödtet zu haben, ſich ſelbſt. Die Frau wurde gerettet, blieb „aber durch große, häßliche Narben entſtellt und verließ Wien. Es bedarf „keiner Ausführung, welchen Eindruck dieſe furchtbare Begebenheit hervor„bringen und welchen tiefen Schatten ſie auf den Ruf Mozarts werfen mußte." Dieſes ſchreckliche Ereigniß mochte wohl viel zu der ſchwermüthigen Stimmung beigetragen haben, die in ſeinen letzten Lebensjahren ſo auffallend hervortrat.

Jahn geht jetzt von dem Plan ab, von den großen Werken Mozarts, ſo wie er in der Biographie an den Zeitpunkt ihres Schaffens gekommen iſt, die Geſchichte ihres Entſtehens, ihrer Wirkung und eine vollſtändige Zergliederung ihrer Schönheiten zu geben. Es ſchießen jetzt ſchon überall Strahlen bis in das Todesjahr Mozarts hinein; es iſt die Rede von Don Giovanni (wie er in der Nacht vor der Aufführung dieſer Oper noch die Ouvertüre zu ſchreiben hatte, und ſeine Frau bat bei ihm zu bleiben, um ihn zu unterhalten), von der Zauberflöte, und noch ſind die fünf großen Opern

Mozarts nach der Entführung für uns nicht auf der Welt, und wir wiſſen den ganzen Band durch von ihnen faſt ſo viel wie nichts. Ob die Ereigniſſe in dem Leben Mozarts jetzt ſich ſo drängten, daß Jahn die Erzählung derſelben durch äſthetiſche Betrachtungen nicht unterbrechen wollte, oder ob er einen andern Grund zu dem veränderten Verfahren hatte, wird uns wohl der vierte Band klar machen, und auf jeden Fall iſt zu erwarten, daß das Verſäumte nachgeholt und die fünf Opern in Jahns trefflicher Weiſe ausführlich und erſchöpfend beſprochen werden ſollen.

Mozart hatte jetzt eine ſchwere Pflicht zu erfüllen, er mußte ohne einiges Vermögen, ohne feſten Gehalt, bloß durch ſein Talent und Fleiß eine Familie erhalten. Es hieß bei ihm: „der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und ſtreben, und pflanzen und ſchaffen, erliſten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen.“ Aber dazu war er nicht geboren. Sein Reich war nicht von dieſer Welt, und er gehörte zu denjenigen, die wegen ihres zu ſpäten Kommens bei der Theilung der Erde eine permanente Einladung zu Jupiter erhielten, an deſſen Tafel für ihn jeden Tag ein Couvert bereit war; aber Frau und Kinder konnte er nicht mitbringen. — Seine Einnahmen floſſen blos von Unterrichtſtunden, deren er nicht hinlänglich viele erhielt, und von Akademien (Conzerten), die er gab, her. Seine Compoſitionen trugen ihm noch immer nicht viel ein. Erſt im Jahr 1787 den 7. December erhielt er eine Anſtellung, die ihm jährlich 800 fl. einbrachte. Im Jahr 1789, als er in Berlin war, bot ihm Friedrich Wilhelm II. die Kapellmeiſterſtelle mit 3000 Thlr. Gehalt an; allein ſein treues öſterreichiſches Herz erlaubte ihm nicht ſeinen Kaiſer, der ihm ein Paar gute Worte gab, zu verlaſſen.

Von Mozarts Dürftigkeit theilt uns Jahn viele betrübte und traurigluſtige Beiſpiele mit, wie: im Winter 1799 kam ein Freund zu Mozart und fand ihn in ſeinem Arbeitszimmer mit ſeiner Frau tüchtig herumtanzend. Auf deſſen Frage, ob er etwa der Frau Tanzſtunde gebe, lachte Mozart und ſagte: „Wir machen uns nur warm, weil uns friert und wir uns kein Holz kaufen können.“

Im Jahr 1783 unternahm Mozart mit ſeiner Frau eine Reiſe zu ſeinem Vater nach Salzburg, in der Hoffnung Dieſen, der noch immer nicht recht mit der Verheirathung und Wahl ſeines Sohnes zufrieden war, durch perſönliche Bekanntſchaft für ſeine liebe Conſtanze freundlich ſtimmen zu können; allein dieſes Vorhaben ſchlug gänzlich fehl. Nur eine äußerliche Annäherung fand ſtatt, aber weder der Vater noch Marianne fühlten ſich zu Conſtanze hingezogen.

Nach einem Aufenthalt von faſt drei Monaten, wo er ſehr fleißig componirte, verließ er Salzburg, um über Linz nach ſeinem Wien zu reiſen. In Linz mußte er bei dem alten Grafen von Thun logiren und wurde von die-

ſem mit Höflichkeiten überſchüttet. Er hatte vor, in dem Theater eine Academie zu geben und componirte zu dieſem Zweck, weil er keine bei ſich hatte, eine neue Symphonie. Bei dem doch erfolgloſen Unterſuchen, welche Symphonie es wohl möge geweſen ſein, verfällt Jahn in einen kleinen Irrthum, den ich berichtigen will, weil er ein ziemlich allgemeiner iſt und aus Nichtkenntniß der Haydnſchen Symphonien hervorgeht. Er ſagt: „Uebrigens ge„hören beide Symphonien (die er näher angibt) der Zeit und Art nach zu „einander und bezeichnen in eigenthümlicher Weiſe eine Uebergangsſtufe in „Mozarts Inſtrumentalmuſik; nirgends tritt der poſitive Einfluß der Haydn„ſchen Symphonien in gleicher Weiſe hervor wie in dieſen beiden. Schon „der Umſtand iſt nicht bedeutungslos, daß beide ein ziemlich pathetiſches, „ſpannendes Adagio dem Allegro, welches ſehr dagegen abſticht, als Einlei„tung vorangehen laſſen, was bei Haydn bekanntlich meiſtentheils, „bei Mozart nur ausnahmsweiſe vorkommt.“

Dieſes iſt nur bei denen Symphonien „meiſtentheils“ der Fall, die man gegenwärtig kennt und noch kennen will. Es ſind allerdings Haydns ſchönſte, aber auch ſeine neueſten, und von dieſen konnte Mozart im Jahr 1783 noch keine gekannt haben, weil ſie Haydn für ſeinen Aufenthalt in England ſchrieb, und von dieſen zwölfen gibt es kaum eine, deren erſter Satz keine langſame, ſpannende Einleitung hat. Haydn ſchien dieſe Form ſpäter mehr geliebt zu haben, als früher, wo ſeine Symphonien muthwillig, friſch und keck ins Leben, in den Conzertſaal hineinſprangen. Unter den 40 Symphonien von Haydn, die bis jetzt in Magdeburg in der Heinrichshofenſchen Muſikalien-Handlung für vier Hände arrangirt herausgekommen ſind, befinden ſich 22 mit pathetiſchen Einleitungen und 18 ohne ſolche. Dieſer Umſtand ſcheint allerdings für Jahns Anſicht zu ſprechen; allein die erwähnte Verlagshandlung hat nur die ſchönſten, und folglich auch die neueſten Symphonien ausgewählt, von denen Haydn wohl die wenigſten vor 1783 geſchaffen haben mag. Betrachten wir die große Maſſe ſeiner Symphonien, ſo ergibt ſich ein ganz anderes Verhältniß; denn von 141, die vor mir liegen (es ſind gewiß noch nicht alle), haben nur 37 ſolche Einleitungen und alſo 104 nicht, folglich bei weitem „meiſtentheils“ fangen die erſten Sätze ſogleich munter an. Von den neun Symphonien von Beethoven haben vier entſchiedene Einleitungen und vier nicht. Bei der neunten und letzten Symphonie, die in Allem höchſt originell iſt, tritt erſt nach 16 ritornellartigen Takten das eigentliche Thema ein, und wir haben hier die Wirkung einer pathetiſchen Einleitung, obwohl ſie weder durch eine verſchiedene Tempo-Angabe noch durch ein Clauſula-Zeichen dem Auge bemerklich gemacht iſt. Es ſcheint, ſchon wegen der bedeutend erweiterten Symphonie-Form, mehr im Geſchmack der neuen als alten muſikaliſchen Welt zu ſein, ſolche Einleitungen zu machen. Von den mir bekannten 33 Symphonien Mozarts haben bloß 5 deren und 28 nicht.

Digitized by Google

Im Jahr 1785 erwiederte Leopold Mozart den Beſuch ſeiner Kinder und hielt ſich vom 10. Februar bis 25. April bei ihnen auf. Seine Stimmung gegen die Frau und den Sohn wurde nicht günſtiger. Aber die künſtleriſchen Leiſtungen deſſelben, beſonders als er ihn in einer Academie eines ſeiner herrlichen Conzerte ſpielen hörte, rührten ihn bis zu Thränen.

Die ſchönſte Anerkennung des Sohnes, der Silberblick ſeines Lebens war aber, daß Haydn ihm ſagte: Ich ſage Ihnen vor Gott und als ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componiſten anerkenne, von dem ich nur immer gehört; er hat Geſchmack und beſitzt die gründlichſten Kenntniſſe in der Compoſition.

Nach dieſer Zuſammenkunft ſahen ſich Vater und Sohn nicht wieder. Der erſtere ſtarb den 28. Mai 1787. (Schluß folgt.)

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

XV.

Trotzdem es einen bedeutenden Schein von Leichtſinn auf den Baron Caſſian wirft, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß die ſophiſtiſchen Lehren des Staatsanwaltes nicht ohne Einfluß geblieben waren. Er überließ ſich faſt willenlos dem Strom, der ihm in ſeinen Ergötzlichkeiten zugleich Vergeſſenheit brachte, und heftete ſein ganzes Sinnen und Denken an die Vorbereitungen zu einer Luſtbarkeit, die in ſich den Keim zu einem neuen Glücke tragen ſollte. Es war ihm nach und nach gelungen ſich aus der unheimlichen Spannung herauszuarbeiten und zur Entwerfung von Plänen zu kommen, wodurch die Entſcheidung ſeiner Familienangelegenheit ins Weite geſchoben würde. Bis zu der Verlobung mit Fräulein Alma, der er jetzt von Tage zu Tage geneigter geworden war, hatte er ſich Alles aus den Gedanken geräumt. Nach dieſer Kataſtrophe wollte er ſich mit aller Energie in einen Prozeß gegen die Anſprüche der Dame Mauvillon auflehnen, wenn ſie ſeine Vorſchläge eines gütlichen Vergleiches nicht annehmen ſollte. Schlug Alles fehl, ſo hatte er doch Zeit gewonnen ſein Schickſal zu ordnen. Daß er dabei ſtark auf die Unterſtützung des Miniſters rechnete, iſt wohl nicht zu bezweifeln.

Die Vorbereitungen zu dem Maskenballe wurden von Seiten des Gaſtgebers mit einer gewiſſen feierlichen Pracht betrieben; Grund genug, daß das Publikum der Reſidenz, welches ſich in der Peripherie dieſer Societät bewegte, mit eben ſo großer Feierlichkeit ſeine Anſtalten zur Verherrlichung des Miniſterballes traf. Es ließ ſich alſo mit Wahrſcheinlichkeit erwarten, daß ſich der Glanz und Luxus in allen Formen und Nüancirungen entfalten werde,

Digitized by Google

um — man flüſterte ſich dies ſchon ziemlich laut und ungenirt zu — das Verlobungsfeſt der Miniſtertochter mit dem Reichsbaron Caſſian von Sindekow zu verherrlichen.

Der Tag rückte immer näher — die Erwartungen ſpannten ſich immer höher. Die Proben zu dem Rittertanze, den die adelige Jugend zu Ehren der Königin des Feſtes ausführen wollte, vereinigten Alma faſt täglich mit Caſſian, und dieſe Proben flogen nicht unbenutzt vorüber.

Fräulein Alma ſah wunderſchön aus. Sie wußte dies und ſchlug deßhalb jetzt ſpröder ihre Augen nieder, wenn Caſſian huldigend und bewundernd ihr gegenüber ſtand und ſie in dieſer Beſcheidenheit noch neunundneunzigmal entzückender fand. Kluge Mädchen wiſſen den Weg zu einem ſpröden Männerherzen immer ſicher anzubahnen, wenn es ſonſt der Mühe werth iſt, ſolche Sprödigkeit zu entwaffnen.

Es war klares, ſtilles aber kaltes Wetter. Baron Caſſian hatte das Fräulein zu Hauſe begleitet, hatte ihre Hand eine Minute lang in der ſeinen gehalten beim Abſchiede, hatte dieſe bei ihrem verrätheriſch freundlichen Abſchiedsblicke Angeſichts des Portiers einen flüchtigen Moment an ſeine Lippen geführt und war dann mit dem Verſprechen, „recht früh zur Probe zu kommen", haſtig die Straße hinabgeeilt. Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergange, und jene Winterdämmerung, die des Hauſes Räume ſchon in Dunkelheit hüllt, während das Tageslicht draußen noch hinreichende Helligkeit verbreitet, lag auf den mit Schnee bedeckten Straßen, als Baron Caſſian jugendlich eilig die breiten Trottoirs neben ſeinem Hotel betrat. Mit Verwunderung ſah er erſt jetzt, aus wonnigen Träumereien erwachend, daß ein ſchöner, etwas fremdartig gebauter Wagen vor dem Eingange ſeines Hauſes hielt, das er außer ſeinen einfachen Wirthsleuten und ſeiner Dienerſchaft ganz allein bewohnte. Der Wagenſchlag war geöffnet, alſo der Inhaber ſchon ausgeſtiegen; wer mochte das ſein?

Sein Blick richtete ſich mechaniſch in das Innere des Wagens, er traf auf ein Frauenzimmer aus der dienenden Klaſſe, das ein Kind auf dem Schooße hielt, welches, den Kopf tief niedergebogen, eifrig nach den blankgeputzten Zierrathen des Wagens griff.

Wie durch einen Zauber gebannt blieb Caſſian ſtehen und ſtarrte auf dies Kind. Eine Ahnung ſchlich eiſig durch ihn hin und umklammerte ſein Herz, ſo daß es ſtill zu ſtehen drohete. Ein Kind — vor ſeiner Wohnung? Wer war dies Kind, wem gehörte es? Er kannte nur ein einziges Kind in der Welt, welches ein Recht hatte zu ihm zu kommen und ſeine Gerechtigkeit in Anſpruch zu nehmen. Dies Kind war aber der Wurm, der ſein Glück zerfraß, der ſein Gewiſſen belaſtete, der in den ſtillen Stunden der Einſamkeit Angſt und Beklommenheit in ihm weckte. Es packte ihn ein Grauen vor der nächſten Minute, die ſein Daſein vernichten konnte um dieſes Kindes

Digitized by Google

willen, das da harmlos nach den blanken Griffen verlangte und ſich fruchtlos bemühete ſie in Beſitz zu bekommen. Er mußte herantreten zu dieſem Kinde, ſein Verhängniß führte ihn heimtückiſch von der Höhe ſeiner Liebesfreudigkeit dahin; vom Impulſe getrieben wandte er ſich und war mit einem Satze an der Seite des Kindes. Die Wärterin ſchrack etwas zurück, als er ſo plötzlich neben ihr ſtand, faßte ſich jedoch ſogleich wieder und rief, indem ſie des Kindes Köpfchen empor hob: — Voilà, mon ange — c'est votre oncle, mon petit!

Und der kleine Burſche fuhr jauchzend auf, ſtreckte die Aermchen hinaus und reckte ſich hoch auf zu dem Baron empor, welcher bleich zurückfuhr. O — das waren ſeines todten Vaters, ſeines todten Bruders Augen — das war das Lächeln, das war die ſcharfgebogene Naſe, das tief geſpaltene Kinn der Sindekower — ja, ja, dies war der ächte Reichsbaron!

Wie heißt das Kind? hatte der junge Mann halb bewußtlos gefragt.

Kolomann Walter von Sindekow — beantwortete mit einiger Schwerfälligkeit die Wärterin dieſe Frage. Es brauſte vor den Ohren Caſſians, es flirrte vor ſeinen Augen. Sah er einen Spuk? Wo kam der Kleine her? Er trat ſchwankend zurück. Mit fluchtähnlicher Eile verſchwand er unter dem Portale und lehnte ſich erſt im Veſtibule ſchwer athmend an einen Pfeiler. Als er dort eine Weile mit zuckendem Herzen geſtanden hatte, hörte er Stimmen oben an der Treppe; eine weibliche Stimme mit fremdartigem Dialekte richtete in ſehr hochfahrender und beſtimmter Weiſe eine Beſtellung aus, worin ſein Name vorkam. Sein Jäger entgegnete im devoteſten Tone. Die Dame kam die Treppe herab. Von einem Gefühle, das an Furcht grenzte, getrieben, drückte ſich der Baron tiefer in die Niſche hinein, ohne jedoch die Augen von dem Eingange zu verwenden, wo das verſchwindende Tageslicht in vollkommen hinreichendem Maße die Geſtalt der Dame erhellen mußte, wenn ſie das Haus verließ. Er hatte ſich nicht verrechnet. Sie trat in dieſen Lichtſchimmer; geblendet blieb ſie einen Augenblick ſtehen und er hatte dadurch Gelegenheit, hinreichende Gelegenheit, um ſchaudernd das ſcharf gezeichnete, männlich ſtarke, gelbe Geſicht der Frau zu betrachten, die er für die Gattin ſeines Bruders halten mußte. Mit wachſendem Grauen beobachtete er ſie, wie ſie daſtand und nachzuſinnen ſchien über ihre fernern Schritte. Er befand ſich ihr gegenüber in einer unwürdigen Situation, hier das Dunkel ſuchend, wie im Lebensverkehre. Wenn ihr Auge ihn traf, wenn ſie wahrnahm, daß er ſich ſcheu, wie das aufgeſchreckte Gewiſſen vor ihr verbarg — er zitterte vor dieſer Möglichkeit, und ſein Genius hob warnend die Hand empor, indem er ſeine jetzige Stellung mit der Entwürdigung verglich, die ſeiner wartete, wenn er vom Geſetze gezwungen zurücktreten mußte, um ihr Platz zu machen.

Die Dame trat endlich hinaus aus dem Raume, wo er verſteckt wie ein

Digitized by Google

armer Sünder weilte; der Knabe im Wagen rief ihr unarticulirte Freudentöne entgegen; zögernd, sichtlich unentschlossen bestieg sie den Wagen und rief in mißvergnügtem Tone: Nach dem Hotel zurück!

Gleichsam betäubt wie aus schwerem Traume erwachend verließ nun der Baron sein Versteck. Was ist zu thun? Was ist vor allen Dingen nöthig? Diese Fragen brannten wie Flammen in seinem Gehirne.

Schwerfällig wie ein Todtkranker stieg er in seine Wohnung hinauf. Dort empfing er die Nachricht: daß eine Dame, die sich nicht genannt habe, ihm die Ehre habe erzeigen wollen, sich selbst und den kleinen Baron von Sindekow zu präsentiren, und daß sie nach Fehlschlagung dieses Vorhabens den Baron Cassian am nächsten Tage in dem Hotel de Prusse erwarte, woselbst die Baronin von Sindekow Wohnung genommen habe.

Es lag etwas Befehlendes in dem Verlangen, und es war die erste Demüthigung für Cassian, daß er einer gewissen Verwunderung in dem Mienenspiele seines Dieners begegnen mußte.

Was ist zu thun? fragte er sich wieder mit brennender Stirne, als er auf seinem Zimmer angekommen war und rastlos hin und her ging, um das Klopfen seines Herzens zu beruhigen. Sollte er den Staatsanwalt, seinen gewissenlosen Rathgeber, von dem unerwarteten Ereignisse in Kenntniß setzen? Seine Seele empörte sich gegen diesen Gedanken; sie verwarf im Voraus die verlockenden Rathschläge, welche ihn dem moralischen Verderben zuführten. Was ist zu thun? was ist zu thun? fragte er immer wieder in seiner Rathlosigkeit, bis, wie ein rettender Stern, das Bild der Frau Meier aus dem Dunkel der Verwirrung auftauchte und ihn zum Vertrauen aufzufordern schien.

Nachdem erst dieser Gedanke in ihm erwacht war, entwickelte sich die Nothwendigkeit seiner Handlungen in überraschender Klarheit. Der Einfluß dieser Frau, die mit seltener Consequenz bis zur Pedanterie als Freundin von Recht und Gerechtigkeit auftrat, war so groß, daß sie sogar die Einbildungskraft des jungen Barons lähmte, indem er sich fertig machte zu ihr zu gehen. Unter den verschiedenartigen Plänen, womit er seine bisherige Handlungsweise zu entschuldigen suchen wollte, trat ihm stets ihr ruhig forschender Blick im Geiste entgegen und warf seine Beschönigungsgründe zu Boden. Als er endlich tief verhüllt im Mantel sein Zimmer verließ, hatte er den bessern Vorsatz gefaßt, mit voller und erschöpfender Wahrheit Alles zu beichten, was seit Monden sein Gemüth schwer bedrückt hatte.

Und er hielt Wort! Frau Meier empfing ihn erstaunt. Ihrem Blicke entging sein inneres Leiden nicht, und ihr Mitleiden erleichterte ihm das erste schwere Wort des Geständnisses, das zugleich für sie die überraschende Nachricht von Walters Verheirathung enthielt.

Cassian erzählte Alles der Reihe nach und enthüllte natürlich dabei des Staatsanwalts Wirksamkeit. Kein Wort der Mißbilligung entschlüpfte den

Digitized by Google

Lippen der Frau Meier. Ruhig, das große, sprechende Auge fest und kühl auf den jungen Erzähler heftend, saß sie da, und nur der momentane Wechsel ihrer Gesichtsfarbe ließ errathen, daß sie nicht ohne Theilnahme bei seinen Schilderungen blieb. Der letzte Act mit seinen Scenen am Wagen und dem feigen Verstecken des Barons im Vestibule erregte sie bis zum Kopfschütteln.

Weßhalb traten Sie der Baronin nicht entgegen? fragte sie hastig und wie es schien sehr ärgerlich. Cassian sah sie traurig an.

Es beeinträchtigt Ihre Achtung vor mir, nicht wahr? fragte er dagegen.

Nicht das, denn es drückt weniger eine Feigheit, die in Ihren Jahren unerhört und unverantwortlich sein würde, als eine Fassungslosigkeit, die zu entschuldigen ist, aus; aber es hätte die ganze Geschichte viel besser zum Schlusse geführt. Ihre Anerkennung ohne weitere Zweifel hätte die beste Antwort auf den übersandten Trauschein gegeben.

Dieser Schluß ist leicht nachzuholen, versetzte der Baron, und er wird mir nicht erspart werden, wenn ich der Aufforderung Folge leiste und mich morgen früh ins Hotel de Prusse zur Baronin von Sindekow begebe.

Frau Meiers Blick wurde lebhafter. Sie wollen wirklich zu Ihrer Schwägerin gehen? fragte sie kurz.

Was bleibt mir weiter übrig? meinte der junge Edelmann resignirt; ihm entging der Wechsel in Frau Meiers Mienen. Noch heute Abend will ich die Agnaten unsers Hauses von dem Ereigniß unterrichten, welches mich meiner Würde verlustig erklärt, und sie auffordern, in nächster Woche auf Schloß Sindekow zur Berathung, eventualiter Vormundschaftsübernahme zusammen zu kommen.

Und was für Lebenspläne haben Sie für sich entworfen? examinirte scharf die Dame.

Ich trete in meine eben verlassene Carriere zurück, natürlich nicht hier, überhaupt nicht in B—schen Diensten. Meine Eitelkeit ist zu groß, um hier von dem Altare, auf welchem man den reichen Reichsbaron mit Weihrauch verwöhnt hat, herabzusteigen. Ich halte eine solche Selbsterniedrigung mit allen ihren Demüthigungen nicht für angenehm. Der Aufenthalt hier würde mich verbittern gegen meinen unschuldigen Neffen. Wozu das? Besser ich vermeide alle Gemüthsbewegungen, die mir die Größe meines Verlustes drückend schwer machen könnten.

Und Ihre Herzensverbindungen? warf Frau Meier ein.

Als Mann von Ehre muß ich die Entscheidung darüber dem Minister und seiner Tochter anheim geben, entgegnete Cassian mit ruhiger Würde. Verlangt der Minister mein Wort der Erklärung, das nur durch ein seltsames Ohngefähr stets von meinen Lippen zurückgescheucht wurde, wenn des Herzens Erregung es heraufbeschworen hatte, so bin ich gebunden für Zeit und Ewigkeit —

Digitized by Google

Durch wahre Liebe, Caſſian? fragte die Dame dazwiſchen.

Liebe? — er ſah hell und freudig in Frau Meiers Geſicht: Wenn das Gefühl ſich Liebe nennt, was ich für Alma in mir hege! Dies Gefühl würde mich wie mit Eiſen an die Pflicht knüpfen, ihr Wohl bei allen meinen Plänen zuerſt zu berückſichtigen, um ſie auf der Höhe zu erhalten, wo ſie ſo bewundernswerth ſchön erſcheint.

Würde dies Gefühl nicht den Wunſch in Ihnen erwecken, Alma von der Scheinhöhe und Scheinpracht ihres Lebens an Ihre Seite zu ziehen, wo freilich kein Luxus, aber ein ſicheres Auskommen für einfache Anſprüche zu finden ſein wird?

Baron Caſſian bewegte deutlich ſein Haupt: Auf dieſem Platze möchte Alma viel von ihrer Liebenswürdigkeit einbüßen, und aufrichtig geſtanden: ich kann mir kein Bild des ſchönen Mädchens als wackere Hausfrau entwerfen.

Ich glaube, das Fräulein ſelbſt kann das noch weniger als Sie, meinte Frau Meier trocken. Nehmen Sie an, Fräulein Alma verwerfe Sie beim Wechſel Ihres Geſchickes?

Dann nimmt ſie eine große und peinigende Laſt von meiner armen Bruſt.

Sie ſind gerettet, Caſſian! rief nun freudig bewegt Frau Meier. Ihr Gemüth hat ſich aus der ſchweren Verſuchung herausgearbeitet und Ihr Herz hat nur äußerlich die Ketten der huldigenden Verehrung getragen. Hören Sie nun meine Meinung und meinen Rath. Wäre die hinterlaſſene Gattin Ihres Bruders ein junges liebenswürdiges Weſen, ſo würde der ſicherſte und beſte Ausweg aus dieſem labyrinthiſchen Familienereigniſſe ſein, daß Sie dieſe Wittwe heiratheten und als erſter Vormund mit väterlicher Liebe den Sprößling einer Ehe beſchützten, die Sie ſchmählich betrübt hat. Aber Sie ſagen, daß Baron Walteks Wittwe bis zum Erſchrecken häßlich ſein ſoll —

Entſetzlich häßlich, bekräftigte der Baron in der Rückerinnerung ſchaudernd. Ihr Anblick hat mich über meines Bruders ſyſtematiſch entworfenen Plan belehrt. Es ſollte eine Rache gegen meinen Vater ſein, die er mit dieſer Heirath, vielleicht ſchon mit der Gewißheit ſeines Todes im Herzen, beſchloſſen hatte. Die Rache traf mein unſchuldiges Haupt — ich will ihm deßhalb nicht zürnen.

Da Sie, mein junger Freund, mit einer Heirath alſo nicht zu einer Art Entſchädigung kommen können, ſo müſſen Sie dieſelbe anders formiren. Tragen Sie darauf an, daß die Agnaten bis zur Mündigkeit des kleinen Reichsbarons Ihnen den Halbertrag der Güter ſichern.

Ein Lächeln der Zufriedenheit überflog Caſſians Geſicht.

Frau Meier fuhr fort: Bei der ſonderbaren Beſchaffenheit der vorwaltenden Verhältniſſe wird es keine Schwierigkeiten haben, Ihren Antrag durchzuführen. Die vorgefundene Wittwe iſt Ausländerin — vielleicht gelänge es, ihr den Wohnſitz auf Sindekow ſtreitig zu machen und nur dem prädeſtinir-

Digitized by Google

ten Erbherrn den Aufenthalt zu gestatten. Dadurch bliebe Ihnen Sindelow als Wohnsitz für die nächsten zwanzig Jahre unbestritten, und Sie könnten mit der Einnahme, die Sie halb und halb beanspruchen können, den schönsten Theil Ihres Lebens verbringen, ohne von der Höhe, von dem Altar, den Weihrauch Ihnen so lieb gemacht, herabzusteigen. Zwanzig Jahre werden bei kluger Wirthschaft hinreichen, Ihnen ein kleines Allodialvermögen zu erwerben; freilich können Sie dabei keine Frau situiren, wie Fräulein Alma; allein ich halte die Vereitlung dieses Heirathsplanes eher für ein Glück, als für ein Unglück. Von diesen Rathschlägen wollen wir für jetzt nichts verlauten lassen, sondern erst das Urtheil der Agnaten hören.

Frau Meier stand auf und reichte dem jungen Freunde die Hand: Jetzt verlassen Sie mich, Cassian. Ich habe heute Abend noch eine nothwendige Visite zu machen. Morgen, wenn Sie mit Ihrer Schwägerin, der Sie ungefähr diese Pläne andeuten können, Rücksprache genommen haben, erwarte ich Sie.

Baron Cassian entfernte sich mit viel leichterem Herzen, als er gekommen war. Er pries das Geschick, das seine Gedanken auf diese kluge und umsichtige Frau gewendet hatte. Ohne glücklicher geworden zu sein, war er doch heiterer als seit lange. Seine Entschlüsse schwankten nicht mehr und seine Gefühle, stets von der Verzweiflung bis zu der Höhe getrieben, wo der Egoismus mächtig wurde, wogten nur noch in der Weichheit und Wehmuth, womit jede Selbstbekämpfung endet. (Fortsetzung folgt.)

Bogumil Goltz.

Geschildert von A. v. E. *)

Gegen Ende meines Aufenthaltes in Düsseldorf überbrachte mir ein Freund eine Einladung für den Abend zu Professor Scheuren mit dem Bemerken, daß der berühmte ägyptische Reisende Bogumil Goltz von der Gesellschaft sein werde. Ich machte ein zweifelhaftes Gesicht, wie wenn uns Jemand als bekannt vorgeführt wird, dessen wir uns doch nicht entsinnen; aber einige Bemerkungen meines Freundes spannten meine Aufmerksamkeit, und ich griff zum Champollion-Figeac, um bei den bevorstehenden Erörterungen nicht als ganz Unkundiger zu erscheinen. Einige Stunden später war die Gesellschaft vereinigt. Unter acht bis zehn bekannten Personen nahm ich eine unbekannte wahr, einen Mann von mittlerer Größe und kräftigem, gedrungenem Bau,

*) Durch das so eben erschienene Werk „Der Mensch und die Leute" (Berlin, F. Duncker 1858) ist die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf den Verfasser desselben, Bogumil Goltz, gelenkt worden, dessen Persönlichkeit nach den Schilderungen Anderer, die ihm nahe stehen, nicht minder bedeutend erscheint, als nach der Auffassung unseres Berichterstatters.

Digitized by Google

der der Botſchafter von den Pyramiden ſein mußte. Im wirren Spiele des Lichtſchimmers machten ſich die Züge des Geſichtes wenig bemerkbar; ſeine erſte Erſcheinung hatte nichts beſonders Anziehendes und ſein Benehmen wenig Entgegenkommendes. Er faßte offenbar weniger den Einzelnen in der Geſellſchaft, als dieſe im Ganzen ins Auge und ſchien durch die Formen des erſten Bekanntwerdens einigermaßen ſich beläſtigt zu fühlen. Die Spenden unſerer freigebigen Wirthin beunruhigten ihn offenbar, und während Thee getrunken wurde, kam eine lebendige Unterhaltung nicht zu Stande. Er wies ſogar die Aufforderung, von dem fremden Lande zu erzählen, mit Ungeduld ab, indem er betheuerte, daß Nil- und Theewaſſer ſich nicht vertrügen. Als aber die Anzeichen hervortraten, daß von den Anweſenden dem materiellen Bedürfniſſe Genüge gethan und eine gewiſſe behagliche Ruhe ſich verbreitete, erbot ſich Goltz, aus ſeiner Reiſe, die er ſchon beſchrieben, einige Stücke vorzuleſen. Er begann aufgefordert ſogleich damit und führte das Geleſene durch mündliche Erläuterungen weiter aus.

Wie lange er ſo geleſen und geſprochen, vermöchte wohl Keiner aus der Geſellſchaft zu beſtimmen, denn wir Alle fühlten uns bald wie durch Traumes Gewalt in eine fremde Märchenwelt verſetzt und erlebten Wunderdinge, für die keine Zeit mehr nach Stunden zu meſſen war. Goltz offenbarte eine Darſtellungsgabe, für die keine zweite zur Vergleichung herangezogen werden kann. Wir machten in dem Augenblicke ſämmtlich die Reiſe mit ihm, ja, machten ſie in ſeiner Begleitung wie wir ſie allein nie würden machen können, auch wenn wir wirklich über Meer führen. Denn des Zauberers Macht wirkte nicht allein, indem er uns vom trägen Ufer des Niederrheins in das Gewirr der Straßen Kairo's, den Tumult der Nilhäfen, in den Brand der Wüſte und die Nacht der Pyramiden verſetzte, nein, er ſchuf auch das Land erſt, wohin er uns führte. Denn ſolch ein Aegypten, wie er es malte, exiſtirt für keinen Anderen, weil kein Anderer wie er es ſo ſieht. Und doch war Alles, was er vorbrachte, die reinſte Naturwahrheit, nur Wahrheit, die bisher Keiner an den Dingen entdeckt, von einem Standpunkte aus geſehen, den er zuerſt eingenommen, und aus einer Tiefe der Weſenheit gewonnen, die dort zuvor Niemand geſucht. Da handelte es ſich nicht um ſogenannte Reſultate für die Wiſſenſchaft, um das Maß dieſer oder jener Pyramide, um die Erklärung einer Inſchrift, nicht um pittoreske Scenerien, die etwa für ein Skizzenbuch taugten, nicht um ſpannende Abenteuer — obwohl es auch an all Dieſem nicht fehlte — das ganze Aegypten ſtellte ſich dar, Land und Volk, wie es in Geſchichte und Gegenwart leibte und lebte und wie es vor dem Throne Gottes Rechenſchaft darüber zu geben hat.

Goltz war, das bemerkten wir bald, ein Reiſender eigener Art. Um der Miſere unſeres conventionellen Lebens einmal zu entgehen, war er über Meer gezogen, und wahrlich! wenn er jenes mit dem Scharfblick und dem tiefen

Digitized by Google

Bedürfniß für würdigeres Menſchendaſein angeſehen hatte, die er mit nach Aegypten genommen, ſo mußte er hinreichend davon überſättigt ſein. Von Aegypten aber kehrt er zurück, ſchwärmend für Aktenſtaub und den Anblick eines Polizeiſoldaten.

Nicht als Geſchichts- oder Naturforſcher, nicht als reiſender Künſtler oder Miſſionär, ſondern rein als Menſch hatte Goltz ſich in jene Rumpelkammer älteſter Geſchichte und neueſter Geſchichtsloſigkeit begeben, und der ſittliche Menſch war es auch, der ſeine Anſchauungen in Betrachtung und Erzählung formulirte. Die Gefahr aber, von dieſem Standpunkte aus ein bloßes moraliſches Phantom zu bieten, ward vollſtändig beſeitigt durch die Tiefe und Umfaſſungskraft der philoſophiſchen Speculation, die jede Erſcheinung auf ihren natürlichen, nothwendigen Grund zurückführte, durch die kindliche Unſchuld des Redners ſelbſt, die inſtinctartig auch in der ungeheuerlichſten Verworrenheit noch den Kern menſchlichen Daſeins zu treffen und von dort aus einen Hauch der Anmuth über das Angeſchaute zu verbreiten wußte; endlich durch eine ganz ungewöhnliche Kraft der Darſtellung, durch die er ſich jedes eigenen Urtheils überhob, vielmehr daſſelbe im Hörer durch die Schilderung hervorrief. Goltz war in ſeinen Beſchreibungen und Erzählungen Dichter, Bildhauer und Maler, wie er denn auch in der Kunſt nach allen drei Richtungen ſich verſucht, ſogar einen Lehrkurſus als Bildhauer durchgemacht hat. Alles was er vorführte, ſtand da vollkommen gerundet und im hellſten Glanze der Farben; Alles war belebt und wirkte wie ein Lebendiges. Der in ſeinem Innern mit dämoniſcher Kraft gährende Geiſt wußte ſelbſt aus dem Staube der Wüſte, aus der Härte des Granitblockes den Funken zu löſen, der ſie zu Theilnehmern der warm athmenden Welt berechtigt. Die überraſchendſten Wendungen, die unerhörteſten Ausdrücke ſtanden ihm zu Gebote; er ruhte nicht, bis er eine Sache in der Beſchreibung bis auf den Grund erſchöpft, und brauchte nöthigenfalls zehn, zwölf Ausdrücke für denſelben Gegenſtand. Den ganzen Vortrag würzte ſein weſtpreußiſcher Humor, der um ſo ungezügelter ſich erging, je mehr er in ſich ſelbſt die Sicherheit trug, daß er nie die Grenze des Geziemenden überſchreiten könne.

Des Erzählers Darſtellungsgabe war noch lange nicht erſchöpft, als der Hörer Faſſungsvermögen ſchon nachhinkte, und bei der erſten Pauſe zeigte ſich, wo Jeder war ſtehen geblieben. Mintrop, der liebenswürdige Kinderraphael, dem ſeine frühere ländliche Beſchäftigung noch friſch in der Erinnerung lag, hatte genug, als er von einem Lande hörte, in dem es oft Jahre lang nicht regnet. Ein Landſchafter ſuchte die Schilderung einer ägyptiſchen Mittagsſcenerie feſtzuhalten, in der, wie im Zaubermärchen, die ganze Erde ſich in farbiges Feuer aufzulöſen ſcheint. Ein Dritter ſchauerte noch zurück vor dem antediluvianiſchen Schnaufen eines Kameelkopfes, den Goltz mit einem an ein Vorgebirge gebundenen Nachen verglich, der ſchäumend und „blubbernd"

Digitized by

beſtändig hin- und herfährt. Die Einbildungskraft unſres genialen Wirthes war ſo mit Bildern überfüllt, daß er höchſt aufgeregt, bald an dieſes, bald an jenes Stück der Erzählung ſich erinnernd, ſeine Bewunderung zwiſchen dem Berichteten und dem Berichterſtatter theilte. Bei mir hatte die merkwürdige Erſcheinung des letzteren endlich auch den Gegenſtand ſeiner Schilderung in den Hintergrund treten laſſen, und erſt jetzt fiel mir auf, wie das Aeußere des Mannes ganz ſeinem Inneren entſprach. Sein ganzer Körperbau war kräftig wie ſein Geiſt — hatten doch ſeine Schultern den Streichen der Nilräuber widerſtanden und ſeine Fauſt eine wilde arabiſche Buhlerin zu Boden geworfen. Höchſt bedeutend erſchienen der Schnitt und die Züge ſeines Geſichtes. Eine hoch gewölbte Stirn ward noch vergrößert durch das Herabziehen der Augenbrauen, die in langjährigem Denken ſo gewöhnt, in förmlichem Halbkreiſe ſich über die Augen ſenkten. Die letzteren, keineswegs groß und offen, verriethen doch das Feuer der inneren Leidenſchaft, und konnten eine Gluth und Schärfe annehmen, die vernichtend hätte wirken müſſen, wenn nicht um den Mund unverwüſtlicher Humor und Gutmüthigkeit geſpielt hätten. Seine Perſönlichkeit trat als ſo bedeutend heraus, daß allgemein ein lebhaftes Verlangen ſich kund gab, etwas Näheres von Goltz' Lebensumſtänden zu erfahren. Und hier that ſich denn ein Gang derſelben auf, der nicht weniger reich und wunderbar erſchien, als das ſchon Gehörte.

Durch Geburt zum polniſch-preußiſchen Gutsbeſitzer beſtimmt, hatte Goltz, wie ſchon erwähnt, eine Zeitlang in der Jugend ſich der Kunſt gewidmet, ſpäter aber ſtudirt und, wenn die Erinnerung mich nicht täuſcht, einige Jahre im preußiſchen Staatsdienſt zugebracht. Die Verwaltung ſeiner Güter, die er ſodann angetreten, war durch die merkwürdigſten Wechſelfälle unterbrochen. Von einem unwiderſtehlichen Hange getrieben, die Welt und die Menſchen kennen zu lernen, hatte er größere Reiſen durch Europa gemacht und ſich in die ſonderbarſten Lagen begeben. Als Pächter großer Landſtrecken hatte er zeitweiſe in Polen gehauſt, als Pferdehändler Rußland durchzogen, mit Handwerksburſchen als einer ihres Gleichen auf der Streu geſchlafen, dann zog er ſich für Jahre zurück und gab ſich philoſophiſchen Speculationen hin. Bis zum 45. Jahre des Schreibens ſich enthaltend, behauptete er, daß er hätte zergehen müſſen vor Gedanken, wenn er ſie nicht endlich zu Papiere gebracht. Seit der Zeit aber habe er wenigſtens 50 Ries vollgeſchrieben. Dann hatte er ſich losgeriſſen und die Reiſe nach Aegypten gemacht.

Was Goltz an jenem Abend vortrug, findet ſich zum Theil auch geſchrieben in ſeinen Werken; Das Buch der Kindheit, und Ein Kleinſtädter in Aegypten; aber dieſe geben kaum einen Schatten von der Wirkung ſeines mündlichen Vortrags. Es fehlt dabei das Gewicht ſeiner perſönlichen Erſcheinung, der Nachdruck, den die Leidenſchaft jedem ſeiner Worte verlieh, denn wenn Goltz' Rede auch bei aller Erregtheit klar und ſo wohl-

geordnet dahin floß, daß sie sogleich hätte niedergeschrieben werden können, so machte sie doch nie den Eindruck, als rede er bloß aus dem Gedächtniß. Er war stets mit ganzer Seele bei und in dem, was er sagte, und ergriff damit auch das ganze Gemüth des Hörers. Es erschien als die feinste Blüthe seines Geistes, daß er nie sich selbst aus dem Auge verlor und bei scheinbar völliger Entfesselung der Leidenschaft doch stets die Zügel in Händen behielt. Er paßte, wie ich später noch mehr merkte, seine Rede mit feinstem Takte dem jedesmaligen Zuhörerkreise an, dessen Bedürfniß und Tragkraft ihm sogleich eröffnet war, und grade bei den verschiedenen Aufgaben, die ihm so erwuchsen, schien sich Vermögen und Vergnügen seiner Meisterschaft noch zu erhöhen. Diese Spuren sind natürlich in seinen Büchern verwischt, wie ja überhaupt auch des größten Geistes geschriebener Ausdruck stets nur ein schwaches Abbild seiner persönlichen Wirklichkeit bietet. Goltz drückte wiederholt aus, daß er sich nirgend wohler befinde, als in einem beschränkten Kreise gleichgestimmter und gleich interessirter Freunde; er mußte sich beengt und verwirrt fühlen, sobald er vor die Allgemeinheit als Publikum trat, und wie er diesem wohl doch noch zu viel zugemuthet, zeigt leider die laue Aufnahme seiner Schriften. (Schluß folgt.)

Unterhaltungen.

— **Keplers Werke und A. von Humboldt.** Johann Kepler, einer der größten und herrlichsten, zugleich liebenswürdigsten Geister deutschen Stammes, um so herrlicher, da er in trüber Zeit lebte und mehr als Andere ihren Druck empfand, wird erst jetzt der Nation in würdiger Weise vorgeführt. So eben erschien nämlich in Frankfurt und Erlangen, bei Heyder und Zimmer, der erste Band seiner Werke (Joannis Kepleri Astronomi opera omnia ed. Chr. Frisch.) Ohne bedeutende Anstrengungen, ohne das Zusammenwirken anerkannter Namen wäre diese Gesammt-Ausgabe nicht zu Stande gekommen. Ja noch ist es zweifelhaft, ob dieses ruhmwürdige Bemühen nicht für Herausgeber und Verleger mit unbilligen Opfern verbunden sein wird. Jeder Freund der höheren Geistesbildung muß wünschen, daß die Großen und Reichen der Nation, namentlich die Staatsanstalten, für ein National-Eigenthum, wie der Name Kepler es ist, eintreten werden. Aber warum, fragen Viele, fehlt unter den Häuptern der Wissenschaft, die sich für ein solches Unternehmen verwenden, gerade der Name Humboldt? Die Frage liegt nahe, und gewiß wäre dieser Name für das Werk eine bedeutende Fürsprache geworden. Indessen ist es bei dem geringsten Menschen und um so mehr bei Humboldt immer mißlich, das Unterlassen einer Handlung zum Gegenstande des Tadels zu machen, und die Bitterkeit und Gehässigkeit, womit einige Blätter diesen Tadel vorbringen, scheint uns völlig unstatthaft. Daß Humboldt aus Bequemlichkeit, aus Gleichgültigkeit oder gar aus Mißgunst gegen einen großen Namen seine Mitwirkung zur Verherrlichung Keplers verweigere, will uns wohl selbst unter den Anklägern keiner glauben machen. Wie er über den erhabenen Forscher denkt, ist im zweiten Bande des Kosmos S. 364 zu lesen: „Wenn ich, sagt Humboldt, Kepler vorzugsweise genannt habe, so war es, um daran zu erinnern, wie sich in diesem großen, herrlich begabten und wunderbaren Manne der Hang zu phantasiereichen Combinationen mit einem ausgezeichneten Beobachtungstalent und einer

Digitized by Google

ernſten, ſtrengen Inductionsmethode, mit einer muthigen, faſt beiſpielloſen Beharrlichkeit im Rechnen, mit mathematiſchem Tiefſinn vereinigt fand. Ein ſolcher Geiſt war recht vorzugsweiſe vor allen dazu geeignet, durch den Reichthum und die Beweglichkeit ſeiner Ideen, ja durch die Wagniſſe cosmologiſcher Ahndungen Leben um ſich zu verbreiten."

— **Drei Jahre von Dreißigen.** Ein Roman von Ludwig Rellſtab. Fünf Bände. 1. u. 2. Halbband. Leipzig, Brockhaus. — So ſollen wir abermals den bittern Kelch leeren und in die Einzelheiten jenes furchtbaren Krieges uns verſenken, deſſen Wunden der deutſche Körper noch nicht verſchmerzt hat, deſſen Abſchluß mit Recht „der Grabſtein deutſcher Größe" genannt wird. Es iſt nicht zum erſtenmale, daß dieſer Krieg zum Gegenſtand epiſcher Darſtellung gemacht wird; nur geſchah es in Zeiten, da der Nation noch nicht klar geworden war, welche Wirkung bis auf die Gegenwart der erſte europäiſche Krieg größten Styls auf ihre Schickſale geübt. Man erfreute ſich noch in naiver Weiſe an den Kriegsſchilderungen und die Epiſode Guſtav Adolfs und Wallenſteins allein ging in das Bewußtſein der meiſten Leſer über. Die neueſte politiſche und kulturgeſchichtliche Forſchung hat ſich beſonders mit der Periode des Kriegs ſeit der Lützener Schlacht und mit den ein Menſchenalter hindurch fühlbaren Folgen deſſelben beſchäftigt; in Rellſtabs Buch dagegen erhalten wir den Anfang deſſelben. Der Verfaſſer hat 6 Jahre angeſtrengten Studiums an das Werk geſetzt, allmählich den ganzen Verlauf des Krieges zu ſchildern. In der oben verzeichneten Introduction, deren Anfang bis zum Tode des Kaiſers Matthias (1619) vorliegt, ſoll einſtweilen die Erzählung bis zu der in das nächſte Jahr fallenden Schlacht am weißen Berg mit ihren nächſten Folgen geführt werden. Rellſtab iſt ein zu beliebter Erzähler, als daß man der Leſewelt ſeine Schreibweiſe zu charakteriſiren brauchte; überall blickt das gründliche Studium durch und von den Maſchinerien des Romans iſt nur ſoviel angewandt, als es bedarf, um bei den Leſern das gemüthliche Intereſſe zu erregen, welches leichter von den Schickſalen Einzelner, als von denen der Maſſen geweckt wird. Die Auffaſſung iſt ganz im ernſten Sinne der gegenwärtigen Geſchichtsforſchung. Möge das freilich auf einen koloſſalen Umfang angelegte Buch viele Leſer finden; es kann viel Gutes wirken, wenn es die rechten findet! S.

— **König Richard der Dritte.** Das Leben und der Charakter dieſes merkwürdigen Fürſten wurde kürzlich von Max Büdinger in Wien zum Gegenſtand eines ſehr belehrenden Vortrags (im großen ſtändiſchen Saale) gewählt. Auch der ſoeben erſchienene neue Band von Pauli's Geſchichte von England (in der Heeren-Uckert'ſchen Sammlung) beſchäftigt ſich mit Richard. Pauli faßt das Ergebniß der Unterſuchung über die Perſönlichkeit des letzten Plantagenet in den Worten zuſammen: „Trüb und ſpärlich iſt die Kunde über die Herrſchaft des gewaltigen Fürſten, Haß und Feindſchaft ſeiner Gegner hat ihn noch nach dem Tode zu brandmarken geſucht. Aber nicht minder unbegründet iſt der Verſuch, ihn zur Verehrung zu erheben. Mag die volksthümliche Auffaſſung übertrieben ſein, ſo bewahrt ſie doch jedenfalls, wie ſie von dem großen Dichter verewigt worden, den Kern der Wahrheit. — Ein ſtarkes Feuer der Thatkraft und des Ehrgeizes muß in ihm geglommen haben; wenn er ſeinen ſcharfen Gedanken nachhing, pflegte er ſich wohl in die Unterlippe zu beißen oder zog unbewußt den Dolch, den er am Gürtel trug, aus und ein. Ruhelos und mehr als wachſam, eine Eigenſchaft, die vielleicht mit ſeinem reizbaren Körper zuſammenhing, ſuchte er wo möglich den Ereigniſſen vorzugreifen. — Er war ein ganzer Fürſt, in Sprache und Geſinnung engliſcher als irgend einer vor ihm, aber auch durch Geſchick und Verhängniß in Bahnen hineingeriſſen, die den Fluch der Nachwelt untilgbar an ſeinen Namen heften müſſen."

— **Ary Scheffer**, der berühmte Maler, iſt am 15. Juni im Alter von 63 Jahren verſchieden; er war eben von einem Ausflug nach London zurückgekehrt, wo er dem Begräbniß der Herzogin von Orleans beigewohnt. Sein Andenken verdient in Deutſchland kaum minder als in Frankreich gefeiert zu werden. In Holland, und zwar im Haag geboren, war er

Digitized by Google

der deutschen Sprache vollkommen kundig. Vom Geist unserer Dichtung und Sage tief und mächtig angeregt, erschien er als ein Bundesgenosse der Romantiker in Frankreich, doch klarer, inniger und dem Schönen mehr zugewandt als sie. Durch denselben Geist entzog er sich dem Banne der klassischen Schule, der ihn in seinen Erstlingsarbeiten noch fesselte, und schuf nach deutschen Motiven folgende Werke: Gretchen und Faust, Gretchen vor der Kirche, Faust und Mephistopheles auf dem Blocksberg, der König in Thule und zwei Darstellungen der Mignon, nach Goethe; die Leonore, nach Bürger; des Mädchens Klage („der Eichwald brauset") nach Schiller; Eberhard der Greiner, nach Uhland. Sein überlebender Bruder Henry Scheffer genießt vielleicht als Bildnißmaler eines größeren Zuspruches, steht ihm aber sonst an Wärme und an Freiheit des Styls um Vieles nach.

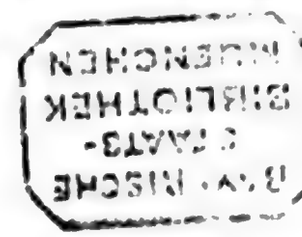
— **Erzählungen aus der Gegenwart.** 1) Il n'y a personne. Von Theophil Pisling (Leipzig 1858). „Zu Paris auf dem Père Lachaise sieht man auf einem Seitengange neben der Kapelle einen altarförmigen Grabstein; ein welker verdorrter Kranz ruht auf demselben und seine Inschrift lautet: il n'y a personne." Nur drei oder vier Menschen sollen die Umstände kennen, die sich an diese Inschrift knüpfen; in der vorliegenden, leicht und lebhaft geschriebenen Geschichte von einem jungen Deutschen, Ludwig Becker, und seinem Freunde Mayence sollen sie mitgetheilt werden. Bei der Einfahrt in den weltberühmten Friedhof werden uns natürlich die bekannten Gefühle, welche die Rue de la Roquette anregt, nicht vorenthalten; noch weniger im Inneren des Père Lachaise die durchaus unentbehrlichen Touristenbemerkungen über Börne und Heine. — 2) Daheim ist doch daheim; nordamerikanische Bilder aus dem Munde deutscher Auswanderer, von Heinrich Schwerdt. Die Tendenz dieses „Volksbuches" ist deutlich genug in dem Titel, so wie in dem scherzhaft ausgedrückten Schlußsatz angegeben: „Immer noch besser, in einer deutschen Verwahranstalt verpflegt, als in Amerika gelyncht zu werden."

— **Der trojanische Krieg** von Konrad von Würzburg ist nun durch die Fürsorge des literarischen Vereins in Stuttgart zum ersten Mal vollständig im Druck erschienen. Herausgeber ist der unermüdlich thätige Adelbert von Keller; auf dem Titelblatt nennt er Karl Frommann in Nürnberg und Franz Roth in Frankfurt als diejenigen, nach deren Vorarbeiten er den Abdruck veranstaltet hat. Gewiß wird es den hier lebenden Freunden der Wissenschaft zur besonderen Freude gereichen, daß es unserem gelehrten Mitbürger durch die einsichtsvolle Rücksichtsnahme der ihm vorgesetzten Behörde möglich gemacht wurde, sein gründliches Wissen bei einem so schönen Unternehmen nutzbar machen zu können. Der „Trojanische Krieg" ist eines der umfangreichsten Werke der mittelhochdeutschen Zeit; nicht weniger als 49,860 Verse schrieb Konrad, bis er mit dem Segenspruch Deo Gratias! seine Dichtung abschloß.

— **Emil Palleske's** neues Werk über „Schiller's Leben und Wirken" wird in der Allgemeinen Zeitung von Varnhagen von Ense aufs angelegentlichste empfohlen und als eine sehr bedeutende Leistung bezeichnet. Varnhagen schildert bei dieser Gelegenheit in ganz ergötzlicher Weise den trockenen, absoluten Hochmuth, mit welchem man früher in den vornehm-romantischen Kreisen, besonders in Berlin, sich über Schiller auszusprechen pflegte; wie denn ein bekannter Gelehrter versicherte, er liebe Schiller wohl ein wenig, doch nur aus Mitleid.

— **Jedem das Seine.** In dem Buche „Gustav Schwab, geschildert von Karl Klüpfel", werden Epigramme mitgetheilt, der Angabe nach von dem achtbaren schwäbischen Dichter „zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Erfahrungen gedichtet." Dieselben sind jedoch nur zum Theil ächt; so befinden sich z. B. S. 358—59 nicht weniger als drei Gedichtchen, die nicht von Gustav Schwab, sondern von Georg Herwegh verfaßt sind.

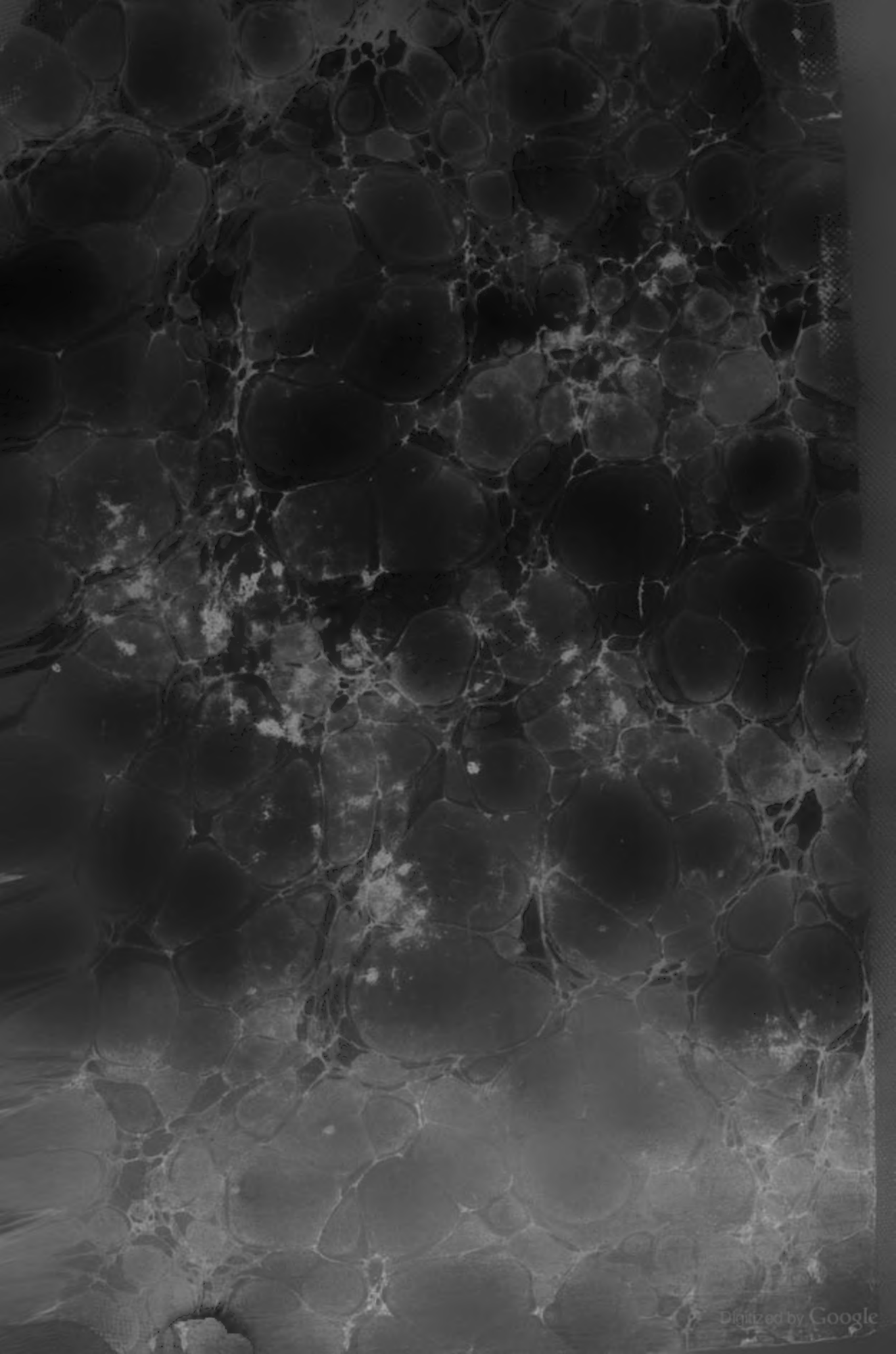
Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.


BAY. RISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google